Deutsche rundschau



Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXVI.



(Januar — Februar — März 1896.)

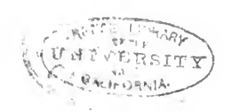




Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Georg & Co. Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's kgl. ung. Univ.-Buchhandl. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univ.-Buchhandlung. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan). Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandl. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Universitäts-Buchhandl. Wilhelm Frick, Hofbuchhandl. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Albert Müller (Nachf. von Orell Füßli & Co. Sortiment).



Inhalts-Verzeichniß

zum

Sechsundachtzigsten Bande (Januar — März 1896).

(Fortsetzung umstehend.)



Peter Paul.

Von

Anselm Heine.

[Nachdruck untersagt.]

Aber jetzt wohin?

Ich stand verdrießlich und müde auf dem Trottoir und ließ den Novemberregen auf meinen Schirm tropfen.

Den ganzen Morgen hatte ich in der Pinakothek copirt, Nachmittags saß ich im Atelier und verdarb meinen „Kain“, und am Abend sollte ich wieder im Actsaal corrigiren. Jetzt sehnte ich mich nach Musik, nach Theater, nach Gespräch — nach irgend Etwas, das nicht nach Oelfarbe roch.

Aber wohin mich wenden?

Ich las die ganze Anschlagsäule herunter — für Alles war es noch zu früh. Freunde besuchen? Sie steckten ebenso in der Arbeit wie ich selbst! Endlich fiel es mir ein: Peter Paul! Das war das einzig Richtige! Er hatte immer Zeit, war immer anregend, und man fand bei ihm oft Einen oder den Anderen, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen konnte!

Zehn Minuten später öffnete ich seine Thüre. Ich blieb lächelnd auf der Schwelle stehen: Ja, das war wieder einmal ein echter Peter Paul! Ein „milieu“, wie er es liebte!

Ein raffinirtes, weiches Doppellicht erfüllte den Raum. Die umhangene Ampel goß ihren rothen Schein in die beginnende Dämmerung, während zu den Fenstern das blasse Gold des Sonnenunterganges herein glänzte. Im ersten Augenblick erkannte ich nur farblose Gruppen von Männern und Frauen mit hellen, aufmerksamen Gesichtern, auf dem Sopha eine weiße, verdämmernde Frauengestalt. Am Fenster aber stand Peter Paul. Seine anmuthige Silhouette hob sich kräftig ab von dem strahlenden Hintergrunde. Der Lampenschein fiel gerade auf sein empor gerichtetes Gesicht mit den großen, durchleuchteten Augen. Er schien das einzig Farbige und Feste, das einzig Wichtige zu sein in dem ganzen Bilde. „Und ich behaupte mit Albrecht Dürer,“ sagte Peter Paul eben jetzt und streckte mit eindringlicher Geste die Hand aus, „durch die neue Creatur wird der versammelte Schatz des Herzens offen-

bar!" — Eine ‚neue Creatur' aber ist es nicht, wenn Jemand ein Bündel Heu auf die Leinewand malt, so natürlich, daß jeder vorübergehende Esel vor Entzücken sein J—a schreit. Das kann am Ende Jeder lernen! Aber Etwas, das nie dagewesen ist und nie sein wird, organisch hinzustellen, das kann man nicht lernen, das muß man haben!"

„Aha! Ihr sprecht Kunst?" bemerkte ich beim Nähertreten.

„Man spricht immer Kunst bei Peter Paul," erwiderte er lächelnd und streckte mir die Hand hin. Ich erkannte nun auch die Anderen: Zwei Maler, ein junger, halb verhungerter Musiker, den Peter Paul aus reinster Herzensgüte bei sich wohnen ließ, und der Kunstkritiker, Professor Richter mit seiner Frau. Die Dame auf dem Sopha war Dora Herz, deren lebendig charakterisirte Porträts gerade jetzt auf der Ausstellung Furore machten.

Sie räumte mir einen Platz an ihrer Seite ein. „Schade, daß Sie so spät kommen," sagte sie. „Peter Paul hat heute wieder einmal seine Schätze vor uns ausgestreut. Der Mensch besitzt einen Reichthum, eine geistige Kraft! Er stellt fast zu hohe Anforderungen, auch an sich selbst. Wenn er sich einmal mit Erreichbarem genügen ließe — er würde Meisterhaftes zu Stande bringen!"

„Worüber hat er denn geredet?" fragte ich.

Sie sann eine Weile nach. „Wir sprachen über die sogenannte Natürlichkeit in der Kunst. Ich kann Ihnen nicht das Alles so wiederholen, aber ich muß gestehen, er hat mir ganz neue Perspectiven eröffnet."

„Ein Beweis dafür, daß der echte Künstler richtig schafft, lange bevor er richtig denkt," warf Peter Paul dazwischen, der trotz seiner Unterhaltung mit dem Kritiker unser Gespräch gehört hatte.

„Aber das verstehen die Meisten nicht," fuhr er dann in seiner Discussion fort. „Jeder sollte seinen Vorwurf malen, wie nur er allein auf der ganzen Welt diesen Gegenstand hätte malen können, und so müssen wir auch ein Bild zu verstehen suchen. Wir müssen nicht fragen: ‚Wie wirkt es auf mich?' sondern: ‚Hat der Künstler dargestellt, was er empfand?'" Wieder waren Alle still geworden und hörten auf Peter Paul. Seine Dringlichkeit, sein Bedürfniß, zu überzeugen, übte auf uns Alle immer einen unbedingten Reiz aus.

„Sie haben Recht, Sie haben Recht!" erwiderte der Professor nachdenklich und blinzelte zu Peter Paul hinauf: „Auch das von der ‚neuen Creatur', was Sie vorhin anführten — Sie haben eine Belesenheit — eine Art, aus Allem eine kleine Rede zu componiren — —! Warum haben Sie eigentlich nicht die akademische Carrière eingeschlagen?" fügte er in seiner polternden Art hinzu. „Ich sagte es Ihnen ja schon immer — Sie sind wie geschaffen zum Kunsthistoriker, zum Kritiker!"

Peter Paul war sichtlich unangenehm berührt von den Aeußerungen des kleinen, eifrigen Mannes.

„Schließlich muß es doch auch Leute geben, die kritisirt werden!" erwiderte er in leichtem Tone, aber es klang eine gewisse Gereiztheit hindurch. Er brach ab. —

„Aber jetzt — es ist wirklich zu dunkel geworden, und wir sollen heute noch etwas Musik haben.“ Er wandte sich zu dem jungen Musiker, der sich schüchtern erhob. „Nicht wahr, Felix, Sie spielen uns etwas? — — Wir haben nämlich seit gestern hier oben ein Clavier,“ fuhr er fort, indem er den Schleier von der Ampel entfernte. „Ich möchte doch auch etwas von der Musik profitiren, die unser kleiner Zukunfts-Wagner da in sich hat — nicht? —“ und er strich mit einer liebenswürdigen Gebärde über das weiche, blonde Haar seines Schützlings.

„Der gute Mensch!“ sagte die Herz leise zu mir, „da knappt er's sich nun überall ab, um dem da zu helfen. Er ist unpraktisch wie ein Kind!“

„Wie ein Künstler!“ verbesserte ich.

„Und was soll ich spielen?“ fragte Felix leise und sah Peter Paul mit schwärmerischer Innigkeit an.

„Was Sie wollen! Eigene Compositionen oder sonst — spielen Sie die Davidsbündler von Schumann? Dieses Stück philosophischer Romantik liebe ich sehr!“

Ohne ein Wort zu sagen, setzte sich Felix ans Clavier und begann zu spielen.

„Einen Augenblick noch!“ Peter Paul entfernte den Schleier von der Lampe.

Es war jetzt hell im Zimmer, und hinter dem grünen Vorhange, der Mal- und Schlafraum vom Empfangszimmer trennte, wurde eine große, phantastisch gekleidete Gliederpuppe sichtbar.

Peter Paul ging hinüber und zog den Vorhang vollends zu. Er liebte es nicht, wenn man da in seinem Allerheiligsten spionirte.

„Ungetaufte Kinder soll man nicht bei Namen nennen, sonst sterben sie!“ erklärte er lachend. „Und wissen Sie, was Rembrandt sagte?“

„Schnüffelt nicht an meinen Bildern! Frische Farben sind ungesund!“

Wir lachten, und die beiden Maler stimmten lebhaft bei. „Jeder Sensible hat seine eigenen Schaffensgesetze,“ meinte der Eine; „die Meisten verstehen nur nicht, sie zu erkennen und zu behaupten!“

„Eigentlich ist es schamlos, den Entstehungsproceß seiner Werke vor fremden Augen zu enthüllen!“ fügte der Andere hinzu, „man sollte es machen wie Peter Paul!“

„Pst, pst!“ rief der und nickte dem Musiker zu, er möge beginnen.

Der junge Mann spielte vortrefflich. Jede Nüance kam heraus — hier der Humor, dort die leidenschaftliche Sehnsucht — man fühlte sich beschäftigt und ergriffen durch das, was man hörte. Am meisten verrieth Peter Paul's Gesicht die geistige Arbeit, der er sich unterzog.

„Das ist doch noch einmal ein Ganzer!“ dachte ich. „Einer aus dem Vollen!“

Ich schloß die Augen und empfand mit wohligem Behagen den Hauch von Schönheit, der über dieser Stunde lag.

Musik, gute, kluge Menschen und vor Allem ein Peter Paul, mit dem man das Alles genoß! — Der Clavierspieler hatte geendet und erntete verdientes Lob; aber ohne auf uns zu achten, blieb er am Pianino sitzen und

blickte auf Peter Paul, der noch kein Wort gesprochen hatte und verträumt in seiner Ecke stand.

„Das möchte ich malen!“ sagte er endlich leise. Als er unsere Blicke auf sich geheftet sah, wurde er seines Schweigens inne und ging, wie von innerer Unruhe getrieben, im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen.

„Sehnsucht“ soll es heißen, „Sehnsucht!“ — Er sah uns Alle der Reihe nach an, als hätte er uns etwas Geheimes, Köstliches mitzutheilen. Seine Augen lächelten.

„Eine Landschaft von schöner, glühender Farbe“ — begann er träumerisch — „massige Bäume, die fast schwarz erscheinen, bethaute Wiesen, ein breiter Fluß, in dem sich das Gold der aufgehenden Sonne spiegelt. Rothe und grüne Lichtstreifen fallen zwischen den regungslosen Blättern hindurch, die Grashalme blitzen, fallende Tropfen durchzittern die Luft. Gelbe, brennende Rosen am Strauch — die Ferne ein rosiges Grau, das sich, eine Hand breit über dem unteren Rahmen, in ein schwaches Grün verwandelt. Und mitten unter allen diesen heimlichen, rosigen Gluthen — gerade unter der goldgesäumten Wolke, eine weiße Jünglingsgestalt. Das Gewand ist von den schräg abfallenden Schultern abgeglitten; er streckt, durchschauert, die Arme vor sich hin. Man sieht ihn von vorn — ganz von vorn! Der schlanke Hals vorgebeugt, als wolle er diese Helligkeit in sich eintrinken. Große, blaue Augen mit aufgeschlagenen Wimpern — so steht er steif da vor Wonne und Andacht. Mit dem schlaffen Haare spielt der Morgenwind!“

Er hatte leise, wie von Gemüthsbewegung erstickt, gesprochen, immer den Kopf nach oben gewendet; aus der gespannten Kehle kamen die Worte rauh und stoßweise, wie man unter Schmerzen spricht. „Ich dachte dabei an Goethe's Ganymed,“ sagte er jetzt und sah sich um, als ob er erwache, „an jene wollüstige Traurigkeit der Jugend, jene Sehnsucht, die der Fülle entspringt,“ und mit weicher, verschleierter Stimme declamirte er:

„Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!
Daß ich Dich fassen möcht'
In diesen Arm!
Ach an Deinem Busen
Lieg ich, schmachte,
Und Deine Blumen, Dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft d'rein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.

Ich komm', ich komme!
Wohin? Ach! wohin?
— — — — — —
Es schweben die Wolken,
Abwärts, die Wolken,
Neigen sich der sehnenden Liebe,
Mir! Mir!" — —
— — — — — —

Wir schwiegen Alle, als er geendet hatte. Die wohlbekannten Verse hatten einen starken Eindruck auf mich gemacht, wie nie zuvor. Dazu seine hohe, begeisterte Gestalt, das schöne Antlitz, die emporgehobenen Arme — ich mußte ihn immer wieder ansehen! — Ihm gerade gegenüber standen die drei Staffeleien mit seinen Gemälden, „praktisch archaistische Studien", wie Peter Paul sie nannte. Sie standen dort, so lange ich ihn selbst kannte, immer in der gleichen Anordnung. Alles Uebrige wechselte bei ihm: die Einrichtung des Zimmers, die Gesellschaft, die er hier empfing, die Gespräche — vielleicht auch die Meinungen — die Bilder aber blieben immer an ihrem Platze.

Das eine war ein Männerporträt im Stile der altkölnischen Schule; das zweite ein Frauenkopf mit steifen Löckchen und starren Augen — den ägyptischen Grabbildern der hellenistischen Epoche nachgeahmt; das dritte ein Garten, in japanischer Manier gemalt.

War es nicht eine seltene Gewissenhaftigkeit, daß dieser Mensch, der solche Schöpferkraft in sich trug, sich mit bescheiden fleißigen Nachbildungen abmühte?

Als wir eine halbe Stunde später Peter Paul's Wohnung verließen, hatte Jeder von uns das Gefühl, eine Sonntagsstunde dem Werkeltag abgerungen zu haben.

„Ein seltener Mensch!" sagte der Professor, der mit seiner Frau und einem der Maler mit mir die Straße hinabging.

„Wer doch seine Phantasie hätte!" seufzte mein College. „Wie oft habe ich mir bei ihm Muth und Anregung geholt, wenn ich 'mal auf dem Trocknen saß."

„Mir geht's ebenso!" bestätigte ich, „der Mann redet Gold!"

„Rübezahlgold!" sagte die Professorin. Wir sahen sie überrascht an. Von der stillen, bescheidenen Frau war man solche Aeußerungen nicht gewöhnt.

„Rübezahlgold? Wie so?" fragte ich. Sie wurde etwas verlegen. „Nun, wenn man's zu Haus besieht, findet man nur Staub und Asche! Wenigstens mir geht es so!" fügte sie unsicher hinzu, da ihr Mann sie mißbilligend ansah.

„Ich begreife nicht —" fing der nun an. „Peter Paul gehört zu den Menschen, die durch ihre Persönlichkeit wirken — nun ja. Ich will ja auch nicht sagen, daß — er häuft manchmal die Beiworte etwas zu sehr, braucht gewagte Bilder, stellt paradoxe Vergleiche auf — rückt auch wohl 'mal mit Halbwahrheiten an — aber was schadet das? Darum bleibt er doch ein Kunstkritiker ersten Ranges. Und dann hat er eine Art — selbst Gemeinplätze erscheinen aus seinem Munde neu geprägt."

„Neu geprägt," wiederholte er, weil ihm das Bild gefiel.

„Haben Sie gemerkt, wie das Philisterpaar im Offnen und Versteckten über unseren Peter Paul herfiel?" fragte der Maler, als das Ehepaar abgezweigt war.

Ich zuckte die Achseln. „Sie nehmen es ihm übel, daß sie ihn bei keinem ihrer —isten und —ianer unterbringen können." Er schüttelte den Kopf. „Ich glaube eher, Richter fühlt sich durch ihn bedrückt. Sie wissen doch, daß Peter Paul die gute Hälfte des berühmten Richter'schen Cicerone gemacht hat."

„Wirklich? Also darum ist das Buch so interessant! Ich habe mich immer darüber gewundert."

„Peter Paul hat Alles mit ihm durchgesprochen, ihm Literatur verschafft, ganze Bogen wörtlich dictirt — der Felix hat es mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt. Er selbst bewahrt in seiner übertriebenen Großmuth das strengste Geheimniß."

„Das sieht ihm ähnlich! Ihm ist das Alles nebensächlich. Er verachtet Alles in der Kunst, was nicht Production ist, das ‚Eigentliche' wie er sagt. Ich glaube, er schämt sich förmlich seines soliden Wissens, seiner kolossalen Belesenheit."

„Und läßt sich ausnutzen! Er ist verschwenderisch wie ein Saladin!"

„Wie ein Künstler!" entgegnete er, meinen Ausspruch vom Nachmittag wiederholend.

Ein paar Tage später traf ich Peter Paul auf der Straße. Er wollte zu mir. Sein Gesicht war blaß vor Freude, seine Augen strahlten. „Rubinstein hat mir gesessen," war das Erste, was er sagte.

Schon früher hatte er mir gesagt, die Gräfin Wersowicz, eine Landsmännin und Freundin des Meisters, habe ihm ihre Vermittlung versprochen. Peter Paul war ihr Liebling. Sie protegirte ihn, wo sie nur konnte. Nun war Rubinstein für ein paar Tage in München und hatte darein gewilligt, Peter Paul bei sich zu empfangen, sich von ihm studiren zu lassen. Er schien an dem jungen Maler so viel Gefallen gefunden zu haben, daß er ihm versprach, im Juni zu einer regulären Sitzung zurückzukommen.

„Ich habe nicht gemalt," sagte Peter Paul, „nicht einmal die Linien habe ich fixirt, aus Angst, meine kostbare Zeit damit zu verlieren. Ich habe nur immer gesehen, gesehen! — Er saß da mit geschlossenen Augen und spielte, um das zerwühlte Gesicht zitterten die grauen Locken, der eingefallene Mund lächelte verzückt! — Das ist eine Aufgabe! — eine Aufgabe!!" — Die hellen Thränen standen ihm in den Augen. „Manchmal denke ich, ich verdiene das Alles gar nicht!"

Im Frühling hatte ich meinen Kain endlich fertig und wartete nun auf Peter Paul, der sein Urtheil darüber abgeben sollte. Auch wegen des Rahmens wünschte ich seinen Rath, denn hierin war sein Geschmack für mich einfach maßgebend. Ein paarmal schon war ich vergeblich bei ihm gewesen — er ließ sich nicht sprechen. Auch Felix konnte mir keine Auskunft geben. Er

campirte nach wie vor im Vorzimmer auf dem Sopha und sah seinen Wirth manchmal Tage lang nicht. Heute nun hatte mir Peter Paul selbst geschrieben, er werde kommen.

Gegen Abend erschien er denn auch, aufgeregt und zerstreut. Er saß ein paar Minuten schweigend vor dem Bilde, sprang dann auf und ging mit großen Schritten im Zimmer hin und her.

„Taugt es nichts?" fragte ich endlich kleinlaut. „Sage doch, ist es Dir nicht etwa zu simpel in der Farbe?"

„Unsinn! Es ist gut! Es ist sehr gut!" antwortete er unwirsch und setzte seinen Rundgang fort. Er sah elend aus, gelb und hohlwangig; seine Augen hatten ein stechendes Feuer. Jedesmal, wenn er an der Leinewand vorüberkam, warf er ihr einen kurzen scharfen Blick zu. Endlich blieb er stehen und betrachtete mit einer Art grimmigen Forschens die düstere Figur des Kain, die sich silhouettenartig von dem grauen Felsen abhob.

Mir fiel wieder seine sonderbare Gewohnheit auf, den Kopf hin und her zu wenden, wenn er etwas genauer sehen wollte. Er behauptete immer, sein Gesichtsfeld sei beschränkt — es mangle ihm der Seitenblick.

So drehte er sich auch jetzt mit dem ganzen Körper nach mir herum und sah mir ernsthaft ins Gesicht — dann wieder schweigend auf mein Bild. „Ich hasse die Arbeit!" stieß er plötzlich hervor. „Ja! ich hasse sie — diesen Geier, diesen Vampyr! Sie mästet sich von unserem Blute, saugt uns die Sinne matt! — Man lebt wie ein Hund, opfert Freude und Behagen, Familie, Freunde für die Arbeit, Alles für die Arbeit, und sie — wenn sie uns ausgesogen hat, kehrt sie uns den Rücken!"

Seine Stimme, die immer etwas verhalten Leidenschaftliches hatte, bebte; er weinte beinahe! — Ich stand verwundert diesem Ausbruch gegenüber. Freilich waren mir solche Muthlosigkeiten nichts Neues. Fast bei jeder meiner Arbeiten hatte ich dagegen anzukämpfen, aber von Peter Paul, der seine Mühseligkeiten so vornehm verbarg, machte dieser unwillkürliche Aufschrei doppelten Eindruck.

„Du darfst Dich nicht so unterkriegen lassen," mahnte ich, „ein bißchen Ruhe, und Du bist wieder obenauf! Man sieht Dir's ja an, daß Du ganz unvernünftig gearbeitet hast. Da kommt denn 'mal solche Krisis —"

„Du hast Recht!" sagte er hastig und wurde roth. „Einfach die Reaction! Je stärker man sich concentrirte, desto tiefer sinkt man hinab; — das sind eben die Thäler zwischen den Wellenbergen. Das ist nicht anders, kann nicht anders sein! — Wir Künstler sterben ja schließlich alle einmal am Leben! — Und ich — was kann ich dafür, daß ich vielleicht meine Aufgaben tiefer fasse, als mancher Andere — daß ich mehr leide beim Produciren als sie?!"

„Aber Du solltest Dich nicht überreizen, müßtest mehr Pausen machen," beharrte ich. Er schien gar nicht auf mich zu achten. „Nun wieder dies mit dem Rubinstein!" fuhr er erregt fort. „Ich habe mir alle seine Compositionen von Felix vorspielen lassen, mich ganz in seine Fühlweise zu vertiefen gesucht, aber alles Das hat mich innerlich so überfüllt, mich so hingenommen — ich brauche Monate, um das zu verarbeiten. Wenn Rubinstein im nächsten Monat

zur Sitzung kommt, muß ich ihm einfach sagen, daß ich ihm das Bild nicht liefern kann! — Ein Anderer würde sich vielleicht mit einer impressionistischen Auffassung begnügen — aber ich will mehr leisten, muß mehr leisten, wenn ich mich nicht selbst verachten soll. — Ich kann mich nicht zwingen — Zugeständnisse machen — was wollt Ihr? — Dazu steht mir die Kunst zu hoch!"

„Aber schließlich — Du willst doch auch leben!" sagte ich, ein wenig beschämt über meine eigene hausbackene Weisheit. — „Von dem Wenigen, was Dir Dein Vater geben kann —." Er nickte. „Du kannst Dir denken, welche Ueberwindung es mich kostet, auch dieses Wenige von ihm anzunehmen — aber was soll ich thun? — Unterricht geben? Die Leute würden die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen wegen meiner Methodenlosigkeit und —" er lächelte — „um reiche Bierbrauerstöchter zu unterrichten — dazu bin ich vor allen Dingen viel zu hübsch! Ueberhaupt — wenn man etwas leisten will, darf man nicht philisterhaft denken — ein Künstler kann nicht aus lauter Rücksichten bestehen! Wozu haben wir uns denn zur Herrenmoral durchgedacht? Wozu haben wir unseren verfeinerten Egoismus?"

Die Lebhaftigkeit, mit der er jetzt sprach, schien mir etwas forcirt zu sein. Es machte den Eindruck, als schäme er sich, seine Niedergeschlagenheit gezeigt zu haben, als wolle er über diese Sache nicht mehr reden. In ausführlichster Weise beschäftigte er sich nun mit meinem Bilde, machte mich noch auf einige Ungleichheiten der Ausführung aufmerksam, beredete mich dazu, das Format durch Hinwegschneiden des Vordergrundes gefälliger zu machen und begleitete mich schließlich sogar zum Kunsthändler, um dort nach seinen Angaben einen Rahmen für das Bild zu bestellen.

Nachdem wir meine Angelegenheit erledigt hatten, wandte sich der Kunsthändler an Peter Paul: „Nun, und wann bekomme ich endlich was von Ihnen? Wie weit sind Sie mit der ‚Sehnsucht'?"

Peter Paul wurde verdrießlich „Meine ‚Sehnsucht'? Was fällt Ihnen ein? Was wissen Sie davon?"

„Professor Richter hat mir davon erzählt. Er ist ganz entzückt von dem Entwurf!"

„Professor Richter ist ein Narr!" sagte Peter Paul und runzelte die Stirn.

Der Kunsthändler lächelte nachsichtig. „Die Herren Künstler freilich verachten das kritische Handwerk. Aber, was das betrifft — da müssen Sie mir schon erlauben, anderer Meinung zu sein. Haben Sie den Cicerone gelesen?"

„Lassen Sie mich mit diesem verdammten Cicerone in Ruhe!" schrie Peter Paul wüthend und lief zur Thür hinaus. Der Kunsthändler sah ihm nach und lachte. „Höflich ist er nicht, aber das sind die Genies selten! Ich werde mich übrigens hüten, es mit ihm zu verderben, der hat eine Zukunft — das sage ich Ihnen!"

Im folgenden November, es war am 21ten Abends, las ich in der Zeitung Rubinstein's Tod. Ich war aufs Tiefste betroffen und stürzte gleich nach dem „Heiligen Lucas", unserem Künstlerlocal, um Peter Paul aufzusuchen. Er war eben im Begriff, die Stufen hinabzusteigen, die aus dem Hauptsaal zu unserem Stammtisch führten.

„Weißt Du's schon?" fragte ich, „Rubinstein ist todt!"

„Rubinstein?" Er athmete tief auf und schloß die Augen. Erst jetzt schien er ganz begriffen zu haben. „Welch' ein Verlust!" klagte er und hielt die Hand vors Gesicht. „Und für mich — für mich ist es geradezu entsetzlich! Endlich heute hatte ich die richtige Auffassung gefunden — ich war so glücklich! Das Bild hätte etwas Erstaunliches werden können! Vielleicht hätte man es sogar für Berlin angekauft, die Gräfin sprach davon, daß — Natürlich ist das nicht die Hauptsache, das Eigentliche, verstehst Du — aber ich muß doch endlich selbständig werden, mir einen Namen machen!"

„Und nun dieser Schlag!"

„Wer weiß, ob ich je wieder eine Aufgabe finde, die meiner Natur so sympathisch ist, wie das Porträt dieses genialen Musikers!"

„Und Du glaubst, es wäre unmöglich, nur nach dem Gedächtniß — vielleicht mit Hülfe guter Photographien?"

„Darauf werde ich mich nie einlassen! — Freilich, wenn man praktisch wäre — ein Porträt Rubinstein's ist heute etwas Actuelles, man würde sich darum reißen — aber das darf mich nicht bestimmen! Du weißt, Zugeständnisse an das Publicum mache ich nicht!"

Inzwischen hatte sich drunten die Tafelrunde vervollständigt, man rief nach Peter Paul, der immer noch auf der Treppe stand. Mit betrübtem Gesicht stieg er nun hinab. Ich sah noch, wie er mit aufgestütztem Kopf düster unter den Anderen saß und berichtete. Dann mußte ich eilen, um noch rechtzeitig in den Actsaal zu kommen. Aber den ganzen Abend verließ mich nicht der Gedanke an Peter Paul's Mißgeschick.

Dieser Winter brachte unserem Kreise allerlei Veränderungen. Die wichtigste davon war, daß Peter Paul nach Paris ging. Sein Vater war gestorben, und er glaubte, die kleine Erbschaft nicht nützlicher verwenden zu können, als durch diese Studienreise. Uns Allen fehlte er sehr. Ich besonders kam mir ganz verlassen vor. Den ganzen Sommer hatte er mir Gesellschaft geleistet, während ich im Freien skizzirte. Jeder Andere hätte mich dabei gestört. Seine Gegenwart aber förderte die Arbeit wunderbar. Es gab nichts Lehrreicheres, als sich mit ihm vor irgend ein malerisches Motiv hinzusetzen und dies nun durch seine Augen zu sehen. Er wußte den feinsten Tönungen der Luft nachzuspüren, die Bewegung in der flüchtigen Form des Wassers zu benamsen und bestimmen. Ich saß vor ihm mit Farben und Leinewand, malte und horchte und verglich beschämt mein armes Werk mit seinen Worten. — Für alles Das mußten seine Briefe Ersatz bieten; sie waren das große Ereigniß des Monats. Er schrieb an keinen Einzelnen von uns, sondern adressirte einfach an den „Heiligen Lucas".

Selten berichtete er eigene Erlebnisse. Meist enthielten seine Rundbriefe Kunstbetrachtungen, Kritiken moderner Gemälde, ab und zu einmal die Erwähnung eines malerischen Vorwurfs, der ihn beschäftigte. Nach Weihnachten aber überraschte er uns alle mit einer Porträtstudie, die er in der Secession ausstellte.

Das Bild war das Talentvollste, Unverschämteste, Gewagteste, was man sich denken konnte. In einem grüngoldenen Rahmen eine große, schwarze Schiefertafel — darauf ein Frauenbild. Blauschwarzes Haar mit einer grüngoldenen Spange zusammengehalten, grünliches Fleisch. Um die Büste ein hellgrüner Shawl geschlungen, der von einem großen Strauß blauer Veilchen niedergezogen wird. Das Ganze liederlich gemalt, das Werk weniger Stunden, wie es schien. Ein malerischer Witz, ein hingeworfenes Versprechen, aber verblüffend in der Sicherheit seiner Wirkung.

Im Publicum bildeten sich zwei Parteien für und wider „bleu et vert“. Es war die erste Kühnheit, die sich wieder hervorwagte, seitdem man die Phantasie in der Malerei in Acht und Bann gethan hatte und sich damit begnügte, photographisch zu malen.

Einige lachten einfach, Andere sprachen vom Niedergange der Kunst, und wieder Andere fielen in Verzückungen.

Wir Getreuen aber jubelten; unser Glaube hatte sich glänzend bestätigt.

Felix, den Peter Paul an die Wersowicz empfohlen hatte, und der bereits anfing, ein genannter Concertspieler zu sein, stand halbe Tage vor dem Bilde, es mit schwärmerischer Begeisterung betrachtend. „Ist es nicht ein gemalter Chopin?“ fragte er einmal über das andere, „so verheißungsvoll andeutend, so geistvoll pointirt!“

Wir Maler widersprachen eifrig.

„Bleu et vert ist eben nichts als ein Peter Paul! Keine gemalte Musik oder Poesie!“ — „Gerade, daß es nichts sein will, als gemalte Malerei, darin liegt die große principielle Bedeutung dieser Studie,“ erklärte Professor Richter.

Die Herz, deren subtil ausgeführtes Männerporträt neben dieser genialen Caprice beinahe pedantisch wirkte, war die Enthusiastischste unter uns Allen. „Aber er sollte sich nun auch entschließen, einmal etwas fertig zu machen,“ meinte sie dann wohl am Schlusse einer ihrer Hymnen. „So oft hat er Anderen zum Tüpfelchen auf dem i verholfen — für sich selbst ist er zu sorglos!“

Nach und nach mehrten sich die Bewunderer in auffälliger Weise. Leute, die bisher Jeden, der keine braune Galleriesauce malte, für einen Klexer erklärten, und sogar solche, die noch für Konrad Kiesel „schwärmten“, lobten plötzlich Peter Paul. Endlich wurde mir die Sache klar — Professor Richter machte Propaganda!

Es amüsirte mich im Stillen dieser Kreislauf des Verdienstes. Peter Paul's Ruf wird gestützt durch den Ruf des Professors, der wiederum Peter Paul's Verdienst ist!

So wirkte Alles aufs Glücklichste zusammen, und Peter Paul war auf dem Wege, ein berühmter Mann zu werden. Und daß er ernstlich gesonnen war, diesem ersten tändelnden Boten seiner Kunst gewichtigere Proben nachzusenden, das verrieth sein letzter Brief aus Paris.

„Ich will seßhaft werden,“ schrieb er uns, „denn ich will heirathen!“

Seine Braut war eine Deutsche, die sich in Paris durch Zeichnen für illustrirte Journale „und durch das Bemalen von allerhand gewerblichen Niedlichkeiten", wie er sich ausdrückte, ernährte.

„Sie ist keine Künstlerin," schrieb er weiter, „das müßt Ihr Euch nicht vorstellen! Ein freundliches Durchschnittstalent, discret abgetönt in ihren seelischen Eigenschaften. In ihrer Arbeit solide und fleißig, aber nichts Anspruchsvolles, Männliches! Im Ganzen das wohlthuendste Geschöpfchen, das man sich denken kann; und sie macht mich sehr, sehr glücklich. Anfangs freilich hatte ich ein bißchen Angst! Ihr begreift — ein unberechenbarer Mensch wie ich — und nun dieser wohlgeordnete Frauengeist —! Aber gerade der Gegensatz unserer Naturen ist das Erfrischende bei unserem Miteinandersein. Und ich glaube, es ist mindestens so sehr der Künstler, den sie liebt, als der Mann. Sie hat mein bleu et vert gesehen und sich sogleich für den Schöpfer dieser Ueberraschung interessirt. Wollt Ihr glauben, daß sie mich ehrgeizig gemacht hat? Wenn ich diese kleine Person da vor mir habe, bereit, vor meinem Ruhm anzubeten, da läßt es mir keine Ruhe; ich muß arbeiten, arbeiten, um endlich der zu werden, der ich bin.

„Und diesmal wird's Ernst, das kann ich Euch sagen. Ich habe jetzt ihr Bild angefangen, ganz licht und zart, — nicht eigentlich ein Porträt, nur das Seraphische, Zärtliche möchte ich malen, — eine Symphonie in Weiß — denn das ist sie! Ich setze meine ganze Kraft daran — und hoffe!!"

Einen Monat später schrieb er bereits aus der kleinen thüringischen Residenz, wo er sein Domicil aufzuschlagen gedachte. „Man hat mir ein Amt angeboten," berichtete er, „das ich bequem verwalten kann, ohne daß meine Arbeit darunter leidet. Im Gegentheil, ich werde auf diese Weise viel Gutes sehen, allerlei lernen können. Die Prinzessin will ihre Gemäldegalerie vermehren, und ich soll dabei ihr Berather sein, Reisen machen, um neue Bilder anzukaufen, angebotene prüfen und vorhandenes Minderwerthiges ausmerzen. Das gibt vor allen Dingen ein festes Honorar. Ein Fundament, auf dem man seine Tempel bauen kann."

In irgend einem rheinischen Städtchen, bei Verwandten der Braut, wurde die Hochzeit gefeiert. Ich konnte seiner Einladung dorthin nicht folgen, weil ich auf Reisen war.

Ein Jahr lang trieb ich mich als Begleiter eines bayerischen Prinzen in der Welt herum. Es war eine schöne Reisezeit für mich. Immer Neues vor den Augen und dabei Freiheit, zu studieren, so viel ich wollte!

Ganz beladen mit Skizzen und den Kopf voller Pläne kehrte ich heim.

Mein erster Abendgang galt natürlich dem „Heiligen Lucas". Wie schön hatte ich mir unterwegs in mancher sentimentalen Heimwehstunde dieses Wiedersehen mit meinen alten Genossen ausgemalt, — nun wollte es zu einer rechten Fröhlichkeit nicht kommen zwischen uns!

Freilich die meisten von denen, die da um den Tisch herum saßen, waren mir fremd. Junger Nachwuchs, dessen vorwitziges Gebahren an meiner

alten Stammtafel mich verdroß. Von meinen Intimsten war nicht Einer mehr da.

Ich erkundigte mich nach dem und jenem — oft war die Antwort nichts als ein Achselzucken.

„Was ist's denn mit Peter Paul!" fragte ich endlich. „Führt er wacker Krieg gegen die Philister? Was hat er diesmal auf der Ausstellung? Ich habe so lange nichts von den Freunden gehört, daß —" Ich stockte. Das verlegen mitleidige Schweigen ringsum fiel mir aufs Herz.

„Er lebt doch noch?" fragte ich erschrocken.

„Er ist blind geworden!" sagte Einer leise neben mir.

Ich starrte ihn an, ohne ein Wort herausbringen zu können. Die Thränen schossen mir in die Augen. Blind? Dieser schaffensdurstige Künstler, dieser Dichter raffinirtester Farbenharmonien blind!

Es war mir, als seien auch für mich plötzlich alle Farben ringsherum verlöscht, als bräche eine große Dämmerung über mich herein.

Verstört erhob ich mich, drückte Allen die Hand und ging.

Die folgenden Wochen in München brachten mir allerlei künstlerische Erfolge. Der Ankauf meines „Kain" für die Pinakothek, mehrere interessante Porträtaufträge — aber ich konnte mich an alledem nicht recht von Herzen freuen. Peter Paul's Unglück hatte mich zu tief erschüttert. Ich hatte ihm schreiben wollen, gleich nachdem ich die traurige Nachricht erhalten hatte — aber ich unterließ es. Was konnte man ihm sagen? Seine Frau, die ihm den Brief vorlesen mußte, war mir ganz fremd. Wußte ich denn überhaupt, ob er es vertrug, an die Zeit seines Glückes erinnert zu werden? War es nicht vielleicht eine Grausamkeit, sein Elend dadurch noch zu verschärfen?

Eine zufällige Begegnung machte meinem Schwanken ein Ende. Ich traf im Restaurant mit einem Doctor Schütte zusammen, den ich noch von der Secunda her kannte. Seit einem halben Jahre hatte er sich in München als Augenarzt niedergelassen und beschäftigte sich nun damit, auf Praxis zu warten. Nachdem wir eine Weile unsere Erlebnisse und Erinnerungen ausgetauscht hatten, brachte ich die Rede auf Peter Paul. Ich schilderte dem jungen Arzte die Anfangssymptome der Krankheit, wie ich selbst sie beobachtet hatte; dieses merkwürdige beschränkte und doch scharfe Sehen. „Also eine Retinalatrophie," warf er dazwischen. Der Fall schien ihn zu interessiren.

„Das trifft sich günstig, das trifft sich aber jetzt einmal wirklich günstig!" rief er lebhaft.

Edward Peltrice, der Edinburger Ophthalmologe, dessen Assistent Schütte mehrere Jahre hindurch gewesen, sollte in der nächsten Woche nach Berlin kommen, um den —'schen Gesandten zu operiren. Der Gelehrte galt als Autorität im Gebiete der Netzhauterkrankungen. Er hatte eine neue Behandlungsmethode gefunden, auf die man große Hoffnungen setzte. In mehreren Fällen war bereits ein Weiterschreiten der Krankheit verhindert worden, und die Journale berichteten auch von wirklichen Heilungen. Mein Freund selbst hatte noch keine gesehen, glaubte aber an die Möglichkeit einer solchen.

„Die Hauptsache ist natürlich, daß jetzt durch eine gründliche Untersuchung constatirt wird, wie weit das Uebel vorgeschritten ist", meinte er schließlich. „Schicke nur Deinen Peter Paul sofort nach Berlin. Peltrice ist ein Diagnostiker ersten Ranges und wird ihm sofort sagen, ob er Hoffnung hat oder nicht."

„Aber natürlich wird er augenblicklich reisen!" rief ich ganz erregt. Ich war fest überzeugt, dieses wunderbare Zusammentreffen günstiger Verhältnisse sei die sichere Antwartschaft auf weiteres Glück, auf eine Heilung Peter Paul's. Und nun würde ich auch gar nicht erst schreiben! — Einfach hinreisen und ihn mitnehmen. Gleich bei meiner Rückkehr hatte ich einen Porträtauftrag für Berlin erhalten, den ich immer wieder hinausschieben mußte. Nun aber beschloß ich, trotz dringender Arbeiten hinzugehen, in Peter Paul's Domicil Rast zu machen und ihm die Heilsbotschaft zu verkünden.

Wenige Stunden nach der Unterredung mit Doctor Schütte reiste ich ab.

Es war ein strahlender Maitag, als ich in dem Städtchen eintraf.

Das grüne Thal mit seinen blühenden Gärten und übersonnten Abhängen lag vor mir wie ein kleines Paradies. Vom Flüßchen herauf stieg ein feiner grauer Dunst und durchsilberte den blauen Luftton.

Das war gerade die Farbenstimmung, wie Peter Paul sie liebte! Ich empfand es fast als ein Unrecht, daß ich hier stand und genoß, während er darben mußte.

Bald aber gewann eine frohere Stimmung bei mir die Oberhand. War i ch jetzt nicht da? Ich, der ihm neuen Lebensmuth brachte?

Mit schnellen Schritten ging ich der Stadt zu. In einem Cigarrenladen ließ ich mir den Wohnungsanzeiger geben und suchte Peter Paul's Adresse auf. „Porträtmaler" stand neben seinem Namen. Wer konnte diese Geschmacklosigkeit begangen haben? Mit einigem Mißtrauen dachte ich dabei an seine Frau. Vielleicht gehörte sie zu jenen Künstlerfrauen, die den Ruhm ihrer Männer nur als ein kleidsames Schmuckstück betrachten, mit dem sie vor Anderen glänzen können!

Jetzt war ich im Städtchen angelangt.

Eine merkwürdige Ruhe fiel mir auf.

Kein Hasten und Drängen, kein Droschkengerassel, keine Pferdebahn, keine Fabrikschornsteine am Horizonte! Statt dessen ehrwürdige Schlösser und Kirchen, stille Plätze mit alten Bäumen bepflanzt, hier und da das Standbild der großen Männer, von deren Ruhme die Stadt noch heute zehrt. Gelassene Spaziergänger bewegten sich durch die Alleen. Eine Pensionsmutter zog mit ihrer jungen, gesitteten Schar zum Museum. Ein paar Hofequipagen rollten mit discretem Geräusch vorüber und wurden von den Passanten ehrfurchtsvoll begrüßt. — Es kam mir vor, als wäre ich seit gestern Abend um hundert Jahre zurückgereist!

Ich betrachtete mir im Vorübergehen die Auslage eines Kunsthändlers. Kaulbach, Thumann, Teschendorf! Auch hier Ruhe, Stillstand! — Und das sollte die Heimath sein für den Modernsten der Modernen? War das nicht

gleichbedeutend mit Selbstmord? Aber vielleicht war es das Beste so! Diese Stadt schien so recht geschaffen zum Asyl für Einen, den das Leben ausgestoßen hat.

Wieder wurde mir das Herz schwer um ihn. Ich sah den Freund vor mir, wie er von aller Welt verlassen, ohne Freuden, ohne Pflichten in seinem Stübchen saß und an seinem Kummer nagte. Und wie ertrug er es nur, nicht zu malen!

Ich befand mich nun vor seiner Wohnung. Ein hübsches neues Haus in einer noch wenig bebauten Straße. Mit einem Gefühl banger Spannung stieg ich die Treppen hinauf. Oben war es Frau Sophie selbst, die mir öffnete.

Eine zarte Gestalt mit hängenden Schultern und langem, vorgebogenen Halse. In dem reinen, weißen Gesicht ein Paar zärtliche Augen und Lippen, deren Röthe fast befremdend wirkte. Ich stand einen Augenblick betroffen vor dieser prä-raphaelitischen Erscheinung. Das also war Peter Paul's Frau! Ich nannte meinen Namen. Ein Lächeln ging über das klare, friedsame Gesicht.

„Ah! welche Freude für Peter Paul!"

Sie reichte mir mit leichtem Druck die Hand, flog dann den Corridor entlang und schlüpfte in eine Thür hinein, die halb geöffnet blieb. „Wirklich? nein, wirklich?" hörte ich gleich darauf Peter Paul's Stimme. Die Thür wurde aufgestoßen, eine Fluth goldenen Lichtes drang in den Flur hinaus, und dort auf der Schwelle stand Peter Paul, schlank und anmuthig wie immer, das blühende Gesicht ein wenig emporgerichtet, die Arme nach mir ausgestreckt.

„Wie lange haben wir uns nicht gesehen!" sagte er herzlich und faßte mich bei den Schultern. „Sehr lange!" erwiderte ich unsicher. Ich hatte mir vorgenommen, recht ruhig zu sein. Dieses „gesehen" aber erschütterte mich. Mit einem Aufschluchzen, dessen ich mich in demselben Augenblicke schämte, fiel ich ihm um den Hals.

„Alter Junge, alter Junge!?" mahnte er freundlich, aber mit einer gewissen kühlen Verwunderung im Tone, die mich ernüchterte. So schnell ich vermochte, richtete ich mich auf, und wir gingen nun Arm in Arm ins Zimmer zurück. Drinnen reichte mir Frau Sophie noch einmal die Hand.

„Sie haben ihn lieb!" sagte sie einfach und sah mir kindlich ernsthaft in die Augen. Eine angenehme warme Verlegenheit stieg in mir auf.

„Und nun wollen wir's uns gemüthlich machen!" rief Peter Paul und ließ sich auf einem breiten orientalischen Divan nieder. „Du mußt Dich hier zu mir setzen, willst Du? Ich bin so froh, einmal wieder Jemanden aus der Münchener Zeit — — hast Du schon gefrühstückt — ja? Aber eine Cigarre wirst Du doch wenigstens — Und nun mußt Du erzählen, d. h. nicht gleich — Du bleibst doch ein paar Tage, wie? Wir wollen ihn schon amüsieren, nicht — Phiezelchen?" Er nickte seiner Frau fröhlich zu. „Du wirst sehen, wie hübsch wir es hier haben!"

„Ob er wohl einen Anderen zu Worte kommen läßt?" bemerkte Frau Sophie und lachte. Ich erklärte nun, daß ich nur ein paar Stunden bleiben könne. Eigentlich hatte ich gleich den Grund meines Kommens hinzusetzen

wollen, aber Peter Paul's unbefangene Heiterkeit nahm mir gleichsam den Boden unter den Füßen weg. Ich hielt es für gerathener, erst abzuwarten und, gegen meine Gewohnheit, zu prüfen, zu sondiren.

Wir hatten es uns zwischen unseren Polstern und Kissen behaglich gemacht. Frau Sophie brachte Cigarren und setzte sich auf einen niederen Sessel neben ihren Mann. Sie half Peter Paul beim Anzünden.

Ich beobachtete ihn aufmerksam.

Man merkte seinen Augen nichts an; sie hatten noch denselben glänzenden Blick wie früher, nur wendete er jetzt den Kopf nicht mehr so häufig hin und her wie damals, bewegte sich überhaupt weniger. Man sah, daß er auf den Gebrauch seiner Augen vollständig verzichtet hatte. In seinem ganzen Hantiren war wohl ein wenig Unsicherheit, aber sie gab sich mehr wie etwas Bequemes, Lässiges. Als er jetzt seiner Frau die Cigarre zum Abschneiden hinhielt, lächelte er beinahe nachsichtig — wie ein Erwachsener, der sich von einem Kinde helfen läßt.

Es lag über seinem ganzen Wesen eine Zufriedenheit, die mich immer mehr verwirrte. Dazu dieses Zimmer, das mit seinem geschmackvollen Durcheinander von Bildern, Pflanzen, Blumen, Möbeln, von seidenen Stoffen, Teppichen und Polstern, mit seinen Spiegeln und hohen Fenstern den Eindruck eines eleganten Ateliers machte!

„Du hast Dich hier aber hübsch eingerichtet, Donnerwetter!“ sagte ich, da mir nichts Besseres einfiel.

„Nicht wahr?“ Er machte eine Bewegung, als könne er sich umsehen. „Ganz so, wie ich es mir immer vorgenommen hatte, wenn ich mich einmal auf die Dauer einrichten würde.“ — Auf die Dauer! Ich fühlte, daß ich wieder weich wurde.

„Du weißt, ein fein abgestimmtes Atelier zu componiren, war immer mein großer Ehrgeiz,“ fuhr er mit heiterer Stimme fort, „und ich bin ein wenig stolz auf meine Schöpfung. Denn für einen Blinden bedeutet das natürlich doppelte Gehirnarbeit.“

Ich sah ihn fassungslos an. „Ich verstehe nicht! Du hast das Atelier erst jetzt — Es existirte noch nicht vor Deiner — —?“

Ein Ausdruck vergnügter Schlauheit spielte um seine Lippen. „Alles in der Phantasie, ohne jede sinnliche Nachhülfe!“

„Aber wozu? Wozu brauchst Du es?“ rief ich ganz erstaunt.

Er lächelte behaglich. „Es ist mir ein Bedürfniß, mir eine solche Umgebung zu schaffen. Was willst Du? Ich bin immer noch ein wenig das große Kind. Wir Künstler altern nicht, wie's scheint!“ — Ich wußte ihm nichts zu erwidern. Es berührte mich fremd und wehmüthig, wie geflissentlich er die Allüren des Künstlers festhielt. Wollte er sich dadurch über sein Elend hinwegtäuschen? That er es seiner Frau zu Liebe?

„Und jetzt laß Dich herumführen,“ sagte Peter Paul wieder mit dem zufriedenen Lächeln, das mir an ihm neu war.

„Nein, ich bleibe still in meiner Ecke!“ wehrte er ab, als ich seine Hand in meinen Arm legen wollte, um mit ihm herum zu gehen. „Ich führe Dich

von hier aus, weißt Du! Also: diesen rothen Teppich, auf dem Du stehst, sowie dort die indischen Fensters hawls, das haben mir meine Pariser Freunde geschenkt. Vornehm? nicht wahr? Euer prächtiger Böcklin'scher Froschkönig steht da in der Ecke vor der Palmengruppe; der Bronceton stimmt dazu besonders gut. Meine drei Bilder da auf den Staffeleien kennst Du. Siehst Du das Leopardenfell da über dem Sessel? Das hat meine Frau von irgend einem ihrer Verehrer mitgebracht bekommen! Nicht wahr?"

„Ach, Du!" erwiderte sie vorwurfsvoll vom Fenster aus, wo sie jetzt neben mir stand, „Du weißt recht gut!"

„Ich habe das Fell eigentlich zur Belohnung erhalten," wandte sie sich jetzt an mich, „weil ich einem jungen Zoologen bei seiner noch ungedruckten Abhandlung über die felis onca, eine Leopardenart, etwas berichtigen konnte."

„Also eine solche Gelehrte sind Sie?" fragte ich erstaunt. Sie hatte so gar nichts vom Blaustrumpf an sich.

„Nicht gelehrt!" entgegnete sie erröthend, „aber ich hatte wohl sechzehn Abarten davon im Jardin d'acclimatation zeichnen müssen — für das Journal des sciences physiques et naturelles, da lernt man schon etwas darüber!"

Die bescheidene Tüchtigkeit dieser Frau gefiel mir immer besser, und mit Freuden berichtigte ich die falsche Vorstellung, die ich mir von ihr gemacht hatte.

„Aber nun weiter, Kinder, weiter!" rief Peter Paul von seinem Platze herüber, eifrig wie ein Kind, das dem Besucher sein Spielzeug zeigen möchte. „Sieh' mal, gefällt Dir nicht die schimmelgraue Sammetdraperie als Hintergrund für mein bleu et vert? Fein abgestimmt, was? Die Kirchenstühle da und dort," er zeigte nach der falschen Seite, Frau Sophie wies mich mit den Augen zurecht, „die hat meine Frau geschnitzt nach alten rheinischen Mustern; auch die Gobelins dort sind ihr Werk. Nun aber bewundere einmal meine Erfindung, der paravent dahinten, aus gelben Federn! Darauf bin ich stolz! Ich denke es mir so schön, wenn das ganze Zimmer schon in graue Dämmerung getaucht ist und so zu allerletzt das Licht sich noch einmal da hineinsaugt. Na, gefällt Dir das Ganze? Was sagst Du dazu?"

„Wunderbar!" erwiderte ich befangen von all' diesem Unerwarteten, „ganz wunderbar."

„Aber wie hast Du es nur angefangen, Dich so ganz nach Deinem eigensten Geschmack einzurichten?" fing ich wieder an, mit der unbequemen Beharrlichkeit, die mir eigen ist.

Wieder lachte er vergnügt.

„Natürlich, so ein Junggeselle wie Du! — Ich gebe es einfach an — und sie — sie führt es aus!" Seine Hand streckte sich tastend aus; Frau Sophie kam ihm auf halbem Wege entgegen und zog seine Finger an ihre Lippen. Ein lichtes Roth überflog dabei ihr Gesicht. Sie ging hinaus, um Wein und Obst zu holen, das sie mit ruhiger Zierlichkeit vor uns hinstellte. Zerstreut sah ich ihr zu, wie sie behutsam für Peter Paul die Erdbeeren vom Kelch pflückte und Zucker darüber streute. Es war mir wunderlich zu Muthe.

Ich war gekommen, einen Elenden, einen Betrübten aufzurichten, und fand hier nichts, als Wohlbehagen, Zufriedenheit und Frohsinn.

Vor diesem Idyll kam ich mir beinahe selbst wie ein Proletarier des Glückes vor.

„Und nun ein herzliches Willkommen!“ sagte Frau Sophie, indem sie die Gläser füllte und ihrem Manne das seinige in die Hand gab. Wir stießen mit einander an.

„Das zweite aber gilt Eurem Glücke,“ erwiderte ich und hob das frischgefüllte Glas, „daß es sich immer mehr vervollkommne!“

„Nur, daß es so erhalten bleibe, weiter nichts!“ setzte Peter Paul hinzu, und schnitt mir so die Verheißung ab, die ich dem Wunsche nachfolgen lassen wollte. Mir wäre das in diesem Augenblicke fast zudringlich erschienen.

„Und nun müssen Sie endlich von sich erzählen,“ begann Frau Sophie, während sie ihre Näharbeit herbeiholte und sich zu uns setzte, „von sich und den Uebrigen. O! Ich kenne sie Alle! Peter Paul hat mir erzählt — es ist mir, als hätte ich mit jedem Einzelnen von Ihnen schon im Verkehr gestanden.“

„Ja, erzähle!“ rief nun auch Peter Paul. „Das heißt, ich weiß schon Alles. Du bist ja jetzt in München ein großes Thier geworden. Gratulire zum ‚Kain!‘ Und Dein neuestes, Deine große ägyptische Landschaft soll ja famos werden.“ —

„Professor Richter schreibt manchmal an Peter Paul,“ erklärte die junge Frau. „Er schreibt ja jetzt ein neues Buch, eine moderne Kunstgeschichte — da muß mein Mann natürlich wieder —“

„Ach laß doch!“ unterbrach Peter Paul — „wie kann man über solche Kleinigkeiten — Aber Ihr seid mir Alle mit einander über den Kopf gewachsen, Ihr da draußen. Du in der Pinakothek, die Herz mit der goldenen Medaille, und Felix — hast Du gehört, daß er mit seiner Oper überall volle Häuser macht? Er ist mir dankbar, der gute Junge, daß ich ihn damals der Wersowicz empfahl. Die thut für ihn, das weiß man schon! — Alle über den Kopf gewachsen!“ wiederholte er mit einer Gebärde, die nicht ganz frei von Pathos war.

„Aber wie kannst Du nur vergleichen?“ rief ich eifrig. „Wenn Du Deine gesunden Augen gehabt hättest — Du warst ja immer der Genialste von uns Allen.“

„Ja, ja!“ — er funkelte förmlich vor Lebhaftigkeit, „wenn ich an alle die Bilder denke, die ich — Du erinnerst Dich des Porträts meiner Frau?“

„Deine Symphonie in Weiß? Hast Du sie fertig gemacht?“

„Fertig? Du meinst gemalt? Das nicht! Aber hier — und hier!“ er deutete auf Kopf und Herz, „da ist es fertig. Und das ist am Ende das Entscheidende. Nicht das, was man thut, sondern das, was man hat! Und wenn man sich sagen darf, daß man auch als Blinder noch der Kunst nützt, mehr vielleicht als Hundert andere, die den ganzen Tag in Ultramarin wüsten —.“

Er war aufgestanden und ging mit großen, geräuschvollen Schritten umher, immer um den großen Tisch herum, der in der Mitte des Zimmers stand.

Frau Sophie bückte sich tiefer auf ihre Arbeit. Ich merkte, daß sie unter der lärmenden Aufregung ihres Mannes litt.

„Siehst Du, wenn ich gesund geblieben wäre," fing Peter Paul wieder an, „dann hätte ich meine Bilder vor die Leute hinstellen können: Schaut, so müßt ihr's machen, das nennt man künstlerisch sehen! Das kann ich nun nicht mehr. Aber man bleibt doch ein Maler, wenn man auch zufällig blind ist. Und ich glaube, daß ich auch so mein gut Theil Arbeit thue, um den Augiasstall der Dummheit zu reinigen! Du mußt wissen, was sich hier in diesem Kuhschnappel modern benennt, das ist nichts Anderes, als die besonnte Wiese und die blauen Kohlgärten der achtziger Jahre. Man hängt noch fest an der „Arme-Leute-Malerei", an der nüchternen Deutlichkeit der Dinge. Da kommen sie dann zu mir und lassen sich erzählen von dem geheimnißvollen Spiel der halben Zwittertöne, von Duft und Klang der Farbensprache, von der leuchtenden Dämmerung der Märchenwelt. Und ich male ihnen vor — ein Raphael ohne Hände!" —

„Hast Du es nie versucht," fragte ich, als er jetzt vor mir stehen blieb, „zusammenhängende Vorträge zu halten? Ich dächte, das müßte Dir Freude machen — und der Mammon, den Du sammeln würdest, wäre doch auch nicht zu verachten!"

Er zuckte die Achseln. „Wir haben auch schon daran gedacht. — Im vorigen Jahre wollte ich auch wirklich im Künstlerhause — und an Zuhörern hätte es mir nicht gefehlt, daran zweifle ich keinen Augenblick — aber ich kann nicht! Ich kann nicht in wohlabgemessenen Portionen Geist sprühen. Du weißt, die geringste Verabredung verleidet mir den ganzen Tag. Das ist mir wie ein schönes neues Stück Zeug, in das man ein Loch hineingeschnitten hat — es taugt nichts mehr. Man kann sich nicht zwingen zu dergleichen!"

Wieder begann er seinen nervenerregenden Rundgang um den Tisch herum.

„Es ist natürlich für mich nicht leicht," begann er wieder, „mich von meiner Frau erhalten zu lassen, aber es wäre geradezu kleinlich und erbärmlich, wollte ich das von ihr nicht annehmen."

„Hören Sie nicht auf ihn!" rief Frau Sophie, tief erröthend und stand auf. „Er glaubt ja selbst nicht, was er sagt! Er weiß recht gut, daß ich ohne ihn nicht die Hälfte — — Meinst Du wirklich —?' sie wandte sich eifrig zu ihrem Manne, indem sie bei jedem Worte, das sie sprach, leicht mit den Fingern seine Brust berührte, „meinst Du wirklich, man risse sich so um meine Malstunden, wenn da nicht ein gewisser, siegesbewußter Jemand wäre, der allen meinen jungen Mädchen die Köpfe verdreht? — O! wenn ich Anlage zur Eifersucht hätte! Und glauben Sie mir," sie drehte sich mit plötzlich ernstem Gesichte zu mir herum, „ohne seine Hülfe würde ich nicht die Hälfte zu Stande bringen. Meine kleinen Briefbogen — Vignetten — ich arbeite für eine Gothaer Fabrik — ja, ich bin immer gleich zu Ende mit meinen Erfindungen — aber da hat er immer neue Ideen, kleine pikante Einfälle, die ich dann verwenden kann. Das ist für ihn natürlich nicht interessant — aber es kommt mir immer vor — wissen Sie, wie ein starker Strom, den

man zugeschüttet hat — und nun sucht er sich durch tausend Ritzen einen Ausweg, um —"

Sie hielt inne, beschämt, sich so poetisch reden zu hören, und deckte ihre Verlegenheit mit einem schüchternen kleinen „ich meine nur so," das sie sehr zierlich am Rande der Lippen sprach, während Peter Paul zu ihr kam und zärtlich ihren Kopf an seine Schulter drückte.

„Aber sie hat recht!" sagte er dann zu mir. „Alle die zurückgetretenen Bilder, an denen ich leide —! Und wenn ich heute wieder arbeiten könnte — dreifach, vierfach würde ich das erwerben können, was wir brauchen! — Und wer sagt denn, daß ich nicht wieder gesund werde? Können sich Nerven nicht erholen? Ist es so unmöglich, daß ich eines Tages meine Sehkraft wieder bekomme?"

„Aber das sollst Du ja!" sprudelte ich hervor. „Du sollst ja wieder gesund werden; dazu bin ich ja hier!"

In hastigen Worten erzählte ich nun. Und wie ich dabei wieder alle die einzelnen kleinen Zufälligkeiten zusammenfügte, wurde es mir warm ums Herz und dankbar und zuversichtlich. Aber ich ließ mir nichts merken von alledem. Ich kannte Peter Paul's sanguinischen Optimismus und durfte ihn nicht bestärken darin.

„Natürlich berechtigt uns das Alles noch nicht, an eine sichere Heilung zu glauben!' fügte ich deshalb hinzu. „Das ist noch keine bestimmte Aussicht, keine Gewißheit —."

„Aber doch Hoffnung, Hoffnung!' rief Frau Sophie. „Da ist doch endlich eine Hoffnung!" Sie warf sich an die Brust ihres Mannes und weinte. — Dieser Gefühlsausbruch der heiteren, sanften Frau hatte für mich etwas Erschütterndes. Es hatte wie ein Schrei geklungen, dieses letzte „Hoffnung".

„Hörst Du es denn, Peter Paul!" stammelte sie nun unter Thränen — „Du sollst gesund werden — gesund! Es ist noch nicht Alles verloren — sie hatten nicht recht, diese Aerzte, die sagten, es gäbe — gäbe keine Hülfe mehr für Dich! — — Und daß sich nun Alles so fügt — ist es nicht wie eine Verheißung? ein Wunder, das sich für uns —! O, welch' ein Glück, welch' ein Glück!

Sie kniete bei ihm nieder, sie küßte seine Hände, sie weinte, sie lachte, und neue Thränen stürzten ihr über das Gesicht. Peter Paul war sehr blaß geworden. Er löste seine Hände aus den ihrigen.

„Du glaubst nun schon gleich an Genesung," sagte er langsam. „Weißt Du denn, ob dieser Mensch mir helfen kann? ob mir überhaupt noch zu helfen ist? — Mit diesen neuen Erfindungen! — Ich habe niemals Vertrauen zu solchen Versuchen gehabt — zu den Aerzten überhaupt!" Er sprach schneller und schneller, mit einer Erregung, die etwas Fieberhaftes hatte. „Was haben mir die Aerzte denn geholfen? Die Achseln gezuckt und nichts weiter! Nichts, nichts, absolut nichts."

Seine unmotivirte Heftigkeit, das Unlogische seines Einwurfs verblüfften mich. Ich sah fragend auf die junge Frau. „Sie müssen nicht denken, daß wir Ihnen nicht dankbar — o, so sehr!" sagte sie und drückte mir die Hand;

„nur die erste Aufregung — Aber hier ist nicht zu zögern, nichts zu bedenken, wir wollen gleich morgen —." Peter Paul hörte sie nicht.

„Und wie denkt Ihr Euch das eigentlich —" fuhr er fort — „ich bin kein Krösus, wie Ihr wißt! Diese Reise, diese Consultation — alles Das kostet Geld! Wo soll ich das hernehmen? Wie denkt Ihr Euch das? Nein, laßt mich, laßt mich doch nur!" Eine plötzliche Angst schien ihn zu erfassen. Große Tropfen standen auf seiner Stirne. Wir betrachteten ihn befremdet.

„Wie Du nur bist!" sagte endlich Frau Sophie und faßte seine Hand. „Laß uns doch einmal ruhig darüber reden. Nun beunruhigst Du Dich sogar über das Geld! Wo so viel auf dem Spiele steht, da ist ja alles Andere nebensächlich!"

„Und Du weißt, daß ich Dir mit Freuden —" warf ich ein.

Sie wehrte ab. „Aber wir haben ja, haben ja genug. Wir dachten daran, im Sommer eine kleine Reise zu machen — und dafür —"

„Ja, ja! Ich weiß!" Peter Paul strich ihr mit zerstreuter Gebärde ein paarmal über das Haar, dann setzte er sich in einen Sessel, seufzte und blickte wieder vor sich hin.

„Und Du mußt denken," fing seine Frau von Neuem an, „wenn wir selbst das Schlimmste annehmen, daß auch dieser Versuch scheitert, dann — dann leben wir eben wie zuvor — Alles bleibt, wie es war — und wir, wir sind dieselben wie früher."

Sie lächelte ihm tapfer zu und bemühte sich, ihrer Stimme Heiterkeit zu geben.

„Dieselben wie früher?" beharrte er eigensinnig — „und die getäuschte Hoffnung rechnest Du für nichts? Alle diese Aufregung für nichts? Wenn Du fühltest, wie — ich kann das nicht so ausdrücken — diese sonderbare Angst, die sich meiner bemächtigt. Es ist wie ein dunkles Gefühl, das mich warnt!"

Frau Sophie trat hinter seinen Stuhl und bog sich beschwichtigend über ihn.

„Wir dürfen hierin nicht weichlich sein," sagte sie dann sanft und entschieden. „Laß mich nur für Dich handeln. Jetzt kommt für uns nichts in Betracht, als die Möglichkeit Deiner Heilung."

Die ruhige Entschlossenheit, mit der sie sprach, schien auf Peter Paul Eindruck zu machen. Er schwieg ein Weilchen, stand dann auf, kam zu mir herüber und legte seine kalten Hände in die meinen. „Gut denn," sagte er gequält — „ich gehe. Aber laßt uns nicht mehr darüber reden. Für eine Natur wie die meine — diese Ungewißheit — ich ertrage das einfach nicht!"

Als ich, ein paar Stunden später, nach dem Bahnhofe zurückging, hatte ich die Empfindung eines Menschen, der zu lange in einer engen, überheizten Stube zugebracht hat und nun wieder ins Freie tritt. Mit wohligem Behagen schlürfte ich die reine Ruhe des Maiabends in mich hinein, und beim Vorwärtsschreiten dehnte ich unwillkürlich die Glieder. Ich war wie befreit,

erleichtert. Einmal blieb ich stehen und lächelte. Das war also das Ergebniß meiner Mission, die ich so voll stolzer Freude angetreten hatte!

Ich konnte, während ich so durch die gleichen Straßen, die ich hergekommen war, zurückging, Punkt für Punkt meine Vorstellungen mit den Thatsachen vergleichen, und ich kam mir ein ganz klein wenig lächerlich vor, wenn ich an die letzten Stunden dachte. Wie ein Verbrecher hatte ich dagesessen zwischen den beiden schweigsamen, aufgeregten Menschen und mein Mittagsmahl heruntergewürgt. Fast empfand ich es schon als Großmuth, daß sie mir keine Vorwürfe darüber machten, daß ich ihr friedliches Idyll ihnen zerstörte. Peter Paul hatte gar nicht mehr gesprochen. Stumm saß er an seiner Tischecke, ohne einen Bissen zu berühren von dem, was seine Frau ihm vorlegte. Frau Sophie selbst redete laut und zerstreut, ein paarmal lachte sie auch, aber es klang Alles forcirt, unharmonisch.

Mühsam hielten wir die Fiction eines Tischgespräches fest, und ich war froh, als endlich die Stunde der Abreise herannahte.

Während der Fahrt versuchte ich dann, mich in alledem, was ich erlebt hatte, zurecht zu finden, mir Peter Paul's Seelenzustand verständlich zu machen. Peter Paul hatte resignirt, vollständig und ohne Bitterkeit. Mit allen seinen Kräften hatte er sich für die neuen Bedingungen ein neues Leben geschaffen — da überfiel ihn auf einmal der Gedanke an Heilung wie etwas Beunruhigendes. Er war eben eine Künstlernatur, ein Mensch, der jeder Empfindung wehrlos gegenüber stand. Vielleicht hatte er schon jetzt gefühlt, wie seine mühsam erkämpfte Ruhe vor der neuen Hoffnung hinschmolz, und er wehrte sich dagegen — wie die Mädchen sich gegen die Liebe wehren, wenn sie sich bereits davon ergriffen fühlen.

Mit diesem poetischen Almanach-Vergleich beruhigte ich mich endlich und richtete nun meine Gedanken auf die Pflichten und Aufgaben, die in Berlin meiner harrten. —

Bald nach meiner Ankunft dort erkundigte ich mich nach dem Professor Edward Peltrice. Er war bereits vor einigen Tagen angelangt, wohnte im Kaiserhof, und war dort jeden Montag und Donnerstag von neun bis ein Uhr zu sprechen. Ich berichtete das Frau Sophie'n und bot ihr zugleich an, ihr für den Anfang der nächsten Woche ein Zimmer zu besorgen. In demselben Pensionat, in dem ich wohnte, wurde eins frei, mir gerade gegenüber, nur der schmale Corridor lag dazwischen. Frau Sophie antwortete auf einer Postkarte, dankte mir und bat mich, zu miethen.

Dennoch war bereits der Dienstag der bestimmten Woche herangerückt, ohne daß die Erwarteten gekommen wären. Endlich am Mittwoch, als ich, etwas verspätet, zum Mittagsessen in das gemeinsame Eßzimmer trat und mich schnell an meinen Platz begab, sah ich sie beide am Tische sitzen. Frau Sophie winkte mir, ich möchte nicht noch einmal aufstehen, man habe noch Zeit nachher. Wir saßen ziemlich weit von einander entfernt an den beiden Schmalseiten des Tisches. Von der einen Seite trennte uns eine kinderreiche amerikanische Familie, von der anderen eine Reihe junger Musikstudirender

und Kunstschüler beiderlei Geschlechts. Von meinem Platze aus bemerkte ich, wie elend Peter Paul aussah. Die wenigen Tage der Spannung schienen ihn ganz verändert zu haben. Eine breite graue Falte zog sich zwischen Kinn und Nase hin und verlängerte das Gesicht; die Augen waren eingesunken, der Teint glanzlos. Er saß theilnahmslos vor seinem Teller, aß hastig, was ihm seine Frau vorbereitete und trank viel Wein. Auch Frau Sophie sah überwacht und angegriffen aus, ganz dünn, mit blassem Gesicht und unnatürlich großen Augen.

Noch vor dem Ende der Mahlzeit erhob ich mich, um wenigstens einige Worte mit den Freunden auszutauschen. Meine Zeit war knapp bemessen. Ich mußte gleich wieder an die Arbeit, nach Charlottenburg hinaus, wo ich eine Sitzung hatte.

Ich holte mir meinen Stuhl mit herüber und saß nun an der äußersten Ecke des Tisches zwischen dem Ehepaar.

„Morgen geht's zur Schlachtbank!" war das erste Wort, mit dem mich Peter Paul empfing.

„Du hast doch nicht Angst?" fragte ich verwundert. „Eine einfache Untersuchung!"

Er löffelte zerstreut an seinem Pudding herum.

„Ich fühle es, daß ich Euch sonderbar erscheine!" sagte er dann hastig, wie verlegen — „aber diese ganze Sache — die letzten Tage haben meine Nerven furchtbar mitgenommen."

Frau Sophie seufzte. „Ja, ich will froh sein, wenn wir erst Entscheidung haben! Manchmal denke ich, wir hätten Peter Paul gar nichts vorher davon sagen sollen! Es ist, als wäre ein böser Geist in unser Haus gefahren seitdem. Nein, Sie sind nicht schuld — im Gegentheil, Sie wissen recht gut, wie dankbar wir Ihnen — aber Sie müssen wissen, Peter Paul haßt mich beinahe, seitdem ich so eigensinnig auf meinem Willen bestehe. Meine Nähe ist ihm unangenehm, am liebsten möchte er, ich redete gar nicht mehr. — Nun? Ist es nicht so? Habe ich zuviel gesagt?"

Sie hatte halblaut und singend gesprochen; es sollte wohl wie im Scherze klingen, aber ich hatte das Gefühl, sie benutze meine Gegenwart, um ihm das Alles in dieser sanften Form zu sagen.

„Ja, Du hast es schwer mit mir!" antwortete er ebenso. „Aber jetzt werde ich vernünftig sein! Du wirst schon sehen!"

Wir sprachen nun von anderen Dingen, vom Wetter, von der Reise, von der Wohnung — dann verabschiedete ich mich.

„Auf Wiedersehen!" sagte ich, indem ich beiden die Hand drückte.

„Das ist ein guter Wunsch!" erwiderte Frau Sophie; ‚auf wieder Sehen' nicht wahr?" sie lächelte. Peter Paul erwiderte nichts.

Es war ziemlich spät geworden, ehe ich heimkehrte. Erst hatte ich gemalt, dann ein paar Besuche gemacht, soupirt und schließlich war ich noch ein wenig im Thiergarten spazieren gegangen. Ich gestand mir selbst, daß es mich nach einer Unterhaltung mit Peter Paul nicht lüstete. Die übersentimentale Behutsamkeit, mit der er seine Seelenstimmung überwachte und respectirte, war

mir unsympathisch. Dabei konnte ich mich dem Einflusse seiner räthselhaften Aufregung nicht ganz entziehen. Zugleich mit sich quälte er mich.

So war es mir eine Erleichterung, als ich erfuhr, Peter Paul habe sich bereits zu Bett gelegt, um morgen frisch zu sein. Frau Sophie'n begegnete ich noch im Flur. Sie hatte eine Flasche schweres Bier bestellt. „Wir müssen endlich einmal wieder ordentlich schlafen — ich hoffe, es soll uns ein bißchen berauschen!" sagte sie.

Morgen früh um neun Uhr sollte die Consultation stattfinden.

In meinem Zimmer war es heiß und roch nach Gas. Ich öffnete das Fenster. Die helle, dunsterfüllte, geräuschvolle Frühlingsnacht der Großstädte drang zu mir herein. Von meinem vierten Stock herab blickte ich auf die weißgrünen Lichtmassen, die die elektrischen Bogenlampen entsendeten. Dazwischen formten röthliche Glühlichtlämpchen in Riesenbuchstaben den Namen eines Hôtels. Oben auf dem Eisenbahndamme sausten die Züge mit glühenden Augen aus dem Dunkel hervor und tauchten wieder ins Dunkel hinein. Drunten aber rollten, rollten die Droschken, jagten die Equipagen, klingelten die Pferdebahnen, auf deren blankem Verdecke sich der Mond spiegelte. Und überall in den getünchten Steinkolossen neben mir und drüben auf der andern Seite der Straße geöffnete Fenster, wache Lichter und Menschen, die sich weit hinausbiegen, wie ich, von einer wunderlichen Nachdenklichkeit erfaßt. Denn man spürt den Frühling, so sehr er sich auch verbirgt. Ein Hauch von Veilchen liegt in der Luft und der harzige Geruch junger Blattknospen. Alle Heimlichkeiten werden wach. Bei dem Einen nur als eine stumme, ermattete Sehnsucht, der die Flügel fehlen, — den Andern aber reißt's empor, preßt ihm die verschwiegensten Gedanken aus der Seele und zwingt ihnen Ton und Sprache auf, daß er sie hinausschreit mitten hinein in diese banale, geschäftige Alltagswelt.

Das sind die Frühlingsnächte der Großstadt.

Nach Mitternacht erst legte ich mich nieder. Ich mochte eben eingeschlafen sein, als ich von einem Geräusch erwachte. Es griff Jemand von außen an meiner Thür herum; jetzt wurde sie geöffnet. Ich fuhr empor: „Wer ist da?"

„Ich bin's!" erwiderte Peter Paul und blieb stehen.

„Schon? Ist's denn schon Morgen?" Ich tappte nach Streichhölzern und entzündete das Licht. Noch nicht zwei Uhr! Peter Paul stand an der Thüre mit bloßen Füßen und wirr verklebten Haaren. Seinen Reisemantel hatte er übergeworfen, aber vorn und unter dem weiten Kragen schauten Brust und Aermel des Nachthemdes weiß heraus.

„Du machst Licht!" sagte er ruhig. „Ich kann das sehen. Ich habe darauf aufgepaßt in den letzten Tagen; die Lichtempfindung ist bei mir noch vorhanden."

„Aber nun sage mir nur in aller Welt, was Du hier willst!" rief ich erstaunt. „Mitten in der Nacht, mit nackten Füßen — was soll das eigentlich?"

„Ist es wirklich noch so früh? Ich glaubte — Du weißt, ich kann nicht nach der Uhr sehen — und Sophie schlief so fest. — Es war so furchtbar

heiß da drüben — einfach nicht auszuhalten! Ach, bei Dir sind die Fenster auf, das thut gut!" Er athmete tief, ging vorwärts, stieß sich dabei an den Tisch und blieb stehen.

„Nun denn, mach' es Dir in Gottes Namen bequem!" sagte ich etwas ärgerlich und stand nun ebenfalls auf, um ihn zum Sopha zu führen. „Hier lege Dich hin — da hast Du meine Reisedecke — und nun laß mich schlafen. Gute Nacht!"

Ich legte mich wieder ins Bett, aber an Schlafen dachte ich nicht mehr. Peter Paul's Zustand beunruhigte mich. Ich sah ihm zu, wie er gehorsam beide Arme fest an den Leib gedrückt, mit weitgeöffneten Augen dalag.

„Warum löschst Du das Licht nicht aus?" fragte er plötzlich mißtrauisch und wendete das Gesicht zu mir herüber.

„Ich thue es schon," gab ich zur Antwort, indem ich ein Buch vor dem Leuchter stellte, so daß Peter Paul's Gesicht im Schatten war.

Eine Weile noch lag er unbeweglich, dann sah ich, wie er unruhig die Hände bewegte und sich endlich leise aufrichtete. Ich hörte ihn seufzen.

„Fehlt Dir etwas?" fragte ich hinüber — „quält Dich irgend etwas? Sage doch nur, sprich Dich aus!"

„Nichts, nichts!" murmelte er und war wieder still.

„Du!" flüsterte er nach einer Weile, vorsichtig prüfend, ob ich noch wach sei.

„Hm?"

„Wenn ein Mensch sich das Leben nehmen will, glaubst Du nicht, daß ihm im letzten Moment noch einmal sein ganzes früheres Leben, — ich meine Alles, was er gewollt und gethan hat, verständlich wird?"

„Wie kommst Du darauf?" fragte ich möglichst gelassen.

„Ach, Du mußt nicht denken, daß — überhaupt würde es einem Blinden schwer halten, sich die Mittel dazu zu verschaffen."

„Wie kannst Du nur so unsinnigen Gedanken nachhängen!" entgegnete ich in strengem Tone. „Und gerade heute! Du fassest diese ganze Untersuchung in einem Grade pessimistisch auf! — Stelle Dir doch nur einmal vor, wenn Du wieder sehen könntest — es ist ja gar nicht auszudenken, wie glücklich Du dann sein würdest! Wieder Bilder malen, selbständig sein!"

Wie ein Rasender fuhr er empor.

„Jawohl malen, Bilder malen! Weißt Du, was das heißt? für mich heißt? Blamiren soll ich mich! Aller Welt zeigen, daß ich ein Stümper bin — meiner Frau sagen, daß ich sie betrogen habe, daß ich nichts kann — nie etwas gekonnt habe! — Ich bin kein Künstler, hörst Du? Ich kann nicht malen — ich kann nicht!"

Es war eine Verzweiflung in seiner Stimme, die mich betroffen machte.

„Nun regst Du Dich auch damit noch auf!" sagte ich beruhigend. „Warte doch nur erst ab; werde gesund, dann vergehen diese Stimmungen von selbst."

Er lachte höhnisch. „Stimmungen! Natürlich wieder ‚Stimmungen!' Das geht vorüber, nicht wahr? Immer wieder die alte Methode! Damit

habt ihr mich ins Unglück getrieben! Ja, ja! Ihr seid schuld daran — ihr Alle mit einander! Und jetzt kommst noch Du mit Deinen Heilungsprojecten! Nun soll ich auf einmal etwas können! — Nun soll ich meine Kräfte zeigen, — berühmte Galerien mit meinen Werken decoriren, Medaillen verdienen! — Was? Jetzt soll ich eure Erwartungen, eure Versprechungen erfüllen! Kennt ihr denn überhaupt ein anständiges Bild von mir? Habe ich je etwas gemalt? — Wie kommt ihr dazu, etwas von mir zu fordern?"

Er hatte die ersten Sätze zornig zwischen den geschlossenen Zähnen hervorgestoßen. Jetzt steigerte sich seine Stimme zu dem Ausdrucke einer namenlosen Angst.

Was hatte das zu bedeuten? War er krank? Phantasirte er? — Ich wußte diesem unerwarteten Ausbruche gegenüber nichts zu sagen. Eine Weile blieb es still zwischen uns. Endlich begann Peter Paul wieder mit ruhiger Stimme.

„Du wunderst Dich über meine Heftigkeit — aber ich bin seit Deinem Besuche — nicht einen Augenblick bin ich ruhig seitdem. Zuerst da wußte ich ja nicht, was es war — warum mir das Wort ‚Heilung' so widrig klang — aber mit jeder Stunde wurde es mir klarer — und endlich verstand ich meine Angst. Ich dachte an eure Hoffnungen — an euren Glauben; an die Bilder dachte ich, die ich malen wollte — und doch niemals zu Stande brachte — und dann — dann dachte ich auch an sie — an Sophie!" — Er preßte beide Fäuste vor die Augen und sank auf das Polster zurück. Ich verhielt mich still in meinem Bette. Mein Geist war wie gelähmt.

„Aber ich bin nicht schuld daran, wenn aus mir nichts geworden ist!" fing Peter Paul wieder an. „Ihr habt mich in den Selbstbetrug hineingelobt, habt mich darin erhalten.

„Nein, unterbrich mich nicht! Ihr habt nur fortgesetzt, was Andere angefangen. In diesen letzten Tagen habe ich mir das Alles so recht deutlich gemacht — noch einmal mein ganzes Leben an mir vorüberziehen lassen — Schritt für Schritt kann ich es verfolgen, wie es kam. — Zuerst zu Haus. Meine Mutter hat mich ganz systematisch mit Bewunderung vergiftet. Sie liebte mich abgöttisch und suchte in mir Ersatz für die große Enttäuschung, die ihr mein Vater bereitet hatte, als er in richtiger, ehrlicher Erkenntniß seines Talentes sich aus einem Landschaftsmaler in einen Zeichenlehrer verwandelte. Mit leidenschaftlichem Ehrgeiz klammerte sie sich nun an meine Zukunft. In jeder meiner Aeußerungen erblickte sie einen neuen Beweis für mein Genie. Sie wurde es nicht müde, mir von künftigem Ruhm zu erzählen, mein Selbstgefühl aufzustacheln. Und mein Vater half ihr dabei auf seine stille Art. In verschwiegenen Dämmerstunden, wenn wir beide einmal allein zu Hause waren, offenbarte er mir die Herrlichkeiten der Kunst. Er war eine weiche, grüblerische Natur, viel zu wehrlos gegen alles Schöne und Große für einen Maler. Wenn er mir von Michel Angelo sprach, von Rembrandt und von Tizian, dann zitterte seine Stimme, und ihm standen Thränen in den Augen. Er ist nie die tiefe Sehnsucht nach der Kunst los geworden. Alle Hoffnungsträume, denen er selbst entsagt hatte, lebten ihm nun für mich wieder

auf. Auch mein Name ‚Peter Paul‘ war gleichsam eine stumme Fürbitte gewesen, die er mir mitgab ins Leben.

„Kinder haben eine deutliche Empfindung für Mißverhältnisse. Ich merkte bald, mit welcher Verachtung meine Mutter auf den bescheidenen Fleiß des Vaters herabsah, und wie er unter dem beständigen Vorwurf litt, den er in ihren Augen las. Mit dem brutalen Erhaltungstrieb der Kinder nahm ich unwillkürlich für den Stärkeren Partei. Ich entsinne mich, daß ich manchen Abend mein Gebet schloß mit den Worten: Lieber Gott, laß mich ein großer Maler werden! Nicht Zeichenlehrer wie mein Vater!

„Sobald ich den Pinsel halten konnte, malte ich — sinnlose Klexereien, aber meine Mutter erklärte sie für kleine Kunstwerke. Und mein Vater, der sich selbst und alle Anderen so sicher beurtheilte — seinem kleinen Peter Paul gegenüber war er verblendet. Zeichnen lernte ich fürs Erste noch nicht, die Mutter hatte in irgend einer Künstlerbiographie gelesen, man dürfe dem Talente keinen Zwang anthun! — Sie las jetzt überhaupt Alles, was sich auf Kunst bezog, und ich schnappte dies und das davon auf, was ich dann bei passender Gelegenheit mit altkluger Sicherheit von mir gab. Zu dieser scheinbaren Frühreife gesellte sich nun noch eine phantastische Tracht — lange blonde Locken, Sammetblousen, die immer einige Farbenklekse aufwiesen — kurz, ich galt schon für einen halben Künstler, als ich endlich nach Dresden auf die Kunstschule kam.

„Dort war ich in der ersten Zeit wirklich fleißig. Das gemeinsame Arbeiten machte mir Freude, und ohne weitere Gemüthsbewegung vollbrachte ich mein tägliches Pensum wie die Anderen. Wäre ich dabei geblieben, ich hätte wenigstens leidlich Zeichnen gelernt. Bald aber wurde mir die Sache langweilig. Ich war nicht an strenges Concentriren, an Regelmäßigkeit gewöhnt. Und nachgerade wurde mir auch das immer wiederkehrende Rügen meiner Mängel lästig. Ich besann mich darauf, daß ich ja eigentlich genial sei, und daß für mich andere Gesetze gelten, als für den Durchschnitt. Die Briefe meiner Mutter thaten das Uebrige. So begann ich denn die Arbeitsstunden zu versäumen, den genialen Stimmungsmenschen zu spielen. Ich wollte das Leben studiren, behauptete ich! Merkwürdiger Weise imponirte ich damit meinen Genossen. Wohin ich kam — ich trieb mich ein paar Jahre lang in allen Kunststädten Deutschlands herum — überall erklärte man mich für ‚faul, aber enorm begabt‘. Es muß etwas Ueberzeugendes in meinem Gesicht, meinem Wesen gelegen haben. Oder strahlte vielleicht mein brennender Wunsch nach außen? Gibt es so etwas? Zwingt man die Leute, Einen so zu sehen, wie man gesehen werden möchte?

„Denn dieser Wunsch, dieser — ‚Wille zum Ruhme‘ — wurde immer bewußter in mir. Zuerst als fanatischer Glaube an mich selbst. — Aber dann — mit der Zeit — dann that ich auch dafür! Es kam vor, daß ich saubere, mühsam angefertigte, ganz schülerhafte Zeichnungen auf Genialität zustutzte. Ich hatte mir eine Verblüffungsmanier mit weichem Buntstift angewöhnt, damit überschmierte ich meine Blätter und gab sie dann für flüchtige Skizzen aus. Ja, das that ich!

„Aber wenn Du denkst, ich wäre mir schon damals wie ein Betrüger — siehst Du, so seltsam ist der Mensch! Wenn dann die Leute kamen und lobten und verwunderten sich, dann glaubte ich fast selbst, ich sei so Einer — einer von den Riesen, der nur den kleinen Finger auszustrecken braucht, wo Andere beider Hände bedürfen. Du kannst das vielleicht nicht verstehen — aber wenn Du meine Erziehung bedenkst — meine Anlage —!

„Ich habe das von meinem Vater geerbt, dieses Talent der Anempfindung, dieses Talent zur Begeisterung.

„Ich empfand alles Schöne fast bis zum Schmerz. Jedes Kunstwerk, jedes Stück Natur fand in mir seine Antwort. Herrliche Bilder wurden in mir geweckt. Zug für Zug sah ich sie vor mir. Da war nichts Unechtes in mir, nichts Gemachtes. Wirkliche innere Erlebnisse waren es, von denen ich in überschwänglichen Worten zu euch redete. Wenn es dann aber zum Schaffen kam — zur That —! Es war gerade so, wie man im Traume fließend fremde Sprachen spricht, die man im Wachen kaum stammeln kann.

„Und auch das habe ich vom Vater geerbt, diese unbedingte Verehrung für die Kunst. Aber ich ging einen anderen Weg hierin, als er. Ihm wäre es ein Verbrechen gewesen, mit mangelhaftem Talent in ihrem Heiligthum herumzustümpern, ich, der Sohn meiner Mutter, glaubte meine Hände frei halten zu müssen von geringerer Verrichtung. Ich hielt es für eine Schande, die ich nicht sorgfältig verbergen konnte, daß ich Lust und Talent zum Kunstschriftsteller hatte. Ich war beleidigt, wenn man mir sagte, ich sei ein guter Kritiker. Und doch ist dies das einzige Fach, in dem ich Etwas hätte leisten können, in dem ich wirklich solide gearbeitet habe.

„Denn ich war nicht träge von Natur! Ich malte einfach nicht, weil ich nichts konnte — nichts Ordentliches!

„Ich miethete mir hin und wieder ein Atelier, um ungestörter — nicht malen zu können. Dort studirte ich nun den ganzen Tag Kunstgeschichte. Mit Gründlichkeit und Fleiß vertiefte ich mich darein. Ich verschaffte mir Nachbildungen jeder Art, besuchte die Kunstsammlungen. Aber ich versteckte diesen Fleiß, ich schämte mich dieser Gründlichkeit. Ich wollte Künstler sein — nicht Kritiker! Das wuchs in mir wie eine Krankheit. In langen Zwischenpausen malte ich dann auch wohl einmal. Ich hatte ein paar Porträts versucht, eine Landschaft. Du kennst meine drei Bilder. Archaistische Studien habe ich sie genannt. Aber siehst Du, keine gewollten Nachahmungen sind das gewesen — einfach verpfuschte, unbehülfliche Machwerke, die ich nachträglich antikisirt habe, damit sie etwas vorstellen. Ich habe nie Luft malen können, nie lebendiges Fleisch, nie einen anderen Hintergrund als jene feste, einfarbige Fläche der alten Schulen. Vor mir selbst nannte ich diesen listigen Behelf eine unschuldige Spielerei. ‚Das Eigentliche‘ sollte ja erst kommen! — Inzwischen wartete ich darauf. In München ging es in denselben Bahnen weiter. Immer höher stieg mein Selbstgefühl. Ihr Alle berauschtet euch daran, und euer Glaube strahlte wieder auf mich selbst zurück. Ich vergaß, wodurch er geweckt worden war, und freute mich, wenn das Echo mir tausendfältig zurückschallte, was ich hineingerufen hatte.

„Nur nicht erwachen aus dem Taumel, immer weiter, immer tiefer hinein, sonst ist man verloren!

„Furchtbar, diese Stunden der Verzweiflung zwischen der Arbeit! Furchtbar!“

Er beugte sich nieder und preßte die Stirn an die Tischkante. Ich wagte nicht, ihn zu unterbrechen. Man fühlte es ihm an, diese seltsame herzzerreißende Beichte war ein Bedürfniß für ihn. Und jetzt hob er langsam wieder den Kopf.

„Aber es ist viel an mir gesündigt worden!“ sagte er und nickte ein paarmal nachdrücklich vor sich hin. „Ihr Alle, wie ihr da seid —! Einer wie der Andere! Mich immer wieder hineingestoßen in meine Verblendung, mich immer wieder bestärkt in meiner Selbstherrlichkeit — denn nie suchte ich die Gründe des Mißlingens in mir selbst. Immer war etwas Anderes, etwas Aeußeres daran schuld. Man kann sich ja nicht selber aufgeben! Man kann's ja nicht!“

Er streckte mit einer heftigen Gebärde beide Arme aus, dann hielt er ein, seufzte, zog die herabgeglittene Decke höher über seine Kniee und seufzte wieder.

„Ich will auch das noch sagen,“ begann er zögernd — „das von bleu et vert! — Siehst Du — ich hatte mir vorgenommen, fleißig zu sein in Paris. Gleich am ersten Tage verschaffte ich mir die Erlaubniß, im Louvre zu copiren, und jeden Vormittag saß ich nun dort vor der Botticelli'schen Madonna und malte. Immer wieder verlöschte und erneuerte ich die Conturen auf meiner Leinewand. Ich hatte es mir fest vorgenommen, ich wollte einmal ein Stück ehrlicher Arbeit liefern. Aber soviel ich auch probirte, maß und verglich — es wurde nichts. Ich nahm Spiegel und Photographien zu Hülfe — es wurde nichts. Selbst die Galeriediener lächelten, wenn sie meine Leinewand betrachteten. Ich biß die Zähne zusammen und experimentirte weiter. Vielleicht hätte ich schließlich doch noch irgend Etwas zu Stande gebracht, wenn nicht ein Zufall meine ganze Tugend wieder über den Haufen geworfen hätte.

„Ich mußte die Wohnung wechseln, weil meine Wirthin mich zu sehr bestahl. Das Stübchen, das ich nun miethete, hatte vor mir ein junger norwegischer Maler bewohnt, der wahnsinnig geworden war, nachdem ihn seine Geliebte verlassen hatte. In den letzten Wochen saß er Tag für Tag an seinem Tisch und malte — immer dasselbe Bild — ihr Bild. Er hatte kein Geld mehr, sich Farben zu kaufen, er malte es nur noch mit den beiden Farben, die ihm übrig geblieben waren: Grün und Blau! immer dasselbe! Dunkelblaues Haar, grüne Augen, ein grüner Shawl, blaue Veilchen.

„Als ich kam, hatte man ihn eben weggeführt nach Charenton, nach der Irrenanstalt. Ueberall lagen Pappreste und Leinwandfetzen umher, auf die der grünblaue Frauenkopf gemalt war. An der Thüre hing eine Schiefertafel, wie man sie anbringt, damit die Besucher ihre Namen darauf schreiben. Auch da hatte er ihr Bild auf der Rückseite der Tafel angebracht; und gerade da, auf dem schwarzen Grunde wirkte es mit einer so kolossalen Genialität, daß ich mich gar nicht wieder davon losreißen konnte. Und dann, in der Nacht kroch es an mich heran: ‚Wenn Du doch auch so etwas könntest! Wenn Du das gemacht hättest!‘ Am nächsten Tage ging ich nicht ins Museum. — Ich kaufte

eine große Schieferplatte und präparirte sie zum Malen. Mit dem Storchschnabel vergrößerte ich die faßbaren Linien des kleinen Originals. Dann begann ich zu copiren. Monatelang habe ich gesessen und gemalt, weggewischt und wiedergemalt, bis ich halbwegs die Wirkung herausbekam. Und als dann die Leute kamen und die Hände zusammenschlugen vor der kecken Sicherheit dieser „flüchtigen Skizze", wie sie es nannten — da hatte ich nicht den Muth, zu bekennen.

„Und dann kam der Erfolg — der berauschende Erfolg!

„Und dann — dann fand ich Sophie!

„Als den genialen Maler hatte sie mich kennen gelernt — als eine außergewöhnliche Künstlernatur liebte sie mich. — Nenne es Feigheit, aber ich — ich hatte nicht den Muth, sie zu enttäuschen. — Wir heiratheten, und ich fing Sophiens Bild an. Es war so lebendig in mir — nur die Hand meinte ich regen zu müssen, damit es in Farben übersetzt würde.

„Ich malte und malte — die alte Geschichte!

„Aber diesmal handelte es sich um Anderes, als nur um das Achselzucken der Galeriediener. Ich kämpfte um die Achtung meiner Frau — vielleicht um ihre Liebe! Ich schämte mich vor ihren verwunderten Augen meiner ewigen Verbesserungen und Veränderungen. Wie sollte das enden? Ich dachte an meine Eltern.

„Auch meine Mutter hatte meinen Vater geliebt, so lange sie in ihm den Künstler sah. Und Sophie — die selbst so voller Tüchtigkeit war, die selbst arbeitete —

„Wie eine Erlösung erschien es mir, als meine Augen sich so sehr verschlechterten, daß ich nicht mehr im Stande war, zu malen. Ich kam mir vor, als sei ich einer großen Gefahr entronnen.

„Allmälig verblaßte die Erinnerung an meine Seelenkämpfe. Aber eine geheime Befriedigung blieb mir zurück, nach deren Ursache ich nicht zu forschen wagte. Aus meinem sicheren Asyl heraus freute ich mich, wenn ich von Leuten hörte, die ihren Ruhm überlebten. Ich war ja gesichert, ich war geborgen. Mir konnte Niemand mehr etwas anhaben!

„Ni· bin ich so glücklich gewesen, wie in dieser Zeit.

„Man rühmte mich, daß ich mein Schicksal so muthig trug; man zeigte einander den Blinden, der so strahlend glücklich war; man fühlte sich klein solcher Seelengröße gegenüber.

„Allmälig glaubte ich selbst an mein Verdienst.

„Und da kamst Du!"

„Armer Kerl!" sagte ich leise vor mich hin. Er nickte, zog seufzend den Athem ein und schloß die Augen.

„Und diesmal versagte mein altes Mittel. Zuerst hatte ich wohl wieder zur Selbstbetäubung gegriffen; — die Heilung war ja noch so ungewiß. Warum sich diesen unerträglichen Gedanken hingeben? Aber das hielt nicht Stand. Jede Stunde, die verfloß, erinnerte mich an die nahende Entscheidung.

„Und ich konnte nicht mehr zurück. Ich hatte mein Wort gegeben — Sophie drängte. Wollte ich keinen Verdacht erwecken, so mußte ich gehen. Jetzt wirst Du verstehen, welche Angst — Aber ich gehorchte nicht allein dem Zwang. So erbärmlich bin ich nicht. Alles, was gut ist in mir, trieb mich, zu gehen. Ich hatte eine förmliche Sehnsucht nach Klarheit. Dein Besuch hatte mächtig an mir gerüttelt. Nicht Dein Vorschlag nur, nein, Dein ganzes Wesen. Ihr hattet immer so zu mir aufgesehen, ihr Alle, — nun standet ihr auf einmal himmelhoch über mir. In ruhigem Selbstbewußtsein hattest Du Deinen Weg gemacht. Es war mir nie bisher so nahe getreten, wie hinfällig mein Scheingebäude war gegen eure solide Arbeit. Wie ein Hochstapler kam ich mir vor, der von den Zinsen eines Ruhmes lebte, der nie existirte. Etwas wie Neid fraß an mir — ein ästhetisches Bedürfniß, auch so zu sein — so ein Ganzer, Echter!

„Auch an meinen Vater mußte ich jetzt denken. Immer wieder an ihn! Erst jetzt begriff ich, wie tapfer seine Entsagung gewesen ist. Ich schämte mich vor ihm.

„Es war, als hätte Dein Kommen mir schon jetzt die Augen geöffnet. Auch Sophie sah ich in diesem neuen Lichte. Diese Frauennatur, die von ihrer eigenen Fülle nichts ahnt und immer glaubt, die Empfangende zu sein — es erschien mir plötzlich, als sei sie die eigentlich Geniale, Große.

„Du siehst, ich bin entschlossen, allen Selbstbetrug aus meinem Herzen zu reißen. Klarheit und Wahrheit will ich erringen. Keine Halbheiten, keine Lügen mehr! Am liebsten möchte ich es hinausschreien in die ganze Welt, was ich gethan habe. Ich habe ein wahnsinniges Bedürfniß, mich selbst zu erniedrigen, mich zu beschimpfen.

„Hundertmal hatte ich es auf den Lippen, Sophie'n Alles zu gestehen; aber sie soll nicht glauben, die Angst hätte mir mein Geständniß erpreßt — diesen kleinen Rest von Achtung will ich ihr nicht rauben. Wenn aber Alles entschieden ist — dann will ich büßen, büßen!"

„Was willst Du thun?" fragte ich. Meine Stimme klang rauh vom langen Schweigen. Der letzte Dochtrest des Lichtes schwälte im Leuchter und warf seinen gelben, zitternden Schein auf Peter Paul's Gesicht. Die Laternen draußen waren längst verloschen, der Mond war untergegangen; zum Fenster herein drang ein stumpfes Morgengrau. Es war kalt im Zimmer; mich fröstelte. Auch Peter Paul schauerte zusammen. Ich stand auf und schloß das Fenster.

„Was willst Du thun?" wiederholte ich dann. „Wie denkst Du Dir Dein künftiges Leben?"

„Mein künftiges Leben?" Er sprang auf und schob den Tisch zurück, daß krachend ein Stuhl umstürzte, der daran gelehnt hatte.

„Arbeiten will ich; ehrlich mein Brot verdienen auf irgend eine Weise. Ich habe mir das natürlich noch nicht so im Detail — aber das weiß ich, und in dieser Stunde schwöre ich's Dir, lieber will ich das geringste Handwerk treiben, als meine besudelten Hände wieder nach der Kunst ausstrecken!"

Das übertriebene Pathos, mit dem er sprach, ernüchterte mich ein wenig.

„Ich sehe nicht ein, warum Du nicht Deine künstlerischen Erfahrungen, Deine Kenntnisse —"

Er streckte abwehrend die Hand aus. „Niemals! Nichts Halbes mehr! Entweder, wenn ich geheilt werde, ein bescheidenes, regelmäßiges Arbeiten, in irgend einem Comptoir oder dergleichen — man wird schon so etwas finden — oder, wenn dieser Professor mir nicht helfen kann — einschränken aufs Aeußerste. Alles Ueberflüssige wird über Bord geworfen, das Atelier sofort aufgegeben. Wir werden uns ein paar bescheidene Zimmer miethen, wo wir still für uns allein leben wollen. Vielleicht gelingt es mir auch, Unterricht zu geben, kleinen Kindern Rechenstunde und Französisch. Das traue ich mir zu, das kann ich wohl noch. Vor allen Dingen aber sollen es Alle erfahren, wer ich bin. Jedem will ich es beichten, jeden um Verzeihung bitten —." Er schlug plötzlich die Hände vors Gesicht und weinte. Auch mir kamen die Thränen in die Augen, wie ich ihn so gebrochen vor mir sah. Und ich schämte mich fast der banalen Weisheit, die mir auf die Lippen kam: „Laß nur jetzt gut sein, rege Dich nicht weiter auf. Die Zeit wird schon Rath bringen!"

Peter Paul hörte auf zu weinen.

„Alle sollen es erfahren!" murmelte er noch einmal und ging tappend zur Thüre.

„Nein, laß nur!" Ich hatte eine Bewegung gemacht, um ihm zu Hülfe zu kommen, — „laß nur — ich weiß meinen Weg!" Damit klinkte er sich die Thüre auf, und ich hörte ihn drüben eintreten.

Ich lag noch lange und dachte nach.

Es war mir zu Muthe, als hätte ich in eine fremde, schauerliche Tiefe hinabgeblickt. Wie ein Spuk erschien es mir jetzt, daß der blasse aufgeregte Mann da gesessen hatte, da drüben auf dem Sopha und gebeichtet. Ich konnte mich nicht zurechtfinden in dem Gedanken, daß mein fröhlicher, siegesbewußter Tages-Peter Paul und jene klagende Nachterscheinung ein und derselbe Mensch seien. Meine Vorstellungen verwirrten sich. Ich konnte nichts festhalten, Alles glitt mir zurück in ein tiefes, räthselhaftes Dunkel.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war es fast elf Uhr. „Jetzt haben sie nun schon Gewißheit!" war mein erster Gedanke. Aber gleich darauf fiel es mir schwer aufs Herz: ‚Jetzt hat er ihr gebeichtet! Jetzt weiß sie Alles!" Oder war das nur ein quälender Traum gewesen, jenes leidenschaftliche Bekenntniß vom gestrigen Abend? Wort für Wort tauchte es wieder in mir auf. Und jetzt beim hellen Tageslichte erschien es mir noch viel phantastischer als in der Nacht.

Aber durch alles Widrige, Trübe und Räthselhafte, das in meinen Nerven nachzitterte, drang siegreich ein Gefühl der Achtung für Peter Paul. Wenige hätten den moralischen Muth gehabt, sich freiwillig so vom Sockel zu stürzen, wie er. Wie man auch über sein früheres Verhalten denken mochte — dies war wirklich Buße, Versöhnung.

Ich kleidete mich schnell an und ging hinüber. Niemand antwortete auf mein Klopfen. Sie waren noch nicht zurück.

Sollte die Untersuchung so lange dauern? Es war nicht anzunehmen, daß Peter Paul warten mußte, da man ihm die Stunde bezeichnet hatte.

Eine unbestimmte Unruhe ergriff mich.

Nach dem Frühstück trieb ich mich noch eine Weile zwecklos umher. Endlich hielt ich es nicht länger aus; ich ging nach dem Kaiserhof, um zu erfahren, ob die Freunde noch dort seien.

Man wies mich in eine Art Vorzimmer, wo mehrere Personen warteten. Eine dicke Dame mit ihrer Gesellschafterin, ein alter General, der eine große dunkle Brille trug, und einige Frauen mit Augenbinden. Eben that sich die Thüre zum Nebenzimmer auf, und eine junge, sehr reizende Frau, auf deren Gesicht ein helles Lächeln spielte, erschien am Arme eines schönen alten Herrn mit schneeweißem Bart.

„Nein, es ist ganz unbeschreiblich, wie glücklich ich bin!" sagte die Dame. „Ordentlich, als wäre mir eine neue Welt erschlossen. Sie können sich gar nicht denken! —" sie gingen hinaus. Nach kurzer Zeit kehrte der alte Herr zurück. Es war Professor Peltrice. Als er mich sah, warf er einen fragenden Blick auf seinen Diener, der hinter ihm herkam.

Ich nannte meinen Namen und sagte ihm, daß ich meinen Freund Peter Paul hier erwartete.

„O! Sie sind sein Freund?" fragte Mr. Peltrice mit fremdbetontem Deutsch und sah mich mit bekümmertem Gesicht an. „Er ist noch hier, er soll sich erst erholen; er ist ohnmächtig geworden, der Arme, als ich ihm sagte, ich könne ihm nicht helfen. Ich bin sehr traurig. — Ein Maler und blind! — Und welch' ein Maler! Ich habe ein Bild von ihm gesehen in Paris — eine Studie bleu et vert — ich war ganz entzückt. Traurig! Traurig!"

„Wo ist er jetzt?" fragte ich.

Der liebenswürdige alte Herr gab dem Diener den Auftrag, mir Bescheid zu sagen, dann winkte er dem General, er möge nähertreten.

Man hatte Peter Paul in eins der Gastzimmer gebracht, damit er sich erholen könne. Seine Frau war bei ihm.

Auf meine Anfrage, ob ich kommen dürfe, erhielt ich den Bescheid: „Madame läßt bitten."

Frau Sophie erwartete mich in dem kleinen Vorflur, der zu ihrem Zimmer führte. Sie sah blaß aus und verweint, und die Hand, die sie mir bot, war eiskalt.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie hier so auf der Schwelle —," sagte sie zu mir, „aber er will Niemanden sprechen. Es hat ihn furchtbar angegriffen!"

„Das läßt sich denken!" erwiderte ich und sah sie forschend an. Ich hatte die deutliche Empfindung, daß meine Worte kalt, conventionell seien — aber der eine Gedanke beherrschte mich vollständig: „Weiß sie? Hat er gesagt?"

„Wie geht's? Hat er sich von der Ohnmacht erholt?" fragte ich in derselben zerstreuten Weise, die ich selbst verwünschte. Sie nickte. Die Thränen stiegen ihr in die Augen.

„Er hat eine wunderbare Natur! Aber zuerst — Sie können denken — nach seiner fieberhaften Erwartung — nun dieses Resultat!"

„Hat er — hat er sich darüber ausgesprochen?“

„Er ist ganz still. Kein Wort hat er noch gesagt. Hin und wieder faßt er nach meiner Hand und drückt sie. Ich schäme mich vor ihm, daß ich fast unglücklicher bin, als er selbst. Aber das war vorauszusehen! Er hat eine große Seele. Ich bin überzeugt, er trägt auch diesen Mißerfolg mit der gleichen philosophischen Heiterkeit, die er bei seiner Erblindung zeigte.“

Ich fühlte, wie ich erröthete — für ihn!

Hastig murmelte ich noch ein paar Abschiedsworte und wollte gehen.

„Wir fahren nun schon mit dem Mittagszuge,“ bemerkte Frau Sophie noch, „im Falle wir Sie also nicht mehr —! Seien Sie nicht böse, wenn wir Ihnen bis jetzt noch nicht so recht gedankt haben für Alles, was Sie für uns thaten! Und auch Sie hatten soviel davon gehofft! Aber glauben Sie nur, Peter Paul wird uns Allen zeigen, wie man Enttäuschungen trägt.“

„Vielleicht segnen Sie noch einmal die Stunde dieser Consultation, die Ihnen Klarheit gebracht hat!“ — Ich hatte es unbedacht herausgestoßen und hielt jetzt erschrocken ein. Die junge Frau sah mich verwundert an.

„Vielleicht!“ sagte sie dann mit einem schwachen Versuch, zu lächeln. „Ich glaube wirklich, man kommt erst so recht zum Frieden, wenn Alles klar ist, klar und wahr. Ich habe es mir oft vorgeworfen, daß ich so heimlich diese Hoffnung auf Heilung in mir trug, während Peter Paul vor mir alle Regungen seines Herzens — —.“

„Adieu! Adieu!“ rief ich in peinlicher Verlegenheit und drückte ihr die Hand. „Grüßen Sie Peter Paul und halten Sie sich tapfer!“

„Besuchen Sie uns auf der Durchreise?“ rief sie mir noch nach.

Mein Aufenthalt in Berlin dehnte sich länger aus, als ich gedacht hatte. Dem ersten Auftrage waren weitere gefolgt, die ich aus tausend Gründen nicht abschlagen konnte, und so war der Juli fast verstrichen, als ich mich auf die Heimreise begab.

Ich hatte lange geschwankt, ob ich Peter Paul besuchen sollte.

War es recht, ihn durch meine Gegenwart wieder an alles Beschämende zu erinnern, aus dem er so ehrlich herausstrebte?

Wie er sich sein neues Leben eingerichtet hatte, davon wußte ich noch nichts. Frau Sophie hatte mir in einem kurzen Briefchen mitgetheilt, daß sie beide gesund seien, und daß es gekommen, wie ich prophezeit hätte. „Nun ist Alles nur Wahrheit um uns herum,“ schrieb sie, „und wir sind glücklicher, denn je. Nach dem dumpfen Drucke, der in der letzten Zeit auf uns lastete, athmen wir auf wie befreit.“

Nach reiflichem Ueberlegen beschloß ich, den Besuch nicht zu unterlassen. Diesmal würde ich mir nicht wieder vorkommen wie ein lächerlicher Don Quixote. Diesmal wußte ich, was mich erwartete!

Bei glühender Hitze reiste ich, und ich empfand es wie eine Erquickung, als ich endlich an meiner Raststation ankam und das dumpfe Coupé verlassen konnte. Aber viel Erholung fand ich nicht. Das Thal, das in der Maienkühle so grün und frisch gewesen war, schien jetzt wie verstaubt. Müh-

sam wand sich der versiegende Fluß durch sein hartes, brüchiges Erdbett. Die Villen mit ihren geschlossenen Jalousien sahen inmitten ihrer, durch die Sommergluth einfarbig gewordenen Gärten unfreundlich abweisend aus.

Ziemlich ermattet erreichte ich Peter Paul's Haus. Erst, als ich davor stand, dachte ich daran, daß Peter Paul wahrscheinlich gar nicht mehr hier wohnte. Er hatte sicher schon am ersten Juli seine neue bescheidene Wohnung bezogen. Aber wo mochte er sich eingemiethet haben?

Jedenfalls konnte ich das droben erfahren.

Als ich die Treppe hinaufstieg, kamen zwei junge Männer hinter mir drein.

„Also man kann da wirklich so ohne Weiteres —?" sagte der Eine.

„Sie können ganz ruhig sein!" erwiderte der Andere. „Er hat das erst jetzt bei sich eingeführt, diese freien Nachmittage. Die halbe Stadt pilgert hinauf, um sich da ein bißchen Feiertagstrost zu holen. Ein ganz famoser Mensch!"

„Das muß wohl sein," entgegnete der Erste wieder. „Wohin ich komme, höre ich nur von ihm. Er scheint die größte Sehenswürdigkeit des Ortes."

Sie schwiegen, als sie an mir vorüberstürmten. Droben hörte ich sie sich noch weiter exaltiren.

Eine unbehagliche Empfindung beschlich mich. Von wem mochte die Rede sein?

Ich klomm vollends hinan. Oben hatten die beiden Begeisterten vergessen, die Thüre zu schließen. Jetzt schlichen sie auf den Fußspitzen den langen Corridor entlang und öffneten am Ende des Ganges eine Thür.

Am Thürpfosten blieben sie stehen und schienen zu lauschen. Ich trat näher und blickte über ihre Schultern hinweg.

Eine breite Welle rothen Lichtes quillt mir entgegen.

Gerade vor mir eine Palmengruppe mit einer grünen Gipsfigur, Thierfelle, goldener Zierrath, Draperien. In der Ecke drei drapirte Staffeleien mit gerahmten Bildern. Peter Paul's Atelier, wie es immer war.

In der halben Dämmerung sieht man auf Sesseln und Polstern eine Anzahl aufmerksamer Männer und Frauen, deren Gestalten im Halbdunkel farblos verschwimmen. Am Fenster aber steht Peter Paul; der rothe Schein fällt gerade auf sein schönes, emporgerichtetes Gesicht. Er scheint das einzig Farbige, das einzig Wichtige zu sein in dem ganzen Bilde.

Und jetzt klingt seine Stimme zu mir herüber, hell und zuversichtlich wie in alten Zeiten. „Ja, ich sehe sie vor mir, die Gestalt dieses Moses, wie ich sie malen würde, wenn ich nicht ein Gefesselter wäre! Eine feurige Wolke, Licht, alles Licht, und er allein mit seines Gottes Furchtbarkeit auf einsamer Höhe. Er, der Mittler zwischen dem Ewigen und den Alltagsgedanken.

„Und drunten sieht man sie, die Alltäglichen, denen er seine Botschaft bringen will, wie sie sich ihre Götzen formen und zufrieden sind in ihrem dumpfen Sinn.

„Sind wir das nicht selbst, wir, die wir in Schmerzen und Wonnen das Höchste in uns aufnehmen, um es hinabzutragen zu denen, die uns nicht ver-

stehen? Ja, dieser Moses, der das gelobte Land, das er verkündete, nie sehen sollte, er ist einer der Unseren, ein Vorfahre jenes echten Künstlergeschlechtes, das achtlos sich selbst zerstört, wenn nur die Botschaft sich erfüllt, von der wir künden. Gleich dem sagenhaften Vogel Pelikan, der sich die Brust zerreißt, um seinen Jungen Nahrung zu gewähren, zerfleischen wir unser Herz, lassen unser Blut in heißen rothen Wogen verströmen, um unseren Werken Leben, Nahrung zu geben. Mag auch der Künstler vergehen in unablässiger Arbeit, die Moses-Botschaft wird nicht verklingen. Mag er selbst niemals das gelobte Land mehr schauen können, er weiß, daß er die Seinen hingeleiten durfte, und das ist ihm genug!"

„Der Arme, er meint sich selbst!" sagte einer der jungen Männer leise und trat weiter ins Zimmer hinein. Das weckte mich aus meiner Erstarrung.

Mit einer unwillkürlichen Bewegung wandte ich mich zur Flucht. Ich glaube, ich habe laut gelacht. Wenigstens entsinne ich mich eines entrüsteten Gesichts, das mir nachschaute.

Wie gejagt lief ich die Treppe hinab.

Noch auf der Straße lief ich eine Zeit lang so sinnlos weiter. Ein Gefühl von Ekel hatte mich gefaßt. Ein unwiderstehliches Bedürfniß nach etwas Reinem, Wandellosem, Unbetrüglichem.

Ich blickte hinauf zu dem farblosen Abendhimmel; das blasse Mondhorn bohrte sich dort allmälig durchs Gewölk. Weit dehnte sich der trübe Dunstkreis der Stadt am Horizonte. Kein Lüftchen regte sich. Es war nichts als eine banale, ehrliche Alltäglichkeit, die ich da vor mir sah, kein Pathos in alledem, kein Raffinement — und keine Lüge! Und unwillkürlich breitete ich die Arme aus, um meine Seele rein zu athmen in dieser schlichten, anspruchslosen Stille. Ein tiefes Mitleid überkam mich mit allen jenen Irrenden, die der Schönheit ins Gesicht zu blicken glauben und auf dem Grunde dieser klaren Götteraugen nichts zu sehen vermögen, als das eigene kleine Spiegelbild.

Episoden aus dem chinesisch-japanischen Kriege.

Von

C. von Hanneken.

[Nachdruck untersagt.]

I. Der Untergang der Kan-shing.

Als im Mai vorigen Jahres der Vicekönig Li Hung Chang sich durch englische Rathschläge höchst widerwillig bewegen ließ, eine kleine Truppenmacht von 1600 Mann nach Yah-shan in Korea zu entsenden, um die ausgebrochene Tong-hack-Rebellion zu unterdrücken, wurde dem harrenden Japan endlich die Gelegenheit geboten, den Krieg mit China vom Zaune zu brechen. Fußend auf den Vertrag von 1885, entsandte Japan ein halbes Armeecorps in der Stärke von 5000 Mann nach Korea und besetzte damit die Hauptstadt Seoul.

Es geschah dies gegen alles Erwarten der europäischen Mächte. Besonders hatten die Vertretungen von England und Rußland dem Vicekönig versichert, daß man eine bewaffnete Einmischung Japans in die Angelegenheiten des Königreichs Korea nicht dulden würde.

Beide Vertretungen mußten bald einsehen, daß sie mehr versprochen hatten, als ihre Regierungen zu halten beabsichtigten, und der Vicekönig hätte gerne seine Truppen wieder zurückgezogen, um den casus belli zu umgehen, wenn das Ansehen Chinas dies geduldet hätte.

Ueber die Frage, welche von beiden Mächten seine Truppen zuerst wieder zurückziehen sollte, entstand gewissermaßen unversehens der Krieg, als man in China noch gar nicht die ernste Lage begriffen hatte.

Japan wollte die schöne Gelegenheit zu dem lang ersehnten Kriege mit China nicht ungenützt vorübergehen lassen, um in den Augen der Welt zu documentiren, daß seine Machtstellung in Ostasien derjenigen Chinas zum mindesten ebenbürtig, wenn nicht überlegen sei.

So standen sich die chinesischen und japanesischen Truppen auf einer Entfernung von etwa 90 Kilometer gegenüber und harrten der Dinge, die da kommen sollten. — Auf der einen Seite war man wohl ausgerüstet und wohl verproviantirt, und die ausgesprochene Absicht, bei der ersten besten Gelegenheit loszuschlagen, war gepaart mit dem Bewußtsein, daß nach dem ersten

Schuß bedeutende Truppenverstärkungen von Japan abgehen würden. — Auf der anderen Seite nichts von Alledem.

Der chinesische General Yeh-chi-chou, der die 1600 Mann bei Yah-shan commandirte, schrieb und telegraphirte um Verstärkung, um Zusendung von Proviant und Munition und um stricte Befehle. Er hatte sich seiner Zeit ohne besondere Mobilmachungsvorkehrungen nach Korea eingeschifft und nicht im Entferntesten an einen ernstlichen Krieg gedacht.

Der Vicekönig scheute sich, die geforderten Verstärkungen zu entsenden, er fürchtete, Japan zu provociren. Japan dagegen suchte auf jede Weise eine Provocation herbeizuführen und sandte seinem General unaufgefordert Verstärkungen, so daß dieser Anfangs Juli über eine Macht von 9000 Mann in der Umgebung von Seoul verfügte.

Der Vicekönig sah nun ein, daß er ebenfalls einen Schritt weiter gehen müsse, wenn China nicht seinen ganzen Ruf in Korea verlieren sollte; er entschloß sich zu einer Entsendung von 10000 Mann. Von diesen sollten nur 3000 nach Yah-shan zur Verstärkung des Generals Yeh-chi-chou eingeschifft werden, während die übrigen 7000 Mann nach der Nordgrenze Koreas abgingen, um bei der festen Stadt Ping-yang Stellung zu nehmen.

Man wollte dabei auf jede Weise den Schein einer kriegerischen Action vermeiden, mußte sich aber sagen, daß der Truppentransport nach Yah-shan ohne Begleitgeschwader immerhin ein recht gewagtes Unternehmen sei. Es wurde deshalb angeordnet, daß die Ueberführung der Truppen durch drei englische Schiffe, also unter englischer Flagge, stattfinden sollte, und daß diese Schiffe nicht zugleich, sondern in Zeiträumen von je einem Tag die Rhede von Taku zu verlassen hatten. Diese drei Schiffe waren die Irene, die Fei-ching und die Kau-shing. — An Bord dieses letzteren Dampfers befand ich mich mit 1300 Mann chinesischer Soldaten. Zu diesen Truppen stand ich jedoch in keinerlei dienstlichem Verhältniß. Ich war erst vor Kurzem von einem längeren Aufenthalt in Deutschland nach China zurückgekehrt und kam gerade in Tientsin an, als die Frage der Verstärkung der Stellung des Generals Yeh-chi-chou vom Vicekönig näherer Erwägung unterzogen wurde. Er bat mich, mit einem der Dampfer nach Yah-shan zu gehen, um über die Haltbarkeit dieser Position und die Möglichkeit einer passageren Befestigungsanlage zu berichten.

Programmmäßig verließen die Dampfer Irene und Fei-ching, der eine mit 1000, der andere mit 800 Mann, am 21. und 22. Juli die Rhede von Taku. Beide Dampfer gelangten am 23. und 24. Juli nach Yah-shan und entluden mit größtmöglicher Schnelligkeit ihre Truppen; sie wurden dabei unterstützt durch die Boote und die Mannschaften zweier chinesischer Kriegsschiffe, Tzi-yuan und Kuang-yih, welche zur Zeit behufs Aufrechterhaltung directer Verbindung mit dem chinesischen Kriegshafen Wei-hai-wei in Yah-shan stationirt waren.

Es scheint, daß der japanische Admiral, der mit sechs Kriegsschiffen im Hafen von Chemulpoo (Seoul) vor Anker lag, durch einen seiner Avisos Meldung von den stattfindenden Truppentransporten erhalten hatte. Er verließ in Folge dessen am 24. oder 25. Juli Morgens seinen Ankerplatz, dampfte

nach dem Eingange der Yah-shan-Bucht und kreuzte vor derselben, um weitere chinesische Truppentransporte zu verhindern.

Gleichzeitig hatten die beiden chinesischen Kriegsschiffe Tzi-yuan und Kuang-yih die Yah-shan-Bucht verlassen, um sich nach Wei-hai-wei zu begeben. Am Eingange der Bucht trafen sie am 25. Juli Morgens mit dem japanischen Geschwader zusammen, und letzteres eröffnete Feuer auf die chinesischen Schiffe.

Diese hatten nichts dergleichen erwartet. — In gemüthlicher Sorglosigkeit hatten sie ruhig ihren Cours gesteuert und selbst bei dem Herannahen der japanischen Schiffe es nicht für nothwendig erachtet, „klar zum Gefecht" zu machen. Es war dies die Folge der strengen Instructionen, welche die ganze Flotte durch den Vicekönig erhalten hatte, auf keinen Fall durch Demonstration irgend einer Art den Japanern eine feindliche Gesinnung zu zeigen. — Wie sich später herausgestellt hat, war dem Capitän der Tzi-yuan weniger als allen anderen Capitänen der Flotte an einem Gefecht gelegen, und der ironische Zufall wollte es, daß gerade er es sein mußte, der den Reigen zu eröffnen hatte, in welchem die junge nordchinesische Flotte sich die Sporen verdienen sollte.

Das Gefecht, das sich zwischen den beiden chinesischen und den drei japanischen Schiffen entspann, war nur von kurzer Dauer. Ehe die Tzi-yuan und Kuang-yih im Stande waren, sich in Gefechtsbereitschaft zu setzen, war bereits der Commandothurm der Ersteren zerstört, das Heck der Letzteren stark beschädigt. Die Tzi-yuan schwenkte sofort ab, beantwortete das Feuer der Japaner größtentheils mit ihrem Heckgeschütz und ließ ihren Waffengefährten, die Kuang-yih, im Stich. Die Kuang-yih, durch die Beschädigung ihres Hecks und Steuerapparates mehr oder weniger directionslos, trieb mitten in den Feind hinein und wurde, obzwar sie ein eifriges Feuer unterhielt, bald durch Zerstörung ihrer Geschütze und Verlust an Mannschaften derartig gefechtsunfähig, daß die japanischen Schiffe es für unnöthig hielten, sich länger mit ihr zu beschäftigen. Dem Capitän gelang es nachher, das Schiff auf den Strand zu setzen und einen Theil seiner Mannschaft zu retten.

Die japanischen Schiffe verfolgten die Tzi-yuan, die mit höchstem Dampfdruck zu entkommen suchte; schwerlich wäre ihr dies gelungen, wenn nicht die Kau-shing, die mit den letzten Bataillonen der chinesischen Truppenverstärkung unterwegs war, mitten in diese Verfolgung hinein gelaufen wäre.

Wie schon vorher erwähnt, war die Kau-shing ein englischer, durch die chinesische Regierung gecharterter Dampfer — an ihrem Maste wehte die englische Flagge, die Officiere und Maschinisten derselben waren Engländer, ihre Mannschaft stand unter englischem Schutz. Ihre Fracht bestand in 1220 chinesischen Soldaten mit entsprechender Bewaffnung, und meine Persönlichkeit befand sich an Bord als Passagier.

Wir hatten am 23. Juli Taku verlassen und bekamen am 25. Juli Morgens die Inseln des Yerome-Golfs in Sicht. Obwohl wir genau wußten, daß noch keinerlei Kriegserklärung erfolgt war, wurde doch vom frühesten Morgen an eifrig Ausguck nach japanischen Schiffen gehalten, als wir uns der Küste von Korea näherten. Es war dies eine Maßnahme, die mehr dem allgemeinen Interesse entsprang, als eine Vorsichtsmaßregel.

Die englische Firma Jardine & Matheson, welcher der Dampfer Kau-shing zugehörte, hatte, bevor sie den Chartercontract mit der chinesischen Regierung abschloß, bei dem Vertreter der englischen Regierung in Peking, Herrn N. O'Conor, angefragt, ob es in Anbetracht der politischen Lage nach völkerrechtlichen Begriffen angängig sei, daß ein englisches Schiff unter englischer Flagge chinesische Truppen nach Korea überführe. Es war ihr von der Gesandtschaft in Peking die bejahende Antwort zugegangen. — Der Capitän des Schiffes, sowie seine sämmtlichen Officiere und Maschinisten, die Alle Anfangs das Unternehmen mit etwas zweifelhaften Augen angesehen hatten, waren durch diese Antwort der englischen Gesandtschaft beruhigt worden, und blieben, leider bis zum letzten Moment, überzeugt, daß die englische Flagge an dem Mast ihres Schiffes eine vollkommene Garantie für die absolute Sicherheit gegen jeglichen Angriff der Japaner biete.

Wohl selten hat sich das Vertrauen loyaler Seeleute in den Schutz ihrer Flagge schwerer gerächt.

Um 8 Uhr Morgens bemerkten wir hinter den Inseln verschiedene Rauchsäulen und Rauchwölkchen, ähnlich denen, welche dem Schornstein von Dampfschiffen zu entsteigen pflegen; dieselben wurden genau beobachtet, schließlich beruhigte man sich mit der Erklärung, daß dies die von verschiedenen kleinen Inseln aufsteigenden Morgennebel seien. Bald darauf sahen wir, erst ein Schiff und kurz darauf drei andere hinter den Inseln hervor kommen. Das erste der Schiffe steuerte direct auf uns zu, die anderen drei beschrieben einen Bogen, so daß es schien, als ob sie eine andere Richtung einschlügen. Gleichzeitig sahen wir den kleinen chinesischen Depeschenaviso Tzau-chiang, der schon seit frühestem Morgen mit vollen Segeln vor uns her gegangen war und seinen Cours nach Chemulpoo steuerte, seine Segel streichen, Kehrt machen und gleichfalls auf uns zukommen. Erst durch dieses Manöver wurde uns klar, daß es sich um irgend eine feindliche Operation handle, und nun erkannten wir auch, daß das erste Schiff der chinesische Kreuzer Tzi-yuan war, der in voller Flucht vor den ihn verfolgenden japanischen Schiffen einen directen Cours nach Wei-hai-wei steuerte.

Die Tzi-yuan fuhr auf unserer Backbordseite auf Rufweite an uns vorüber. Abgesehen davon, daß sie mit äußerster Fahrgeschwindigkeit ihren Cours verfolgte, bemerkten wir nichts Ungewöhnliches an dem Schiff, nur der Flaggenmast schien uns mehr Flaggen zu führen als dies üblich ist. Seitdem wir die Schiffe in Sicht bekommen hatten, war kein Schuß gefallen.

Obgleich uns Allen die ganze Sache nicht recht geheuer erscheinen wollte, setzte die Kau-shing, vertrauend auf ihre englische Flagge, die Fahrt fort, bis wir auf etwa eine Meile Entfernung längsseit der drei japanischen Schiffe waren. Ein Flaggensignal und die üblichen beiden blinden Schüsse befahlen uns, zu halten und zu ankern. Erst jetzt wurden wir inne, daß unserer bis dahin so friedlichen Reise eine unangenehme Unterbrechung bevor stände; kein einziger der 1300 Menschen an Bord aber dachte daran, daß ihn die Fortsetzung der Reise in das Land führen sollte, von wo es keine Rückkehr mehr gibt.

Der Unwille über die unliebsame Unterbrechung machte sich bei Europäern und Chinesen in einzelnen derben Flüchen Luft. Die beiden chinesischen Obersten, die die Truppen an Bord commandirten, eilten zu mir und baten mich, den Capitän zu bestimmen, nicht den japanischen Anmaßungen Gehör zu schenken, sondern ruhig seinen Anker wieder zu lichten und die Fahrt fortzusetzen.

Die japanischen Schiffe hatten sich, nachdem sie gesehen, daß seitens der Kau-shing ihr Signal befolgt worden war, auf etwa drei bis vier Meilen weiter entfernt, und es schien uns, als ob zwischen ihnen Semaphorsignale gewechselt würden.

Unter diesen Umständen wäre es für den Capitän der Kau-shing vielleicht das Klügste gewesen, dem Ansinnen der beiden Obersten Folge zu leisten und vermittelst seiner 14 Knoten Fahrgeschwindigkeit das Weite zu suchen, um in den Hafen von Yah-shan zu gelangen, wohin ihm die japanischen Kriegsschiffe wegen ihres größeren Tiefganges nicht folgen konnten. Ich stellte dies dem Capitän vor und suchte ihn zu überzeugen, daß die Japaner auch auf die englische Flagge keine Rücksicht nehmen würden, falls ihnen daran gelegen sei, den Transport nach Yah-shan zu verhindern. Ich konnte aber mit meinen Argumenten bei dem Engländer nicht durchdringen, „the idea, that those fellows should dare to fire on a british ship“ wollte ihm nicht in den Kopf, und seine Ueberzeugung, daß der britische Gesandte in Peking niemals seine Zustimmung zu der Charter gegeben haben würde, falls die geringste Gefahr vorhanden sei, war nicht zu erschüttern.

Unterdessen wurden die chinesischen Officiere ungeduldig, sie verlangten die Fortsetzung der Fahrt, und ich bemerkte unter den Soldaten eine bedrohliche Unruhe. Dies bewog den Capitän, per Signal anzufragen, ob er die Reise fortsetzen könne. Die Antwort war: „Bleibt, wo ihr seid, oder tragt die Folgen.“

Mir wurde die schwierige Aufgabe, diese wenig aussichtsvolle Antwort den chinesischen Obersten zu verdolmetschen, und obgleich ich sofort meine ganze Beredtsamkeit anwandte, um ihnen klar zu machen, daß sie an der Weiterfahrt nicht verhindert werden könnten, obgleich ich — allerdings sehr gegen meine Ueberzeugung — von der Allgewalt der schützenden britischen Flagge sprach, entstand doch ein solcher Sturm von Ausbrüchen des Unwillens unter Officieren und Mannschaften, daß ich Momente lang das Schlimmste von der Gewaltthätigkeit dieser rohen Elemente für den Capitän und seine Officiere befürchten mußte. Meinen directen Beziehungen zum Vicekönig Li Hung Chang und dem mir dadurch unter allen seinen Truppen gesicherten Ansehen habe ich es zu verdanken, daß es mir gelang, diesen ersten Ansturm zu beschwichtigen.

Unterdessen hatte sich eins der japanischen Schiffe von den anderen beiden losgelöst. Letztere setzten ihren Cours in Verfolgung des chinesischen Kreuzers Tsi-yuan fort, das Erstere kam direct auf uns zu und hielt auf etwa eine Meile Entfernung. Ein Boot wurde herabgelassen, das wir bald mit verschiedenen Officieren im Heck auf uns zurudern sahen.

Ich hatte die Zeit benutzt, um den chinesischen Obersten, Officieren und einem großen Theil der neugierig herum stehenden Soldaten einen kleinen Vortrag über den Begriff des allgemeinen Völkerrechts zu halten; hatte ihnen erklärt, was man unter der geheiligten Persönlichkeit eines Parlamentärs verstehe, und hatte sie darauf aufmerksam gemacht, wie dringend nothwendig es sei, daß dieser Parlamentär absolut ungehindert seine Aufgabe an Bord erledige. Ich kam mit den Obersten überein, daß die Mannschaften unter Aufsicht der Officiere und Unterofficiere in den unteren Schiffsräumen bleiben und keiner derselben, unter Androhung der Todesstrafe, sich an Deck zeigen solle, so lange die japanischen Officiere an Bord seien. Genau wurden diese Befehle befolgt — ich glaube nicht, daß einer der japanischen Officiere bei diesem ersten Besuch einen chinesischen Soldaten zu Gesicht bekommen hat.

Mit dem Capitän war ich überein gekommen, daß er von dem Parlamentär die Erlaubniß zur Rückkehr des Schiffes nach seinem Ausgangshafen verlangen sollte; ich wußte, daß sich die Chinesen bis zum Aeußersten gegen Gefangennahme weigern würden, und daß sie es als einen Verrath des englischen Capitäns betrachten würden, wenn er sich auf etwas Anderes als die Rückkehr nach Taku einließ. — Die Lage des Capitäns war eine außerordentlich schwierige. Die Parlamentäre verlangten von ihm den Ausweis über die Nationalität des Schiffes und befragten ihn über Fracht und Bestimmungsort. Da eine ganze Batterie Berggeschütze an Deck verstaut war, und die Japaner sich jedenfalls schon vorher von der Anwesenheit von Truppen an Bord vermittelst Ferngläsern überzeugt hatten, so wäre es zwecklos gewesen, den Truppentransport zu verleugnen, auch ist dem Capitän der Gedanke, zu leugnen, wohl gar nicht gekommen, er hatte ja unbegrenztes Vertrauen zu dem Schutz, der ihm durch die britische Flagge gewährt wurde. — Die Unterredung zwischen Parlamentären und Capitän war von kurzer Dauer. Nachdem die Schiffspapiere alle in Ordnung befunden waren, wurde der kurze Befehl ertheilt, daß die Kau-shing dem japanischen Schiffe zu folgen habe.

Kluger Weise ließ der Capitän nichts von dem erhaltenen Befehl, den zu befolgen er sich bereit erklärt hatte, verlauten, bis die Parlamentäre das Schiff verlassen hatten; schwerlich wäre sonst Einer von diesen lebend davon gekommen. Abermals wurde mir die schwierige Aufgabe, den Obersten den japanischen Befehl zu interpretiren.

Das, was ich befürchtet hatte, trat ein, die chinesischen Officiere und Soldaten erklärten den englischen Capitän für einen Verräther, in ihrer blinden Hast stempelten sie sämmtliche an Bord befindlichen Europäer als solche und machten Miene, uns Allen zu Leibe zu gehen. — Mit Säbeln, Messern und Gewehren wurden wir bedroht — ein falsches Wort hätte der ganzen Sache ein schnelles Ende bereitet.

Wenn man weiß, wie sehr der Chinese seit Jahrhunderten gewohnt war, auf den Japaner herabzublicken, wenn man einigermaßen den Geist der Ueberhebung kennt, der in jedem Chinesen steckt, und der ihn mit Verachtung auf Alles, was nicht Chinese, nicht chinesisch ist, herabblicken läßt, so wird man den Ingrimm verstehen, der Officiere und Soldaten erfüllte, als sie von der

Zumuthung hörten, in japanische Gefangenschaft zu gehen. Diejenigen Chinesen, Soldaten wie Bürger, die während des letzten Krieges in directe Berührung mit dem Japaner gekommen, sind allerdings seitdem eines Besseren belehrt worden; zu Beginn des Krieges war aber das Gefühl der absoluten Ueberlegenheit bei dem Chinesen so stark, wie nur je, und die Truppen an Bord der Kau-shing theilten dieses Gefühl in vollstem Maße. Dazu kam, daß die älteren Officiere dieser Truppen meist Alle bereits in den letzten Jahren der Tai-Ping-Rebellion in der siegreichen Armee des Vicekönigs Li Hung Chang mitgefochten, daß ihre Bataillone sich bei den Einnahmen von Suchou, Nanking und anderen rebellischen Städten einen wohlbekannten Namen erworben hatten, und in Folge dessen unter Officieren und Mannschaften noch ein Ehrgefühl lebte, das allerdings im Verlaufe des Krieges mehr und mehr verschwand, um endlich der vollkommensten Gefühllosigkeit gegen alle soldatische Tugend Platz zu machen.

Erfüllt von jenem Rest von Gefühl für Ehre, verbunden mit dem der tiefgehenden Verachtung für die Japaner, erklärten Obersten, Officiere und Soldaten wie ein Mann: „daß sie lieber an Ort und Stelle untergehen wollten, als in die japanische Gefangenschaft wandern, daß der Japaner die Kau-shing in den Grund bohren könne, er solle aber nicht verlangen, daß die Kau-shing ihm nach Japan folge."

Ich muß gestehen, daß ich bei Anhörung dieser mit Flüchen und Drohungen reichlich untermischten Gesinnungsäußerungen im Geiste einen für die chinesische Seite günstigen Verlauf des ausbrechenden Krieges vor mir sah. Ich konnte, trotz der kritischen Lage, in der wir uns befanden, ein Gefühl der Sympathie mit diesen rohen Soldatenelementen nicht unterdrücken, und einen Moment glaubte ich, daß bei solcher Stimmung unter den Truppen der ganzen Schwierigkeit eine überraschend günstige Wendung zu geben möglich sei.

Mit großer Anstrengung gelang es mir, die empörten Massen zu beruhigen. Ich rief den Obersten zu, daß ich einen Ausweg aus der schwierigen Lage wüßte, daß aber vor Allem Capitän und Officiere des Schiffes von den Drohungen der Soldaten befreit bleiben sollten, denn ohne dieselben sei das Schiff unter allen Umständen verloren. Ich wandte mich zum Capitän und beschwor ihn, seine Ankerkette fahren zu lassen, um entweder in die etwa zwei Meilen entfernte Insel oder direct in dies japanische Kriegsschiff hineinzusteuern. — Letzteres, wußte ich wohl, war ein höchst schwieriges Manöver, aber die Kau-shing war ein gutes und schnelles Schiff; war die Kette einmal durch die Klüsen, so konnte der Dampfer, wenn der directe Angriff nicht gelang, immer noch nach der Insel entkommen. Allerdings wäre er auf den vorgelagerten Felsen fraglos ein vollkommenes Wrack geworden und von den Geschützen des japanischen Schiffes gewiß nicht verschont geblieben, aber es war dann die Möglichkeit, sogar die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der größte Theil der Mannschaft und Besatzung sich ans Land retten konnte.

Dem Capitän war offenbar an der Erhaltung seines Schiffes gelegen, vielleicht mehr als an der Erhaltung all' der Menschenleben. Meine beiden Vorschläge mußten ja unbedingt zur Zerstörung des Schiffes führen, er aber

glaubte noch immer, daß der Japaner das britische Eigenthum und die darauf wehende rothe Flagge achten, daß er von seiner Forderung abstehen müßte und würde trotz der soeben stattgehabten Scene, die des Capitäns Leben und das seiner Officiere um eines Haaresbreite bedrohte. Er bat mich noch einmal, die Obersten zu beruhigen, er wolle dem Japaner die Sachlage abermals vorstellen, er wolle selbst hinüber nach dem japanischen Schiff, und er sei sicher, daß man dem Schiffe die Rückkehr nach Taku gestatten würde, auf keinen Fall wolle er meine Vorschläge ausführen; er selbst halte die Gewaltmaßregel für unklug, und seine Maschinisten würden ihm den Gehorsam verweigern, falls er beabsichtige, zu einem solchen Mittel zu greifen. Mir blieb nichts übrig, als noch einmal meine Beruhigungskünste bei den Officieren zu versuchen, während der Capitän die Ordre gab, ein Boot klar zu machen. — „Kein Mann verläßt das Schiff," war aber die Losung der Chinesen. Ihr Mißtrauen war einmal erwacht und nicht zu überwinden; ich versuchte statt des Capitäns den ersten, zweiten oder dritten Officier zum Parlamentär vorzuschlagen, nichts konnte ich erreichen. „Der Erste, der Miene macht, das Schiff zu verlassen, wird erschossen," lautete die Antwort, einige hundert Gewehrläufe lagen im Anschlag, um den Befehl auszuführen. Die Aufregung unter den chinesischen Soldaten hatte ihren Höhepunkt erreicht, damit trat aber auch gleichzeitig unter ihnen eine gewisse Ruhe ein; sie hatten das Mittel gefunden, sich gegen weiteren vermeintlichen Verrath zu schützen, und begriffen, daß uns Alle, ob Chinese oder Europäer, daß gleiche Schicksal erwartete.

Das japanische Schiff hatte uns unterdessen signalisirt, daß wir Anker lichten und folgen sollten — daran war nicht zu denken; das wenigstens hatte der Capitän nun eingesehen — die Möglichkeit, einen Officier zu senden, war ebenfalls abgeschnitten — es blieb daher nur der Ausweg des Signalisirens. Der Capitän hißte die Antwort: „Kann erhaltenen Befehl nicht ausführen, bitte abermalige Uebersendung des Parlamentärs." — Es war ein langer, ängstlicher Moment, bis der Wimpel und darauf das Signal an Bord des Japaners gehißt wurde: „Werde Parlamentär senden!" und dann sahen wir langsam dasselbe Boot mit denselben Insassen heran rudern.

Wir konnten es nicht wagen, die japanischen Officiere diesmal an Bord zu lassen. — Der Capitän und seine Officiere durften nicht von der Brücke, so mußte ich es denn übernehmen, die Parlamentäre am Fallrepp zu empfangen.

Es wurden dieselben Vorsichtsmaßregeln wie vorher angewandt, die Soldaten wurden unter Aufsicht von Officieren und Unterofficieren in den unteren Schiffsräumen versammelt, außerdem ließ ich alle Thüren, die zum Fallrepp führten, verschließen, mußte mir es aber gefallen lassen, daß mich die Obersten mit ihren Leibsoldaten mit gezogenen Säbeln und geladenen Gewehren am Fallrepp unter Aufsicht hielten. — Dem japanischen Parlamentärofficier mag auch nicht wohl zu Muthe gewesen sein, als er die ersten Stufen des Fallrepps betrat und diese Vorbereitungen gewahr wurde; ich muß ihm aber das Zeugniß ausstellen, daß er ruhig und ohne die geringsten Anzeichen von Unsicherheit, die rechte Hand am Säbelgefäß, die Treppe erstieg. Sämmtliche Geschütze des japanischen Kriegsschiffes waren von Anfang an ausgerannt

und auf die Kau-shing gerichtet; der Officier wußte, daß bei der geringsten zweifelhaften Bewegung ein grimmiges Gericht gehalten werden würde.

Ich theilte dem Parlamentär mit, daß der Capitän trotz besten Willens nicht in der Lage sei, den erhaltenen Befehl auszuführen, daß die chinesischen Truppen alle Europäer an Bord mit dem Leben bedrohten, falls die Kau-shing Miene machte, dem japanischen Schiff zu folgen, daß die Kau-shing im Frieden den Hafen von Taku verlassen habe, daß unseres Wissens der Krieg noch nicht erklärt sei, und daß man japanischerseits höchstens die Rückkehr des Schiffes nebst Ladung nach dem Ausgangshafen fordern könne.

Der Officier verlangte die persönliche Versicherung des Capitäns, daß er in so schwieriger Lage sei — Letzterer wurde unter Bedeckung herbeigeholt, und der Japaner verließ das Schiff mit der Versicherung, daß er seinem Capitän entsprechend berichten wolle.

Wir setzten große Hoffnung in diesen Bericht, und von Seiten aller Engländer wurde zu beweisen gesucht, daß der japanische Capitän unsere Forderung bewilligen müsse, daß dies für ihn der einzige Ausweg sei; denn es verstand sich noch immer für alle Engländer von selbst, daß an eine Beschießung oder gar Zerstörung des Schiffes nicht zu denken sei.

Ich hatte meine Zweifel — ich versuchte noch einmal, den Capitän zu bewegen, für den schlimmsten Fall Alles zum Schlippen der Ankerkette vorzubereiten und die Feuer anzufachen, um gleich mit der größten Fahrgeschwindigkeit losdampfen zu können — „es sei damit ja nichts verloren — um so besser, wenn er das äußerste Mittel nicht anzuwenden brauchte" — aber ich konnte nicht durchdringen.

Die Chinesen setzten das größte Vertrauen in den letzten Unterhandlungsversuch — hätte ich sie wissen lassen, daß ich an dem Erfolge desselben zweifelte und ihnen mitgetheilt, was ich dem Capitän vorgeschlagen, sie würden kurzen Proceß gemacht und den Capitän gezwungen haben, diese Vorschläge auszuführen. Dadurch wäre gewiß Alles verloren, die an Bord entstehende Unruhe wäre für den Japaner das Signal zum Feuern gewesen, und dann war von Officieren und Mannschaften des Schiffes nichts mehr zu wollen. Ich handelte instinctmäßig, als ich den Chinesen nichts von meinem Zweifel und von meinen Absichten sagte — unrichtig war es aber doch, denn schlimmer, als es schließlich kam, hätte es nie kommen können.

Der japanische Capitän ließ uns lange auf Antwort warten, er muß wohl die Verantwortung für seinen Entschluß schwer auf den Schultern gefühlt haben. Wäre ein zweites japanisches Schiff dagewesen, vielleicht wäre die Katastrophe vermieden worden; der Japaner hätte dann weitere Befehle von seinem Admiral, der der Tsi-yuan gefolgt war, einholen können. So aber blieb nichts übrig, der erste Befehl mußte befolgt werden — welcher Art derselbe war, sollten wir bald erfahren.

Das Signal wurde gehißt — es lautete: „Verlaßt das Schiff sobald als möglich." Das war natürlich für die Europäer gemeint — ein eigenthümliches Ansinnen, eigenthümlich in doppelter Bedeutung. Wie konnten die Officiere und Matrosen ihr vollkommen schadloses Schiff verlassen, und wenn

sie dies gewollt hätten, wie wäre es bei der drohenden Haltung der chinesischen Besatzung zu ermöglichen gewesen? Das Signal wurde wieder und wieder gelesen — es konnte ja nur ein Irrthum sein. Der Japaner konnte dies nicht meinen. Er kannte ja die Verhältnisse an Bord. Wir waren eben Alle, Schiff, Officiere, Matrosen und Besatzung — über 1300 Menschen — zum Tode verurtheilt mit der Gnadenclausel: „Rette sich wer kann!" — Unwillkürlich maß man die Entfernung vom Schiff zur nächsten Insel — etwa 1½ oder 2 Meilen — dazu die starke Gegenströmung — wer konnte daran denken, die Insel zu erreichen, wer konnte hoffen, den bereit gehaltenen Gewehren der Chinesen oder den Geschossen der Japaner zu entgehen?

Da war die schleunige Befolgung meines Vorschlages das einzige Mittel, aber schnell, sofort mußte gehandelt werden. — Doch man handelte nicht mehr, man hatte den Kopf verloren und damit jede Möglichkeit der Rettung. „Ich kann die Kette nicht schlippen, sie ist zu steif" — „meine Maschinisten würden nicht arbeiten" — „wir können doch nicht entkommen, der erste Schuß der Japaner würde uns zum sofortigen Sinken bringen" — das waren die Antworten des Capitäns. Der Japaner hatte sich inzwischen in Bewegung gesetzt — er ging auf kurze Entfernung um unser Heck herum, kam auf unsere Backbordseite — Distanz etwa 240 Meter, und hielt.

„Was ist das?" hörte ich unseren Capitän rufen — er stand auf der Brücke — ich am Fuß der Brückentreppe. — „Es ist Alles vorbei," rief ich ihm zu — der Japaner hatte ein Torpedo gegen uns lancirt. — Ich sprang auf die Brücke hinauf, um die weiße Spur des Torpedos zu verfolgen, aber nicht lange, denn sofort wurde meine Aufmerksamkeit durch ein anderes Schauspiel gefesselt.

Der Japaner hatte gleich nach Lancirung des Torpedos das Feuer eröffnet — zwei Stück 21 Centimeter- und vier Stück 15 Centimeter-Geschütze feuerten fast zugleich auf unser unglückliches Schiff — aber schlecht schossen die Japaner — nicht das Schiff, sondern das mit Menschen dicht gedrängte Schiffsdeck wurde rasirt — einer der beiden Obersten, der unten an der Brücke stand, war das erste Opfer, er wurde buchstäblich geköpft, und über ihn stürzten die verstümmelten Leiber Anderer.

Ein unglaubliches Durcheinander entstand an Deck, die Berggeschütze auf der Steuerbordseite wurden nach Backbord hinüber gerissen, Alles stürzte nach den Gewehren — unter Flüchen und Zornausbrüchen begann von chinesischer Seite ein wüthendes Gewehr- und Geschützfeuer — zwecklos in seiner Hast, zwecklos in der Wahl seines Zieles. Sämmtliche Europäer und Matrosen drängten und balgten sich in und vor dem Steuerhaus, worin sich die Rettungsgürtel befanden — nur der dritte Officier, ein alter Mann, der früher Capitän eines Schiffes gewesen war, und nachdem er dies verloren, aus Noth diese niedere Stelle angenommen hatte, war mit mir auf der Brücke geblieben — er schien sich in sein Schicksal zu ergeben und legte sich flach auf der Brücke nieder, wahrscheinlich um den Geschossen zu entgehen. Ich stand, hielt das Brückengeländer fest umklammert und sah über das Schiff hinweg. Man sieht schnell und denkt schnell in einem solchen Moment — ich habe mich nachher, als

ich auf festem Land war und in meinem Gedächtniß nachsuchte, oft mit Grausen verwundert, wie ich Alles in so kurzem Moment übersehen und in mich aufnehmen konnte.

Ich wußte, daß ich ein guter Schwimmer war, aber ich wußte auch, welch' starke Strömungen an der Küste von Korea herrschen; es war Ebbe, und da war kaum daran zu denken, die Insel zu erreichen, wenn ich mir auch zutraute, die Distanz schwimmend zurücklegen zu können. Aber da gab es ja so viele Arten des Todes: die feindlichen Geschosse, die Haifische, die jedenfalls durch die reiche Beute angezogen werden würden, das lancirte Torpedo — ja richtig, das Torpedo — wo war es — warum hatte es noch nicht seine Wirkung gethan? Es hätte längst unser Schiff erreichen müssen, war es vielleicht in den Grund gegangen? — Nein. — Ein furchtbarer Krach gab mir Antwort auf meine Frage. — Der Tag wurde zur Nacht. — Ein Regen von Kohlen-, Holz- und Eisensplittern übergoß das Schiff, und ich befand mich im Wasser — wie ich hinein gekommen, weiß ich nicht. Bei dem Gedanken an das Torpedo hatte mich eine Nervosität ergriffen — der Anblick des Schiffsdecks mit den blutigen Leibern, den angsterfüllten Gesichtern, den verzweiflungsvoll ins Blaue schießenden Kerlen — das Geschrei von Zorn und Verzweiflung — es war gerade kein nervenstärkendes Schauspiel. — Dazu kam mein plötzlicher Gedanke an das Torpedo — ich muß in demselben Moment über die Railing der Brücke gesprungen sein, als die Explosion stattfand. — Ich war im Wasser, der Rücken brannte mir heftig, wahrscheinlich war ich bei dem recht hohen Sprung auf den Rücken aufgeschlagen. Ich hatte keinen anderen Gedanken, als aus dem schwarzen Wasser ins helle Grün zu gelangen; denn das Schiff war umgeben von einem großen Kreis schwarzen Wassers, und aus der Luft regneten Kohlen- und Holzsplitter auf mich herab — auf uns herab, ich war nicht allein — ich taxirte später die Schwimmer um mich herum auf 4—500. Alle schwammen mit äußerster Anstrengung, Alle mit negerhaft schwarzen Gesichtern, aus denen das Weiß der angsterfüllten Augen unheimlich hervor leuchtete. Ich sah den ersten Officier mit einem Rettungsgürtel in der Hand dicht am Schiff im Wasser, dann erblickte ich unseren Capitän, mit der einen Hand schwimmend, mit der anderen seinen Rettungsgürtel in Ordnung bringend — ich hörte ihn rufen „die Hallunken" — dann schien ihm der Athem auszugehen — er rief: „Ich gehe unter, ich gehe unter." er schwamm dabei aber hastig an mir vorüber. Ich rief ihm zu, ruhiger zu schwimmen und erst seinen Gürtel in Ordnung zu bringen — er hörte aber nicht, schwamm in derselben Hast weiter und schoß ordentlich an mir vorbei.

Als ich endlich die Grenze des schwarzen Tintenkreises erreichte, fühlte ich eine gewisse Erleichterung — das schwarze Wasser war so unheimlich — ich wurde ruhig und fing an, zu überlegen — ich sah mich nach dem Schiff um und sah, daß ich bedeutend abgetrieben war — statt mich der Insel genähert zu haben, war ich am Heck vorbei getrieben und befand mich zwar einige 50 Meter entfernt vom Schiff, aber eher weiter vom Land als näher. Ich wußte, es mußte ungefähr Mittag sein, und wußte, daß um drei Uhr Fluthwechsel eintreten würde — ich überlegte mir, daß ich nicht direct auf die

Insel zuhalten dürfte, wenn ich nicht ganz daran vorbei treiben wollte, sondern daß ich gegen den Strom, also parallell zu unserer Schiffsrichtung, schwimmen mußte. Ich sah wieder nach dem Schiff, um diese Richtung genau zu bestimmen, wandte mich aber schnell wieder ab, und für Momente verging mir jegliche Hoffnung auf Rettung. — Die Kau-shing fing an, nach Backbord wegzusacken, und die verzweifelten Soldaten hatten sich nach der Steuerbordseite hingedrängt; ihre Gewehre, mit denen sie bis dahin auf das japanische Schiff gefeuert hatten, entluden sie nun auf ihre schwimmenden Kameraden. Mir fiel ein, was unter ihnen bei Beginn der Calamität die Losung gewesen war: „Wir wollen eher wie ein Mann hier untergehen, ehe wir den Japanern in die Gefangenschaft folgen." Sie wollten ihre schwimmenden Kameraden zwingen, an dieser Losung festzuhalten; sie selbst, des Schwimmens unkundig, konnten nicht daran denken, ihre Rettung durch einen kühnen Sprung ins Wasser zu versuchen, und wollten, daß alle Anderen ihr Schicksal mit ihnen theilten. Dazu kam noch, daß von dem japanischen Schiff aus erbarmungslos mit Maschinengeschützen gefeuert wurde, sowohl auf die Unglücklichen, die sich verzweiflungsvoll auf dem sinkenden Schiff zusammendrängten, als auch auf die, welche in Todesangst mit den Wellen kämpften. — Wir waren in einem Regen von kleineren und größeren Geschossen, welche unbarmherzig ihre Opfer forderten. Um mich herum wurde es einsam — spurlos und lautlos verschwand ein Schwimmer nach dem anderen. Nur wenige hörte ich eine Klage oder einen derben Fluch ausstoßen, ehe sie in den Fluthen versanken. — Wie lange das verheerende Gewehr- und Geschützfeuer andauerte, ist schwer zu sagen; aber seine Wirkung hatte die Zahl der Schwimmer auf $^1/_3$ oder $^1/_4$ vermindert, als endlich der Kugelregen schwächer wurde — dann noch einzelne Schüsse — noch wenige, vereinzelte Geschosse, die mit einem kurzen Zischen ins Wasser schlugen — und das Feuern hatte aufgehört. — Ich war unversehrt; bis dahin hatte ich vollkommen apathisch meine Schwimmtempos gemacht, ich hatte nicht an die Möglichkeit gedacht, von den Geschossen verschont zu bleiben. Jetzt aber fühlte ich neue Kräfte. Ich zweifelte nicht mehr, daß ich trotz der Strömung die Insel erreichen würde, und selbst der Gedanke an den gefürchteten Haifisch schreckte mich nicht mehr, mein allgemeines Interesse an Allem, was um mich vorging, erwachte wieder. — Als ich mich jetzt nach der Kau-shing umsah, war ihr Heck ganz im Wasser versunken, das halbe Schiff aber ragte mit dem Bug hoch heraus, oben auf diesem Bug drängte es sich Kopf an Kopf von schreienden Menschenmassen. An der Ankerkette, den Ankerund Bootstaillen hingen Menschen, nicht einzeln, sondern Mensch hing an Mensch über und unter einander, so daß es aussah, als wäre der Bug des Schiffes mit großen Traubengewächsen behängt — der Vordermast war gedrängt voll und das Schiff war umgeben mit Schwimmenden und Ertrinkenden. Da waren Drei, Vier, Fünf, die sich um den Besitz eines Ruders stritten; hier schwammen Zwei, Drei mit einem Brett oder einer Kiste, dort trieb ein überfülltes Boot, in dem man sich gegenseitig drängte und stieß. Alles, was auf diese Weise im Wasser umher schwamm, war merkwürdig ruhig; lautlos wurde der letzte Kampf ums Dasein geführt. Aber von dem Bug des

Schiffes her ertönte ein herzzerreißendes Geschrei nach Hülfe, untermischt mit Flüchen.

Ich sah mich um nach dem Japaner; wird der keine Hülfe leisten? Er war ebenfalls mit dem Strom getrieben und etwa auf 5—600 Meter hinter der Kau-shing; nichts regte sich an Bord, man schien zu beobachten. — Dann sah ich ein schwer bemanntes Boot um das Schiff herum kommen, es ruderte langsam auf die Kau-shing los, im Heck des Bootes standen Matrosen mit Gewehren — was hatte das zu bedeuten? Wollte man retten oder die Qual durch einige gut gezielte Schüsse verkürzen? Für einen Moment dachte ich umzuwenden und nach dem Boote zu schwimmen, ich brauchte mich nur vom Strome treiben zu lassen und wäre schnell genug hingelangt.

Da sah ich, wie die Gewehre in Anschlag gebracht wurden — ich folgte mit den Augen der Anschlagsrichtung — da trieb ein übervolles Boot ohne Ruder, ohne Steuer, dem Kentern nahe — eine Salve krachte — von dem kenternden Boot aus erscholl ein Jammern und Wuthgeschrei. Das war also der Zweck des bemannten Bootes gewesen, von dem ich für einen Moment geglaubt hatte, es sei zum Rettungswerk bestimmt. Ich wandte mich meinem alten Cours zu und holte mit einigen kräftigen Stößen den verlorenen Weg wieder ein. Die gleichgültigsten Gedanken über Dinge, die mir bei der Lage, in welcher ich mich befand, am Allerentferntesten hätten liegen sollen, gingen mir durch den Kopf; ich verspürte das Bedürfniß, zu rauchen; daß ich für die nächsten Tage diesen Genusses entbehren würde, war ein stets wiederkehrender unangenehmer Gedanke. Ich stellte Betrachtungen an über den möglichen Verlauf des jetzt unvermeidlichen Krieges zwischen Japan und China. Ich überlegte mir, ob es nicht besser sei, wenn China seine Ansprüche in Korea ganz aufgäbe. Ich stellte Wetten an mit mir selbst, indem ich versuchte, die vorspringenden Klippen der Insel in einer bestimmten Anzahl von Schwimmstößen in eine Richtung zu bringen und das Erreichen der Insel von der Richtigkeit meiner Voraussetzung abhängig machte. Dann dachte ich daran, was die Nachricht von dem Untergang der Kau-shing in China und Europa für einen Eindruck machen und was man unter meinen Freunden und Verwandten zu meiner Todesnachricht sagen würde. Ich sah noch drei andere japanische Kriegsschiffe auf dem Schauplatz erscheinen und wunderte mich über die plötzliche Machtentfaltung der japanischen Flotte; ich dachte an die beiden chinesischen Schiffe Tzi-yuan und Tzau-Chiang und fragte mich, ob dieselben wohl das gleiche Schicksal wie die Kau-shing erfahren hätten. Ich sah, wie die drei japanischen Kriegsschiffe wieder abdampften und bemerkte, daß der Japaner, der die Kau-shing zerstört hatte, längst verschwunden war. Ich sah dann einen der Dampfer, der zwei Tage vor uns mit chinesischen Truppen nach Ya-shan abgegangen war, aus den Inseln hervorkommen. Die Entfernung war aber groß; ich konnte nicht hoffen, von ihm aus entdeckt zu werden. Ich dachte, daß er vielleicht nach dem Wrack der Kau-shing steuern und ich dann in seiner erreichbaren Nähe sein würde. Ich bemerkte nun erst, daß die Kau-shing nur noch mit ihren zwei Masten aus dem Wasser ragte, und diese Masten hingen voll Menschen; aber es herrschte eine ängstliche Stille. Was

auf den Masten nicht Platz fand, war in den Wellen ertrunken, und die Anfangs beträchtliche Zahl der Schwimmer auf dreißig oder vierzig reducirt. Ich wunderte mich, unter den Schwimmenden so gar nicht das Bestreben, sich an einander anzuklammern, bemerkt zu haben, und gab mir die Erklärung, daß die, die dies versucht, längst ertrunken sein mußten und der Rest gute Schwimmer waren, die naturgemäß das Bestreben hatten, sich gegenseitig zu vermeiden. Ich versuchte, auf dem Rücken zu schwimmen, gab dies aber sofort wieder auf, weil ich so die Richtung nicht inne halten konnte. Dann wollte ich mich meiner Jacke entledigen, fürchtete aber, mich in die Aermel zu verwickeln. Meine Schuhe hatte ich ganz zu Anfang ausgezogen; das war die einzige Erleichterung, die ich mir hatte verschaffen können.

Meine Hoffnung auf Hülfe von dem zuletzt aufgetauchten Schiff hatte sich auch als vergeblich erwiesen; es verschwand wieder, ohne die geringste Notiz zu nehmen, trotzdem, wie aus den Berichten des Capitäns der Fei-ching später hervorging, von demselben das Wrack wohl bemerkt worden war.

Meine Schwimmbewegungen waren mittlerweile vollkommen automatisch geworden, nur an den sich auf große Entfernung an einander vorbeischiebenden Klippenvorsprüngen konnte ich bemerken, daß ich langsam vorwärts kam.

In dieser Weise muß ich lange Zeit geschwommen sein. Das Stadium der Müdigkeit war längst überwunden; ohne mir darüber Rechenschaft geben zu können, müssen drei Stunden verflossen sein, denn ich verspürte schließlich, daß ich nicht mehr gegen, sondern mit dem Strome schwamm.

Ich näherte mich merklich der Insel und fing an, kleine sandige Buchten von schroffen Felsklippen unterscheiden zu können. Ich mußte schließlich scharf auf eine der Buchten zuhalten, um nicht von dem Strome an der Insel vorbei getrieben zu werden; es gelang mir aber nicht, eine Bucht zu erreichen; ich war froh, als ich auf einen großen flachen Felsblock auftrieb, auf dem ich eine ganze Weile mit Brust und Armen auflag, mit den Beinen im Wasser, ohne im Stande zu sein, dieselben nachzuziehen. Schließlich wurde ich durch eine Stromwelle auf den Fels hinaufgeschoben. Lange saß ich und pellte an den kleinen Austerschalen, die den Stein bedeckten, ohne überhaupt irgend welchen Gedanken zu haben. Ich empfand wohl, daß ich vorläufig in Sicherheit sei, und wunderte mich, wie ich so lange hatte schwimmen können, aber das Gefühl der Ermattung war so vorherrschend, daß ich nicht im Stande war, einen bestimmten Gedanken zu fassen und durchzudenken. — Als ich endlich meine Lage überblickte, bemerkte ich, daß ich auf einem einzelnen Felsen saß, der vielleicht noch 100 bis 150 Meter von einer kleinen Kiesbucht am Ufer der Insel entfernt war. Es gehörte ein schwerer Entschluß dazu, mich wieder ins Wasser zu stürzen, den ich aber endlich unter Zusammennahme aller Energie ausführte, um dann, mit der Geschwindigkeit einer kleinen Dampfbarkasse, dem Ufer zuzuschwimmen.

Die kurze Ruhepause auf dem Austerfelsen hatte mir wohl gethan. Ich wußte, daß erst das halbe Werk meiner Rettung vollbracht sei. Die unwirthlichen schroffen Felsabfälle sahen nicht danach aus, als ob die kleine Insel von Menschen bewohnt sei. Ich sah die Nothwendigkeit vor mir, den etwa

4—500 Fuß hohen steilen Hang erklimmen zu müssen, da an eine Umgehung des Strandes nicht zu denken war. Nach den ersten zehn Schritten, die ich am Strande machte, fand ich zwei meiner Leidensgefährten vollkommen erschöpft am Boden liegen. Durch energisches Zureden und schließlich mit Gewalt gelang es mir, dieselben auf die Beine zu bringen, und mit ihrer Hülfe suchte ich die nächsten Klippen und kleinen Buchten ab. In ähnlichen Lagen, wie die beiden Ersten, fand ich im Ganzen noch 23 Mann, bei denen es viel Ueberredung und zuletzt Gewalt kostete, sie zu zwingen, mir zu folgen.

Unter diesen 23 Mann waren einige Leute schwer verletzt; einer derselben war vollkommen verbrüht, so daß ihm fast an der ganzen rechten Seite seines Körpers die Haut fehlte, der Andere hatte ähnliche Verletzungen an Füßen und Händen, ein Dritter hatte einen Granatsplitter im Kinnbacken, ein Vierter die Finger seiner rechten Hand vollkommen zerschmettert und ein Fünfter sogar einen Schuß durch die Brust. Wie diese Leute mit derartigen Verletzungen im Stande gewesen sind, den ganzen langen Weg schwimmend zurückzulegen, ist mir heute noch ein Räthsel. Allerdings waren dieselben, wie ich später erfuhr, nicht bei der Explosion des Torpedos über Bord gesprungen, sondern hatten erst, nachdem das Schiff untergegangen war, und nachdem sie sich lange an den hervorragenden Masten und Tauen festgehalten hatten, ihr Heil im Schwimmen gesucht. Sie waren auf diese Weise wahrscheinlich erst vom Schiff abgetrieben, als die Strömung wechselte, und jedenfalls in bedeutend kürzerer Zeit nach der Insel gelangt, als ich und die Anderen, die noch für etwa drei Stunden mit der entgegengesetzten Strömung zu thun gehabt hatten.

Wir begannen unseren schwierigen Aufstieg und krochen auf Händen und Füßen, unter Benutzung des Ginster- und Dorngebüsches, den Abhang hinauf. Viermal mußte ich die eingeschlagene Richtung aufgeben, um denselben Weg wieder zurückzumachen und einen anderen Aufstieg zu wählen. Nach langen Mühen gelangten wir auf die Höhe. Meine Leute waren so erschöpft, daß ich nicht daran denken konnte, sie sofort weiter zu bringen. Sie blieben liegen. — Es fing an, Abend zu werden, Hunger und besonders Durst machten sich empfindlich bemerkbar, und unsere Lage wurde mit dem Sinken der Sonne sehr zweifelhaft.

Nachdem ich den ganzen oberen Theil der Insel durchstrichen und mich überzeugt hatte, daß die Insel bedeutend größer war, als ich annahm, kehrte ich zu meinen Leuten zurück, die nun, ausgeruht, mir willig folgten, und querfeldein gingen wir durch Gestrüpp und dichtes Unterholz, wobei wir uns durch gegenseitiges Zurufen zusammenzuhalten suchten, der entgegengesetzten Seite der Insel zu. Nach längerem Marsch entdeckten wir einen kleinen Pfad, den wir mit langen Schritten hinabeilten. Wir sahen bald eine größere Bucht vor uns und am Strande einige kleine Fischerhäuser. Trotz unserer Ermüdung legten wir den Rest unseres Weges mehr laufend als gehend zurück.

Wir wurden von den koreanischen Fischern auf das Gastlichste aufgenommen. So ärmlich wie die Leute selbst waren, boten sie uns doch Alles,

was sie hatten — gesalzene und getrocknete Fische und vor allen Dingen vorzügliches Wasser. Ihre Weiber machten sich sofort daran, in den großen Fischkesseln ganze Säcke voll Graupen zu kochen, und wir konnten nach den Strapazen des Tages mit Behagen einer Mahlzeit entgegensehen. Das Bedürfniß, zu rauchen, war übrigens bei meinen Leuten ebenso stark wie bei mir, da sich aber in der ganzen Ansiedlung höchstens fünf bis sechs Pfeifen befanden, so wanderten dieselben von Mund zu Mund.

Während die Frauen uns Graupen kochten, erklärte ich den Fischern die ganze Sachlage, bewog sie, ihre kleinen Boote zu Wasser zu setzen und den Strand der umliegenden Inseln und Klippen abzusuchen. Zwei größere Boote konnten wir leider nicht ins Wasser schieben, die Fluth war noch nicht hoch genug und bei dem flachen Strand die Entfernung zu groß, um die schweren Fahrzeuge mit unserer erschöpften Kraft zu bewegen. Es gelang aber vermittelst der kleineren Boote im Laufe der Nacht im Ganzen noch 131 Mann aufzusammeln, die an Planken, Rudern, Kisten, Fässern und Gegenständen aller Art im Wasser umhertrieben.

Als der Morgen herankam, hatte ich im Ganzen 154 Mann; wie ich glauben mußte, war dies Alles, was von den 1300 Menschen, die die Besatzung und Bemannung der Kau-shing ausgemacht, übrig geblieben war. Ich hatte während der Nacht die Fluth wahrgenommen, um die beiden schweren Boote zu Wasser zu setzen. Mit dem ersten Morgen lud ich meine sämmtlichen Leute in die Boote, die dadurch mehr als überfüllt waren; ich konnte aber nicht daran denken, die Hälfte zurückzulassen — die Leute gingen mir nicht von den Fersen. Ein alter Fischer unternahm es, uns nach der nächst größeren Insel zu bringen, wo wir, wie er behauptete, Alles für unseren Unterhalt und vielleicht auch für unsere Weiterbeförderung finden konnten.

Wir segelten mit günstigem Winde, der stärker und stärker wurde; schließlich gegen zehn Uhr Morgens wehte es so stark, daß wir Segel reffen mußten, um nicht zu kentern. Die lebendige Ladung machte diese Fahrt bei so starkem Wetter sehr gefährlich, und schließlich mußte das Segelmaß auf ein Minimum herabgedrückt werden.

Für etwa zwei Stunden wurde die Fahrt zu einer der grausigsten, die ich je in meinem Leben gemacht habe. Wir segelten durch einen Pfuhl von Leichen, die Körper der Unglücklichen, deren Schicksal wir hätten theilen sollen. Die Strömung hatte diese Leichen zwischen die Inseln geschwemmt.

Am späten Nachmittag gelangten wir zu der Insel Te-chou; es war Ebbe, und wir mußten weit vom Strande im flachen Wasser ankern und dann vielleicht eine halbe Meile watend zurücklegen.

Die Bewohner der Insel, erstaunt über diesen unerwarteten Besuch so vieler nackter und halbnackter Menschen, hatten sich am Strande versammelt und schienen uns mehr furchtsam als freundlich zu empfangen. Bald erschien in seinem rothen Tragsessel der Beamte des Platzes; mit diesem, der ein wenig der chinesischen Sprache mächtig war, verständigte ich mich bald. Meine Leute wurden auf das Vorzüglichste in einem alten Tempel untergebracht, erhielten Nahrung, Kleidung und Alles, was nothwendig war. Für mich war an Ruhe

nicht zu denken. Der Koreaner, erfüllt von der Wichtigkeit der ganzen Angelegenheit, verlangte darüber einen Bericht an seine Regierung in Seoul zu machen, und ich brachte den größten Theil der Nacht damit zu, ihm die Daten zu diesem Bericht zu geben.

An meiner mangelhaften Kleidung hatte ich die Abwesenheit von Schuhen und Strümpfen am meisten empfunden. Da es mir aber unmöglich war, eine passende Fußbekleidung zu finden, hatte ich mich bereits auf den Gedanken vorbereitet, den Rest meiner Reise barfuß zurückzulegen. Mein koreanischer Wirth hatte sein Möglichstes gethan, mir Strümpfe und Schuhe zu verschaffen und mußte betrübt seine Nachsuchungen in dem vorhandenen Material aufgeben, weil Alles zu klein war. Nach Beendigung meines Berichtes legte ich mich zur Ruhe und mag vielleicht drei Stunden geschlafen haben; als ich erwachte, saß mein Wirth vor mir mit ein Paar neuen genähten Strümpfen und Schuhen und erzählte mir freudestrahlend, daß seine Frauen mir über Nacht Maß genommen und diese Fußbekleidung hergestellt hätten. Ich war gerührt von deren Aufmerksamkeit und bedauerte nur, den barmherzigen Samariterinnen meinen Dank nicht persönlich aussprechen zu können. Aber die koreanische Sitte verbietet es der Frau, sich einem Fremden zu zeigen.

Ich ließ meine Leute in der Obhut des wohl gesitteten Beamten zurück und fuhr an diesem Morgen mit einem kleinen Segelboot nach Chemulpoo, wo ich hoffen konnte, Kriegsschiffe befreundeter Nationen zu finden.

Am folgenden Tage Mittags bekam ich die Rhede von Chemulpoo in Sicht und war nach einigem Hin- und Herkreuzen am Fallrepp S. M. Kanonenboot Iltis, Commandant Graf Baudissin. Commandant wie auch Kanonenboot waren mir alte Bekannte.

Ich übergehe die Freudenbezeigungen, die mir von allen Seiten entgegengebracht wurden.

Am Abend desselben Tages schrieb ich im Bureau der deutschen Firma Meyer & Co. meinen ersten authentischen Bericht an Stelle eines Verhörs für den englischen Consul in Chemulpoo. Meine Nachforschungen über die übrigen Geretteten und speciell meine Nachforschungen nach den anderen Europäern und Officieren des Schiffes Kau-shing waren fruchtlos; man hatte in Chemulpoo zwar von der Zerstörung der Kau-shing gehört, aber bis dahin angenommen, daß sämmtliche Besatzung und Passagiere untergegangen seien.

Ich war der Erste, welcher wieder zum Vorschein kam und in Folge dessen der Erste, der über den wahren Sachverhalt Nachricht geben konnte. Ich hatte die Ueberzeugung, daß der Capitän und der erste Officier, die ich beide im Wasser gesehen hatte, gerettet sein mußten. Ich hatte sie in der Richtung des japanischen Schiffes, das ich nun als den Kreuzer Naniva feststellen konnte, abtreiben sehen und vermuthete, daß derselbe einige der Europäer aufgenommen hatte.

Das Factum, daß jetzt nach drei Tagen von Seiten der Japaner nichts officiell über die Kau-shing-Affäre verlautet war, brachte mich auf den Gedanken, daß man japanischerseits den wahren Sachverhalt zu verheimlichen suche und deswegen die geretteten Europäer in Japan oder an Bord eines

Kriegsschiffes festhielt, um sie zu verhindern, über die Angelegenheit Aussagen zu machen. Ich sprach diese Vermuthung dem englischen Consul gegenüber aus und richtete ein Schreiben an den englischen Gesandten in Peking, in welchem ich denselben Verdacht klar stellte.

Mit dem Kanonenboot Iltis, das mir in bereitwilligster Weise seine Hülfe zusagte, dampfte ich am nächsten Morgen ab; nachdem wir uns noch einen halben Tag in der Bucht von Yah-shan aufgehalten hatten, um einen detachirten Officier aufzunehmen, gelangten wir am darauf folgenden Tage nach Te-chou.

Im Laufe der drei Tage waren noch weitere 40 Mann von dem Wrack durch die Fischer gerettet und nach Te-chou überführt worden, so daß ich fast 200 Mann Errettete nach China zurückbringen konnte. Der Iltis vermochte nur die Hälfte derselben zu bergen, mit diesen fuhren wir nach Chifu, wo ich sie nach zweitägiger Fahrt dem dortigen Bezirksvorsteher überlieferte.

Mein Brief an den englischen Gesandten war nicht ohne Wirkung gewesen. Der Capitän und der erste Officier der Kau-shing waren richtig durch die Naniva aufgenommen worden und wurden in Japan in Gefangenschaft gehalten. Erst auf Nachsuchen der englischen Gesandtschaft in Tokio erlangten dieselben wieder ihre Freiheit. Es stellte sich heraus, daß man in Japan Alles gethan hatte, um die Meinung dieser beiden Herren für das japanische Interesse zu gewinnen, und mein Verdacht, daß man sie wahrscheinlich bis zum Schluß der Feindseligkeiten durch Freiheitsentziehung zu schweigen gezwungen hätte, war durchaus begründet.

Die Aufregung an der ganzen Küste China's unter der ganzen europäischen Bevölkerung und speciell unter den Engländern war ungeheuer. Die englische Flagge war durch den japanischen Uebermuth in nie dagewesener Weise beschimpft und gemißachtet worden. Der englische Gesandte in Peking hatte vor Abgang der Kau-shing seine Meinung direct dahin abgegeben, daß der Truppentransport durch einen englischen Kauffahrteidampfer nach internationalem Recht durchaus zulässig sei. Der Krieg war nicht erklärt, als der Chartervertrag abgeschlossen wurde, es war noch nicht Krieg, als das japanische Schiff den englischen Kauffahrteidampfer in den Grund bohrte, und in Wahrheit wehte auf dem japanischen Konsulat in Chifu noch die japanische Flagge, als ich am Morgen des ersten August, also sechs Tage nach der Katastrophe, mit dem Kanonenboot Iltis dort anlangte.

Daß unter diesen Umständen die Japaner in der gröbsten Weise das internationale Recht verletzt hatten, war fraglos für jeden Europäer. Der englische Admiral war außer sich; am liebsten hätte er sofort Repressalien eintreten lassen und an dem japanischen Geschwader, das die englische Flagge in so frecher Weise beschimpft hatte, Rache genommen. Jeden Augenblick erwartete er die telegraphischen Befehle, die ihm ein derartiges Eingreifen gestatten sollten, und für die nächsten vier Wochen glich das englische Geschwader beutesuchenden Raubthieren, die ihr Opfer verfolgten. Man ging den japanischen Schiffen nicht von den Fersen, jeder Officier in der englischen Flotte sah mit Spannung der Entscheidung der Regierung entgegen und würde gern

irgend ein kleines Mißverständniß herbeigeführt haben, um ein directes Eingreifen auch ohne Befehle zu ermöglichen.

England, das bei Beginn der koreanischen Verwicklung eine so energische Haltung anzunehmen versprach, dessen Vertretung in Peking es gewissermaßen als fraglos hingestellt hatte, daß man eine japanische Einmischung in die koreanischen Angelegenheiten nicht dulden würde und dem durch die Kau-shing-Katastrophe eine so günstige Gelegenheit geboten war, seinen Versprechungen gerecht zu werden und seine Drohungen auszuführen, schwieg. Der Admiral erhielt seine gewünschten Befehle nicht, und die Beleidigung der englischen Flagge ist bis auf den heutigen Tag ungeahndet.

England hatte gesehen, daß Japan doch mehr Energie zu entwickeln im Stande war, als man geglaubt. Es hatte eingesehen, daß ein Korea in den Händen Japans vielleicht ein sicherer Thorschluß gegen das Vordringen Rußlands in Ostasien sei, als das Korea in den Händen China's. Es war nicht mehr im englischen Interesse, einem kräftigen Japan Schwierigkeiten in den Weg zu legen; im Gegentheil, man überlegte sich wohl in London, daß ein freundschaftliches Verhältniß zu Japan die englischen Interessen in Ostasien Rußland gegenüber eher fördern könne, als die stets zweifelhafte Macht China's.

Dafür übersah England den Frevel an seiner Flagge. — Jetzt ist es im Begriff, eine Entschädigung der Wittwen und Waisen seiner auf den Kau-shing umgekommenen Seeleute zu fordern, nicht aber von dem erstarkten J a p a n — sondern von dem altersschwachen C h i n a.

Francesco Petrarca in seinem Briefwechsel.

Von

Franz Xaver Kraus.

[Nachdruck untersagt.]

III.

Petrarca's Charakter ist ein Problem, über welches die Biographen sich nicht völlig geeinigt haben, und das in der That nicht ganz einfach ist. Welches war der innere Kern dieses Mannes? Welches die Triebfeder seines Handelns? Was war die Dominante seines ganzen Lebens? Die Beantwortung dieser Fragen ist nicht bloß für das Verständniß des Dichters von Bedeutung; denn der Vater des Humanismus hat dieser gesammten Richtung seine Tugenden wie seine Fehler als Erbtheil hinterlassen. Sein Naturell und sein Charakter sind typisch für das Renaissancezeitalter geworden, man kann diese Zeit nur unvollkommen verstehen, wenn man nicht in die Seele ihrer Väter — Petrarca und Boccaccio — eingedrungen ist.

Die Grundlage von Petrarca's Wesen bildet, nach der physiologischen Seite, ein ausgesprochen florid-sanguinisches Temperament. Die Beschreibung, welche er selbst und Andere uns von seiner körperlichen Erscheinung, dem lebhaften Colorit seines Antlitzes, den feurigen Augen, den gerundeten Formen des Baues geben, stimmt zu dem Eindruck, welchen seine Schriften uns von seiner seelischen und geistigen Configuration geben. Behandelt das Schicksal sie einigermaßen gnädig, so können derartige Temperamente sehr glückselig sein: die tragische Auffassung des Lebens liegt ihnen von Natur fern. In dem Briefe an Federico Aretino legt Petrarca die Stimmung dar, aus der heraus die Dinge des Lebens seiner Ansicht nach zu beurtheilen sind. Es ist ganz die des heitern, von der Sonne des Glücks nicht verwöhnten, aber noch weniger vom Unglück mißhandelten Sanguinikers. „Nichts," heißt es, „ist gewöhnlicher, als daß man auf dieser irdischen Reise klagt und lamentirt; und nichts ist überflüssiger und verächtlicher. Freilich gibt es nur wenige Dinge, die uns vollauf befriedigen; aber wer da als Mensch geboren wird mit all' den Eigenschaften, die den Menschen ausmachen, der darf, wenn er auch nicht allzeit zufrieden ist, doch nicht klagen." Menschen dieser Art sind meist gutmüthig. Alle Freundesbriefe Petrarca's zeugen von der Humanität seiner Gesinnung,

seinem Wohlwollen und seiner Uneigennützigkeit gegenüber den Freunden. Insbesondere sind die Briefe an Gherardo Beweise seiner Güte gegen den Bruder; in mehr als einem Briefe bewundert man die Langmuth und Nachsicht, die unerschöpfliche Güte, die er jenem jungen Manne aus Ravenna bewies, den er sich als Schreiber herangebildet, mit reichen Kenntnissen ausgerüstet, wie einen Sohn behandelt hat, und der ihn nun — man möchte glauben, in einem Anfall von geistiger Störung — plötzlich verläßt, um einer phantastischen Reiselust zu genügen. Wie der Bursche dann bald enttäuscht und aller Mittel entblößt zurückkehrt, nimmt er ihn wieder in väterlicher Güte auf. „Sein Kopf räth ihm ab, aber sein Herz zwingt ihn zum Gegentheil". „Ich will lieber," sagt Petrarca, „das Meinige verlieren, als mich mit Fremdem belasten." Immer generös, leiht er — auf Nimmerwiedersehen — seinem alten Lehrer zwei kostbare Handschriften, um sie zu versetzen, gibt er zwei seiner Beneficien an Freunde ab, verzichtet er zu Gunsten des Luca Cristiano auf sein Canonicat zu Modena. Wenn er einmal sich weigert zu leihen, so ist es, weil sein Beutel bis auf den Boden geleert ist. Den Geiz verabscheut er wie kein anderes Laster; den Freunden gegenüber ist er von größter Uneigennützigkeit; er will von ihnen keine Geschenke: „ich habe," sagte er, „stets gratis geliebt und bin gratis geliebt worden." Auch vom Neide glaubt er sich völlig frei, doch ist es erlaubt, mit Ugo Foscolo (S. 131) zu bezweifeln, ob er sich hier, wenigstens in Hinsicht des Handwerksneides, anderen Dichtern, insbesondere Dante, gegenüber, nicht einer Selbsttäuschung hingab. Er glaubt auch außer seiner Selbstlosigkeit seine Verschwiegenheit und seine Energie auf Reisen loben zu dürfen. Gegen Niedrigstehende benimmt er sich freundlich und herablassend. Er willigt ein, der Gast eines einfachen Bergamasken zu sein, der sich zu seinen Bewunderern zählt; er kommt jungen, strebsamen Männern und selbst Knaben wohlwollend und fördernd entgegen. Höherstehende will er nur nach ihrem innern Werthe, so wie ihn sein geistiges Auge erkennt, schätzen und behandeln, wozu sich allerdings sagen läßt, daß er den Tyrannen von Mailand und Padua und auch den Florentiner Bürgern ganz ordentlich zu schmeicheln weiß.

Dem Verzeichniß dieser löblichen Eigenschaften steht ein nicht unbeträchtliches Register von Fehlern gegenüber. Petrarca ist nicht frei von angeborenem Stolze und Eitelkeit. Er nimmt mit großer Genugthuung die Erweise der Bewunderung von Großen und Kleinen entgegen, spricht mit Vergnügen von den vornehmen Herren, welche die Vaucluse besuchen, um die Quelle und ihn zu sehen, und ist äußerst empfindlich gegen Kritiken und Censuren, wie seine Abhandlung „De sua ipsius et aliorum Ignorantia" zeigt. Er nennt sich einmal selbst im höchsten Grade weich und entnervt, und darum erträgt er den Widerspruch nicht. Angriffe machen ihn rasend, nicht allein weil er vom Bewußtsein seiner Größe als Gelehrter und als Dichter erfüllt ist, sondern weil er wirklich vor der Kritik Angst hat und ihm jene alma sdegnosa fehlt, die Dante so groß macht; weil nichts in ihm von jenem grande disdegno des echten Stoikers war, der den Mückenstichen unbesiegbare Ruhe und dem Tadel kleiner Literaten Verachtung entgegensetzt. Jemand war der Ansicht, Petrarca's

Gedichte hätten nicht verdient, daß er als Dichter gekrönt wurde. Flugs setzt er sich hin und schreibt eine poetische Epistel von nicht weniger als 289 Versen, um sich zu vertheidigen. Ein Anderer hat etwas auszusetzen an der Messung eines seiner lateinischen Verse: auch diesen Unglücklichen überschüttet er mit einer poetischen Epistel, in welcher er ihn einem wüthenden Hund, einem Affen vergleicht, der einen Tiger anfällt. Diese maßlose Reizbarkeit tritt ganz besonders auch in der Apologie hervor, welche Petrarca den Angriffen eines Franzosen auf seine Ansicht betreffs der Rückkehr des Papstes nach Rom (1372) entgegensetzte [1]), und die in der That, wie Koerting ausführt, „kein glänzendes Zeugniß für den Charakter und auch nicht einmal für die Gelehrsamkeit ihres Verfassers“ ablegt. Hier wird entschieden mit giftigen, nicht immer ehrlichen Waffen gekämpft; der Dichter läßt sich von seinen Empfindungen dermaßen hinreißen, daß man sagen muß, die Leidenschaft habe ihm den Kopf verdreht und ihm jede Fähigkeit zu einer objectiven Beurtheilung der Dinge genommen.

Mangelnde Seelengröße bedingt auch Mangel an Muth. Petrarca war kein Held. Daß er sich vor der See fürchtete, haben wir schon gesehen. Abenteuer, wie der nächtliche Ueberfall bei der Flucht aus Parma (1345), der Sturz mit dem Pferde bei Einholung des päpstlichen Legaten Albornoz vor Mailand lassen einen tiefen Schrecken bei ihm zurück. Auch den Krankheiten gegenüber und namentlich Angesichts der Pest, gegen Erdbeben und Blitzschläge zeigt er sich nichts weniger als tapfer. Schlimmer ist der Undank, dessen man ihn, namentlich seinen alten Wohlthätern, den Colonna's gegenüber geziehen hat. Der Trostbrief an den greisen Stefano Colonna ist ein herzloses Aktenstück, in welchem die kalte Rhetorik keine wahre Empfindung aufkommen läßt, und die Abkehr von den Colonna's zur Zeit, wo Cola di Rienzo seinen seltsamen Traum im Kampfe gegen die großen Adelsgeschlechter durchzuführen sucht, macht unserm Petrarca auch keine große Ehre. Man muß indessen, um seine Haltung in dieser Lage zu verstehen, sich daran erinnern, daß der phantastische Versuch der Wiederaufrichtung der römischen Republik auch unserm Dichter den Kopf dermaßen verrückt hatte, daß er vollkommen aus dem Gleichgewichte kam. Cola war ein großer Bürger, dem die Narrenkappe tief über die Augen hing; und Messer Francesco hat die Krankheit dieser Jahre mitgemacht. Sein Kopf hat sich an den Colonna schwer versündigt, sein Herz möchte ich freisprechen.

Was den eigentlichen Inhalt seines Lebens ausmachte, hat uns Petrarca nicht unterlassen zu sagen. „Amitié, étude, beaux-arts et solitude, voilà mes passions“, meinte Voltaire. Aufrichtiger und vollständiger ist unser Dichter, wenn er Ruhm und Liebe als die Götter, denen er opfert, nennt.

> „Noch lebt in mir ein anderer Gedanke,
> Der, bittersüß, mir Lust und Schmerzen bietet,
> Und, mühvoll drin behütet,
> Das Herz mit Sehnsucht drückt, mit Hoffnung nähret,
> Der nur nach Ruhm zu trachten mir gebietet“ [2]).

[1]) Contra cuiusdam Anonymi Galli calumnias Apologia. Vergl. Koerting, S. 388 f.

[2]) Canzone XVII, al. 39 u. 21 (I 'vo pensendo e nel pensièr m'assale). Uebersetzt Förster S. 86.

Und dazu:

„Das ist die eine Säule meines Lebens;
Ihr Nam' ist mir die zweite“ [1]).

Sowohl in den Bekenntnissen [2]), als in den Briefen wird dies bestätigt. Den Angriffen seiner Neider antwortet er in dem Briefe an Luca von Piacenza:

„Wo ich gehe und stehe, mir wird der Ruhm nicht fehlen; ich müßte mich sehr täuschen, wenn mein Name nicht allenthalben, in Stadt und Land, siegreich durchdränge. Gewiß: Gott birgt mich in sicherem Hafen, er wird mich vor den Verleumdungen übelwollender Menschen bewahren. Mich gegen sie schützen, darauf ist jetzt all' mein Sinnen gerichtet; Tag und Nacht denke ich daran, Gott wird mich dabei nicht im Stiche lassen.“

Ruhm zu gewinnen und den gewonnenen sich zu bewahren, war in der That der Gegenstand seines Sinnens Tag und Nacht. Liebe und Ruhm waren das fin mot seiner Existenz; aber die Unsterblichkeit eines großen Namens war ihm noch theuerer, als der sterbliche Leib eines Weibes. Das ist der bestimmende Grundzug seines Wesens; man wird gut thun, will man Petrarca verstehen, sich auf Schritt und Tritt daran zu erinnern.

Das Temperament wird uns angeboren; den Charakter erzieht das Leben. Gehen wir den Einflüssen nach, welche dieses auf die innere Entwicklung Petrarca's üben mußte, so erhebt sich an erster Stelle die Frage, wie sich unser Dichter zu den Problemen des Jenseits gestellt, welche Einwirkung die Religion und das kirchliche Element seiner Zeit auf ihn geübt haben.

In den späteren Jahren seines Lebens spielt das religiöse Element entschieden eine größere Rolle, als in seiner Jugend. Kein Zweifel kann walten, daß er der Kirche, deren Kleid er als Geistlicher trug, auch innerlich und aufrichtig angehörte. Mehr als einmal verwirft er in den Briefen jede dem Glauben feindliche Wissenschaft. Christus ist ihm die einzig wahre Weisheit: was wir auch seien, zuerst müssen wir Christen sein. Mit innerer Rührung betritt er in Rom die Stätten, an denen die Begründer des christlichen Glaubens gelebt und gelitten. Er ist eifrig in der Erfüllung seiner kirchlichen Pflichten, streng im Fasten, treu im Gebet. Auch des Nachts erhebt er sich manchmal, um zu beten [3]); sein Brevier hat er wachend stets vor sich, und schlafend hält er es unter seinem Kopfkissen. Hundertundfünfzig Jahre später läßt sein begeisterter Bewunderer, Cardinal Bembo, sein Brevier durch einen seiner Cameriere beten, „um sich seine Latinität“ nicht zu verderben. Man sieht, welche Fortschritte der Humanismus in der Epoche zwischen Petrarca und Leo X. gemacht hat. Im Papst sieht unser Dichter den wirklichen Statthalter Christi: so unzufrieden er mit den Avignoneser Päpsten ist, kein Gedanke an Rebellion gegen das Institut des Papstthums ist je an ihn herangetreten.

---

[1]) Canzone I, al. 40 u. 22 (Che debbo io far etc.). Uebersetzt Förster S. 84.

[2]) Secret p. 352 (ed. Basil.).

[3]) Vergl. Var. 15 und die von Hortis (S. 667) publicirten, von Petrarca verfaßten Gebete, wie die Oratio quotidiana, diejenige ad beatam Agatham, contra tempestates aëreas. Ich verweise dann namentlich auf das schöne Gebet seines Alters (Sen. II, 8).

Es kränkt ihn darum, im Gefühle seiner Treue, doppelt, daß ihn Papst Innocenz VI. für einen Nekromanten und Zauberer hält, weil er die Einsamkeit liebt und Virgil liest. Zwar meint Petrarca, nicht ohne einen boshaften Seitenblick auf den von ihm selbst sehr übel beurtheilten Papst, er heiße noch lieber ein magus, als ein maledicus und maleficus. Aber geheuer war ihm die Sache nicht, und mit Recht, denn es konnte im 14. Jahrhundert immer noch unangenehm werden, von einem Papste als Hexenmeister angesehen zu werden. Die Hexenprocesse waren zwar damals noch lange nicht in ihrem rechten Flor; aber die Anklage auf Magie konnte den Vorwand hergeben, wenn man sich eines unbequemen Kirchenpolitikers und eines an die Pflichten des Pontificates mahnenden, das öffentliche Gewissen vertretenden Publicisten entledigen wollte. Solche Leute waren im Mittelalter immer in einiger Gefahr, sei es als Magier, sei es als Ketzer mit den Kerkern der Inquisition oder dem Scheiterhaufen Bekanntschaft zu machen; es ist doch ein anerkennenswerther Fortschritt, wenn man heutzutage, in Ansehung der schlechten Zeiten, sich darauf beschränkt, ihre Reputation durch die „gute Presse" zerreißen zu lassen.

Die warme Gläubigkeit Petrarca's ließe sich noch mit manchen weiteren Zügen belegen. Dahin gehört seine besondere Verehrung für den heiligen Franciscus, seinen Namenspatron[1]), ferner die im Alter zunehmende Neigung zu den früher vernachlässigten theologischen Studien und die Hinwendung zur Lectüre der Heiligen Schrift und der Kirchenväter. Unter den Werken der patristischen Literatur war ihm keines theurer, als die „Bekenntnisse" des heiligen Augustin. Dies Buch spielt in seinem Leben eine große und entscheidende Rolle. Er hat es oft gelesen, er läßt Copien davon für seinen Bruder (Fam. XVIII, 5) und die Freunde anfertigen, er trägt es stets bei sich auf seinen Reisen (Sen. XV, 7); mehr als das, er nimmt keinen Anstand, auf jenes Buch die Umkehr zurückzuführen, welche er, ungefähr um das vierzigste Jahr seines Lebens, erfahren hat, und über die er sich mehrfach in seinen Briefen ausläßt. Man glaubt den Niederschlag dieser innern Begebenheit in dem sogenannten „Secretum" — den Bekenntnissen vor sich zu haben, einem Dialog, in welchem der heilige Augustin unserem Dichter den Spiegel seiner bisherigen Verirrungen vor die Seele hält, und der sündige Poet gegen die Argumente seines furchtbaren Gegners ringt.

Das „Secretum" oder die drei Dialoge „De contemptu mundi" sind 1342 geschrieben; 1336 (26. April) fällt die berühmte Besteigung des Mont Ventoux, auf dessen Höhen Petrarca seinen Augustinus aus der Tasche zieht und sich und seinem Bruder Stellen aus den „Bekenntnissen" vorliest, welche auf beide den tiefsten Eindruck machen. Das „Recordari volo transactas foeditates meas et carnales corruptionis animae meae", womit der große Kirchen-

[1]) Vergl. Sen. XI, 12. XVI, 3. Merkwürdig ist, wie er sich über die Stigmata des Heiligen ausspricht (Sen. VIII, 3). Einer der Biographen hat die Andacht des Dichters zu S. Francesco daher geleitet, daß Laura in einer Franciskanerkirche beigesetzt war; der brave Kritikus hat offenbar nichts davon gewußt, in welchem Verhältniß sich Katholiken zu ihrem Namenspatron wissen.

lehrer die Geschichte des berühmtesten Seelenkampfes, von dem die Literatur zu erzählen weiß, einleitet, läßt ihm keine Ruhe mehr: ein mächtiges, schrilles Licht hat in sein Inneres hineingeleuchtet; man hat die Empfindung, daß diese Stunde seine Bekehrung zum Durchbruch gebracht hat. Und nun beachte man, daß das illegitime Verhältniß fortdauert, welches ihm ein Jahr später einen Sohn und 1343, wieder ein Jahr nach Abfassung des „Secretum“, eine Tochter einbringt. In diesen „Bekenntnissen“ läßt er sich von Augustin die herbsten Vorwürfe über seine Liebe zu Laura machen. Das hindert ihn nicht, um dieselbe Zeit einige seiner glühendsten Lieder an Laura zu dichten. Jahre lang dauert so der Kampf zwischen dem, was Bartoli das „ascetische Fieber“ nennt und zwischen der weltlichen Lust und Liebe: Petrarca ist oft so traurig, daß ihm Gedanken des Selbstmords kommen; aber sein Arm wagt nicht, sich gegen ihn selbst zu waffnen, denn er fürchtet, daß diesem grausamen Krieg des Diesseits noch größeres Leid im Jenseits folgen möge[1]). Er will seiner Liebe entfliehen und sehnt sich nach den süßen Ketten zurück, die er eben meinte gebrochen zu haben:

„Ach, süßer waren Joch, Fußblöck' und Banden
Mir, als zu wandeln frei und ungebunden.“

Es wird ihm immer sicherer, daß er nie gesunden könne; er fühlt sich von Tag zu Tag verzehrt, er lacht und singt, um den Aufschrei des inneren Weh's zu verdecken; in der Stille der Einsamkeit und Nacht bricht die ganze Gluth seiner Leidenschaft wieder aus:

„Jetzt, da der Himmel schweigt und Erd' und Winde,
Vögel und Wild des Schlafes Zügel tragen,
Die Nacht im Kreise führt den Sternenwagen,
Das Meer sich ruhig streckt durch seine Gründe,
Wach' ich, glüh', sinn' und wein', und wo ich stünde,
Ist noch mein Feind mit seinen süßen Plagen:
Krieg ist mein Zustand, voll von Zorn und Klagen,
Nur denk' ich sie, ich ein'gen Frieden finde“[2]).

Man sieht, das Secretum kann nicht gleich den Confessiones des heiligen Augustin als das Bekenntniß einer bekehrten, ganz vom Diesseitigen abgekehrten Seele aufgefaßt werden; es ist nur das Tagebuch eines mit Gott, mit sich und der Welt ringenden Geistes. Den nämlichen Charakter wird man manchen Briefen der Zeit zuerkennen. Nach Petrarca's eigener Angabe werden wir seine innere „Umkehr“ etwa ein Jahr nach der Geburt Francesca's, um 1344, zu setzen haben. Aber diese „Umkehr“ schloß die Fortdauer des „Krieges“ nicht aus, welchem der Dichter in dem eben angezogenen Sonett einen so ergreifenden Ausdruck gegeben hat. Einen entschiedenen Fortschritt in der Befestigung des religiös-sittlichen Principes zeigt der unter dem Eindruck des Besuches in der Karthause von Montrieu 1347 begonnene, aber erst um 1356 beendete Tractat „Ueber die Muße der Mönche“ („De otio religiosorum“),

[1]) Sonetto S'io credessi per morte essere scarco. Uebersetzt Förster S. 131.

[2]) Sonetto Or che l'ciel e la terra e l'vento tace. Uebersetzt Förster S. 182. Vergl. manche andere Belege bei Bartoli VII, 244 f.

deren Leben dem Dichter als das Paradies auf Erden erscheint; und in derselben Richtung bewegt sich die Abhandlung „Ueber die Heilmittel gegen Glück und Unglück" („De remediis utriusque fortunae"). Diese 1366 vollendete Schrift ist unter den moralphilosophischen Tractaten Petrarca's eine der bedeutendsten; dem Gedanken an das Jenseits, an den Tod, an Gott sind eine Reihe der edelsten Schöpfungen unseres Dichters entsprungen; man sieht daher nicht ein, weshalb, wie Ugo Foscolo will (S. 102), der starke religiöse Sinn desselben ihm zu nichts Anderem gedient habe, als um seinen Geist zu verirren. Bartoli (S. 65 f.) geht nicht gerade so weit, aber auch er spricht mit Verachtung von der leeren Furcht, die Petrarca's Mysticismus ihm eingejagt, und er meint: „Glücklicherweise sind es die letzten Reste des Mittelalters. Petrarca ist der letzte Mensch dieser traurigen Jahrhunderte, und schon offenbart sich in ihm der erste der neuen Zeit."

Ich habe nicht Lust, mich mit diesem Standpunkt auseinanderzusetzen. Wenn das Erlöschen des religiösen Gedankens den Charakter der Neuzeit bestimmt, so sind Pascal und Newton noch keine modernen Menschen, und die Mehrzahl von uns deckt noch die volle Nacht des Mittelalters.

Das religiöse Princip ergreift Menschen und Völker in sehr verschiedenem Grade; es kann die Richtung unseres Geistes völlig verändern, es kann unsere Action völlig umgestalten, kann aus dem alten Menschen einen neuen machen. Aber es läßt das Temperament bestehen, welches uns von Hause aus gegeben ist. Das gilt von den Völkern wie von den Individuen. Die Gothen und Angelsachsen haben nicht aufgehört, Gothen und Angelsachsen zu sein, auch als sie das Christenthum angenommen. Die ethischen und religiösen Einflüsse vermögen das Naturell zu façonnieren, sie sind aber nicht im Stande, die physiologische Grundlage des Temperamentes aufzuheben oder durch eine neue zu ersetzen. Nur wenn man dies im Auge behält, wird man einer so complicirten Persönlichkeit, wie derjenigen Petrarca's, gerecht werden.

Unseres Dichters Temperament war aber auf der sanguinischen Grundlage, ein wesentlich nervöses, man kann sagen: ein hysterisches. Schon Ugo Foscolo sah das klar. „Er neigte," sagt er (S. 34), „zu einer krankhaften Sensibilität; einer Krankheit, welche genialen Menschen eigen ist, und die, wo sie durch lange Leiden und hartnäckige Leidenschaften verbittert wird, immer die geistigen Kräfte schließlich aufzehrt." Die erste Wirkung dieser gesteigerten Sensibilität ist der Wechsel der Stimmung, den Petrarca in der Vorrede zu den Freundesbriefen an sich selbst constatirt, das Zusammenwohnen von Schmerz und Scherz, die unvermittelt in einander übergehen. Der Geist schwebt zwischen Wollen und Nichtwollen. Er verlangt etwas und stößt es im selben Augenblicke wieder zurück. Es verfolgt ihn die Langeweile, die Blasirtheit, jene echt moderne Krankheit; wohin er sich wendet, Alles wird ihm zum Ekel und Ueberdruß. Er „schwankt wie ein Schiff auf stürmischer See" und „jammert, daß er nicht thun will, was er könnte, und nicht kann, was er will". Ihm ist zur Gewißheit geworden, daß es auf Erden keinen Ort gibt, an dem ein edler Geist nicht von Ueberdruß und Ekel am Leben, von Sehnsucht nach dem Tode ergriffen wird. Eine ewige Unruhe hat sich seiner bemächtigt. Er lebt in

beständigem Widerspruch, in ewigem Kampfe mit sich. Dieser Unruhe ist er sich selbst sehr wohl bewußt. Diese Beweglichkeit des menschlichen Geistes, der niemals stille steht, immerfort sich abquält, zwischen dem Bekannten und Unbekannten hin- und hergewälzt wird, unstät, der Ruhe unfähig, allem Neuen zugewandt, führt unser Dichter mit Seneca darauf zurück, daß wir nicht aus irdischem Stoffe, sondern von einem himmlischen Geiste abstammen und die ewige Bewegung die Natur des Himmels ausmache. Aus dieser ewigen Unruhe ergibt sich das Verlangen, zu ruhen, wenn er reist, und zu reisen, wenn er ruht. Aehnlich Chateaubriand, der auch, wohin er kam, gleich von der Langeweile ergriffen wieder weiter zog [1]). Diese Unruhe erstreckt sich auch auf das Moralische. Ist Petrarca frei, so möchte er dienen, ist er in Dienst, so will er frei sein. Er fühlt sich als Mensch und möchte ein Heiliger sein; hat er sich zu einer gewissen Höhe emporgearbeitet, so überfällt ihn das Heimweh nach der Erde, die ihn herabzieht [2]). Es wäre ein Wunder, wenn solch' ein Geist nicht pessimistischen Anwandlungen unterläge. Daß ihm immer das Schlimmste begegnet, dessen erklärt er sich gewiß. Am schärfsten tritt uns sein Pessimismus in dem Tractat „De remediis utriusque fortunae" entgegen, den Koerting (S. 561), geradezu als das erste Document dieser modernen Krankheit erklärt und darum als ein interessantes und wichtiges Denkmal der Geistesgeschichte proclamirt. Ganz mit Recht. Aber es scheint mir, daß Koerting zu weit geht, wenn er sagt: „der Grundgedanke dieses Werkes sei durchaus unchristlich und schließe von vornherein jede Möglichkeit aus, daß er (!) mit dem Glauben an die göttliche Güte und Wahrheit, an Tugend und Sünde, an ewige Seligkeit und Verdammniß vereinbar sei". Petrarca wäre mit dieser Anschauungsweise und deren nur zufällig nicht gezogenen Consequenzen aus den Gedankenkreisen des Mittelalters und des Christenthums herausgetreten (S. 560). In dieser Charakteristik ist gänzlich übersehen, daß es Petrarca's Manier, wie diejenige vieler anderer mittelalterlicher Schriftsteller ist, die Pro und Contra eines Satzes neben einander spielen zu lassen. Es ist weiter übersehen, daß die aufgeregte Stimmung des Autors sich durchweg in einer hyperbolischen und rhetorischen Darstellung gefällt, welche oft weit über das Ziel hinausschießt und mit dem gesunden Menschenverstand auf dem allergespanntesten Fuße lebt. Geistreichen Personen und geistreichen Völkern von überreizter Sensibilität begegnet Derartiges nicht selten. Wo deutsche Dinge in Betracht kamen, verhielten sich einzelne Organe der französischen Presse seit 1891 so, daß man ihren Redactionen kein Unrecht gethan hätte, wenn man ihre Adresse in Charenton suchte. Und damit gelangen wir zur Verhandlung über die Frage, ob Petrarca's Nervensystem sich alle Zeit in einem normalen Zustand befunden, oder ob wir psychopathische Dispositionen bei ihm anzunehmen haben. Man braucht der großen Ketzerei nicht zu huldigen, daß Genie und Wahnsinn untrennbar neben einander wohnen, ohne darum zu

---

[1]) „Chateaubriand, à peine arrivé à un lieu, l'ennui le reprenait et il partait aussitôt." Sainte-Beuve Ch. I, 135.

[2]) Vergl. Bartoli a. a. O., S. 29.

leugnen, daß die höchste Potenzirung des künstlerischen Vermögens — und Petrarca ist immer und in erster Linie als Künstler zu beurtheilen — fast ausnahmslos eine krankhafte Steigerung der Sensibilität bedeutet. Der Dichter hat das selbst empfunden. Als er das berühmte Sonett „L'amor non è, che dunque è quel sento" (Förster c. I, S. 168) schrieb, that er genau dasselbe, wie jener treffliche, liebenswürdige Geist, von dem uns der Tod jüngst geschieden hat, als er die Worte niederschrieb: „Blutarmuth, nervöse Ueberreizung! Der Mensch verfällt in Traurigkeit und wird Melancholiker, das ist der 'Spleen', das 'taedium vitae', der Ekel am Leben. Man wird theatralisch und verlangt nach dem Tode. Manchmal ist die Sache ernster, und es handelt sich um einen partiellen Wahnsinn. Bin ich sicher, daß ich ihm nicht nahe war, als ich, zehn Jahre nach der Zeit, von der ich hier spreche, die Denkwürdigkeiten eines Selbstmörders schrieb?"[1]).

Der pathologische Zustand Petrarca's ging zuweilen so weit, daß er Hallucinationen hatte. Die nächtliche Erscheinung des in der Ferne eben verstorbenen Jacopo di Colonna kann als eine solche gelten. Aber das waren doch nur vereinzelte Fälle. Chronisch war dagegen der Zustand der „Acidia", den er sich in dem Secretum durch den Mund Augustin's selbst vorwirft[2]), und den man in der That mit „Weltschmerz" übersetzen kann. Seit den Tagen Augustin's spielt diese „Acidia" ihre Rolle in der Literatur. Das Geschlecht Derer, die an ihr krank sind, ist nicht ausgegangen, es hat sich im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert einen breiten Platz in der Weltliteratur erobert[3]). Schon Quinet hat unsern Dichter mit René und Werther zusammengestellt[4]). Bartoli (S. 69) hat gelegentlich des „Secretum" an Leopardi erinnert. In Petrarca's Mysticismus mischt sich etwas von jenem unendlichen Schmerz, von jenem mühsamen und stets eitlen Ringen nach Glück, von jener düsteren Betrachtung des Lebens, welche unsere großen modernen Dichter charakterisiren. Nur ist, was bei Leopardi bleibend ist, bei Petrarca vorübergehend. Was bei diesem in der Canzone an die Jungfrau ausklingt, läuft bei Jenem in der „endlosen Eitelkeit des Alls" und in den entsetzlichen Vers aus:

„Il ciel, la terra, il mar guardo e sorrido."

Das macht in der That den Unterschied in den angezogenen Parallelen aus: das Schwanken zwischen Sinnlichkeit und Religiosität weicht doch bei Petrarca allmälig dem Uebergewicht der letzteren. Der Vergleich mit Werther ist darum ganz einseitig und kann geradezu abgewiesen werden. Um so größere Blutsverwandtschaft hat unser Dichter mit René, der nichts Anderes ist, als das Conterfei seines Schöpfers. Für Chateaubriand war die Religion eine Zeit lang mehr ein romantischer Traum, denn eine unerbittlich sich uns auflegende Wahrheit. Sainte-Beuve hat den Verfasser der Atala und

---

[1]) Maxime Du Camp, Souvenirs littéraires. Par. 1892. I, 119.
[2]) Vergl. dazu Geiger a. a. O., S. 51. Koerting, S. 636.
[3]) Vergl. die schönen Ausführungen bei Sainte-Beuve, Chateaubriand I, 337.
[4]) Quinet, Rev. d'Italia. — Carducci, Discorso presso la tomba di Fr. Petrarca.

des „Génie du Christianisme" auch nach dieser Richtung mit gewohnter Unerbittlichkeit analysirt. „Chateaubriand," sagt er, „nennt sich chrétien entêté, aber, wo er in seinen Memoiren von La Harpe spricht, entfällt ihm der charakteristische Ausdruck: il n'a pas manqué sa fin. Das ist es: er hat die schöne Scene des fünften Actes nicht verfehlt. Das Leben ist für ihn ein Kunstwerk, ein Theaterstück. O Tragödie!"[1])

Man muß, um der Gerechtigkeit willen, daran erinnern, daß Chateaubriand der Armuth den Vorzug gegeben hat, um seinen Principien und seiner Ehre treu zu bleiben, und daß sein unbarmherziger Kritiker nicht lange, nachdem er jene Zeilen geschrieben, die Freiheit des Schriftstellers um einen Sitz im Senat und ein Jahrgehalt von 30 000 Frcs. dahingegeben hat.

Petrarca ist nie in die Lage gekommen, seiner religiösen oder politischen Ueberzeugung große und schmerzliche Opfer zu bringen. Wären solche von ihm gefordert worden, ich fürchte, er hätte die Probe schlechter als René bestanden. Für tragische Entschlüsse war er nicht geschaffen. Ich will nicht behaupten, das das Leben für ihn nichts Anderes als ein Theaterstück war; aber sicher galt es ihm vor Allem als ein Kunstwerk — als ein einziges großes Sonett. Der Inhalt seines Daseins erschöpfte sich darin, an diesem Gedichte zu putzen und zu feilen, bis es zu höchster künstlerischer Vollkommenheit gedieh.

IV.

Petrarca's nervöse Unruhe hat der Welt einen großen Reisenden geschenkt; das Reisen hat das Auge dieses merkwürdigen Menschen geöffnet, und durch sein Auge hindurch hat die Menschheit des ausgehenden Mittelalters die Herrlichkeit der uns umgebenden Natur entdeckt.

Diese Reiselust ist an sich ein Stück seiner Krankheit. Er fühlt es selbst und sucht sie einmal, in dem Brief an den Dogen Andrea Dandolo, zu erklären und zu vertheidigen. Was weiß er nicht Alles zu sagen, um Italien als das einzige Land zu erweisen, wo es sich der Mühe lohnt zu leben; und ist er dort, so ergreift ihn wieder die Sehnsucht nach der geschmähten Provence und der verlassenen Vaucluse. Zurückgekehrt, fühlt er sich bald von der Langeweile ergriffen und weiß nicht genug Uebles von dem Lande zu sagen, das die Rhone durchströmt. Heute meint er, er könne sich leicht an jeden Ort der Erde gewöhnen, und morgen findet er die Welt an allen Enden unerträglich. Er jammert, daß er zu ewigem Krieg mit Schweiß und Staub verurtheilt ist, und bekennt dann, daß es ihm nirgend Ruhe läßt, und, wenn seine Studien ihm dazu Zeit gelassen, er gerne bis nach Indien und Taprobana gereist wäre.

Nach Indien ist nun zwar unser Dichter nicht gekommen, aber in unserem Europa hat er sich, in Anbetracht der damaligen Reisegelegenheiten, wacker umgesehen. Sein Itinerar läßt sich an der Hand der Briefe im Allgemeinen,

[1]) Sainte-Beuve a. a. O. I, 330. Vergl. ebenda 350 die bekannte Bosheit: M. de Chateaubriand embrassait quelquefois son adversaire, mais sur le balcon.

wenn auch keineswegs im Einzelnen mit hinreichender Sicherheit feststellen[1]). Es leitet sich bald nach der Geburt damit ein, daß Francesco von Arezzo nach Ancisa verbracht wird (1305); es folgen die Uebersiedlung nach Pisa und Avignon, die Studienjahre in Carpentras, Montpellier und Bologna, worauf sich unser junger Elegant in Avignon niederläßt (1326); drei Jahre später (1329) durchreist er Belgien und die Schweiz, um Bücher zu suchen; das Jahr darauf besucht er seinen Freund, den Bischof Giacomo Colonna, in Lombez, wo er die Pyrenäen kennen lernt; 1333 fällt die Reise nach Frankreich und Belgien, wobei er sich in Paris aufhält und in Aachen die Legende von Karl d. Gr. und seiner Gemahlin Fastrade erfährt. Er sieht da in „einem Marmortempel das von den barbarischen Völkern verehrte Grab des Kaisers" (!), beobachtet die Woll- und Seidenwirkerei in Flandern und Brabant, kommt nach Köln und wundert sich da über „so viel Bildung in einem barbarischen Lande". Es ist gerade die Vigil des Johannisfestes, wo er die alte Sitte beobachten kann, nach welcher die Kölner Frauen sich Hände und Arme im Rheine baden: er findet den Aufzug der Kölnerinnen sehr anmuthig und meint, man hätte sich in sie verlieben können, wenn man mit freiem Herzen hingekommen wäre. Auch die römischen Denkmäler in Köln fesseln seine Aufmerksamkeit, desgleichen die Reliquien der Elftausend Jungfrauen, das „Capitol" und mitten in der Stadt der unvollendete Dom, über dessen Architektur er sich nicht ausspricht, den aber, sagt er, die Einwohner nicht mit Unrecht höchsten Preises werth halten. Die heitere Stimmung, das friedliche Zusammenleben dieser Bevölkerung am Rheine — im Gegensatze zu den ewigen Tumulten und blutigen Zwisten der Italiener — entgeht ihm nicht. Im heißen Juni reist er von Köln ab, um, nicht ohne Gefahren, durch die Ardennen nach Frankreich zurückzukehren. Von Lyon fährt er auf der Rhone nach Avignon. Von dort aus unternimmt er 1336 den berühmten Aufstieg auf den 1900 m hohen Mont Ventoux (Mons Ventosus), den er in einem seiner anziehendsten Briefe beschreibt, schifft sich in Marseille nach Rom ein und begibt sich von da auf eine für jene Zeit sehr weite und schwierige Reise, die ihn nach Spanien und an die Küsten des britischen Meeres führt. Die genauere Beschreibung dieser Expedition fehlt uns; es mag unserem phantasievollen Reisenden der Wunsch vorgeschwebt haben, jenes Thule zu erreichen, in welchem das Alterthum das Ende der Welt nach Norden hin erblickte, und das ihm schließlich doch zu weit liegt. Nichts, sagt er, sei ihm auf dieser Fahrt lästiger geworden, als der Mangel an jeglicher Lektüre. Im Jahre 1337 ist Petrarca wieder in Valchiusa zurück, wo er nun etwa drei Jahre aushält. In diese Periode fällt nur der kleine Abstecher nach Sainte-Baume (1338), wo er das Andenken der heiligen Magdalena ohne irgend einen Zweifel an der, in unseren Tagen wieder durch Mistral's Meisterwerk verherrlichten Lieblingslegende der Provence verehrt und der großen Büßerin die in den Senilia (XV, 15) uns aufbewahrten Verse widmet. Ins Jahr 1541 fällt die

[1]) Es findet sich ausführlich dargestellt in dem umfangreichen Werke Levati's Viaggi del Petrarca in Francia, in Germania, in Italia. 5 voll. Milano 1820; übersichtlich bei Bartoli a. a. O., S. 43 f.

vielberufene Fahrt nach Neapel und Rom, wo Petrarca die Dichterkrone empfängt; von da geht er nach Parma und kehrt bald darauf nach Avignon und Valchiusa zurück, um 1343 wiederum Rom und Neapel aufzusuchen. Hier durchschweift er nun die durch die Schönheit ihrer Natur und die Reste des Alterthums berühmten Landschaften und Stätten; Puzzuoli, der Averner See, der von Lucrino, das Haus der Sibylle, Monte Falerno werden besucht. Zu Ende des Jahres 1343 ist der Dichter wieder in Parma, wo er sich ein Haus kauft; er flieht von dort im December 1345 und begibt sich über Scandiano, Modena, Bologna und Verona wieder nach der Provence. 1347 verläßt er Avignon von Neuem, um Genua, Verona, Parma, Ferrara, Carpi, Mantua, Padua, Luzzara, Florenz, Arezzo und abermals Rom zu besuchen. Am 27. Juni 1351 ist er wieder, der Reise müde, in seiner geliebten Vaucluse, die er 1353 abermals mit Italien vertauscht, um dann 1356 in politischen Geschäften an den Hof Kaiser Karl's IV. nach Prag und 1360 nach Paris zu gehen. Die folgenden Jahre sind ein fortwährender Wechsel des Aufenthalts in Mailand, Padua, Venedig, Parma, wieder Padua und Arqua. Die letzte größere Reise sollte ihn 1370 nach Rom führen, doch zwang ihn eine Erkrankung in Ferrara zur Rückkehr. Noch 1373 unternahm er in Begleitung Novello di Carrara's einen Ausflug nach Venedig. In den Rest seiner Tage theilten sich Padua und der Landsitz in Arqua.

Die Reisen des Mittelalters waren durchweg Geschäftsreisen. Militärische und politische Unternehmungen, unter denen die Kreuzzüge die merkwürdigsten waren, Handelsgeschäfte, vor Allem aber die Missionen führten Viele in weite Fernen. Daß man das Reisen als Selbstzweck verfolgte, war eine äußerst seltene Ausnahme und schon durch die Schwierigkeiten und Gefahren des Ortswechsels, durch die Unsicherheit der Verhältnisse, den Mangel bequemer Straßen so gut wie ausgeschlossen. Petrarca ist gewiß einer der Ersten gewesen, welche reisten, um zu reisen und sich Menschen und Dinge draußen anzusehen. Er hat seine Zeit und sein Geld dabei nicht verloren. Sein Blick ist noch von mancherlei Vorurtheilen befangen, aber man sieht doch, daß er sich aus der Einseitigkeit der Stubenhocker herauszuarbeiten und ein Urtheil über das, was er gesehen, zu gewinnen sucht. Er stellt Vergleichungen an über den Charakter der Italiener und Deutschen, wobei er sich an das Urtheil Kaiser Friedrich's II. anlehnt, den er einen äußerst klugen Fürsten nennt — einen Deutschen seinem Ursprung, einen Italiener seinem Umgang nach. Friedrich hatte die Deutschen und Italiener die beiden edelsten Nationen der Welt genannt, und Petrarca scheint nicht abgeneigt, dieser Ansicht beizutreten: er hält uns für stolz und hochfahrend, aber er macht uns das Compliment, daß man sich blindlings den Deutschen anvertrauen könne, und daß ihre Freundschaft über alles Lob zuverlässig sei. Von unserem Vaterlande sah er die Rheinlande, die ihm offenbar gefielen[1]); auf der Fahrt nach Böhmen muß er langgestreckte Wälder passirt haben, die ihm unheimlich wurden, wie er

[1]) Der Brief Fam. XVII, 18, zusammengehalten mit Petrarca's Angaben über Basel, läßt vermuthen, daß er den von ihm zurückgelegten Weg über Basel (Gotthard) und Como als die nächste Verbindung zwischen Italien und Niederdeutschland betrachtete.

denn auch die Donauländer weniger cultivirt als das Rheinland erachtet. Die Franzosen dagegen sind seine Freunde nicht. Mezières (S. 306) meint, sowohl bei Dante als bei Petrarca trete das Gefühl der Eifersucht gegen Frankreichs aufsteigende Größe und Uebermacht hervor. Der französische Kritiker irrt sich: es ist ein ganz anderes Gefühl, welches die beiden großen Dichter hinsichtlich Frankreichs überkommt. Petrarca spricht von der hergebrachten Eitelkeit und der Selbstüberhebung der Franzosen. Er gibt zu, daß sie gescheidte, geistreiche, des Wortes und der Bewegung mächtige Leute sind, geneigt zu Scherz und Gesang, und, was uns überraschend erscheinen kann, er nennt sie gute Trinker und starke Esser. „Aber," setzt er hinzu, „echter Ernst und sittliche Auffassung des Lebens waren stets der Vorzug der Italiener"[1]. Er kommt dann auf die französische Kirche zu sprechen, die wohl reich und vornehm sei, der er aber unverhohlen ihre Tyrannei über das Oberhaupt der christlichen Gesellschaft vorwirft. Die französischen Prälaten übten über die italienischen Städte einen so maßlosen Despotismus aus, daß Sanct Petrus im Himmel staunen und Christus in Zorn ausbrechen müsse. Kurzum, man sieht sehr deutlich: was Petrarca an den Franzosen mißfällt, ist ihre Frivolität und der Uebermuth, mit dem sie den Fuß auf den Nacken Italiens setzen, ist die schwere Versündigung, welche Frankreich an der Kirche vollbringt, indem es sie in der babylonischen Knechtschaft festhält. Er ist der Vorläufer einer Stimmung, die sich in den Tagen Alexander's VI. und Julius' II. zu bitterer Leidenschaft auswuchs, die, von Napoleon I. und III. ausgeglichen, seither wieder in breiten Strömen ausgebrochen ist. Die Sprache, welche unser Dichter redet, ist keine andere, als diejenige, welche wir von den italienischen Capucinern hörten, die der Cardinal de Lavigerie in Tunis auf die Straße warf, und diejenige, welche Tausende von Arbeitern nach dem düsteren Tage von Aigues-Mortes geführt haben.

Auch zwei andere Nationen liebte Petrarca nicht. Es sind die Griechen, die ihm entschieden verächtlich sind, und die er gern zusammengehauen sähe, und die Türken, deren rasche Fortschritte auf dem Mittelmeer ihn mit Angst erfüllen, und gegen die er die Energie des Papstes Urban V. aufzurufen sucht[2]. Es wird ein Ruhmestitel Petrarca's bleiben, daß er früher und klarer

[1] Viel schärfer noch geht Petrarca in der „Apologia contra cuiusdam Anonymi Galli calumnias" mit den Franzosen ins Gebet. Er bestreitet ihnen da, daß sie an geistiger Befähigung anderen Völkern gleich kämen und behauptet, an Ruhmredigkeit und Geschwätzigkeit überträfen sie selbst die Griechen. Ihre hervorstechendste Eigenschaft sei der Leichtsinn. Sie seien Barbaren, wenn auch die gesittetsten aller Barbaren. Man muß zugestehen, daß das eine mehr als harte, ja geradezu unerträgliche Sprache ist gegen ein Land, dessen Hauptstadt schon damals dreihundert Jahre lang den Mittelpunkt christlicher Wissenschaft dargestellt hatte. Vergl. Koerting, S. 389 f.

[2] Sen. V, 6 (al. 17) heißt es von Athen und den Griechen: ... Athenarum vetustissimam ruinam, ut quae ab ipsa iam Ovidii aetate nihil essent, nisi nudum nomen, ut postremo notissimam nunc Graecorum ignorantiam ... Die Stelle ist der Aufmerksamkeit Derer zu empfehlen, welche von einem bestimmenden Einfluß der Byzantiner auf die humanistische und Renaissancebewegung fabeln. — Amusant ist auch die Bemerkung Sen. VI: er habe genug an der Hölle der Italiener, diejenige der Griechen noch kennen zu lernen, trage er kein Verlangen.

als viele Andere die von Osten aufsteigende Gefahr für Europa erkannte und den christlichen Nationen den Tag voraussagte, „wo der Türke mitten unter ihnen stehen werde".

Werden wir uns verwundern dürfen, wenn unserem Dichter Italien über Alles geht?

„Neulich," schreibt er, „habe ich Frankreich durchwandert, nicht in Geschäften, sondern nur um zu sehen, und aus jugendlichem Wandertrieb. Ich erreichte Deutschland und die Ufer des Rheins und beobachtete allenthalben die Sitten der Menschen, freute mich an dem Anblick ungewohnter Länder und verglich Alles, was ich sah, mit unseren Zuständen; und obgleich ich überall Herrliches sah, habe ich mich doch meines italienischen Ursprunges nicht geschämt, im Gegentheil, die Wahrheit zu sagen: je weiter ich zog, desto höher stieg in mir die Bewunderung des heimathlichen Bodens."

Es ist aber nicht bloß der Vergleich der landschaftlichen Schönheit, welcher ihn an Italien fesselt, sondern vor Allem der traditionelle Zusammenhang seines Vaterlandes mit der antiken Cultur und Wissenschaft. Außerhalb Italiens, meint er ein andermal, könne es nicht viel sein mit dem Studium der Philosophie; darum will er wenigstens in Italien sterben und von vaterländischer Erde zugedeckt werden. Aus dieser Empfindung heraus dichtete er jenes herrliche lateinische Lied, das Geiger (S. 138) und Koerting (S. 290) wohl mit Recht in jenem Augenblicke entstanden glauben, wo Petrarca endgültig seinen Wohnsitz nach Italien verlegen konnte (1353). Und er schließt mit dieser Apostrophe, die Goethe nicht schöner geschaffen hätte:

„Nun komm' auch ich zu dir, das Herz von Sehnsucht geschwellet,
War ich lange entfernt, bleib' ich nun ewig dir treu.
Du gibst den müden Gliedern ein reiches, friedliches Lager,
Und dem ermatteten Leib schaffst du ein sicheres Grab.
Heiliges Land, von bewaldetem Berg erschau ich dich wieder,
Und mein trunkenes Aug' freut sich der üppigen Pracht.
Hinter mir bleiben die Wolken, die Sonne zerreißet den Nebel,
Klar ist die Luft und hell blicket der Himmel dich an,
Ich erkenne das Land meiner Väter und grüße es freudig!
Heil dir, väterlich Land; Kleinod der Welt, sei gegrüßt" [1]).

Die Besteigung des Mont Ventoux war ein geschichtlich bedeutsames Ereigniß, dessen Werth für die Entwicklung des modernen Naturgefühls von A. v. Humboldt und Jakob Burckhard hervorgehoben worden ist [2]). Heute bedeutet die Ersteigung eines Berges von 1900 m nichts mehr; unter den mittelalterlichen Menschen war Petrarca der Erste, dem es einfiel, eine derartige Ascension aus reiner Freude an der Schönheit der Landschaft und des Gebirges zu unternehmen, oder wenigstens der Erste, der uns von einem solchen Unternehmen Kunde gibt. Die unermeßliche Aussicht, welche der Mont Ventoux auf seinem Gipfel genießt, war für den Bergsteiger eine glänzende

---

[1]) Ich citire hier nach Geiger's Uebersetzung.

[2]) Humboldt, Kosmos II, 121. J. Burckhardt, Cultur der Renaissance, 4. Aufl., II, 17. Dubois-Reymond, Deutsche Rundschau, 1877, Bd. XIII, S. 225: „Culturgeschichte und Naturwissenschaft". A. Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. 2. Aufl. Leipzig 1892, S. 150 f.

Belohnung: sie war eine Offenbarung für den Geist des Jahrhunderts. Nach Westen zu hat man, sozusagen, die ganze Gallia Narbonensis zu seinen Füßen; nur die Schwäche des menschlichen Auges, sagt Petrarca, hindert Einen, die durch die Ferne verdeckten Pyrenäen zu erblicken. Rechts sieht man das Lyonnais vor sich ausgebreitet, links den Golf von Marseille bis Aquae Mortuae (Aigues-Mortes); unmittelbar vor sich hat man den ganzen Lauf der Rhone. Der nie genossene Anblick eines solchen Panoramas leitete die Gedanken des Dichters auf die Unendlichkeit hinüber; die Größe der vor ihm ausgebreiteten Welt führt ihn zur Betrachtung der Größe der sittlichen Welt und des Jenseits; er zieht seinen Augustin heraus und liest seinem Bruder den Eingang der „Confessionen" vor. Sein Zeitalter ist ihm hierin nicht nachgefolgt. Aber was er auf dem Mont Ventoux gesehen, ward für die Zeitgenossen die Entdeckung einer neuen Welt: Dante hatte die Welt der Innerlichkeit entdeckt, Petrarca fand die Herrlichkeit der uns umgebenden Natur und zeigte den Weg, sich ihrer zu bemächtigen. Zu diesen beiden constitutiven Elementen kam als drittes das Studium der Antike, und die Renaissance konnte ihren Einzug halten.

Alexander von Humboldt macht die Bemerkung, er habe in den übrigen Briefen Petrarca's keine besonderen Ansätze von Naturbeschreibung gefunden. Man darf vermuthen, daß die Correspondenz Petrarca's von unserem großen Naturforscher nur flüchtig angesehen worden, ganz abgesehen davon, daß ein beträchtlicher Theil der Briefe zur Zeit der Abfassung des „Kosmos" noch nicht veröffentlicht war. Die Aussicht vom Mont Ventoux ist keineswegs die einzige landschaftliche Schilderung, welche uns der Dichter hinterlassen hat. Von der Vaucluse werden wir später zu reden haben. Avignon, „das abendländische Babylon", kennt er von Jugend an besser als irgend eine andere Stadt. Er spricht von dem düsteren päpstlichen Schloß und dem seltsamen Raum darin, den die Leute „Rom" nannten; er nennt die Stadt, wie Jedermann, der sie besucht, zugeben wird, mit Recht „patria del vento e della bufera", „wo man mit dem Winde schlecht und ohne Wind erst recht schlecht lebt." Um so mehr weiß er Italiens Schönheit zu preisen, die er erst in der Fremde, in Deutschland hat recht würdigen gelernt. Er ist der Erste, der in der Literatur von dem Zauber der Riviera sich ergriffen zeigt: Genua wäre ihm die königlichste aller Städte, wäre es nicht von Zwietracht zerrissen. „Nichts lieblicher," fährt er fort, „als der ligurische Golf mit seinem berauschenden Wohlgeruch, seinen Cedern und Palmen, seinem von den Wogen umkosten Gestade. Wie ein Mäander windet sich dieses Ufer, mannigfachen Ausblick auf seine köstlichen Contouren gewährend und den für Schönheit offenen Sinn mit dem Wechsel reizendster Bilder erfrischend." Kein Zweifel, daß der Dichter unter den Palmen von Bordighera gewandelt und den unvergleichlichen Blick genossen hat, den nimmersatte Geldgier den anständigen Menschen in Monte Carlo verdirbt. Auch das merkwürdige Schauspiel entgeht ihm nicht welches durch den Contrast der warmen, sommerlichen Küste und der den Hintergrund des Panoramas abschließenden, schneebedeckten Alpenkette gebildet wird, so wenig, wie die Herrlichkeit jener jäh und gewaltig

emporstrebenden Vorgebirge des Apennins und des ihren Fuß in seliger Ruhe umspülenden Meeres. Und wiederum lernen wir ihn als begeisterten Lobredner jener oberitalienischen Seen nennen, deren ewiger Zauber für Viele die erste, für die Meisten die einzige Offenbarung der Wunder Italiens bildet. Der Comersee, der Lago Maggiore, der Gardasee sind ihm liebe Bekannte.

„Ich kam," erzählt er dem Papste Urban V., „mit dem Cardinallegaten Guido zur Zeit des Jubiläums (1350) an den Gardasee. Als der Prälat desselben ansichtig wurde, machte er auf einem grünen Vorsprung Halt und weidete seinen Blick an dem vor ihm ausgebreiteten Schauspiel. Wir hatten zur Rechten die Alpen, die mitten im Sommer ihre Schneekappe trugen, und die tiefen Wasser des Sees, die wie das Meer auf- und niederwogten. Uns gegenüber und in unserem Rücken dehnte sich ein lachendes, niedriges Hügelland; links die weite, fruchtbare Ebene, auf der unser Blick lange und gerne verweilte. Der Cardinal rief mich beim Namen und sagte so laut, daß die gesammte Gefolgschaft es hörte: man muß schon bekennen, daß euer Vaterland um manches wohnlicher und schöner ist als das unsrige (Deutschland). Wie er dann aber sah, daß ich diesem offenen Bekenntnisse mit Worten und Gebärden begeistert zustimmte, fügte er mit triumphirender Miene bei: aber wir haben unser Staatswesen in besserer Ordnung, und unsere Regierung taugt mehr als die eure."

Es ist nicht lange, daß ich ungefähr an derselben Stelle stand und den nämlichen Anblick genoß; mir fielen Petrarca's Worte, aber auch des deutschen Dichters Verse ein: „und aber nach fünfhundert Jahren kam er desselbigen Weges gefahren." Ein halbes Jahrtausend ist verflossen, und die Dinge sind noch auf dem nämlichen Punkt.

Auch in klimatischer Hinsicht scheint sich nicht so viel geändert zu haben, als man vielfach glaubt. So oft man jetzt im März oder April über die Alpen geht, ist man enttäuscht von dem italienischen Frühjahr. Man findet es kalt, unerquicklich, alle Welt klagt, und die Eingebornen trösten uns damit, daß es ein ausnahmsweise kaltes Frühjahr sei; von dem Winter gar nicht zu reden, der längst seinen guten Ruf eingebüßt hat. Aus Petrarca's Briefen erfahren wir, daß es zu seiner Zeit nicht anders war. Da beschreibt er einmal die horrende Kälte und den ungeheuren Schneefall, der ganz Oberitalien heimsuchte, als Kaiser Karl IV. gerade dort weilte, und meint launig, es sehe so aus, als ob der neue Cäsar die Kälte seines Landes mitgebracht habe. Denselben Winter beschreibt er in dem Briefe an Lälius, mit dem Hinzufügen, jetzt sei ihm erst klar geworden, was der hl. Augustin, der Africaner, unter dem „eisigen Boden" Italiens verstanden habe. So etwas von Eis, Nebel, Frost sei seit Menschengedenken nicht erhört worden. Die Pferde wüßten auf dem Eis sich nicht zu bewegen, Niemand lasse sich mehr auf den Straßen blicken. Das war im December 1354 und Januar 1355. Vier Jahre später weiß er Gleiches zu berichten. Er hatte die schlechte Jahreszeit (bruma) theils in Padua, theils in Venedig zugebracht; nun kommt er von Sturm und Kälte durchzittert nach Mailand zurück. Er findet zum Schreiben weder sein Werkzeug noch seine Lust; die Feder ist erstarrt, die Tinte eingefroren, das Papier hat sich verzogen, die Hand ist steif, kurzum, es ist ein unerhörtes, himmelschreiendes Wetter. Das sind Annehmlichkeiten des italieni-

schen Winters, die wir Italienfahrer auch alle erlebt haben: Petrarca weiß aber auch von denjenigen des Sommers zu erzählen, denen wir meist aus dem Wege gehen. Was Mantua in seiner sumpfigen Ebene mit seinen Flöhen und Mücken, mit dem Heer seiner aus den Kellern in den Speisesaal einfallenden Frösche und Kröten bedeutet, schildert er entsetzten Gemüthes von Luzzara aus (Juni 1350). Für solche Leiden mag er sich gern in seinem geliebten Venedig entschädigt haben, dessen Pracht und Herrlichkeit er zu wiederholten Malen begeistertes Lob spendet. Die Königin des Meeres, die uns heute noch in ihrem kläglichen Verfall entzückt, erscheint ihm als das eigentliche Emporium des Menschengeschlechts, mehr als das, nennt er „die stolze Venezia die einzige Heimath, die Freiheit, Gerechtigkeit und Friede noch in seinen Tagen haben, die einzige Zuflucht der Guten, den einzigen Hafen, in welchem die von der Tyrannei und den Stürmen des Krieges geschädigten Schifflein Ruhe suchender Menschen noch Ausbesserung finden können". Dem Luxus und der Heiterkeit venezianischer Feste widmet Petrarca eine ausgiebige Schilderung, die sich namentlich mit der „Corsa" beschäftigt; auf die Flotte und die imponirende Macht des Freistaates kommt er öfter zurück, und er unterläßt nicht, uns von den zahlreichen Schiffen zu sprechen, die ehemals beladen mit Getreide, jetzt mit Sklaven beiderlei Geschlechtes vom Schwarzen Meer her kommen — gräßlichen Exemplaren der skythischen Race, die wohl werth seien, hinten in dem von Ovid geschilderten steinigen Skythien das bißchen Gras mit ihren Nägeln aus dem Boden zu reißen, nicht aber in solch' schönes Land verpflanzt zu werden. Das unendliche Netz kleiner winkliger Gäßchen, an denen Venedig so reich ist, malt er einmal gut, wenn er sagt: leichter sei es einen Fisch im Meer, als eine Person, die sich verloren, in Venedig wiederfinden.

Daß es Petrarca reizen mußte, über das Adriatische Meer hin nach Dalmatien und Istrien zu setzen, verstände sich bei seiner Reiselust von selbst, auch ohne daß er es andeutete. In der That aber bezeugt er in dem Briefe an Boccaccio von 1363 seinen Wunsch, Capo d'Istria und Triest zu besuchen, wo, wie er aus zuverlässigen Briefen wisse, ein besonders mildes Klima herrsche. Es ist schon von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht worden, daß Abbazia allen Grund hat, in unserem Dichter den Ersten zu verehren, der die Vorzüge seiner Lage entdeckt oder verrathen hat.

Auffallend ist die Kälte, mit der Petrarca seine Vaterstadt Florenz behandelt. Die Verstimmung gegen dieselbe ist nie von ihm gewichen, und ihr ist es wohl zuzuschreiben, wenn in den Briefen kein Wort des Ruhmes für die landschaftliche Umgebung und die Denkmäler der Blumenstadt am Arno fällt.

An dem glücklichen Golfe, den der Vesuv beherrscht, hat Petrarca sozusagen das Itinerar vorgezeichnet, das nunmehr die Reisenden alljährlich zu Tausenden beschreiben. Neapel muß damals denselben üblen Ruf nach der moralischen Seite gehabt haben, wie im Alterthum und heutzutage. „Da gibt es keine Ehrbarkeit, keine Wahrheit, keine Treue; ein eingewurzeltes Uebel, die äußerste Lüderlichkeit, hat diese Stadt zu einer unheilbar Kranken

gemacht. Parthenope, diese Königin der Städte, erfreut sich auch heute noch mit mehr als barbarischer Wildheit der Fortdauer der Gladiatorenspiele," d. h. der Stiergefechte, die wohl von Spanien aus ihren Weg hierher gefunden hatten. Das Klima ist ihm verdächtig, die Luft zu weich und warm. Mit größter Anschaulichkeit wird der entsetzliche Sturm geschildert, den Petrarca 1343 in Neapel erlebte; man muß Aehnliches an jenem schönen aber verrätherischen Meerbusen erlebt haben, um dem Dichter in seiner grausigen Schilderung jenes Ereignisses Glauben zu schenken.

Aber mehr als jeder andere Ort Italiens, ja der Welt, ist es Rom, das den Dichter fesselt. Er kam zum ersten Male 1337 dahin. Giovanni Colonna, der Cardinal, ist es, dem er seine ersten Eindrücke übermittelt. Er war gen Ausgang des Jahres 1336 von Avignon aufgebrochen und von Marseille aus in See gegangen. Auf der stürmischen Fahrt dichtete er sein „Tra la riva Toscana e l'Elba e il Giglio", landete bei Cività Vecchia (Centum Cellae) und nahm von dort ohne Zweifel die Straße über Corneto, um in Capranica bei Sutri mit den beiden Colonnesen, Stefano und Giacomo, Bischof von Lombez, zusammenzutreffen. Die Anmerkung in Cod. Vaticanus 3196 (vgl. Fracassetti, Adn. p. 23) läßt schließen, daß er da noch am 13. Februar 1337 als Gast des Grafen Ugo von Anguillaria weilte. Von dort wird ihm, über Sutri hinaus, der Anblick des von Horaz besungenen Mons Soracte; links erblickt er die Ciminer Berge mit ihrem Lago di Vico, rechts hinüber dehnt sich hinter dem Lago di Bracciano die römische Campagna aus.

„Unzählige kleine Hügel umkränzen sie, schattiges Dickicht und dunkle Höhlen unterbrechen die ebene Fläche. Aus den Thalmulden brechen prächtige Quellen aus, die Hügel sind durch Hirsche, Damhirsche, Rehe und allerlei sonstiges Wild belebt, die Luft hallt wider von dem Gesang der Vögel; was soll man sagen von den herrlichen Rinderherden, den Beweisen menschlicher Arbeit rings auf den Feldern, den Gaben des Bacchus und der Ceres und jenen der Natur, von der Schönheit der nahen Seen und Flüsse und des Meeres? Nur eines fehlt; ein grausames Geschick hat diesen Gefilden den Frieden geraubt. Der Hirte muß bewaffnet über seine Wälder und sein Vieh wachen, nicht sowohl besorgt vor Wölfen als vor Räubern. Bewaffnet geht der Ackersmann an seinen Pflug und läßt seine trägen Ochsen die Spitze seiner Lanze schmecken. Kurz, nichts kann hier ohne bewaffneten Schutz durchgeführt werden. Die Ruhe des Schlafes wird durch das nächtliche Geheul der Stadtwachen unterbrochen; die Einwohner wissen nicht, was ruhiger, gesicherter Besitz ist, was die Menschlichkeit fordert; Haß und Krieg und alles Teufelswerk treibt sie durcheinander" [1]).

So stand es um die Campagna vor sechshundert Jahren. Zu Anfang dieses Jahrhunderts gab Chateaubriand in dem Briefe an de Fontanes von ihr jene berühmte Schilderung, die Sainte-Beuve einem Landschaftsbilde Claude Lorrain's oder Poussin's vergleicht — lumière de Lorrain ed cadre du Poussin!

„Stellen sie sich ein Etwas vor, das der Verwüstung von Tyrus oder Babylon gleicht, von der die Schrift erzählt; ein Schweigen und eine Einsam-

---

[1]) Die Unsicherheit der Campagna sollte Petrarca nach seiner Krönung 1341 erfahren, als er im April Rom verließ und einer Schar bewaffneter Räuber in die Hände fiel (Fam. IV, 8).

keit, so ungeheuer, wie der Lärm und das Getriebe der Menschen, die einstmals diesen Boden bevölkerten .... Nach dieser Beschreibung glauben Sie vielleicht, lieber Freund, es gebe nichts Abstoßenderes, als die römische Campagna! Weit gefehlt. Die Campagna ist von unbeschreiblicher Größe und Erhabenheit; bei ihrem Anblick ist man stets geneigt, mit Virgil auszurufen: Salve, magna Parens! .... Nichts gleicht der Schönheit ihrer den Horizont abschließenden Linien, der sanften Neigung ihrer Ebenen, den zarten, ins Unendliche sich verlierenden Umrissen der sie umgrenzenden Berge."

Für die Majestät einer Stadt wie Rom kann es keinen majestätischeren Zugang geben, als die Campagna. Ihr Schweigen spricht lauter, als jede Sprache. Und nun Rom selbst! Im März 1337 steht Petrarca endlich auf dem Capitol, und der erste Ausdruck seiner Bewunderung sagt: „Was ich hier sehe, übertrifft all' meine Erwartung. Rom ist größer, seine Ruinen gewaltiger, als ich erwartet habe. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß die Welt sich von dieser Stadt überwinden, sondern daß sie sich so spät erst von ihr besiegen ließ." Die folgenden Besuche der „ewigen" Stadt verstärken nur diese Eindrücke. Die Krönung in Rom zieht er derjenigen in Paris vor, obgleich die wissenschaftliche Bedeutung dieser Hauptstadt und andere gewichtige Gründe zu ihren Gunsten sprachen; Rom ist ihm das gemeinsame Vaterland Aller, der Welt und aller Länder Hauptstadt; kein Wort klingt unter den Menschen heller, als der Name der römischen Republik. Darum möchte er am liebsten in Rom wohnen, darum zieht es ihn immer dahin zurück: nichts sei falscher, als daß Rom ein zweites Babylon von verächtlicher Tugend, von ruchloser Glorie sei. Der Papst sollte nirgend anders wohnen, als hier; denn Rom ist ein Gott wohlgefälliger Ort, eine Stadt, die den Menschen ehrwürdig, allen Guten lieb, von den Rebellen gefürchtet, zur Regierung und Reform der Völker einzig unter allen anderen Residenzen geeignet, der Nation die heiligste und ohne Widerrede vornehmste Stätte der Welt. So übertrieben diese Lobeserhebungen, so übertrieben ist Petrarca's Vorstellung von der Größe und dem Umfang der antiken Stadt. Zu Kaiser Claudius' Zeiten, weiß er Urban V. zu erzählen, habe man bereits 9935000 Einwohner in Rom gezählt. Um so schmerzlicher muß ihn der Anblick des Verfalles berührt haben, den die Hauptstadt des christlichen Erdkreises in den langen Jahrzehnten darbot, in welchen das Oberhaupt der Kirche in Avignon festgehalten wurde, und den Petrarca nicht müde wird dem Papste in eindringlicher Rede vorzuhalten. „Der Friede," heißt es da, „ist aus der Stadt verbannt, allenthalben herrscht Krieg, Zwietracht nach innen und Zwietracht nach außen; die Häuser sind zerfallen, die Mauern auseinandergeborsten, die Kirchen liegen in Trümmern da, das Heilige wird verachtet, das Gesetz mit Füßen getreten, die Justiz verlacht, das Volk weint und heult in seinem Weh." Unerhörte Naturereignisse machen dies Unglück noch empfindlicher. „Der Lateran, die Wohnung der Päpste, ist in unseren Tagen abgebrannt; nur mit unsäglicher Mühe läßt er sich wiederherstellen": — nach hundert Jahren noch hätte ihn unser Dichter können in seinen Trümmern daliegen sehen; das aus Avignon zurückkehrende Papstthum verließ seine alte Residenz und siedelte sich im Vatican an; erst

1586 erstand der lateranische Palast wieder aus seiner Asche. Schlimmer als jene Feuersbrunst hauste das Erdbeben von 1349, über dessen Verheerungen Petrarca wiederholt berichtet. Solch' eine Erschütterung, behauptet er, habe der Boden Roms seit zweitausend Jahren nicht erlebt. Viele der antiken Bauwerke seien damals zerfallen; der Thurm der Conti sei gerissen, viele Kirchen zusammengestürzt, so zum guten Theil die Basilika des hl. Paulus, der Giebel der lateranensischen Basilika, was gerade zur Zeit des bevorstehenden Jubiläums (1350) recht ungünstig gewesen sei. Weiter habe auch S. Maria in Araceli gelitten (denn diese ist unter der Virginis domus supremo colle consistens ohne Zweifel zu verstehen). Im Jahre 1353, wo Petrarca wieder in Rom ist, zerstörte ein Blitzstrahl den Thurm von S. Peter beinahe gänzlich und schmolz die berühmte, von Bonifatius VIII. gestiftete Glocke vollständig ein [1]).

Unser Dichter ist fünfmal in Rom gewesen. Zwar könnte man aus dem Briefe an Boccaccio (Fam. XI, 1) den Schluß ziehen, daß er sechsmal die heilige Stadt besucht habe; denn er sagt hier, er reise nun zum fünften Male nach Rom, und zwar vierzehn Jahre, nachdem er dasselbe zum ersten Male gesehen. Die erste Reise fällt, wie wir sehen, in den Winter 1336—37, der Brief, am 2. November geschrieben, ist also ins Jahr 1350, das Jubiläumsjahr zu setzen. Den zweiten Besuch, das erzählt Petrarca in demselben Schreiben, machte er dort gelegentlich der Dichterkrönung, also 1341; den dritten und vierten, fügt er hinzu, unternahm er zum Troste berühmter Freunde. Als den dritten werden wir also die Reise von 1343 ansehen, welche Petrarca am 4. October nach Rom brachte. Wann fällt aber der vierte? Von Rom ging der Dichter 1343 nach Neapel, wo er am 12. October anlangte, und von wo er im December nach Parma zurückkehrte. Entweder kam er auf dem Rückwege wieder durch Rom und zählte diesen kurzen Aufenthalt als den vierten; oder er brachte als vierte Romfahrt die von 1347 in Anrechnung, welche er aber in Genua abbrach, nachdem er durch Lälius von dem schlimmen Stande der Dinge hinsichtlich Cola di Rienzi's benachrichtigt war. Ein sechstes Mal treffen wir Petrarca auf dem Wege nach Rom im J. 1353; in dem Briefe an Lälius (Fam. XV, 9) spricht er die Absicht aus, dahin zu gehen und Wohnung auf dem Tarpejischen Fels zu nehmen. Der Brief ist in keiner Weise datirt. Daß Petrarca im Mai nach Italien aufbrach, wissen wir aus den Ep. poet. (III, 24); es scheint aber, daß er über Mailand und Venedig nicht hinauskam. Und ebenso mißglückte sein letzter Versuch, Rom wiederzusehen, als er 1370 sich auf Einladung Urban's V. dorthin aufmachte, in Ferrara aber ernstlich erkrankte. Die Sehnsucht nach Rom hat er freilich bis an sein Ende bewahrt. „Ich habe," schreibt er noch kurz vor seinem Tode (1373 oder 1374), „diese Stadt nie besucht, ohne daß mir ein heftiges Verlangen zurückblieb, sie wiederzusehen." Wer hätte es nicht! Man braucht nicht aus der Fontana di Trevi getrunken zu haben, um Tag für Tag sehn-

---

[1]) Diese Notizen sind beachtenswerth; sie sind, so viel ich sehe, noch keineswegs kunstgeschichtlich alle verwerthet.

süchtige Gedanken nach Rom zurückzusenden. Und wer vollends, wie Petrarca, von Krankheit und Arbeit gebrochen, mit dem Leben abgerechnet hat, muß ihn nicht seine Sehnsucht zurücktragen nach jener einzigen Stadt, die Chateaubriand „le plus grand appui aux lassitudes de l'âme“ genannt hat? Wahrlich, der Dichter der Atala hat Recht, wenn er anderwärts ausruft: „c'est une belle chose que Rome pour tout oublier, pour mépriser et pour mourir.“

Man sieht, Petrarca's Briefe sind nicht arm an Beiträgen zur Geschichte der Geographie und des mit der Renaissance erwachenden geographischen Interesses. Schlösse der Rahmen dieses Aufsatzes das Eingehen auf die übrigen Schriften des Dichters nicht aus, so läge es nahe, hier auf das „Itinerarium Syriacum“ einzugehen. In diesem, einem seiner Freunde gewidmeten „Reisehandbüchlein“ wird das Sehenswertheste dessen hervorgehoben, was dem Pilger auf der Fahrt von Genua nach Palästina, bezw. Alexandrien begegnet. Wir streifen die Küsten des tyrrhenischen, ionischen und ägeischen Meeres und erfahren, was sich in damaliger Zeit über die anziehendsten Punkte dieser Gestade sagen ließ — nicht Alles aus eigner Anschauung, sondern selbstverständlich auf Grund fremder Beobachtungen. Es war der erste Versuch, für die zahlreichen Palästinafahrer einen handlichen „Bädeker“ zu schaffen[1]).

In Rom, sagt uns Petrarca, möchte er am liebsten wohnen, dort sterben. Wir wollen es ihm gerne glauben, denn nirgend tödtet man leichter als dort jene unerbittliche Langweile der Seele — cet inexorable ennui —, von dem Bossuet spricht. In Wirklichkeit ist aber doch sehr die Frage, ob der Dichter, nach Rom versetzt, sich nicht in der Lage des guten Horaz gesehen, der, wenn er in der Stadt war, nach seinem Tibur, wenn er auf dem Lande war, nach der Stadt verlangte. — Romae Tibur amem ventosus, Tibure Romam.

Weder in jungen noch in alten Tagen hat Petrarca es dahin gebracht, lange auf den Landaufenthalt zu verzichten. Unter diesen Villeggiaturen des Dichters ist keine berühmter geworden, als die Vaucluse. Man kann sagen, sie ist die berühmteste der ältern und modernen Literaturgeschichte. Petrarca hat es nicht an Schilderungen derselben fehlen lassen.

„Man geht,“ schreibt er zuerst an den Cardinal Giovanni Colonna, „von dem scheußlichen Fels, auf dem Avignon liegt, flußaufwärts, etwa dreitausend Schritte, wo man auf einen silberhellen Wasserfall stößt; da schlägt man sich rechts. Die Sorgue ist der denkbar ruhigste Fluß. Verfolgt man seinen Lauf fünfzehntausend Schritte weit hinauf, so kommt man zu seinem Ursprung, dem klarsten, herrlichsten Quell, den von allen Seiten eine hohe Steinwand umgibt.“

Ein andermal verherrlicht er die Vallis Clausa, in einem lateinischen Sonett, welches uns belehrt, daß er bereits als Knabe die Localität besucht und liebgewonnen hat.

„Sie besitzt,“ schreibt er an Boccaccio, „was der Stadt abgeht: Freiheit, Muße, Schweigen und Einsamkeit. Ich möchte den Rest meines Lebens da zubringen. Nur zwei Dinge sind an ihr auszusetzen: daß sie so weit von Italien entfernt und dagegen dem abendländischen Babylon, dieser Hölle (das ist Avignon) so nahe liegt.“

---

[1]) Man vergl. über Petrarca als Geograph auch Burckhardt a. a. O. II, 74.

Hier, am Busen der Natur, suchte er die von dem Weltlärm und dem Ruhm seines Namens übersättigte Seele gesunden zu lassen.

„Kehre ich dahin zurück," so schreibt er dem Tribunen Cola di Rienzi, „dann dünkt mir, ich sei aus dem äußersten Westen in den entlegensten Osten versetzt. Alles ist anders, Menschen, Gewässer, Landschaft: nur der Himmel über uns ist der gleiche. Die Sorgue, welche hier fließt, ist einer der klarsten und kältesten Flüsse, ausgezeichnet durch die Krystallhelle ihrer Fluthen und den Smaragdglanz ihres Spiegels; ich kenne kein anderes Beispiel einer Quelle, die bald so zu, bald abnimmt, wie sie. Seltsamer Weise hat Plinius (N. H. XVIII, 22) sie unter die Sehenswürdigkeiten der narbonensischen Provinz versetzt, während sie der arelatensischen angehört. Ein eisernes Gebot hält mich hier auf dem Lande außerhalb Italiens fest. Der Ort ist aber für meine Studien ganz wie geschaffen. Am Morgen und Abend geben die Hügel Schatten, die Thäler bieten stille und warme Schluchten; man begegnet häufiger Spuren des Wildes als der Menschen. Das tiefe Schweigen der Landschaft wird höchstens durch das Rauschen eines dahin rieselnden Baches oder das Gebrüll der an den Ufern grasenden Rinder oder den Gesang der Vögel unterbrochen. Ich könnte mich weiter darüber verbreiten, doch ist das Thal durch meine Gesänge längst weit und breit bekannt."

„Kurz," sagt er weiterhin, „dies köstliche, versteckte Thal verdient wahrlich seinen Namen (Vallis Clausa, geschlossenes Thal). Ringsum auf den lieblichen Hügel aber gedeihen die Gaben des Bacchus und der Minerva (Wein und Oel). Was immer Erde und Wasser hervorzubringen pflegt, das trifft man hier so köstlich, daß man, mit den Theologen zu reden, sich ins Paradies, mit den Dichtern zu sprechen, in die Gefilde des Elysiums versetzt glaubt. Und wenn der Einfachheit dieses ländlichen Aufenthaltes etwas fehlen sollte, was die oft übertriebene menschliche Genußsucht sich wünschen möchte, so läßt es sich aus der an Allem reichen Umgebung beschaffen."

Er freut sich, daß auch die Freunde diese Stätte genießen. Dem Erzbischof von Genua, der in des Dichters Abwesenheit ein paar Tage die Vaucluse bewohnt, rühmt er die Annehmlichkeiten des Ortes noch nachträglich.

„Nirgends gedeiht geistiges Schaffen besser als hier. Man ist frei von Geschäften; Ruhe und Schweigen erzeugen das Gefühl froher Sicherheit und tiefer Befriedigung. Weit hinter uns zurück liegen die Geschäfte der Stadt, der Lärm der Processe, das Toben der Zechenden. Man hört nichts von Waffengeklirr, nichts von dem Triumphgeschrei der Siegenden oder dem Wehruf der Unterliegenden. In glashellen Fluthen spielen die silberglänzenden Fische, hier und da erhebt ein in den Wiesen weidendes Rind sein Gebrüll, in den leicht bewegten Kronen der Bäume säuselt ein erquickender Wind, in den Zweigen singen buntgefiederte Vögel, und, wie ich einmal gesungen:

Der Abend fällt; aus dunklem Busch
Erklingt der Nachtigallen Lied,
Wehmüthig klagend; trauernd nach dem Liebsten
Girrt hier die Turteltaube; aus dem klaren Quell
Stürzt der Waldbach,
Froh, plätschernd in die weite Ferne hüpfend" [1]).

Schweigend geht der Landmann seiner Feldarbeit nach, zur Erde niedergebeugt braucht er seinen Spaten, dem heller Eisenklang und sprühende Funken

---

[1]) Ich übersetze so, etwas frei, Petrarca's Distichon:
„Nocturnum philomela gemit, flet turtur amicam,
Et nitido de fonte cadens et murmurat amnis."

entfahren. Kurz, es ist ein beglücktes, himmlisches Heim, werth, von Engeln bewohnt zu werden. Auch Lälius gegenüber wiederholt Petrarca, er wohne an der Quelle der Sorgue, „zwar als Mensch mit Sünden beladen, aber in einer Seelenruhe, wie sie die Engel genießen.“ Er wird hier ganz zu einem „Waldmenschen“. Alles, was die Cultur draußen in der Welt an Anreizungen und Verlockungen bietet, wird hier abgestreift. Der einzige Luxus, den er sich erlaubt, sind zwei Ponie's mit einem einzigen Diener; mit diesem Gespann fährt er über Berg und Thal. Kein weibliches Antlitz bringt ihm hier Gefahr, denn er bekommt nur seine alte Schaffnerin mit ihrem vertrockneten und von der Sonnenhitze verbrannten Gesicht zu sehen; ihre Schönheit ist so wenig verführerisch, daß, wären Helena, Lucretia und Tarquinia nicht reizender gewesen, Troja heute noch stände und weder Tarquinius sein Reich verloren noch Appius im Kerker geendet hätte. Dabei sei sie aber das treueste, bescheidenste und fleißigste Geschöpf. Den ganzen Tag arbeite die Alte unter der glühendsten Sonne draußen, Abends komme sie ganz munter nach Hause und widme sich den Geschäften des Hauses wie ein junges Mädchen, unverdrossen, ohne Murren, sich selber ganz vergessend, um die Gäste ihres Herrn aufs Beste zu bedienen. Dabei schlafe sie auf der harten Erde, esse ein Brod hart wie Steine und trinke einen mit Wasser gemischten Wein, der mehr Essig als Wein sei. Der Anblick dieses vortrefflichen Wesens tödte also seine Augen ab, und ebenso stehe es mit den übrigen Sinnen. Gesang, Flöten- und Lautenspiel sei hier verstummt; die Zunge habe von Morgens bis Abends Ferien, Niemand sei da, um ihr zu antworten. Der Gaumen habe sich schon ganz an ein rauhes Bauernbrod gewöhnt; Trauben, Feigen, Nüsse, Mandeln seien seine Delicatessen, dazu die guten Fische der Sorgue, an deren Fang er sich selbst belustige. Auch seine Kleidung und sein Schuhwerk seien hier das der einfachsten Landleute. Und ebenso einfach sei auch seine Wohnung und seine sonstige Lebensweise.

„Ich stehe mitten in der Nacht auf, mit dem frühesten Morgen verlasse ich das Haus und gehe hinaus aufs Feld, aber nur, um auch hier zu meditiren, zu lesen und zu schreiben. Den Schlaf halte ich mir, so sehr es geht, ferne und fliehe die Verweichlichung des Körpers, sinnliche Begierden und die die Arbeit so leicht überkommende Trägheit. Ganze Tage wandere ich über die sonnenverbrannten Berge, die vom Morgenthau frischen Thäler und Schluchten. Oft wandle ich an beiden Ufern der Sorgue auf und ab, ohne daß mir Jemand begegnet; ganz allein, ohne Gesellschaft und Führer, nur mit meinen Sorgen zusammenlebend, die hier aber auch von Tag zu Tag weniger quälend und lästig werden.“

Die alte Schaffnerin, deren Lob hier Petrarca singt, war nicht das einzige kostbare Inventarstück seines Besitzes. Auch der Verwalter, der Villicus, war ihm ans Herz gewachsen, und als der treffliche Mann gestorben war, gibt er seiner Trauer um ihn einen unverhohlenen Ausdruck.

„Es war ein einfacher Bauer, aber von mehr Tact und innerer Herzensbildung als viele Städter; es konnte auf der ganzen Erde kein treueres Geschöpf (animal) geben.“ Für alle Nichtswürdigkeit und Untreue seiner übrigen Diener, über die er so oft mündlich und schriftlich zu klagen gehabt, habe ihn die Treue und Ehrlichkeit dieses Einen entschädigt. Darum habe er ihm Alles, was er in Frankreich besaß, anvertraut, auch die Bücher, und diese habe er so gut in Ordnung gehalten, daß er, auch nach langer Abwesenheit zurückkehrend, jedes Buch an seiner

Stelle gefunden habe. „Er war, ohne irgend welche Bildung zu haben, ein großer Bücherfreund und achtete ganz besonders auf diejenigen Bücher, von denen er wußte, daß sie mir besonders theuer waren, und die lange Uebung hatte es sogar zu Wege gebracht, daß er die Werke der alten Autoren mit Namen kannte und auch genau wußte, was ich geschrieben. Er strahlte vor Freude, wenn ich ihm einen Band übergab; er drückte ihn dann wohl an die Brust, sprach manchmal den Namen des Verfassers still vor sich hin und kam sich durch die bloße Berührung des Buches oder den Anblick desselben gelehrter und glücklicher vor."

Fünfzehn Jahre hat Petrarca mit diesem braven Mann, um den jeder Bücherwurm ihn noch im Grabe beneiden muß, gewirthschaftet; er war dann zu Anfang Januar 1353, nach Avignon gegangen und hatte den Verwalter leicht unwohl zurückgelassen. Des andern Tages brachte man ihm spät Abends die Nachricht, sein treuer Hofmann sei verschieden, oftmals noch seinen Herrn beim Namen rufend.

Diese Mittheilungen macht uns Petrarca in einem Briefe, der an die Cardinäle Talleyrand und Guido von Porto gerichtet ist: er ist ein schönes Denkmal der menschlichen Theilnahme, welche der große Dichter an dem Ausgang eines ihm treuen Dieners nimmt. Hier bricht ein echtes, reines Gefühl durch, und es kann unsere Achtung vor Petrarca nur erhöhen, daß er es nicht unter seiner Würde hält, zwei so vornehme Herren von dem Schlage zu unterhalten, den sein häusliches Glück durch den Hingang dieses „guten Geschöpfes" erlitten. Wie nachhaltig diese Empfindung war, das beweist auch Petrarca's Testament, in welchem er sein Landgütchen in Vaucluse dem dortigen Spital für wohlthätige Zwecke, zu Gunsten der Armen, vermacht, für den Fall aber, daß diese Bestimmung nicht ausführbar sei, es den Söhnen seines treuen und dienstbeflissenen Hofmanns, beziehungsweise deren Erben hinterläßt. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch den Namen des braven Mannes, der Raimund Monet hieß und aus Clermont stammte. Das Lob und die Zufriedenheit des großen Dichters hat ihm über Millionen Anderer ein Stück Unsterblichkeit gesichert.

Hier in Vaucluse hat Petrarca, wie er selbst berichtet, einen beträchtlichen Theil seiner Schriften verfaßt oder wenigstens concipirt. Solange es Menschen geben wird, denen Kunst und Poesie theuer sind, bleibt dies Thal eine geheiligte Stätte. Ich werde keine Schilderung ihres heutigen Zustandes versuchen. Unser unvergeßlicher Victor von Scheffel hat die Quelle der Sorgue 1857 heimgesucht und in seinen „Reisebildern" diesen Tag in der Vaucluse geschildert. Wer wollte sich unterfangen, etwas Besseres zu sagen?

Vaucluse — dies geschlossene, von allen Seiten von Bergen umstandene Thal — gilt landschaftlich für einzig in seiner Art. Dem muß ich nun freilich widersprechen. Aehnliche Formationen dürften sich in der Provence mehrfach finden. Im Jahre 1882 besuchte ich von S. Marcel aus die Ruinen der alten Cassianerabtei S. Pont. Ihre Lage gleicht überaus derjenigen von Vaucluse. Nach Norden zu umstehen Berge von mäßiger Höhe in schroff abfallenden Felswänden, die das herrlichste Grün bedeckt, eine Thalmulde, in deren Mitte die Reste der alten Klosterkirche liegen. Die üppigste Vegetation, die wundervolle, nur durch den Gesang der Vögel und das Rauschen der Wasser

unterbrochene Einsamkeit machen diese Stätte zu einem der köstlichsten Winkel der Erde. Wäre ich ein reicher Mann, ich würde streben, sie mein zu nennen, ich würde sie gegen alle Welt absperren und mich darin einrichten, wie jener schweizerische Edelmann, der sich am Abend seines Lebens in die zerfallende Burg seiner Ahnen zurückzog, den Eingang zuschloß und darüber schrieb: „j'en ai assez". So lebte er hier allein mit seinen Büchern und Hunden. Nur einige alte Freunde durften durch eine geheime Poterne den Weg zu ihm finden; mit ihnen sprach er gern von längst dahingegangenen Menschen und Dingen, und manch' spinnenumwobene Flasche alten Burgunders leistete treuliche Gesellschaft bei diesen „Dialogues des morts".

V.

Petrarca's Persönlichkeit könnte nicht erfaßt werden, wollte man den Schriftsteller bei Seite lassen. Wenn irgend Jemand, so war ihm Schreiben und Leben eins: „das Eine," sagt er in der Vorrede zu seinen Freundesbriefen, „wird erst mit dem andern aufhören." Zwar gibt er anderwärts als den Endzweck seiner Lectüre einen ethischen an: er lese, nicht um beredter oder scharfsinniger, sondern um besser zu werden. Aber auch hier mag sich Messer Francesco einer kleinen Selbsttäuschung hingeben. Was ihn zu den Büchern zieht, ist zunächst der innere Werth und Reiz des Studiums, dessen „unvergängliche Wollust" er fort und fort preist. „Mit zunehmendem Alter," schreibt er an Lälius, „werde ich im Studium nicht träger, sondern im Gegentheil liebe ich es mit stets zunehmender jugendlicher Hitze." und es ist ein schönes, das sehnsüchtige Verlangen des echten Gelehrten nach Klarheit der Erkenntniß verrathendes Wort, welches er Francesco Nelli gegenüber fallen läßt: nunc mihi nosse incipit — posse desinit — „jetzt, wo dies echte Erkennen beginnt, schwindet leider die Kraft zu arbeiten". Aber in Wirklichkeit bleibt ihm diese Kraft doch länger als den meisten Anderen erhalten. Noch ein Jahr vor seinem Tode kann er berichten:

„Ich studire mehr als je in meinem Leben, und nie schöpfte ich aus den Studien mehr Genuß als jetzt. Es ist geradezu wunderbar, aber thatsächlich wahr, daß, während ich in jeder anderen Hinsicht die Beschwerden eines zunehmenden Alters empfinde, ich das Gefühl habe, als ob ich in meinen Studien mit jedem Tage jünger werde."

Aehnlich schreibt er um dieselbe Zeit an Boccaccio:

„Die beständige Anstrengung und die Hinwendung auf die Erkenntniß bilden die eigentliche Nahrung meines Geistes. Wenn ich einmal anfange, müde zu sein und Ruhe zu suchen, so sei überzeugt, daß ich bald aufhören werde zu leben. Ich kenne meine Kräfte wohl und weiß, daß sie für andere Geschäfte nicht mehr ausreichen würden. Aber das Lesen und Schreiben, das ich Deiner Ansicht nach einschränken sollte, strengen mich nicht sehr an und erquicken mich vielmehr nach schweren Anstrengungen, die sie mich vergessen machen. Nichts ist leichter als eine Feder, und nichts macht mir mehr Freude. Alle anderen Amüsements sind nichtig und machen Einen schließlich nur krank: die Feder zwischen meinen Fingern dagegen erfüllt mich mit wahrem Entzücken, ich lege sie nur mit Befriedigung weg; sie dient nicht dem allein, welcher sie führt, sondern auch Anderen und oft Vielen, die ferne wohnen oder erst nach tausend Jahren geboren werden. Darum, nicht

zufrieden mit den von mir begonnenen großen Werken, für die mein Leben schon nicht mehr ausreicht und kaum ausreichen würde, wenn es mir verdoppelt würde, jage ich täglich nach irgend einer neuen und noch unangebrochenen Arbeit; so sehr ist mir das Ausspannen und Nichtsthun zur Last . . . Denk' Du darüber, wie Du willst; und mögen die Anderen auch darüber denken, wie es ihnen behagt: ich denke einmal so. Und wenn es indessen, was ja nicht mehr lange wird auf sich warten lassen, mit mir zu Ende geht, so wünsche ich, daß der Tod mich nach zurückgelegtem Lebenslauf noch geistig frisch und jugendlich fände. Freilich, wie die Dinge liegen, kann ich das kaum hoffen, und so will ich zufrieden sein, wenn der Tod mich wenigstens mitten im Lesen und Schreiben oder, wenn es Christo so gefällt, im Gebete betrifft."

Ich habe diese Aeußerungen ausführlich gegeben, weil sie für Petrarca höchst charakteristisch sind. Sie sind das echteste Glaubensbekenntniß des Schriftstellers. Sie zeugen von der hohen Auffassung des Berufes und den unvergleichlichen Freuden, die er zu gewähren im Stande ist. So denkt jeder echte Schriftsteller, und wer anders denkt, der schreibt „invita Minerva" — Menschen und Göttern zum Verdruß. Solch' hohe Auffassung des schriftstellerischen Berufes, wie sie übrigens auch schon Dante gehabt, legt aber bestimmte Verpflichtungen auf. Petrarca ist sich deren vollkommen bewußt gewesen. Er weiß, daß von dem wahren Dichter nichts Geringes erwartet wird. Daher sein beständiges Bemühen, an seinen eigenen Schriften zu feilen und zu verbessern. Wie Lionardo findet er, daß der echte Künstler sich mit seiner Schöpfung nie genügen darf. „Ich bin mit dem, was ich schaffe, nie zufrieden, und so groß ist mein Verlangen, das Beste zu liefern, daß ich wohl fühle, ich werde dies Ziel nie erreichen." „Zehnmal überlese ich, was ich geschrieben, und wage es dann doch noch nicht herauszugeben." Da kann man sich nicht wundern, wenn er noch in seinem Alter in einer schlaflosen Nacht sich mit der Erinnerung quält, daß ein Vers in einem vor vielen Jahren verfaßten Gedicht mangelhaft sei, daß er aufsteht und den kranken Vers putzt und zurechtschneidet und dies wichtige Ereigniß dann den Freunden mittheilt. „Welcher Poet," fragt er einmal Francesco Nelli, „wird nicht lieber an seinem Leibe als in einem seiner Gedichte hinken", eine Aeußerung, die man wohl im Auge behalten muß, denn sie zeigt, wie kaum eine andere, wie gänzlich Petrarca von dem ästhetischen Interesse beherrscht ist, das den Hauptinhalt seines Lebens und den Schlüssel zum Verständniß seiner Handlungen bildet. So erklärt sich denn auch, daß er meint, wenig geleistet zu haben, daß er mit seinen Jugendschriften nicht bloß nach der ethischen, sondern auch nach der ästhetischen und literarischen Seite unzufrieden ist; daß er zwar viel geschrieben, aber nicht viel publicirt und manche Schriften überaus lange im Pult zurückbehalten hat. So glühend sein Streben nach Ruhm ist — implumem tepido praeceps me gloria nido expulit, singt er — so legt er doch keinen Werth darauf, von der Masse gelesen zu werden (si me rogas, a paucis legi malim; Fam. VI 4), ja er haßt das „gemeine Urtheil", das jede Superiorität anklagt und „den, der aus der Menge hervorragt, wie einen öffentlichen Feind ansieht", und die Volksmeinung ist ihm so verächtlich, daß er ihr und dem vulgus insanum noch in seiner letzten Willensäußerung einen Fußtritt versetzt.

Bei dieser Gesinnung, bei der Strenge gegen sich selbst in literarischen Dingen, erklärt sich, wenn Petrarca früher, als man es wünschen konnte, aufhörte, sein Publicum zu erfreuen. Schon 1357 schreibt er, es habe längst sein Entschluß festgestanden, sich durch keinerlei Eingebung des Augenblicks, durch keinerlei Zureden oder Zwang dazu verleiten zu lassen, von Neuem Gedichte zu schreiben, und in der That scheint er nur selten, wie zu Gunsten der Manen Andrea Dandolo's, diesem Vorsatz untreu geworden zu sein. Schlimmer für uns und die italienische Literatur ist, daß die Verachtung der Stimme des Volkes einer-, die Ueberschätzung der Antike andererseits Petrarca veranlaßt haben, seine prosaischen Schriften ausschließlich und einen guten Theil der poetischen ebenfalls in lateinischer Sprache zu verfassen. Das geht so weit, daß er sich im Alter geradezu vorwirft und sich zu schämen erklärt, daß er in der Volkssprache gedichtet[1]).

Man wird es nach all' dem leicht glauben, daß Petrarca nicht leben kann ohne sein Schreibzeug. Er ist — nicht mit Unrecht — außer sich darüber, daß man in einer großen Stadt wie Lüttich, wo er Handschriften des Cicero abschreiben läßt, mit Mühe ein bißchen Tinte und auch diese ganz vertrocknet und vergilbt findet. Und völlig unglücklich ist er, als ein Freund, der ihn in Vaucluse besucht, ihm sein Schreibzeug wegnimmt, es in den Schrank einschließt und den Schlüssel mitnimmt: nun soll er zehn Tage Ferien haben, um auszuruhen. Den ersten Tag hält Petrarca diese Tortur aus, aber der Tag wird ihm länger als ein Jahr; am zweiten hat er von Morgens bis Abends Migräne, am dritten fängt er vor lauter Ungeduld an zu fiebern. Glücklicherweise kommt jetzt der Freund zurück, sieht, daß hier nichts zu machen ist und gibt ihm die Schlüssel zurück. „Nein," sagt Petrarca, „Papier, Feder und Tinte und die stille, nächtliche Arbeit sind mir lieber als Ruhe und Schlaf."

Noch weniger als ohne Schreibzeug kann unser Dichter ohne Bücher leben. Die Leidenschaft, Bücher zu erwerben, erwacht schon früh in ihm; wir sehen ihn bereits in Montpellier in dieser Richtung mit seinem Vater im Streit; aus der väterlichen Erbschaft strebt er vor allem eine Cicerohandschrift zu retten, und sein erstes Taschengeld geht auf ein hübsches Exemplar der Civitas Dei Augustins, die er in Avignon aus dem Nachlaß eines Prälaten erwirbt (Nolhac S. 35). Ueberall wohin er kommt, auf all' seinen Reisen sucht er Bücher zu kaufen oder zu copiren, und die Freunde, die seine Liebhaberei kennen, unterstützen ihn darin redlich. Er verhehlt sich selbst nicht, daß er mit zunehmendem Alter immer mehr die Schwächen des Sammlers annimmt. „In meinen Geschäftsbriefen," schreibt er „spielen die Bücher stets die Hauptrolle. Ich gebe zu, daß ich geradezu darauf versessen bin. Seit meiner Jugend verfolgt mich diese Neigung." In einem anderen Briefe heißt es:

[1]) App. Litt. 6; Frac. III, 523: Hinc illa vulgaria iuvenilium laborum meorum cantica, quorum hodie pudet ac paenitet. — Das bezieht sich freilich zunächst auf den erotischen Inhalt, aber zum guten Theil auch auf den Gebrauch der lateinischen Sprache, wie Fam. IX, 13 beweist.

„Glaube mich nur nicht frei von allen menschlichen Schwächen: von einer Begier bin ich auch besessen, die ich bis jetzt weder zügeln wollte noch konnte. Warum auch? Denn das Verlangen nach etwas Anständigem ist gewiß auch etwas Anständiges. Höre meine Krankheit: ich kann nicht satt werden an Büchern, selbst wo ich deren mehr als nöthig besitze. Aber es geht hier wie in anderen Dingen: je mehr man hat, desto mehr will man haben. Und die Bücher haben doch einen ihnen ganz besonderen Reiz. Gold und Silber, Perlen, purpurne Gewänder und Marmorpaläste, Bilder, schön gepflegte Felder oder prächtig aufgezäumte Pferde, all' das bietet nur ein oberflächliches Vergnügen. Die Bücher allein erquicken uns bis ins Mark hinein, sie sprechen zu uns, sie geben uns Rath, sie vereinigen sich mit uns in harmonischer, lebendiger Traulichkeit."

Er tadelte die Leute, welche Bücher bloß aus Eitelkeit collectioniren, um ihr Haus, nicht aber um ihren Geist zu schmücken:

„Nicht bloß besitzen, sondern kennen soll man seine Bücher; sie nicht bloß seiner Bibliothek, sondern seinem Gedächtniß einverleiben, sie nicht in den Schrank, sondern in sein Gehirn hinein bringen; andernfalls ist man weniger als der Buchhändler, der sie verkauft, oder der Schrank, in den sie eingeschlossen sind."

Kein Wunder, daß unser Dichter sich über die Vertheuerung der Bücher beklagt, daß er über die Seltenheit guter Handschriften jammert. Auf den Reisen führt er immer einige bei sich und empfindet den Abgang reichlicher Literatur äußerst unangenehm. Selbstverständlich wird, wenn er auf Reisen geht, für die zurückgelassenen Bücher alle Sorge getragen; droht Gefahr, so werden die Bücher vor Allem gerettet und der Verlust von solchen schmerzlich betrauert. Erstaunlich ist bei all' dem und höchst rühmenswerth, daß Petrarca gleichwohl zu den Bibliophilen gehörte, welche geliehene Bücher zurückgaben. Die ihm von den Colonna einst geborgten Handschriften ersucht er später gewissenhaft und wiederholt Stefano Colonna doch zurückzunehmen; er ist aber so ehrlich, hinzuzusetzen: wenn es statt juristischer und canonistischer Werke Handschriften von Cicero oder Varro gewesen wären, so hätte er Colonna nicht so oft gebeten, sie bei ihm abzuholen.

Daß die Bibliothek im Hause Petrarca's der wichtigste Raum, daß sie der Lieblingsaufenthalt oder vielmehr die eigentliche Wohnung des Dichters war, bedarf kaum der Versicherung. Alle Freunde müssen beisteuern, um sie zu vermehren, sei es durch Geschenke, sei es durch Tausch oder Leihen. Die Besuche werden hier in der Bücherei empfangen; der ganze Stolz des glücklichen Besitzers besteht darin, gelehrten Freunden die Schätze dieser Sammlung zu zeigen. Wo der Seneschall des Königs von Neapel ihn besucht, freut er sich, daß der hohe Herr seine Bibliothek nicht bloß im Allgemeinen sich ansieht, sondern Buch für Buch, die treuen Genossen seiner Muße in die Hand nimmt und mit innigem Verständniß dabei verweilt.

Die Miniaturen und Wandgemälde der Zeit, unter denen das „Studiolo" des heiligen Hieronymus von Carpaccio (in S. Giorgio degli Schiavoni in Venedig) das merkwürdigste sein dürfte, stellen uns die Privatbibliotheken des ausgehenden Mittelalters durchweg als enge Räume dar. Ungefähr so, wie es aller Welt aus Albrecht Dürer's berühmtem Kupferstich mit Sanct Hieronymus in seiner Zelle bekannt ist. Einige Miniaturen in Petrarca's Handschriften

zeigen uns den Dichter an seinem Pult sitzend. In einer Strozzi'schen Handschrift, sowie auf dem Fresco in der Universitätsbibliothek in Padua sieht man seinen Schreibtisch, das Lesepult und den treuen Kater dazu. Die Handschrift der „Trionfi“ in der Laurenziana (Strozzi 174) stimmt in der Darstellung des Zimmers ziemlich genau zu dem Raum, welchen die Ueberlieferung in Arqua als Arbeitscabinet Petrarca's bezeichnet (Nolhac S. 51). Man denke sich denselben auf einem hölzernen Lehnstuhl sitzend, die Füße auf einem Bänkchen, vor einem Pult, in welches ein Tintenfaß eingehöhlt ist. Die Feder in der einen Hand, das Radirmesser in der andern, arbeitet er an einem großen Band mit kupfernen Schließen; zur Seite liegt auf einem andern Pult eine zweite Handschrift zur Collation. Längs der Mauer, die nur ein Fenster hat (in Arqua ist es aber rundbogig), läuft ein Rayon verschiedenartig gebundener Bücher; andere stehen auf Brettchen neben dem Pult; jedes Plätzchen ist zu Gunsten der Lieblinge ausgenutzt, und damit die Mäuse die kostbaren Pergamente nicht anfressen, sieht man die Katze unter dem Lehnstuhl Wache halten. Mitten in diesem Heiligthum sitzt der Dichter, das Antlitz auf seine Bücher niedergebeugt[1]).

P. de Nolhac, dem diese Details entnommen sind, hat eingehende Studien über den Bestand der Petrarca'schen Bibliothek zu dessen Lebzeiten und über das Schicksal derselben nach seinem Tode angestellt[2]). Diese Arbeiten, auf welche hier nur verwiesen werden kann, sind von großem Werthe. Trotz mancher Lücken erscheint des Dichters Bibliothek, so wie sie uns nun bekannt ist, als ein mächtiges Werkzeug geistiger Arbeit. Diese Ansammlung von Handschriften, auf welche derselbe soviel Mühe und Geld verwandt, gestattete Petrarca in das Alterthum einzudringen und sich und seine eigenen Schöpfungen mit dem Geist desselben zu durchdringen. Für die Geschichte des Humanismus, für die Wendung, welche der menschliche Geist seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts nahm, war diese Büchersammlung von der größten Bedeutung. An einem glänzenden Beispiel zeigt sich hier der Zusammenhang der Bibliothek eines großen Gelehrten mit der geistigen Entwicklung einer ganzen Zeit: mir scheint, es liegt darin eine Mahnung, derartige Sammlungen in ihrem vollen Bestand zu erhalten und als einen Zeugen, ja als ein Stück geistiger Arbeit der Besten unter uns kommenden Geschlechtern zu überliefern[3]).

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

[1]) Mit der Strozzi'schen Miniatur stimmt diejenige in der Darmstädter Handschrift von Petrarca's „De viris illustribus“ (um 1400 geschrieben) im Wesentlichen überein: sie ist jetzt durch Julius v. Schlosser in seiner schönen Studie über „Ein veronesisches Bilderbuch“ (in dem Jahrbuch der Kunstsammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses 1895, Tafel XXIV) veröffentlicht.

[2]) P. de Nolhac, De Patrum et medii aevi scriptorum codicibus in bibliotheca Petrarcae olim collectis. — Ders., La Bibl. de Fulvio Orsini. — Ders., Pétrarque et l'Humanisme, p. 33 f., 47 f, 369.

[3]) Diese Mahnung war, als sie niedergeschrieben wurde, in erster Linie an Diejenigen gerichtet, in deren Hand es lag, die bedeutendste wissenschaftliche Privatbibliothek, welche bis vor Kurzem in Deutschland bestand, vor Verkauf und Zersplitterung zu bewahren. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich damit diejenige J. v. Döllinger's meinte. Seither ist es der thätigen Bemühung meines Freundes v. Sicherer gelungen, München diesen Schatz zu bewahren.

Bilder aus dem kirchlichen London.

Von
Marie von Bunsen.

I. Charfreitag im Tower.

Wie eine Königstragödie, düster und großartig, erstrecken sich die Burgmauern des Tower. Dort schimmert der Fluß mit stählernem Schein, unter dem dunklen Thorweg leuchten, gleich blutigen Flecken, die scharlachrothen Röcke der Wachen.

Innerhalb der Festung liegt eine Kapelle, St. Peter ad Vincula; aus den steingefaßten Fenstern dringen Orgeltöne, der Gottesdienst hat schon begonnen.

Es ist die alte Kapelle der Gefangenen; rings umher wurden Blut und Thränen vergossen, himmelschreiende Gewaltthaten wurden hier verübt.

Dort im Versammlungssaal des mittleren Thurmes fand der von Shakespeare beschriebene Auftritt statt, ließ der Protector, später Richard der Dritte, den Kronrath gefangen nehmen und fortführen. „Uebrig blieb," so meldet der ein Halbjahrhundert darauf selber hier hingerichtete Sir Thomas More, „nur der Lord Kanzler; der Protector befahl ihm, sich schleunige Absolution zu verschaffen, denn ‚bei St. Paul!' so sagte er, ‚ich will nicht zu Mittag speisen, ehe Euer Haupt gefallen.' Es kam ihm nicht zu, nach der Ursache zu fragen, sondern traurig nahm er den ersten Priester, dessen er habhaft werden konnte, und beichtete kurz, denn lange hätte der Protector es nicht geduldet, so sehr drängte es ihn, zu Mittag zu speisen, welches er doch seines Eides wegen nicht vorher thun durfte. So wurde er denn auf den Grasplatz neben der Kapelle im Tower geführt, und sein Kopf auf einen Balken gelegt und dann abgeschlagen." Auf diesem selben Grasplatz (nur wächst — wie man sagt, nach all den Hinrichtungen — kein Halm mehr auf dem Boden) stehe ich jetzt; aus jenem Fenster des Versammlungssaals beobachtete der Protector das Ende seines Kanzlers. — Gegenüber, in der rechten Ecke des Festungshofes, öffneten sich an einem Maimorgen die Portale des damaligen königlichen Palastes, der Befehlshaber des Tower geleitete die Königin Anna Boleyn zum Schaffot,

welches sich auf dem bewußten Grasplatz erhob. Sie trug ein schwarzdamastenes Gewand; nie in ihrem Leben, so berichtet ein Augenzeuge, sei sie schöner gewesen. Ruhig und gefaßt lächelte sie, tröstete ihre Begleiter, meinte, der Schmerz werde wohl nicht lange dauern, ihr Hals sei ja so schmal. Dann betete sie für ihren Gatten: „Jesu, ich flehe Dich an, beschirme meinen Herrn und König, den frömmsten, edelsten und gütigsten Fürsten der Welt.“ Dieser harrte im Richmond Park, unter einer noch grünenden Eiche, auf das verabredete Signal, welches ihm Anna's Hinrichtung verkünden sollte. Kaum ertönte der ersehnte, ihn befreiende Böllerschuß vom Tower, so stellte er die Jagd ab und sprengte nach Wiltshire zur schon vorbereiteten Hochzeitsfeier mit der Lady Jane Seymour. Diese starb in Glanz und Ehren, aber das Haupt ihrer Nachfolgerin, der Lady Catherine Howard, fiel wenige Jahre später an dieser Stelle, und nicht lange darauf bestieg die dritte Königin dasselbe Schaffot. Es war die achtzehnjährige Lady Jane Grey, welche nach dem Tode des jungen Eduard VI. mit Uebergehung der „blutigen“ Maria gekrönt wurde. Ebenso schön wie fromm, ebenso begabt wie bescheiden, ist sie eine der rührendsten Erscheinungen der Geschichte. Dort an der Wasserseite landete sie wider ihren Willen in feierlicher Pracht als Königin von England; wenige Monate darauf stand sie an einem Fenster von jenem Thurm links an der Mauer und winkte ihrem Gatten den letzten Gruß auf seinem Wege zum Richtplatz. „Auch erblickte sie seinen in Linnen gehüllten Leichnam, als dieser unter ihrem Fenster nach der Kapelle getragen wurde.“

Schauerlich war das Ende der greisen Gräfin Salisbury, der letzten Plantagenet; sie weigerte sich, ihr Haupt auf den Block zu legen, lief wie wahnsinnig mit weißem, flatterndem Haar auf dem Schaffot umher, bis der Henker sie erfaßte und niederschlug. Als besondere Vergünstigung endete auch der schöne Graf Essex, Elisabeth's gestürzter Günstling, auf diesem weniger öffentlichen Fleck; sonst fanden die so zahllosen Hinrichtungen auf dem benachbarten Tower Hill statt.

Ueberall Seufzer und Thränen; in all diesen verschlossenen und stummen Thürmen wurde gefoltert und vergiftet und erdolcht. Und fast nie erkennt man die Spur streng ahndenden Rechtes, fast immer Willkür, Verleumdung, Rache und Haß.

Noch immer schallt der Psalm aus jener Kapelle. Ich trete ein — das Sonnenlicht fällt auf die blutrothen Uniformen der Garnison. Die einfache, ergreifende Schilderung der schicksalsschwersten Hinrichtung der Welt wird verlesen. Dann folgt die schöne Litanei; wir knieen nieder auf die Steinplatten, unter denen die dort draußen gefallenen Opfer ruhen; wie in jenen Zeiten ertönen hier die uralten Bitten: . . . „erweise Deine Barmherzigkeit allen Gefangenen, . . . beschütze und versorge die Wittwen und Waisen und alle, die unterdrückt und verlassen sind . . . in der Stunde des Todes und am Tage des Gerichtes . . . . sei uns gnädig!“

Nach vollendetem Gottesdienst erheben sich die Mannschaften und singen: „God save the Queen“; unter dem Anprall der jugendlich-vollen Stimmen erdröhnen die dunkeleichenen Balken der Decke. Und diese Nationalhymne

einer volksthümlichen, auf Freiheit beruhenden Dynastie verscheucht die heraufbeschworenen Schatten. Zwecklos wurde doch all dies Blut nicht vergossen.

II. Eine Quäkerversammlung.

Mitten unter den Läden einer Geschäftsstraße öffnet sich ein nüchterner Thorweg. Durch denselben gelangt man in einen Warteraum. Es ist noch zu früh; ich setze mich auf einen der mit schwarzem Roßhaar bezogenen steifen Sessel, betrachte den sauberen, mit Wachstuch bedeckten Boden, die gleichförmig eingebundenen Bücher an der hellgetünchten Wand und ergreife schließlich eines der bereitliegenden Tractätchen. Es erzählt von einem katholischen und atheistischen Emigré aus der Revolutionszeit, welcher in Amerika durch die Schriften des William Penn bekehrt wurde, sich in die Quäkergemeinde aufnehmen ließ und im hohen, gesegneten Alter gläubig entschlafen ist. Dann begebe ich mich in den angrenzenden Versammlungssaal, welcher sich langsam füllt. Rechts sitzen die Frauen, links die Männer, gegenüber auf erhöhten Bänken die „Aeltesten“ beiderlei Geschlechtes.

Tiefe Ruhe herrscht, nur zitternd und gebrochen dringt fernes Wagengerassel in den Raum. Auf den Fremden wirkt dieses Grabesschweigen beängstigend, hypnotisirend .... wie, wenn man aus Versehen anfinge zu sprechen, und dann Alles sich umdrehte und einen ansähe!

Endlich erhebt sich ein Mann und hält eine kurze Ansprache, während die Uebrigen knieen; darauf wieder eine Pause, bis eine Frau niederkniet und vor der stehenden Gemeinde betet. Dann langes, langes Schweigen. Von meiner hintersten Bank aus sehe ich verstohlen mich um. Augenscheinlich ist der Raum ganz kürzlich neu hergerichtet worden; zwar ist jede Aehnlichkeit mit einer Kirche sorgfältig vermieden, aber es weht doch ein neuer Geist! Aus meiner Kindheit erinnere ich mich eines streng schlichten „Meeting house“ der guten alten Zeit. Da erschienen noch mehrere Frauen in der Quäkertracht mit dem sonderbar altmodischen Hut, da sah man keine stylvoll getäfelten Decken mit geschnitzten Knaufen und romanischen Blattornamenten. Diese neue Halle trägt den Stempel des jetzigen Quäkerthums. In früheren Jahrhunderten verfolgt, benachtheiligt, verhöhnt, schlossen sie sich eng aneinander, klammerten sich zähe an alle alten Gebräuche und Sitten. Von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, beschränkten sich die theilweise aus guten Familien stammenden Mitglieder ausschließlich auf Handel und Gewerbe. Erst seit zwei Generationen sind die letzten Hindernisse gefallen. Oft ganz außerordentlich reich, gibt und gab es unter den modernen Quäkern Parlamentsmitglieder, Staatsminister, Großgrundbesitzer, Masters of Hounds, ja einer der elegantesten jungen Diplomaten gehört noch zur Gemeinde, während seine Brüder in der Cavallerie stehen. Es sind ungewöhnlich achtbare Menschen, oft recht gebildet, fast immer hervorragend philanthropisch.

Aber die heroischen Zeiten des Quäkerthums sind auf immer vorüber. Nur durch etwas kleinliche Abweichungen unterscheidet sich die heutige Quäkeraristokratie von der übrigen gediegenen, guten Gesellschaft. Die Töchter werden bei Hof vorgestellt, tragen aber Federn- und nicht Blumenputz; die Söhne

reiten Parforcejagden, aber in schwarzen, nicht rothen Röcken; man spielt Whist, aber nicht mit gewöhnlichen, sondern mit eigenen alphabetischen Karten. Noch halten diese Familien zur alten Gemeinschaft, aber die mehr durch Pietät als durch Ueberzeugung geknüpften Bande werden fadenscheinig und dünn.

Da erhebt man sich wieder, denn ein Mann kniet nieder und betet; wie alles bisher Gesprochene ist auch dieses unantastbar bibelfest und religiös. Und dann, nicht zu lange darauf, wendet sich der oben in der Mitte sitzende Aelteste zur neben ihm befindlichen Aeltesten, sie schütteln sich die Hände — die Versammlung ist aus. Im Warteraum, im Flur bilden sich kleine, plaudernde Gruppen; man begrüßt sich, wechselt ein paar Worte und geht befriedigt auseinander.

Es war Alles äußerst anständig und brav, aber man wurde nicht ergriffen.

III. Die Matthäus-Passion in Sanct Paul.

Dunstig, in abendlicher Dämmerung verschwommen, ragt die Kathedrale empor.

Aus dem hell erleuchteten Gewühl der Straßen strömt unaufhörlich eine schwarze Menschenmenge heran, besteigt die weiten, blassen Stufen, verschwindet im Dunkel der Jedem frei geöffneten Portale. Bis hinten ist der gewaltige Raum gefüllt. Nur die Wenigsten haben Sitzplätze erlangt. Tausende und Abertausende stehen dichtgedrängt und geduldig, lagern sich auf dem Fußboden oder auf den Stufen der Kriegermonumente.

Da präludirt die Orgel, leise aus weiter Ferne erklingt allmälig anschwellender Gesang, jetzt naht sich wohl der Chor und die Geistlichkeit. Im entfernten Schiff ist zwar nichts von ihnen zu sehen, aber das Psalmodiren des Priesters, die Responsorien des Chores tönen klar durch die weiten Hallen dieser drittgrößten Kirche der Welt.

Dann, nach einer kurzen Liturgie, beginnen die wohlbekannten Klänge der Bach'schen Passion. Drei Kirchenchöre und ein Streichorchester unterstützen den berühmten Domchor bei dieser alljährlichen Feier; rein und jugendlich schwebt, wie auf Engelsflügeln, das hohe Recitativ des Evangelisten durch den dämmernden Raum, voll ertönen die Chöre. Ganz überwältigend sind die Choräle, sie erbrausen durch den Dom, und leise stimmt die wohl zehntausendköpfige Gemeinde mit ein. Nach der Gethsemane-Agonie war eine Pause zu stillem Gebet, und eindrucksvolles Todesschweigen herrschte im gedrängten, unübersehbaren Raum. Dann die Kreuzigung und die letzten Recitative und Chöre.

Zweifellos werden wir die Passion noch oftmals hören, vielleicht nie unter ansprechenderen Verhältnissen, als hier, wo eine der wundervollsten Kirchen der Christenheit ihre Thore weit öffnet und in jeder Charwoche Zehntausende erhebt und erbaut.

Nach dem Segen und nach dem Orgelfinale zerstreute sich langsam die Gemeinde; ehe wir den Dom verlassen hatten, begann man die Lichter zu löschen, dämmerten die Pfeiler gespenstisch unter dem hohen Gewölbe.

IV. Ein vorgeschrittener Gottesdienst.

Im exclusiv vornehmen Belgravia-Viertel liegt die Kirche von Saint Paul's Knightsbridge; hierhin wandte ich mich am Ostersonntag, vom angezeigten „Hochamt mit der Messe Solennelle von Gounod" gelockt. Der Hauptgottesdienst war fast vorüber, soeben hatte die Predigt begonnen. Der Priester empfahl auf das Eindringlichste eine strenge, sich auch auf den Körper erstreckende kirchliche Zucht. Ohne eine solche Disciplin sei kein innerliches Christenthum möglich, in der Bibel werde die Nothwendigkeit des Fastens ebenso oft wie die Nothwendigkeit des Betens erwähnt. In diesen verflossenen vierzig Tagen hätten seine Zuhörer sich einem gottseligen Wandel um ein Kleines genähert, diese Gewohnheiten sollten sie doch nicht fallen lassen, das tägliche Sacrament sei das Minimum eines kirchlichen Lebens. Alle Mitglieder seiner Gemeinde hätten zweifellos heute an einem der früh um sechs, um sieben und um acht Uhr stattgefundenen Communionen fastend theilgenommen. Wären Andere hier gegenwärtig, welche sich diese Unbequemlichkeit nicht auferlegt, sich nicht frühzeitig erhoben hätten, sondern nach einem üblichen Frühstück gemächlich jetzt erst ihre Osterpflicht erfüllen wollten . . . . „möget Ihr mir verzeihen, wenn ich mich heute nicht an Euch wenden kann und will." Und entzückt hingen die in der raffinirtesten Eleganz gekleideten Damen an seinen beredten, asketischen Lippen.

Auf zehn Frauen kam kaum ein Mann; nachher bei dem Hochamt stellte sich das Verhältniß sogar wie zwanzig zu eins, in englischen Kirchen eine ungewöhnliche Erscheinung, unter diesen Umständen jedoch weder seltsam noch bedauerlich. Die bis zum letzten Platz gefüllte Kirche ist groß und in der etwas dünnen Gothik des neunzehnten Jahrhunderts erbaut; die bunten Glasfenster, die Majolikamalereien des Schiffs zeigen den üblichen präraphaelitischen Geschmack. Bezaubernd waren die Blumen; das Taufbecken verschwand unter Callaslilien, Palmen schmückten den Chor, um den mit Heiligenbildern verzierten Altar brannten unzählige Kerzen; sie flimmerten und schimmerten auf weiße Narcissen und Lilien und Azaleen.

Hier in dem von der Laienwelt durch ein Gitter getrennten Chor begann nun die Messe, wurde Gounod's sinnreiche Musik gegeben; der Dirigent, wie die Spieler, wie die Sänger — alle in weiße Chorhemde gekleidet. Vor dem Altar stand ein junger Priester in goldbrokatnem Meßgewand und machte die von dem katholischen Gottesdienst her bekannten Verbeugungen und Gesten.

Ich habe gar keine rituellen Kenntnisse, doch schien dieses hier sich nur wenig von römisch-katholischen Gebräuchen zu unterscheiden. Unverkennbar ist das immer weitergreifende Streben nach dem lockenden Ritus. Was vor zehn Jahren die öffentliche Meinung nicht gestattet hätte, dürfen diese Katholisirenden sich heute bereits erlauben, werden sie bald genug übertrumpfen, immer im sophistischen Eiertanz innerhalb der kirchlichen Paragraphen. So ist es vielleicht erklärlich und entschuldbar, daß, während der katholische Gottesdienst mit seinen naiven, durch mehr als tausendjährige Tradition bestärkten Gebräuchen und Ansichten uns nicht verletzt, diese bewußte, schleichend vordringende Tendenz fast empörend wirkt.

Trotz der soeben von der Kanzel geschleuderten Beleidigungen erhoben sich viele Communicanten, und ich verließ die Kirche. Draußen harrte eine Reihe herrschaftlicher Wagen. Bei schönem Wetter ergießt sich aus den vornehmen Westend-Kirchen ein Strom von Fußgängern auf die große Hyde Park-Allee. Dies ist die berühmte „Kirchenparade". Dutzende von Zeitungen berichten jeden Montag über dieselbe, zählen alle bekannten Persönlichkeiten auf, bringen ausführliche Schilderungen der von den tonangebenden Damen getragenen Kleider und Hüte.

Mit diesem unvermeidlichen Spaziergang beschließt man den Sonntagmorgen und begibt sich zum zweiten Frühstück.

V. In der Hofkapelle.

Während der Parlamentssitzungen ist der Hauptgottesdienst der Chapel Royal nur den mit Eintrittskarten versehenen Personen gestattet; darum verfaßt man ein Schreiben und erhält die gewünschten Karten „mit den Empfehlungen des Decans".

Durch das sonntäglich-ruhige Pall Mall führt der Weg, vorbei am stattlichen Haus, welches Karl II. Nell Gwynne, der witzigsten, leichtlebigsten Schauspielerin Englands schenkte, jetzt Hauptsitz der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums. Dann kommt St. James's Street, das alte Heim der historischen Kaffeehäuser und der späteren, ebenso historischen Clubs. Gegenüber liegt Marlborough House; die berühmte Sarah, Herzogin von Marlborough hat es sich neben dem Palast erbaut und höhnisch darin über ihren „Nachbar Georg", den ersten hannöverschen König, die Achseln gezuckt. Weiterhin erhebt sich der pittoreske Umriß des alten, theilweise vermuthlich von Holbein erbauten Palastes von St. James's.

Unter den Portalen liegen bläuliche Schatten, am Himmel dämmert eine blasse Sonne durch schleierhaft-schwefligen Dunst, die verschiedenen Höfe haben verschwommene Umrisse, und davor leuchtet das intensive Scharlach der auf- und abgehenden Posten. Nur ganz wenige, für Farben- und Luft-Eindrücke empfängliche Menschen ahnen, daß London durch einen subtil-atmosphärischen Zauber verklärt wird, wie keine oder fast keine Stadt der Welt. Durch Arkaden gelangt man in den Vorraum; ein Küster in langem, betreßtem Talar aus starrer, schwarzer Seide, einen mit Silber und mit Troddeln geschmückten Stab in der Hand, geleitet uns in die Kapelle und weist uns einen Sitz in den „Bänken des Adels". Es sind aber nicht mehr diejenigen, welche ein eifernder Bischof des vorigen Jahrhundertes, wie noch vorhandene Spottgedichte uns erzählen, mit hohen Seitenwänden versehen ließ, um das anstößige „Liebäugeln und Geseufze" seiner Gemeinde zu verhindern. Damals traf und begrüßte sich die allervornehmste, eleganteste Welt in diesem Raum. Die geistvolle Briefschreiberin Lady Mary Montagu gesteht, daß sie sich mit denselben Gefühlen für Chapel Royal wie für eine Opernvorstellung putzte; die bekannte Miß Delany jammert über die Menge der Tragsessel, welche die Straßen anfüllten und den Eingang erschwerten.

Aber oben auf den Galerien der Hofbeamten schimmern noch unverändert die malerischen Schloßzinnen durch die Fenster, wie zu Karl's II. Tagen, als die schönen Hofdamen dort saßen, und Pepys, der naivste, unterhaltendste aller Memoirenschreiber, dort herauf nach Lady Castlemaine, „ohne die Alles nichtig ist“, blickte. Hier, zu jener Zeit bemerkte 'mal ein gewandter Geistlicher, daß seine Predigt die Aufmerksamkeit der Zuhörer nicht länger fesselte, daß um ihn her Alles schlief. Er hielt plötzlich inne, rief den mächtigen Staatssecretär von Schottland, Lord Lauderdale, bei seinem Namen, ersuchte ihn, leiser zu schnarchen, um den Schlummer Seiner Majestät nicht zu stören. In dieser Kapelle erregte die Königin Mary gerechte Entrüstung, indem sie die von ihrem entthronten Vater (Jacob II.) erbeuteten Fahnen hier befestigen ließ. An diesem Altar bringen seit Jahrhunderten die englischen Monarchen am Epiphaniassonntag die traditionelle Opfergabe von Gold, Weihrauch und Myrrhen dar. Bis zur Geisteskrankheit des Königs Georg III. geschah dieses pomphaft in höchsteigener Person; seit jener Zeit vertritt ein Beamter die Majestät.

Heutzutage macht diese einst so beliebte und berühmte Kapelle einen etwas erstarrten, verblühten Eindruck, den die ziemlich nüchterne Architektur nicht verwischt. Nur wenige Mitglieder des Hofstaates und andere privilegirte Persönlichkeiten saßen dort weitläufig auf bequemen Plätzen. Von den achtundfünfzig zur Chapel Royal gehörigen Geistlichen versahen zwei den Dienst; der wohlgeübte Chor sang fast zu schön für die kleine Gemeinde. Diese Chorknaben, die „Kinder der Kapelle“, wie sie nach altem Brauch heißen, haben eine bevorzugte Stellung. Für ihren Unterhalt ist gesorgt; sie tragen eine augenfällige, scharlachne und goldbetreßte Pagentracht, mit spitzengeschmücktem Chorhemd. Ein uraltes Privilegium gestattete ihnen, von jedem Herrn, der die königliche Kapelle gespornt und gestiefelt betrat, eine Geldbuße zu erheben. Das letzte Mal, daß dieses Recht beansprucht wurde, hatte der Herzog von Wellington den Formfehler begangen. Ein Chorknabe faßte ihn ab, jedoch schlagfertig erinnerte sich auch der joviale Herr der Clausel, nach welcher die Geldstrafe erlassen wurde, falls das „Kind der Kapelle“ eine Tonleiter nicht tadellos zu singen vermöchte. Er stellte den Jungen auf die Probe; sie fiel ungünstig aus, und triumphirend ging der Herzog seiner Wege.

Hier, von diesem Chor gesungen, unter dieser schön geschnitzten Decke, erklang zum ersten Mal die großartige Melodie der englischen Nationalhymne. Ihre erste Erwähnung nennt „Worte und Melodie einer alten Hymne, welche in Chapel Royal zu Ehren des Königs Jacob II. gesungen worden ist“. Durch eine sonderbare, keineswegs schmeichelhafte Fügung haben wir bekanntlich die Melodie für unser „Heil Dir im Siegerkranz“ geborgt, und so bleibt die musikalischste Nation der Welt die einzige ohne selbständige Königshymne.

Dort, wo dicht am Altar diese Sänger sitzen, sind alle protestantischen Fürstengeschlechter vertreten worden. Begreiflicherweise fanden unzählige fürstliche Trauungen und Taufen und Begräbnisse hier statt. An dieser Stelle kniete 1840 die achtzehnjährige Königin Victoria. „Blaß, ängstlich und aufgeregt“ schildert sie ein Zeuge. „Die Schleppe trugen junge Mädchen der vor-

nehmsten Familien, ganz weiß und ganz einfach gekleidet ... „Wie die Beiden, als getrautes Paar, den Altar verließen, warf sie einen schönen, vertrauensvollen Blick auf den Prinzen." Nur achtzehn Jahre später beschreibt die Königin in ihrem Tagebuch die Hochzeit ihrer ältesten Tochter: „Unsere süße, kleine Knospe war sehr rührend und lieblich; ihr Ausdruck so unschuldig und ernst, als sie zwischen ihrem geliebten Vater und dem guten Onkel Leopold einherschritt. Dieser ist bei ihrer Taufe, wie bei ihrer Confirmation zugegen gewesen, ist selbst Wittwer der Prinzessin Charlotte, der ehemaligen Erbin des englischen Thrones, und ist einer der weisesten Könige von Europa". — Wie hat sich Alles verändert! Statt zwei glücklicher Gattinnen zwei Wittwen; den „weisen König" überschüttet ein vielgelesenes, leidenschaftliches Geschichtswerk mit der Lauge seines Hohns.

Während dieser Betrachtungen verliest der vornehm aussehende Geistliche eine wohlgemessene Predigt; dann formt sich die Procession, die Hofpriester und die hübschen, pagenartigen Chorknaben ziehen vorüber. Es verstreut sich die kleine, gutgekleidete, uranständige Gemeinde; draußen erwartet sie die vollblütige Wirklichkeit, mit welcher dieser Gottesdienst, dem Anschein nach, die Berührung etwas verloren hat.

VI. Bei der Heilsarmee.

Eine ganz besondere Vorstellung, eine „feurige Vorstellung", sollte in der Heilsarmee stattfinden, und so betraten wir frühzeitig den großen Versammlungssaal und vertrieben uns die Wartezeit mit ihrem Vereinsblatt, dem „War-cry" (Kriegsruf). Für zehn Pfennige erhält man diese reich illustrirte, sechzehnseitige Zeitung; mit erstaunlichem, ganz amerikanischem Geschick wechseln sensationelle Bekehrungsgeschichten, Personalnotizen und religiöse Gedichte. Unter einem schönen Auferstehungsengel stehen mit Bildnissen geschmückte Lebensbeschreibungen der jüngst verstorbenen Kameraden. Eine dieser Biographien lautet: „Die glückliche Hannah. Heute traf der Todespfeil einen unserer besten Mexborough-Soldaten, die „glückliche Hannah". Aus tiefstem Sündenpfuhl hatten wir sie gerettet. Vor fünfzehn Jahren stürzte sie auf ihr Zimmer, schwenkte ein Messer über ihre schlafenden Kinder, drohte sie zu ermorden, wollte dann ins Wasser springen, eilte aber statt dessen zur Versammlung der Heilsarmee. Nach wenigen Minuten schwang sie sich über Stühle hinweg und kniete an der Armensünderbank; in ihrem Verlangen nach der Erlösung hämmerte sie mit ihrer Faust einen Stuhl entzwei. Und durch die Worte unseres seligen Kameraden, der Mrs. Priestley, fand sie das Heil. Der Umschwung war ein gänzlicher, ohne jeglichen Rückfall. Wie oft hörten wir ihre Rufe des Morgens während unseres Knieexercirens (d. h. Gebetversammlung): „Gelobt sei Gott! Wecke sie auf Herr, sie schlafen und fahren zur Hölle!" Sie kam in die Waschabtheilung, aber auch nach zwölfstündiger Arbeit am Waschfaß schleppte sie die müden Glieder in die Versammlung, wo ihr fröhliches Hallelujarufen Alles erheiterte und belebte. Vor Kurzem erkrankte sie, dann kamen die Engel und führten sie mit dem Jubelschrei: „Jesus, Jesus" zum Herrn. Ihrem

Wunsche gemäß wurde ihr Armeehut mit dem Tamburin auf den Sarg gelegt; geleiteten Soldaten mit rothen Wämsern, überhaupt „möglichst viel uniformirte Leute" sie zum Grab. Eine Localzeitung nennt sie das größte Begräbniß' welches Mexborough je erlebt hätte, an 3000 Menschen nahmen daran Theil. Abends hielten wir eine überfüllte Versammlung und gewannen drei Seelen" (d. h. drei Leute, welche an der Armensünderbank niederknieend sich für gerettet erklärten). Dann empfahl sich die Heilsarmee vermöge ihrer ausgedehnten Beziehungen als zuverlässigste Detectivanstalt mit durchaus mäßigem Tarif. Dann wurden die Soldaten, welche in der verflossenen Woche am meisten „War-cries" verkauft hatten, lobend genannt. Dann eine Abhandlung des Generals über den Nutzen der Unverfrorenheit. „Uebt Euch darin, indem Ihr das Allerunangenehmste vollbringt. Steht auf offner Straße und schreit in die Welt hinaus, daß das jüngste Gericht an der Thüre steht. Bittet Eure Nachbarn und Freunde, ihr nahendes Ende zu bedenken." Dann Jubeltelegramme aus allen Theilen der Welt. Hier eins derselben: „Melbourne. Herrliche Versammlung, der blinde Fritz bezauberte die Menge mit seiner Ziehharmonika. Begeisterter Kampf mit dem Satan. Springbrunnen von Thränen. Elf Seelen tauchten in die Gnadenfluth. Ihm allein sei Ehre! Finanzen stehen vorzüglich. Capitän Robert Smith".

Unterdessen füllte sich die große aufsteigende Estrade mit der Truppe in ihrer bekannten Uniform. Alle, Männer wie Frauen, machten einen netten, sauberen Eindruck, viele Gesichter waren frisch und blühend; andere zeigten allerdings die Spuren der aufreibenden Thätigkeit, der nervösen Abspannung. In der heitersten Weise plauderten sie mit einander; als der oberste Officier des Tages, Feldcommissarin Booth, die Tochter des „Generals", hereintrat, erhoben sich Alle und begrüßten sie mit freudigem Hurrah. Ein wahres Botticelli-Gesicht hatte dieses, etwa Anfang der Dreißig stehende Mädchen. Blasse Farben, schöne dunkle Augen, eine feine, kühngeschnittene Nase, einen schmalen, ausdrucksvollen Mund.

Jetzt begann der Gottesdienst; Tamburine und Trompeten begleiteten die fröhliche Gassenhauermelodie, in welche die tausendköpfige, fast nur aus kleinen Leuten bestehende Gemeinde mit einstimmte. Dann folgte Gebet, und interessant waren die Gesichter der Heilsarmeesoldaten, mit ihren geschlossenen oder visionär nach oben gerichteten Augen, mit zuckenden murmelnden Lippen — eine fanatische, kämpfende, glückliche Schar. — Nun erzählte ein junger Officier über einige kürzlich stattgefundenen Bekehrungen, über die Macht des Glaubens. Er sprach recht gut, in knappen Worten, im überzeugten Ton. Dann kam wieder ein heiteres Kampflied, mit der Soloeinlage eines verzückt nach oben schauenden Barytonisten, dann die Ansprache der Feldcommissarin Booth. Sie beherrschte den Gegenstand wie die Versammlung; ihre Ermahnungen waren praktisch, ihre Vergleiche anschaulich und packend, dem Bildungsgrad der Zuhörer entsprechend allerdings oft auch jämmerlich platt und geschmacklos. Ganz begreiflicher Weise gefielen gerade diese Stellen ausnehmend. Recht verletzend berührte in diesen Reden wie in der Zeitung das gänzliche Verschweigen aller übrigen religiösen Bestrebungen. Nach den hier herrschenden Ansichten gibt es nur die sündige, dem Teufel verfallene Welt und die das Reich Gottes

vertretende Heilsarmee. — Allerdings herrscht diese Einseitigkeit in jedweder, von großem Erfolg gekrönten religiösen Bewegung! — Im Verlauf der Anrede ließ die Feldcommissarin Verse singen, brachte dann wohl 'mal mit schriller Signalpfeife die Gemeinde zum Schweigen, um nachdrücklich auf die Bedeutung einer Zeile zu weisen. Sie hielt die Zügel mit leichter und sicherer Hand, eine geborene Führerin von Menschen.

Immer mehr und mehr steigerte sich die Extase; sie erreichte den Höhepunkt im Schlußlied, mit dem immer wiederkehrenden, hypnotisirenden Kehrreim „Meine Sünden nimmt er mir fort". Dröhnend schlugen nicht nur die Soldaten, sondern fast alle Anwesenden mit Händen und Füßen den Tact; oben auf der Estrade tanzten einige Soldaten in überströmender Exaltation; der schmetternde Rhythmus, die ohrenbetäubende Melodie übten eine sinnverwirrende Wirkung. Und nun flehte die Feldcommissarin alle Sünder an, sich zum Heil zu bekennen. Ein Arbeiter erhob sich, taumelte nach der Armensünderbank und kniete dort nieder. Eine Beifallsalve ertönte, dann kamen Andere, Männer wie Frauen, Alle mit Pfeifen und Trompeten begrüßt. Mit spähenden, zusammengekniffenen Augen durchforschten die Officiere den Saal, glitten durch die Sitzreihen, schlichen sich zu allen Menschen, in deren Zügen sie innere Aufregung entdeckten, und flüsterten leidenschaftlich auf sie ein. Es hatte etwas unbeschreiblich Peinliches, diese Seelenfischerei im trüben Wasser der nervösen Ueberreizung.

Vor mir saß ein junges Mädchen mit verstörtem, gequältem Ausdruck, und bei ihr kniete eine Soldatin, umschlang sie mit den Armen und beschwor sie, dem Heiland zu folgen. Nicht weit davon bückte sich ein Officier über einen Mann, packte ihn an den Schultern und redete ihm ins Gewissen . . . Unzweifelhaft Alles aus reinster Ueberzeugung, aber wie Alpdrücken lastete es auf mir . . . Als die Commissarin pfeifend und ruhegebietend verkündete, daß „das Dutzend voll sei, der Herr in seiner Gnade gebe noch ein zweites", verließen wir den Saal.

Die Heilsarmee wird leidenschaftlich verschrieen, und doch, fragt man ruhigdenkende, gemäßigte Leute, so erhält man den Eindruck, daß sie trotz aller Auswüchse, trotz ihrer verletzenden Geschmacksrohheiten weit mehr Gutes als Böses gewirkt hat.

Sehr viel Günstigeres dürfte man wenigen Einrichtungen nachsagen.

Manches andere sonderbare kirchliche Bild könnte ich noch schildern — die Nachmittagsgottesdienste in Westminster Abbey, in denen der beredte, hochgebildete Archidiakonus Farrar in dieser einzigen Umgebung die Fragen des Tages in männlich-christlichem Sinne bespricht — oder die liturgischen Andachten der Citykirchen an allen Werktagen um ein Uhr, welche während der Frühstückspausen von Hunderten von Kaufleuten und jungen Bankangestellten besucht werden — oder die auf den 23. April einberufene Versammlung, in welcher, an der Hand der Heiligen Schrift wie der Geschichte, klar und überzeugend nachgewiesen wurde, weshalb das Ende der Welt am 23. April 1908 erfolgen müsse.

Doch es ist wohl genug.

Heinrich von Treitschke's Deutsche Geschichte.

Erinnerungen und Betrachtungen über nationale Geschichtschreibung.

I. Der Erste Band des Werkes.

Vor siebzehn Jahren erschien der Erste Band der „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" von Heinrich von Treitschke. Wer jene Zeit erlebt hat, wird sich des Eindruckes noch erinnern, den das Buch machte. Es war darauf gewartet worden. Die Meinung bestand, nur Treitschke könne es hervorbringen. Und als der Erste Band dalag, glaubten wir, obgleich Treitschke nur bis zum Schlusse der Freiheitskriege kam, auch die folgenden alle schon in Besitz zu haben. Treitschke's vorhergehende historische Arbeiten enthielten so viel schon, daß dieser Glaube ein natürlicher war. Mit Fortlassung des Zusatzes „im neunzehnten Jahrhundert" wurde dieser Erste Band bald nur „Treitschke's Deutsche Geschichte", ja ohne Weiteres „die Deutsche Geschichte" genannt, wie man von unserer „Deutschen Grammatik" und dem „Deutschen Wörterbuche" spricht.

Als der Erste Band der Deutschen Geschichte erschien, beherrschten Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke von Berlin aus Deutschland noch. Heute sind fünfundzwanzig Jahre seit dem Kriege von 1870 vorübergegangen, und das erste Jubiläum des Deutschen Kaiserreiches wird gefeiert. Welche Gedanken brachte es bei seinem ersten Aufleuchten einst mit sich! Damals! Nach den Siegen auf dem Schlachtfeld wurden neue Thaten und Siege, doch geistiger Art erwartet. Wir fühlten uns frisch, verjüngt, ruhmbedeckt. Straßburg sollte wieder eine Deutsche Universität werden. Für seine abgebrannte Bibliothek wurde gesammelt. Die Wahl der Professoren war eine der großen Angelegenheiten des Volkes. Eine Deutsche Akademie der Wissenschaften sollte gegründet, in Berlin eine großartige neue Deutsche Bibliothek gebaut werden. Wünsche. Und so begehrte das Deutsche Volk auch nach einer Hand, welche niederschriebe, was das Deutsche Volk gelitten durch Jahrtausende, bis es zu diesem Jahre des Glückes und der Freude sich emporgerungen.

Mancher hatte wohl an eine solche Geschichte gedacht, vielleicht auch Treitschke. Seine anfängliche Absicht aber, als er zu arbeiten begann, umfaßte nicht so viel. Er ist von seinem Ersten Bande selbst überrascht worden. Er erzählt es. Er wollte nur eine Geschichte des Deutschen Bundes schreiben, als ihm aufging, es müsse eine Erzählung dessen vorausgehen, was bei uns vor der Einrichtung dieses beschwichtigenden Surrogates einer wirklichen Einheit geschah. Die Geschichte des Unterganges des alten Reiches. So wurde nachträglich in einem Zuge der Erste Band geschrieben, der unsere gesammten Schicksale als Einleitung zur Geschichte des Deutschen Bundes zusammenfaßte.

Heinrich von Treitschke war, als er den Ersten Band schrieb, einer der Führer der nationalliberalen Partei. Nur wenige sind von den Männern heute noch übrig, die sie damals bildeten. Persönlichkeiten, die wie eine demantne Mauer die geistigen Güter des Volkes vertheidigten. Noch war die Partei ungespalten. Noch hatte der Neid sich nicht an Treitschke herangewagt, der auf höhere Jahre wartet, um die Männer, die er nicht beseitigen kann, wenigstens zu verwunden. Treitschke stand 1879, wenn auch nicht ohne Gegner, inmitten von Anhängern, Freunden und Bewunderern, gleichsam als der geschichtskundige eigene Beamte des Deutschen Volkes da, von ihm berufen und beauftragt, zu erzählen, wie wir nach ewig unstillbarem inneren Unfrieden zur Einheit gelangten. Denn bis dahin war Tacitus' Gebet erhört worden und wirksam geblieben: es möge zu Gunsten Roms die innere Uneinigkeit der Deutschen Stämme dauern. Endlich war der Fluch der Zwietracht von uns genommen worden. Wissen wollten wir nun, da die Heilung sich vollzogen hatte, welches die innersten Ursachen unserer Krankheit gewesen waren. Das wurde von Treitschke verlangt und erwartet, und sein Erster Band ließ erkennen, die Aufgabe werde gelöst werden.

So hebt sein Werk an:

„Die Deutsche Nation ist trotz ihrer alten Geschichte das jüngste unter den großen Völkern Westeuropa's. Zweimal ward ihr ein Zeitalter der Jugend beschieden, zweimal der Kampf um die Grundlagen staatlicher Macht und freier Gesittung. Sie schuf sich vor einem Jahrtausend das stolzeste Königthum der Germanen und mußte acht Jahrhunderte nachher den Bau ihres Staates auf völlig verändertem Boden von Neuem beginnen, um erst in unseren Tagen als geeinte Macht wieder einzutreten in die Reihe der Völker."

In einem kaum doppelt so langen Absatze wird die Summe der Zeiten des karolingischen Kaiserthums, des staufischen, und der Städteherrschaft in ihren leitenden Gedanken dann gezogen. Der dritte beginnt mit Martin Luther. Was unsere Sprache an monumentaler Kraft besitzt, hat Treitschke aufgewandt, um diese Einleitung zu formen. Ruhig, aber in gewaltigem Gange geht er vorwärts, bis zum letzten Abschnitte des Buches, der Seite 789 mit den Worten beginnt: „Der unglückliche Friede (der Pariser Friede nämlich am Abschlusse der Freiheitskriege) verbitterte die Stimmung der Nation dermaßen, daß dem jungen Deutschen Bunde auch nicht ein Schimmer freudiger Hoffnung entgegenstrahlte." Das ist das Ende der tausend Jahre deutscher Geschichte, die Treitschke im Ersten Bande vorträgt.

Wir empfangen darin nicht den Auszug der heute immer noch schulmäßig als „Deutsche Geschichte" geltenden Composition von Thatsachen, sondern das Ineinandergreifen, den Zusammenhang der Thätigkeiten der Männer, die von Generation zu Generation dafür Sorge getragen haben, daß in guten und schlechten Tagen das Volk in geistiger Vorwärtsbewegung bleibe. Nicht die Kriege, sondern die geistige Arbeit steht in diesem Buche an erster Stelle. Was die Männer wollten, wie sie sich so weit brachten, daß sie entscheidenden Einfluß hatten, welche Hindernisse sie fanden und wie sie sie überwanden, dies ist die einfache großartige Melodie, die in immer anderer Variation aus dem Buche heraustönt. Man wird von dem Gefühle erfüllt: Charakter zu haben und zu bewahren, sei die Hauptaufgabe der Deutschen und ein bewölkter Himmel das Zuträglichste für unser Fortkommen. Die Deutsche Geschichte ist für Treitschke das unabläßige Streben nach geistiger und staatlicher Einheit und auf dem Wege zu ihr das unabläßige Dazwischentreten unserer eigensten angeborenen Eigenschaften. Immer dieselbe Art unserer Natur, sich zu widersetzen, wo man nachgeben sollte, und nachzugeben, wo Widerstand nöthig war. Das wunderbare Vergessen des eben erst Vergangenen, das plötzliche Nichtmehrwollen des eben noch heftig Erstrebten, die Mißachtung der Gegenwart, aber die feste, doch unbestimmte Hoffnung. Dazu der Hang, sich dem Fremden hinzugeben und, wenn dies einmal geschah, zugleich dann aber der unbewußte, maßgebende Einfluß auf die Ausländer, denen man sich doch unterwarf. Man sehe doch heute: Niemand schien so völlig vom Vaterlande losgetrennt als der Deutsche, der zum Amerikaner geworden war, und heute steht das amerikanische Leben, in dem das unserer Auswanderer aufging, unter dem Einflusse des Deutschen Geistes.

Kein Buch war bis auf Treitschke's Ersten Band geschrieben worden, das uns als die Träger unserer Natur vor uns selber so schön und so durchdringend rechtfertigte. Weder Dahlmann noch Häusser, noch Gervinus hatten den Punkt erreicht, von dem herab Treitschke auf alles Frühere als auf Vorstufen zurücksieht. Auch Jacob Grimm nicht. Ranke im höchsten Alter erst: der Mangel an Siegesbewußtsein und Hoffnung auf die Zukunft ließ in den Tagen seiner vollen Kraft ihn zu den höchsten Gedanken sich nicht erheben. Der untrügliche Scharfsinn, mit dem er den leitenden staatserhaltenden Grundgedanken in der gesammten Weltentwicklung nachspürte, von denen er das Schicksal der Völker — und so auch Deutschlands — ableitete, reichte für Deutschland nicht aus. Er sah Deutschland mit dem beobachtenden Blicke an, mit dem Tacitus Germanien beurtheilte. Ranke konnte und durfte vielleicht nicht; wohl aber kann und darf Treitschke. Das gesammte geistige Dasein Deutschlands, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab, sehen wir in seiner Darstellung in Bewegung, für unsere spätere Größe und unseren Ruhm sich vorzubereiten. Friedrich der Große sprach mitten aus seiner Verachtung für unsere Literatur von deren hoher Zukunft! Die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, die Gelehrten, Staatsmänner, Soldaten, Fürsten, alle Schulter an Schulter, erscheinen bei Treitschke als Vorarbeiter unserer heutigen Blüthe. Neue Charakteristiken werden ihnen zugetheilt: je näher sie unserer Zeit rücken, um so sichtbarer

und überzeugender. Nun begreifen wir Alles. Sie sind wie wir gewesen: Niemanden mehr machen wir Vorwürfe. Das Verfehlte und Erduldete verliert sein Belastendes. Die Zukunft winkt uns. Wir empfinden, daß das bisher über unsere Geschichte Gesagte der inneren Anlage nach heute veraltet sei, es einer neuen Construction des gesammten Stoffes bedürfe und schließlich, daß Treitschke der Mann war und ist, die Arbeit zu thun.

Treitschke besitzt die Gabe, so zu erzählen, daß er die Ereignisse zu erschöpfen scheint und uns zugleich das Gefühl einflößt, als habe man all das längst gewußt. Es gibt eine Geschichtsschreibung, deren Urheber uns unaufhörlich vorzurechnen scheinen, sie wüßten, was Niemand als sie wisse, und ohne sie werde es Niemand sonst erfahren haben. Treitschke verräth keine Geheimnisse, und wo er es thut, läßt er es sich kaum merken. Man denkt, es sei ihm leicht gewesen, all das zusammenzubringen, und er habe nur mehr Fleiß und ein besseres Gedächtniß als Andere, um all diese deutschen Familiengeschichten in Eins zu fassen. Denn Jedem scheint er wirklich, verbunden mit der jedes Anderen, nur die eigene Familiengeschichte zu liefern, so sehr sind wir beim Lesen mit dem Herzen an den Dingen betheiligt. Wir spüren, wie unsere eigenen Verwandten in früheren Jahrhunderten das ewige Unheil mit aushielten, oder auch mit herbeiführten, von dem wir nun endlich erfahren, daß es zu Ende sei.

II. Der Zweite, Dritte und Vierte Band.

Nach drei Jahren erst folgte der zweite Band. In der Vorrede sagt Treitschke, er habe geglaubt, bis 1830 in ihm vorschreiten zu können, und bringt nur die Geschichte der fünf Jahre 1815—1820. Er bietet den Fachgenossen darin mehr „neue Ergebnisse“ als im Ersten. Er kritisirt sich selbst damit. Von anderen Dingen ist nun die Rede und ein anderer Ton ist nöthig. Die nationale Leidenschaft, die Aufopferungsfähigkeit, die Tapferkeit, welche selbst Kinder mit in die Reihen der Kämpfenden zog, konnten sich nicht mehr bethätigen. Im Ersten Bande hatte Treitschke zusammengedrängt, nun galt es zu verbreitern. Mehr Stoff, weniger Erlebnisse. Immer mehr Thatsachen, scheinbar untergeordneter Art, fließen ihm zu, immer deutlicher muß die Rede werden: aus der Erniedrigung Preußens nach den Freiheitskriegen soll langsam vor unseren Augen das sich entwickeln, was später die Kriege von 1866 und 1870 nothwendig machte. Meine Aufgabe ist hier nicht, zu zeigen, mit wie viel historiographischer Kunst zu Werke gegangen wurde. Finden wird dies nur, wer das Buch aufmerksam liest. Des Studiums aber bedürfen der zweite und auch der dritte Band, und zudem eines gewissen Besitzes von eigener Erfahrung. Sie müssen ruhig gewürdigt werden. Entbehrlich aber sind sie mit all ihrem Detail nicht und hätten nicht kürzer abgethan werden können. Sie sind auch in der Sprache besonderer Art. Sie haben etwas Episches. Einen Mangel an dramatischem Drange nach vorwärts.

Treitschke's Erster Band umfaßte eine Welt für sich. Ein Nachspiel des achtzehnten Jahrhunderts, das zugleich das Vorspiel des unsrigen war: denn

der heutige Leser weiß, daß diese Zeiten, so inhaltsvoll sie sind, vergangene Dinge enthalten. Treitschke, sehen wir, wollte den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erst mit dem Jahre 1815 beginnen lassen. Treitschke's Arbeit ist im zweiten Bande nun nicht mehr, zu zeigen, wie Altes und Neues zusammenstürzt und abermals neues Leben aus den Ruinen sproßt, sondern wie mit versteckter Arbeit tief im Boden die Fundamente jetzt gelegt werden für das, was beim Erscheinen des Ersten Bandes immer noch ein Theil der Gegenwart gewesen war, heute aber in der That nicht mehr ist.

Im zweiten Bande erfahren wir, in wie unbewegte Sümpfe die frischen, klaren Ströme der Zeit der Freiheitskriege gelenkt wurden. Vertrauensvoll waren die Bevölkerungen. Die jungen Männer, die bis dahin kraftvoll und von historischen Träumen erfüllt und thatbereit dem Vaterlande dienten und sich ihm zur Neugestaltung des Veralteten, Unbrauchbaren darboten, haben plötzlich nichts mehr zu thun! Sie bleiben dieselben, aber ihre Aemter machen sie älter und nutzen sie ab ohne ihnen erquickende Arbeit zu geben. Sie thun das Gebotene, aber aussichtslos und vorsichtig im Handeln wie in der schriftlichen und mündlichen Aussprache. Ihr Zahmwerden läßt Deutschland in ganz anderer Beleuchtung erscheinen. An Stelle der herrschenden idealen Auffassung kommen die politischen Bedenken zur Herrschaft. Das waren die Zeiten, innerhalb deren Goethe, wie so oft schon citirt worden ist, von der „Werthlosigkeit der Gegenwart" sprach.

Die Tage der heroischen Staatsmänner sind vorüber. Stein waltete eben noch wie eine Macht auf eigene Faust, Hardenberg dagegen hat jetzt unsere Mittel in kleinen Summen zu berechnen. Unser Unheil war, daß wir nach so ungeheuren Erfolgen immer noch ein zwar historisch geschultes, aber kein actuell politisch denkendes Volk geblieben waren. Daß nicht bedeutende Männer mit eigener Anschauung, sondern energische höhere Beamte bei uns, in Oesterreich aber Metternich lange Jahre hindurch an die Spitze der Dinge gelangten, dessen überlegenem Geiste unsere Zustände völlig klar vor Augen standen. Er trieb sein Spiel mit uns. Das Einzige, was er an uns fürchtete, war nur die mögliche Wiederholung dessen, was er 1813 erlebt, und was Napoleon selber damals nicht vorausgesehen hatte: eine ohne vorhergehende Verschwörung plötzlich emporbrechende unwiderstehliche Volkskraft in Preußen. Metternich's Sorge war, Alles zu thun, daß dieses Schauspiel nicht noch einmal käme. Diese im Stillen auch bei uns waltende Besorgniß machte es möglich, daß Preußen unterdrückt und verhöhnt, seine eigenen Interessen nicht energisch offen vertrat, sondern nur im Stillen sich weiter entwickelte. Dies zu schildern: das plötzliche Wiederauseinanderfallen Deutschlands, die Eifersucht der Dynastien unter sich, die Unterdrückung und das vereinsamte Fortarbeiten Preußens trotz Allem, war eine neue Aufgabe. Die Bildung des Zollvereins darzustellen, ist Treitschke's Ziel. Die Beamten treten jetzt ein, denen wenig daran liegt, daß ihre Namen genannt werden. Ihre patriotische Gesinnung und ihre Ueberzeugungen pflanzen sich fort. Gewußt haben wir von diesen Männern, ihre Geschichte aber ist zuerst von Treitschke so geschrieben worden, daß uns der Zusammenhang ihrer Bemühungen vor Augen steht. Bei Beherzigung

dieser Gegensätze wird ersichtlich, warum Treitschke's Erster Band von so gänzlich uns hinnehmender Gewalt erfüllt ist. Die Unterdrückung durch Napoleon hatte alle Arten geistiger Arbeit zu dem einzigen „Dienste des Vaterlandes" zusammenfließen lassen, und aus dieser Gemeinschaft wuchs jedem Einzelnen für seine besondere Lebensbeschäftigung ein Plus zu, das dem Ganzen dann wieder zu Gute kam. Jetzt dagegen bildete sich aus dem Zurückgange sämmtlicher Erwartungen ein allgemeines Minus, das bei jedem Einzelnen in Abzug zu bringen ist, wenn wir nicht ungerecht sein wollen. Die zehn Jahre lang dauernde Aufregung, die das jüngere Deutschland nach Jena erfüllt hatte, der Aufschwung idealer, geistiger, wissenschaftlicher Art, der uns tröstete und stärkte, war zugleich aber doch so geartet gewesen, daß die Napoleonische Epoche für uns vorüberging, ohne daß praktisch politische Verabredungen in Deutschland eintraten. Im Großen und Ganzen bestand am Ende der Freiheitskriege das deutsche Volk aus Träumern wie vorher. Das von uns niedergeworfene, gedemüthigte, politisch aber nicht desorganisirte Frankreich mit England daneben, Oesterreich und Rußland, diese beiden ohne innere Bewegung, aber gefügige, übermächtige Werkzeuge althergebrachter Hofpolitik, verbanden sich, Preußen und was sich in Deutschland zu ihm hielt, niedergedrückt zu halten; und bei uns selbst regte sich keine Hand, um, weil die Früchte des Sieges sich einzeln nicht pflücken ließen, nun denn zu versuchen, ob sich der Baum nicht vielleicht schütteln lasse.

Mit 1815 beginnt eine neue Aufgabe für den Geschichtschreiber: die Charaktere Derer zu schildern, die in Preußen das zu Rettende wenigstens aufrecht zu halten suchten. In der Art, wie Treitschke darüber nun neu zu berichten anhebt, zeigen sich neue Qualitäten seiner Arbeit.

Das weite Arbeitsfeld dieser Leute beschränkteren Umkreises weiß Treitschke schön und befriedigend unserem Verständnisse zu erschließen. Sie stehen innerhalb der Beschreibungen, in welchen Treitschke den Zustand Deutschlands nun im Einzelnsten darlegt. Wenn wir sehen sollen, in wie unmögliche innere Zustände das über Napoleon siegreiche deutsche Volk alsbald zurückfiel, so konnte das nicht im Allgemeinen abgethan werden. Hier bedurfte es specieller Belege. Dies empfand Treitschke nach Beendigung des Ersten Theiles, und daß sein Versprechen, im zweiten bis zu 1830 zu gelangen, nicht gehalten werden könne, mußte ihm sofort klar sein. Um das volle Verdienst der Gründung des Zollvereins hervortreten zu lassen, mußte der Anblick dessen uns nahe gebracht werden, was an jämmerlichen Verhältnissen und Menschen diesen Erfolg zu verhindern bestrebt war. Und so kommen wir im zweiten Bande nur wenig Jahre vorwärts: ein bedrückendes Gemälde des allgemeinen Herabkommens bis zum Einbruch der öffentlichen Verabredung der Europa beherrschenden Mächte, die, ich wiederhole es, im Stillen auf die Unterdrückung der gewaltigen Volkskraft abzielte, die im protestantischen Preußen vorwärts drängte. Erst der dritte Band führte uns bis 1829, enthält die Juli-Revolution also noch nicht. Zehn Jahre rein innerer Bewegungen bedurfte es noch, um den Zollverein zu Stande zu bringen. Dann treten die äußeren, ganz Europa um-

fassenden Unruhen wieder ein, die Treitschke nöthigen, die Blicke nach außen zu richten.

Es war nicht leicht, die fünfzehn Jahre von 1815 bis 1830 einheitlich so zu gestalten, daß zwei auf sich beruhende Bände entständen. Treitschke weiß die Idee des Fortschrittes immer als die leitende uns einzuprägen. Betrachten wir aber diese Zeit vom Standpunkte des Culturhistorikers allein, so ist mit den Jahren von 1815 bis 1830 für Deutschland neben den anderen Nationen wenig anzufangen. Während wir von 1815 rückwärts gerechnet fünfzig Jahre lang die Weltliteratur commandirt hatten, verfallen wir von 1815 ab, das unsere höchsten Erfolge auf dem Schlachtfelde bedeutet, beinahe in Nichtigkeit, um England und Frankreich den Vortritt einzuräumen. (Wie bei uns heute, seit 1870, Norweger, Russen, Amerikaner und Franzosen den Ton angeben. Rollenwechsel dieser Art hängt von der Uebermacht der geistigen Kräfte ab, die emportauchen.) Lord Byron und Walter Scott treten als vornehmste Producenten poetischer Anschauungen und Gefühle unbestritten hervor. Ihre Bewunderung erfüllt auch unser Vaterland, Byron's Tod und die Kämpfe der Griechen für ihre Freiheit bewegen Deutschland. Dann kam die Auflehnung der französischen jüngeren Schule gegen den Classicismus für Shakspeare. All' das bespricht Treitschke; für die Blicke des Kunsthistorikers aber nimmt die Entwickelung weiteren Umfang an als für ihn. Erst seit dem französischen Umsturz von 1830 erkennen wir in Deutschland das Emporkommen der politischen Lyrik, die ein Nachklang dieser Bewegungen war. Mir scheint, daß, wenn europäische Geschichte geschrieben werden sollte, die romantisch-poetische Bewegung nicht hoch genug angeschlagen werden kann, denn sie durchdrang ihrer Zeit die Gebildeten, die, anders als heute, damals die regierende Classe waren. —

Ein Umstand ist beim Erfolge des Ersten Bandes noch in Anschlag zu bringen. Etwas Aeußerliches, das aber nicht übergangen werden darf. Den von Treitschke darin besprochenen Generationen von 1750—1815 begegnet in unserer Phantasie auch deshalb eine so willige Aufnahme, weil unsere Romane und das Theater uns ihre Denkweise und ihren äußeren Anblick in solcher Fülle vorführen. Erwägen wir, in welchem Maße uns Chodowiecki's und Menzel's colossale Productionskraft das Leben des achtzehnten Jahrhunderts, und andere Künstler uns das der Freiheitskriege vermittelt haben! Die Bühne nun gar läßt die Inhaber dieser Epoche lebendig vor uns auftreten. Allerdings die Costüme, in denen wir Minna von Barnhelm heute spielen sehen, sind durchaus anders als die Scenen, welche Chodowiecki aus dem Stücke darstellte, und Menzel's Fridericianische Zeit entspricht nicht der Realität; aber eben daß die damalige Wirklichkeit in das heutige sogenannte Rococo umgesetzt worden ist, macht uns die Dinge so vertraut. So ist auch für Tacitus von Wichtigkeit, daß die bedeutendsten Ueberbleibsel der römischen Bauten seinen Zeiten etwa entstammen, und die Schönheit der Statuen, Münzen und Medaillen des römischen Kaiserreiches von Augustus bis Gallienus verleihen diesen sonst gleichgültigeren Zeiten höheren Glanz. Und sehen wir weiter, wie die Bürgerherrschaften des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts und die Machtepochen des Hofadels und Militärs im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert

durch die bildende Kunst unserem historischen Verständnisse näher gebracht werden, so wird uns klar, wie unsere besten Deutschen Statuen die Männer darstellen, welche den Zeiten, die Treitschke im Ersten Bande umfaßt, die geistige Atmosphäre lieferten. Diese Werke stehen uns vor Augen. Wie unsre Vorfahren gleichsam. Untereinander bilden sie wie eine große Familie: Kinder alle der großen Deutschen Mutter, mit der sie litten und sich wieder aufrichteten. Goethe — gegen den Treitschke etwas hat — verfaßte die Inschrift zu Blücher's erstem Standbilde. Von 1815 ab verschwinden die Männer, die Stoff zu Statuen liefern. Wer würde Hardenberg nicht bewundern, wenn er die von Ranke ihm gewidmeten drei Bände liest, auch die Aufstellung seiner Büste an ehrenvoller Stelle nicht als natürlich ansehen: an eine Statue aber würde nicht gedacht werden.

Und noch eine Bemerkung, die den Erfolg des Ersten Bandes angeht.

Viele Historiker wissen Vieles, haben Energie und verstehen angenehm zu erzählen; das aber genügt nicht, um eine Deutsche Geschichte der Gegenwart so zu schreiben, daß der Deutsche Leser empfinde, es sei die Geschichte seiner Zeit, in der er lebt. Nirgends scheinen wir so frei als in unserer Schriftstellerei, und nirgends vielleicht vertheidigen wir mit solcher Kraft unsere Lust am Sichunterdrückenlassen als ein heiliges Vorrecht. Unsere Gebildeten stehen, wenn von „Geschichte“ gesprochen wird, auch heute noch unter dem Drucke des Gedankens, exact könne doch nur römische und griechische Geschichte geschrieben werden. Ich lasse mir nicht einwenden, daß dieser Standpunkt überwunden sei. Ich weiß nur zu gut, wie sehr ich selbst lange Zeit dieser Anschauung unterlag. Es ist wichtig, völlige Klarheit hier zu schaffen, damit die retardirenden Mißverständnisse aufhören, unter denen wir immer noch mehr leiden als billig ist. Lamprecht hat den Unterschied zwischen der heutigen und aller vorhergehenden Geschichtsschreibung am besten formulirt, indem er die unsrige evolutionistisch, die ehemalige descriptiv nennt: wir heute berichten, wie die Dinge im Zustande des Werdens sich weiter entwickeln; die ältere Schule beschreibt, was thatsächlich als das Geschehene vorlag.

Eine römische Geschichte kann von Dem heute verfaßt werden, der über ein gewisses, großes, aber beinahe fest begrenztes Quantum Kenntnisse gebietet. Die zu benutzenden Hülfsmittel sind von ungemein zahlreichen Vorgängern größtentheils bereits gebraucht worden. Natürlicher Weise kann trotzdem hier schöpferisches Genie zur Erscheinung kommen. Curtius und Mommsen würden ohne dieses nicht so großen Ruhm erlangt haben. Beide Männer wurden durch ihre Individualität für die Hervorbringung ihrer Werke gleichsam geschaffen. Wie Goethe ein Grieche genannt worden ist, könnte auch Curtius heute diesen Namen tragen, wenn er im sanften Märchentone des Herodot uns die Schicksale des griechischen Volkes erzählt. Die griechische Politik aber liegt uns heute ferner noch, als die römische, und auch diese enthält nichts, was der Gegenwart Nutzen brächte. Was wissen wir denn und können wir von jenen Zeiten und Männern wissen, von denen gesprochen wird, als habe man sie beinahe gekannt? All' das, sobald es den Schein der Wirklichkeit annimmt,

ist Phantasiespiel märchenhafter Art. Weil unsere Geschichtschreibung des Alterthums, und dies allerdings mit gutem Rechte, von sich behaupten darf, sie kenne Alles, was an Material erreichbar sei, wird ihr das Recht zugesprochen, dieses Conglomerat fragmentarischer Reste von Ueberbleibseln des antiken Daseins als zureichendes Material zu gebrauchen, mit dem sich wirthschaften, lasse wie wir mit dem unsrigen heute wirthschaften dürfen. Den Werth der geistigen Werke des Alterthums zu leugnen, wäre Jedem unmöglich, der sie kennt: alle Völker aller Zukunft werden von griechischer Dichtkunst und bildender Kunst ausgehen, oder zu ihnen zurückkehren: von politischer Geschichte des Alterthums aber zu berichten wie von der unserer Zeit, ist unmöglich. Die Charaktere der Triumvirn beschreiben zu wollen wie die der Leute vor, neben und nach Napoleon III., wäre ein verlorenes Unternehmen. Und wenn uns die Neugier die Sinne noch so sehr spitzte, die journée des dupes ließe sich wohl noch beschreiben, aber es gibt keine Memoiren ägyptischer Hofdamen, und Briefe und Billette aus römischer Feder, uns zu verrathen, wie es auf dem Capitol und in Cäsar's Gärten herging, als Cleopatra sich als Besuch Cäsar's in Rom eingestellt hatte. Dergleichen läßt sich nur erdichten. Die feineren, verborgeneren Motive aber, aus denen zwischen Cäsar, Cicero, Pompejus, Antonius und den Uebrigen verhandelt, betrogen, belogen, gemordet, gehaßt und geliebt worden ist, sind auf ewig versunken. Trotzdem: es erscheint adliger heute, Untersuchungen über Cäsar's Tod anzustellen, als Bericht zu geben, wie und warum Napoleon bei Bellalliance zu Grunde ging[1]). Die scharfe Controle, mit der das die alte Geschichtschreibung heute Betreffende überwacht wird, erhebt, eben weil das Material beschränkt, vielfach durchgearbeitet und deshalb übersehbar ist, diese schriftstellerisch herstellende Thätigkeit zu etwas scheinbar im höchsten Grade Bedeutendem; andere Zeiten aber werden in dieser Anschauung einen Umschwung erleben. Gegen das wissenschaftliche Studium des Alterthums werde ich gewiß nichts sagen, das Studium unserer Zeit aber darf nicht länger dadurch beeinträchtigt werden.

Die Geschichtschreibung unserer Zeit hat andere Arbeit zu betreiben. Die Gestaltung eines Bildes unserer eigenen Tage wächst aus anderen Materialmassen heraus, als die jener verstorbenen Epochen. Und doch selbst bei diesem Uebermaße an modernem Material harrt noch so viel der Aufklärung. Treitschke hat im weitesten Umfange gelesen: wie groß aber mag hier und da der Umfang dessen sein, was er überhaupt nicht kennt, oder heute anders kennt als zu der Zeit, wo er seine einzelnen Theile für den Druck niederschrieb! Kaum würde er die Quellen seines Textes erschöpfend angeben können. Zu offener Darlegung seines Materiales gedrängt, würde er nur antworten, daß er von Jugend auf gearbeitet habe, fortarbeite und ein wahrheitsliebender Mann sei. Es müsse ihm geglaubt werden. Schon deshalb

[1]) Wichtiger und nothwendiger als das neue große Lateinische Wörterbuch, für das ungemeine Summen ausgegeben werden, wäre ein neues Deutsches Wörterbuch, das auch die heute absterbenden Dialekte noch umfaßte.

vermag der Geschichtschreiber des eigenen Jahrhunderts keine stricten Beweise für seine Erzählung zu liefern, weil, selbst wenn er Alles gelesen hätte, was geschrieben und gedruckt vorliegt, diese Blätter nur den geringsten Theil des Vorgefallenen enthalten würden; denn die Hauptentscheidungen liegen in Gesprächen und innersten Gedankenverbindungen, die Niemand kennt. Das Amt des Geschichtschreibers ist, bei antiker und moderner Geschichte, diese zu errathen und seine Auffassung des Geschehenen glaubwürdig zu machen. Die „exacte sinnliche Phantasie" tritt hier in ihre Rechte, das bildende Element, dem Goethe zuerst diesen Namen bestätigte. Wissenschaft und Kunst fließen bei den Ereignissen unserer Tage zu einer schöpferischen Kraft ganz anders zusammen, als wo es sich um die Reconstruction im Nebel der Zeiten undeutlich gewordener Situationen handelt, die mit unserer Fortentwicklung außer Zusammenhang stehen. Wir erleben heute, wo die Parteien sich bei uns entgegenarbeiten, wie unmöglich es oft sei, festzustellen, was ein Mann eben noch gesagt hat, und gar, in welchem Sinne er sich aussprach. Briefe werden verändert, verstümmelt, abgeleugnet oder wenigstens hier und dort anders interpretirt und in die logisch eng verbundenen Glieder von Thatsachen neue Fakta eingeschoben, die dem Laufe der Dinge eine andere Bedeutung geben. Wer soll hier der Richter sein? Der, der aus seiner Natur heraus die mitspielenden Personen am tiefsten durchschaut! In allen Epochen umgibt die herrschenden Generationen der Menschheit ihre besondere Lebensluft: wer will über ihre Thaten urtheilen, ohne diese Luft geathmet zu haben? Der, dem sie durch eine Ahnung zufliegt!

Deutsche Geschichte ist etwas anderes als griechische und römische. Sie ist, ich wiederhole es, die Geschichte all' unserer Familien. Deutsche Geschichte bedeutet Erzählung, wie bei Gunst oder Ungunst der Zeiten durch feste Männer das Einige Deutschland geschaffen worden ist. Diese Männer wollen wir kennen lernen. Die gleichzeitigen aber vor allen andern. Wir wollen aber auch hier nicht ein ungeheures Notizenreservoir vor uns haben, in dem alles Erreichbare enthalten ist, sondern von der Hand eines zuverlässigen Mannes uns daraus schöpfen lassen. Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts waren die Zeiten der Gegenwart unglückliche, und der Geschichtschreiber, indem er uns ihre Männer vorführte, hatte die Aufgabe, uns zu trösten und auf eine bessere Zukunft hinzuweisen: zu zeigen, wie auch in trüben Vergangenheiten der Keim zum Glücke stets gelegen habe, welche Männer ihn bei uns im Wachsthum hielten, und welche Gaben er uns noch verspreche. Geschichte für eine im Unheil steckende Generation zu schreiben, ist deshalb schon schwer oder unmöglich, weil in solchen Zeiten die Wahrheit nicht gesagt werden darf. Für eine vom Schicksal begünstigte Zeit aber Geschichte zu schreiben, ist eine schöne und dankbare Aufgabe, wenn ein kräftiger, weitblickender, seine Sprache beherrschender Mann sie auf sich nimmt.

Eine Gefahr aber wird ihm drohen. Parteistandpunkt und persönliche Neigung werden ihn beeinflussen. Den Widerwillen Derer, welche die Dinge anders ansehen als er, wird er vielleicht zu stark herausfordern, so daß der Vorwurf, er gebe unzuverlässigen Bericht, in beiden Fällen nicht ausbleiben kann.

Aufgewogen aber wird dieser Nachtheil dadurch wieder, daß jede im Gefühle einer gewissen Zufriedenheit lebende Generation des Volkes stets eine Majorität von Männern hervorbringen wird, welche billig denken und die höhere Wahrheit einer mit gutem Willen unternommenen Geschichtschreibung anerkennen. Treitschke's Darstellung der Dinge ist, das tritt vom zweiten Bande an ganz anders hervor als im Ersten, zuweilen einseitig im Urtheil, so daß von persönlicher Abneigung gesprochen werden könnte; er selbst aber ist wohlwollend von Natur und hat die Gabe, den Leser auf einer Höhe zu halten, von der aus er unsere Vergangenheit in milder Beleuchtung überblickt, und die Dinge in schlichter, uns mit sich fortreißender Sprache zu beschreiben. —

Es widerstrebt mir fast, über den vierten Band im Anhange zum zweiten und dritten nur zu sprechen. Zu sehr steht er für sich allein. Neue Zeiten beschreibt er. Gährenden neuen Wein in alten Schläuchen. Mit der Julirevolution hörte Europa auf, immer nur auf die Zeiten der französischen Revolution und deren Folgen zurückzublicken. Neue brechen an, in Frankreich sich vorbereitend und dieses Land abermals zur Wiege machend, in der die Geschicke des Jahrhunderts ihre ersten Kinderjahre verbrachten, länger als eine Wiege für Kinder der richtige Platz ist.

Die Vorrede des vierten Bandes gibt Auskunft über seinen Inhalt:

„Um die Geschichte der dreißiger Jahre hat sich ein vierfacher Sagenkreis gelagert. Die französisch-polnischen und die nahe verwandten particularistisch-liberalen Märchen gerathen zwar allmälig in Vergessenheit; die englisch-coburgische Legende aber und die Legende des Literatenthums behaupten noch einen Theil ihrer alten Macht. Leicht ist es nicht, durch diese Fabelwelt zu einer schlichtdeutschen Auffassung der Verhältnisse hindurchzudringen; noch schwieriger, die unendliche Bedingtheit alles historischen Lebens auch in den verworrenen Parteikämpfen dieses Jahrzehntes (1829—1839) zu erkennen und zu schildern, wie Deutschlands Einheit gewiß nicht durch den Liberalismus, doch ebenso gewiß nicht ohne ihn möglich wurde, wie bald die Kronen, bald die Opposition das nationale Leben gehemmt oder gefördert haben."

Im Verlaufe der Vorrede wird dann auch die Aufnahme besprochen, die der dritte Theil gefunden hatte.

Der Vortheil des Geschichtschreibers besteht von 1830 ab darin, daß wir mit einem Schlage der Gegenwart nahe rücken. Verhältnisse nach außen treten ein, durch welche die heutige Politik der Nationen verständlich wird. Hier werden diejenigen schärfer zu lesen beginnen, die aus dem Werke Treitschke's praktische Gesichtspunkte für unsere eigene äußere Politik gewinnen wollen. Die Treulosigkeit der Mächte, welche Deutschland umgeben, zeigt sich nun in Dingen, die auch heute noch verständlich sind. Doch taucht all' das ganz von ferne erst auf; denn immer noch hätte man weder in London noch in Paris, Wien oder Petersburg unsere heutige Machtstellung, auch nur im Traume nicht, für Etwas gehalten, womit ernsthaft zu rechnen sei (und wir sehen, wie diese Stimmung sogar heute neu durchbricht). Es regierte Friedrich Wilhelm III. noch, un-

fähig, sich von Rußland oder Oesterreich getrennt zu denken. Die Furcht vor der französischen Revolution lastete in gleichmäßiger Beschwerung auf Rußland, Oesterreich und Preußen, und ließ nirgends nationalen Willen aufkommen. An diese Verhältnisse muß erinnert werden, die aus dem Gedächtnisse der heutigen Menschen zu verschwinden beginnen. Denn in der zweiten Generation nun schon wächst unsere modernste Jugend im Glauben auf, Eisenbahnen und Telegraphen und Telephone und Preßfreiheit habe es immer überall gegeben. Was zwischen 1830 und 1840 geschah, erschien seiner Zeit als ein Gedränge aufregender Thatsachen; heute hat es, so betrachtet, kein Interesse mehr. Treitschke aber weiß es uns einzuflößen. Das Emporkommen und der Sieg des Liberalismus in Frankreich, wie er ihn erzählt, gewinnt wieder etwas Fieberhaftes. Er greift das Bedeutendste heraus und faßt Menschen und Thatsachen zusammen, so daß eine Art künstlichen Gedränges entsteht. Eigentlich war damals weniger das, was geschah, sondern etwas Erwartungsvolles, das in der Luft des Tages lag, der Grund der das Volk durchdringenden Bewegung. Die Jüngern hatten die Napoleonischen Zeiten nicht erlebt. Man wußte nur, es würden, wenn die hemmenden Schranken erst einmal gefallen wären, unwiderstehliche nationale Strömungen sich bilden, deren Resultat das Einige Deutschland sein müsse. Diesen nachzugehen und die Menschen zu schildern, die sich als treibende Elemente vordrängten, war die Aufgabe Treitschke's. Sein vierter Band enthält thatsächlich ja noch nichts von den heutigen Dingen, aber es athmet uns die Luft daraus schon entgegen, die heute uns umgibt, und uns unruhig macht, als werde niemals die alte Stille des Daseins zurückkehren, an die zu glauben wir aufgehört haben. Das Dramatische herrscht in ihm wieder vor wie im Ersten. Die französische und polnische Revolution werden beschrieben, und die Unterdrückung der Demagogie in Deutschland, deren Opfer junge unerfahrene Männer sind, denen ihr Lebensglück geraubt ward; die wachsende Erwartung großer Aenderungen; die Furcht vor einer Zukunft, in der principienlos Alles auseinander fiele.

Mit dem Tode Friedrich Wilhelm's III. schließt diese Epoche ab. Nie hat ein Fürst einen so vertrauensvollen Biographen und Ausdeuter seiner Handlungen gefunden als Friedrich Wilhelm III. in Treitschke. Im Ersten Bande verfolgten wir des Königs früheste Schritte. Alle Die haben wir in den folgenden Bänden auftauchen und endlich verschwinden sehen, die in den verschiedenen Jahrzehnten seiner Regierung ihn umgaben. Hardenberg, zu dem Niemand ein Herz zu fassen im Stande ist, wird von seinen besten Seiten beleuchtet bis seine Zeitlichkeit zu Ende ist. Immer enger und lichter wird der Kreis um den König, immer deutlicher das Zustreben auf den neuen Herrscher. Immer größer auch die Last dessen, das diesem zur Erledigung bevorstand. Und endlich der Tag dann, mit dem die alte Zeit ihr Ende nahm und friedlich und freundlich die neue eintrat.

III. Der Fünfte Band.

Der fünfte Band hat den Vortheil und Nachtheil, bis zum Erscheinen des zu erwartenden folgenden Bandes nun als der letzte dazustehen. Als schließe das ganze Werk mit ihm ab. Man wird ihn später also, wenn der sechste kommt, in Manchem anders beurtheilen. Sechs Jahre nach dem vierten erscheint er jetzt. Beinahe dreimal so viel Jahre nach dem Ersten. Das Volk, die Zustände, die Leser, und auch der, der schreibt, sind seitdem andere geworden. Dieser Band wird einst vielleicht als der Erste der übrigen gelten, die ihm in Zukunft noch folgen. Er versetzt uns in eine neue Welt und stellt neues Leben dar. Der fünfte Band hat, während vom zweiten bis zum vierten die Fortführung der Deutschen Geschichte nur befriedigte, wieder Aufsehen erregt wie der Erste einst. An eine neue Jugend wendet er sich und neue eigene Altersjugend scheint in Treitschke zu ergrünen. Seine historische Kunst tritt am reinsten hier hervor.

Dieser fünfte Band geht mich zumeist deshalb an, weil er schildert, was ich miterlebt habe, und weil ich hier genöthigt bin, in vielen Einzelnheiten mir zu bekennen, wie sehr meine Meinung von der Treitschke's unterschieden ist. Meiner Bewunderung aber thut das keinen Eintrag. Dieser fünfte Band ist, wie der Erste, ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk.

Ob Geschichtsbücher Kunstwerke sein müssen, um Wirkung zu haben, wird wohl immer controvers bleiben. Meiner Erfahrung nach hat ihr Erfolg immer von der künstlerischen Mache abgehangen. Auch Ranke's Meinung, die er mir einmal persönlich aussprach, war, die Dauer eines Geschichtsbuches hänge allein ab von der Schönheit des Stiles. Ich glaube, es handelt sich hier um das Verhältniß, in das ein Autor sich zu denen setzt, welche innerhalb einer Nation lesen. Es gibt da verschiedene Altersstufen und Bildungsstufen, und auch, wo Frauen zumeist lesen, wie in Amerika, kommt der Unterschied des Geschlechtes in Betracht. Es wäre gewiß nützlich, wenn gebildete ältere Leute Selbstbekenntnisse über den Gang ihrer historischen Lectüre geben wollten.

Die heute herrschende Generation nennt die Namen Vieler, die über Deutsche Geschichte schreiben und geschrieben haben. Die das Vorgehen des Volkes, sein zeitweiliges Rückschreiten und auch sein Stillstehen darstellen. Immer breiter dehnt diese Arbeit der Geschichtschreibung sich bei uns aus. Aber sie würde in ganz anderer Fülle schon daliegen, hätten wir nicht seit so kurzer Zeit erst freiredende Volksvertretung, Preßfreiheit und Eröffnung der Archive. Jede nationale geistige Production bedarf, sowohl was die schaffende Kraft wie das aufnehmende Publicum anlangt, einer Zeit der Vorbereitung. Für Raphael hat die italienische Kunst zwei Jahrhunderte durchlaufen, ehe das eigene Talent und der Zuspruch des gleich ihm zum Urtheil erzogenen Volkes sein Emporkommen möglich machten. Und auch mit Goethe stand es so. Wie Raphael und wie Voltaire stand er an der Scheide zweier Culturepochen. Und weil Cornelius zu Anfang der unsrigen in Deutschland zu plötzlich sich erhob, kam er nicht voll und frei zur Entfaltung wie heutige Künstler bei weniger Talent. Die Deutsche Geschichtschreibung fängt in der Luft der heutigen Frei-

heit erst an, lebendig zu werden. Deutsch in dem Sinne zu werden, daß man aus sich selbst schreibt. Denn die Auffassung des Geschehenen ging früher nicht voll aus dem nationalen Bewußtsein hervor. Wenige große Männer nur sind hier ausgenommen, die deshalb auch genugsam von ihren sogenannten Fachgenossen verketzert wurden. Jacob Grimm und Gervinus seien hier allein genannt. Die Jahre meines eigenen Gymnasial- und Universitätslebens sind noch in die Zeiten gefallen, in denen über Deutsche Geschichte nur unter lähmender Rücksichtnahme auf die übermächtige Censur gedruckt und gelehrt werden konnte, in der Schule aber kaum von ihr die Rede war. Ich verdanke dem Gymnasium für Deutsche Geschichte nichts. Ranke's Vorlesungen gewährten mir zuerst den Anblick von Völkerschicksalen, weniger jedoch der Deutschen, als derer der europäischen Nationen. Deutsche Geschichte in deutlicher Aufeinanderfolge der Epochen lernte ich zuerst aus Eichhorn's Rechtsgeschichte. Ein Buch überraschte und ergriff mich einst mehr als alle bisher gelesenen: Voltaire's Siècle de Louis XIV. Es ist im Tone der antiken Geschichtserzählung klar und nüchtern verfaßt: dies vielleicht der Grund, warum moderne Geschichte mir hier so verständlich war. Römische Geschichte galt mir in meiner Jugend allein als Geschichte. Hier war Zusammenhang und Klarheit sichtbar. Die Römer waren dazu geschaffen, das Geschehene unter den einfachsten Gesichtspunkten zu Protokoll zu nehmen. Oeffentliche Verhandlungen waren ihr Element. Das Corpus juris enthält für mein Gefühl ihre innerste Geschichte. Tacitus' Geschichtschreibung erscheint mir als die höchste Bethätigung der schriftstellerischen Fähigkeit der Römer.

Wäre von Tacitus' Werken nicht mehr erhalten geblieben als ein paar Dutzend Seiten etwa, so würde, scheint mir, kaum Zweifel darüber herrschen, daß durch einen Glücksfall das Glücklichste, was er überhaupt geschrieben habe, auf denselben gerettet worden sei. Das Schönste, das Inhaltreichste. Bei jeder Stelle seiner Schriften nämlich, wo ich verweile, möchte ich so urtheilen. Sehe ich so viel Seiten mit so viel geistigem Reichthum überschüttet, von so dichtem fruchttragenden Wachsthum bestanden, so begreife ich die Entstehung dieses unter allen literarischen Erzeugnissen ganz allein stehenden Werkes nicht. Tacitus' Sprache und Satzbildung sind weder Poesie noch Prosa. Es fügt sich gleichsam Inschrift an Inschrift. Einfache Worte dehnen sich zu weitem Gedankeninhalte aus. Ich vermeine in engster Theilnahme mitzuerleben, was meist doch nur angedeutet, in sachlicher Beziehung oft genug auch von mir nicht einmal ganz durchschaut wird. Ein eigenthümlicher Reiz liegt bei ihm in dem bloß Formalen. Er wendet seltsame, zum Nachdenken reizende sprachliche Mittel an. Es ist mir nie gelungen, dergleichen mir zu Danke zu übersetzen. Ich bewundere Tacitus. Weder Voltaire noch Treitschke sind ihm hierin ähnlich, für die die Sprache nur ein einfaches Instrument ist.

Allen dreien aber ward zu Theil, daß in seiner Muttersprache ein Jeder von ihnen seinen Zeitgenossen vaterländische Geschichte erzählt. Ein großes, aufmerksames Publicum politisch erzogener Mitlebender umgibt sie. Für ihre Zeit schreiben alle drei. Die Atmosphäre, die sie einathmen, athmen ihre Leser ein: der günstigste Stoff wird im günstigsten Momente von ihnen in

das günstigste Licht gerückt. In Tacitus' frühster Kindheit walteten unter Nero die letzten Zeiten des julischen Kaiserthums, welches den Uebergang von der alten Republik zum Reiche des Trajan bildete. Nun war es von Tiberius bis zu Nero in Rom unmöglich gewesen, über das, was von des großen Cäsar's Tagen ab dessen Familie betraf, anders als im Tone der Schmeichelei zu schreiben. Als die julische Wirthschaft aber vorüber war und mit Domitian, der, wie Tacitus mit raffinirter Beobachtung beschreibt, durch besondere Nüancen von Niederträchtigkeit seine Vorgänger noch übertraf, die der Flavier ihr Ende erreicht hatte, lockte den im öffentlichen Dienste erwachsenen Staatsmann die nun sich darbietende Freiheit, und er stellte den Inhalt des letzten Jahrhunderts in volles Licht. Er schrieb für erfahrene Leute, Soldaten und Politiker von dem, was innen und außen geschehen war. Die Charaktereigenschaften der Nationen, mit denen Rom ununterbrochen Kriege führte, wurden von denen, die mit den auswärtigen Dingen zu thun hatten, aufmerksam beurtheilt. Es gehörte doch wohl in Rom zum öffentlichen Dienste des auswärtigen Amtes, die Völker und Völkerschaften zu studiren, mit denen man zu thun hatte. Die Germania klingt wie der Bericht eines modernen Diplomaten, der, sagen wir, nach Indien oder China gesandt, über die Zustände dort nach Hause schreibt. Keins der externen Völker betrachtete man von Rom aus mit so viel Aufmerksamkeit als das Deutsche. Die inneren Ursachen der von da aus dem römischen Reiche drohenden dauernden Gefahr hebt Tacitus hervor. In seinem Geschichtswerke zumal erzählt er das in Germanien Geschehene, als hätte er das Land bereist. Ich mag mich durch eine hier natürliche Täuschung verführen lassen: meine Phantasie wird von den germanischen Ereignissen, denen wir in Tacitus Annalen und Historien begegnen, seltsam erregt. Die Dinge und Menschen stehen mir näher als Alles, was der vorsichtige Einhardt mit seinen classischen Phrasen uns über Karl den Großen vorerzählt. Tacitus hatte einen scharfen Blick für diese Germanen, die seiner Zeit nun über zweihundert Jahre schon Rom beunruhigten. Er fürchtet sie und er liebt sie. Er untersucht die letzten Ursachen der Gefahr, die ihrem bloßen Dasein entspringt, und kommt auf moralische Vortheile, die sie über die Römer haben. Er kennt das Land. Wir sehen es mit seinen Augen. Erinnern wir uns der Stelle, wo geschildert wird, was im Teutoburger Walde geschah. Wie die Stimmung beschrieben wird, als die unheilvollen Gründe zum ersten Male wieder von den Römern betreten wurden, wo die Ueberbleibsel der Legionen von Menschen unberührt und nur von der Zeit angefressen dalagen. Es durchschauert den Leser. Ein Gedicht! Oder die Schlacht im seichten Gewässer des Rheines, wo Römer und Deutsche handgemein wurden. Tacitus gleicht darin Shakspeare, daß er auch Nebenpersonen als wirksam in die Haupthandlung einflicht. Wie deutlich läßt er den ränkevollen Piso neben dem großdenkenden Germanicus erscheinen. Neben Armin tritt dessen Bruder, der von den Römern berückte Deutsche aus vornehmem Geschlechte. Wie ganz anders wieder erscheint Marbod. In langsamem breiten Vorgange läßt Tacitus die Männer und Frauen des Jahrhunderts, das er eben verließ, des ersten der christlichen Zeitrechnung, vor uns vorbeiziehen. Nicht anders verfährt Treitschke in unserer Zeit. Wieder handelt es sich um hundert

Jahre vaterländischer Entwickelung. Wieder scheint es, als dürften wir beruhigt zurückschauend endlich nun die reine Wahrheit sagen und hören, da der Eintritt in trajanische Zeiten ruhiger Freiheit bevorsteht.

Alle, hoch und niedrig, behandelt Tacitus in den Annalen und Historien mit herabblickender Sicherheit. Nichts imponirt ihm. Zugleich aber schreibt er erfüllt von der künstlerischen Ehrfurcht, mit der ein großer Maler Engel und Teufel als *seine* Werke, deren jede Gestalt gleiches Anrecht auf seine bildende Sorgfalt hat, in gleichem Fleiße vollendet. Bewundern wir die dramatische Kraft, mit der Nero's letzte Stunden beschrieben sind. Die keuchende Flucht und Furcht vor denen, die ihn suchen, und vor sich selber. Und vorher Messalinens Untergang. Hier wird Tacitus fast bühnenmäßig. Wie er diese Beiden so überzeugend schildert, daß wir sie, als das Schicksal immer drohender herankommt und sie an der Kehle packt, von dem Bedauern ergriffen werden, das das letzte Einbrechen schön geschilderter tragischer Verhängnisse in uns erregt! Wie Richard der Dritte und Lady Macbeth durch die Größe ihrer Verbrechen als Opfer dämonischer Mächte erscheinen, die sich ihrer bemächtigten. Das Shakspeare'sche Element in Tacitus — man kann ebenso von einem Taciteischen bei Shakspeare sprechen — macht ihn mir heute vertraut. Ich lese ihn weniger, um über Menschen und Dinge objectiven Bericht zu empfangen, als um zu erfahren, wie die Zeiten in Tacitus' Geiste sich spiegeln. Als Geschöpfe seiner Kunst sind die Personen mir werthvoll und wichtig, die um ihrer selbst willen mir gleichgültig oder verhaßt wären. Denn zu viel Kleinlichkeit ist diesem römischen Treiben denn doch beigemischt. Gleichgültig sind uns die Urbilder wie die englischen Helden in echter historischer Verfassung sind, die wir nur bewundern, weil Shakspeare's Hand sie vor uns vorüberleitet. Shakspeare will ich in ihnen kennen lernen, mögen diese Engländer übrigens bleiben, was sie gewesen sind. Ist mir doch Cäsar selber heute nur lebendig und verständlich, wenn Shakspeare ihn mir zeigt. Er und die ganze Gesellschaft um ihn her haben verglichen mit den Griechen früherer Jahrhunderte etwas Talmigoldenes. Unsere modernen historischen Cäsars tragen nichts für moderne Hände Greifbares in sich. Wie hoch steht — doch wohl der Geschichte entgegen — einzig durch Shakspeare's Gnade Antonius vor meinen Blicken! Wie viel Schauspieler mühen sich immer noch ab, diesen — (man setze hier irgend ein böses Wort hinzu) — so erscheinen zu lassen, daß etwa der Stammbaum lauten würde: Achill . . . Alkibiades . . . Alexander der Große . . . Antonius. Antonius aber ist durch den größten dichtenden Historiographen der neuen Welt der dunklen Vergangenheit entrissen worden. Höchst glaubwürdig groß steht er in zwei Tragödien neben Cäsar und Cleopatra da. Heroischer Bombast, den er redet, aber sehr inhaltreicher. Die Zeiten des Triumvirats lernt das Publicum aus Shakspeare in lebendiger Fülle kennen; die Last „knoblauchriechenden Athems" des römischen Pöbels hat Shakespeare allein wieder geschaffen. Welches Schauspiel vielleicht aber würde vor uns sich entrollen, wenn Tacitus diese Dinge für seine Zeit beschrieben hätte! Denn das bedenken wir wohl: Shakspeare bleibt ein sechszehnhundert Jahre nach Cäsar lebender Engländer, und wir selbst sind zweitausend nach Cäsar lebende Deutsche. Fremde Beide,

der Nation und der Zeit nach. Und so ist auch Gibbon, der für die Engländer des vorigen Jahrhunderts das römische Kaiserthum schilderte, kein Römer von anderthalb Tausend Jahren früher gewesen. Gibbon's „Herabkommen und Sturz des römischen Kaiserreiches" trägt die Garantie des Bestandes nicht so sicher in sich, als Tacitus' und Voltaire's Arbeiten. Er benutzte die Römische Geschichte für eine colossale romantische Gelegenheitsschrift. Zu Gibbon's Zeiten war der Glaube an die dynastische Größe Frankreichs nicht mehr, was er fünfundzwanzig Jahre früher war. In der Vergleichung der immer mehr herabkommenden modernen Dynastien und der einzelnen Herrscher, denen in Rom einstmals das Schicksal die Leitung in die Hände spielte, erblickte man nun in Europa ein Bild der eigenen Zeit und schlürfte Gibbon's erste Bände begierig ein. Aber dieses Werk war doch nur individueller Reflexion entsprungen und enthielt nicht, was die Römer der römischen Kaiserzeiten empfanden in deren eigener Sprache. Das Werk war ein Kunstwerk, eine politische Prosa-Dichtung. Wie anders muthen uns da Machiavelli's Decaden des Livius an, die den in der Literatur des eigenen classischen Alterthums auflebenden Florentinern des Cinquecento in vielen Beispielen der eigenen Geschichte zeigten, es hätten ihre uralten römischen Vorfahren bei gleichliegenden Gelegenheiten so gehandelt wie sie etwa. Dennoch, wenn auch Machiavelli eine römische Geschichte geschrieben hätte, wäre nur ein heute todtes Kunstwerk zum Vorschein gekommen.

Ich würde gern über Voltaire so breit wie über Tacitus sprechen, denn er ist ein Meister französischer Prosa, stände er mir heute menschlich nicht zu ferne. Tacitus nehme ich immer wieder in die Hand, Voltaire nicht. Man weiß allzuviel von Voltaire's Person. Ein geistreicher Intrigant. Der Gesammteindruck seines Wesens schadet ihm. Er war neidisch. Er verschmähte kein Mittel, seinen Gegnern zu schaden. Aber er gestand seine Fehler offen ein. Er forderte auf, zu lügen, wie er selbst log. Eine ungeheure Souveränetät erfüllte ihn, eine ebenso große Kunst aber war ihm eigen, sie nicht hervortreten zu lassen. Diese Verstellung allerdings war so nöthig in seinen Tagen, daß sie, als allgemein herrschendes Element, nichts Verdunkelndes speciell für ihn hat, und immer noch steht er neben Tacitus als der da, der das Jahrhundert seiner Geburt seinem Volke, dessen Politik damals die Welt beherrschte, in seiner Sprache erzählt hat, die diese Herrschaft theilte [1]).

Damit Voltaire's Siècle de Louis XIV seine volle Wirkung thäte, war nöthig, daß er die Henriade vorangehen ließ. Nun erst folgte die Geschichte Ludwig's. Frankreich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als das Buch geschrieben wurde, war nicht nur sich selbst gegenüber die Heimath des großen Ruhmes, sondern stand in der Meinung der Welt als das Land de toutes les gloires da: die französische Monarchie das Product der vereinten Arbeit der Nation und der des großen Königs, wie unser Kaiserreich heute. Louis, Colbert und die französische Nation hatten sich zusammengethan, das Höchste zu leisten, und es war ihnen gelungen, und hundert Jahre nach dem ersten Anbruche dieser ruhmvollen Bewegung

[1]) Fünfzehn Essay's. Neue Folge 1874. S. 61 ff.

vollendete Voltaire sein Werk, in dem er, ohne rhetorische Kraft, nur mezza voce erzählend, diese Dinge berichtete. Das Buch ist für uns auch deshalb von unmittelbarer Wichtigkeit, weil Friedrich der Große, jung noch und ohne die Last des siebenjährigen Krieges zwischen den Schultern, sich daran begeisterte, und es einen Theil seiner Anschauungen historisch begründet. Voltaire wühlte so recht im Stoffe. Von allen Seiten flog ihm Erfreuliches zu. Die Geschichte Ludwig's XIV. war das ungeschriebene Heldengedicht an sich schon. In der Henriade hatte er, getragen von vorahnender Begeisterung, sogar die Gestalt des Regenten mit Lorbeergewinden umkränzt: nun handelte es sich darum, in der Form unbefangener Aneinanderreihung von Notizen, Ludwig den Großen in seiner vollen Größe zu zeigen. Voltaire's Buch entwuchs natürlichem Boden. Seine Classicität liegt weder im Stoffe noch in der Schreibart allein, sondern in beiden zugleich und ungetrennt.

Ranke neben Voltaire und Tacitus als gleichen Ranges anzuführen, wäre nicht möglich. Ranke's Vorlesungen fesselten mich als Studenten vom ersten bis zum letzten Worte, er verstand es, die unerfahrenen Anfänger mit dem Gefühle zu erfüllen, als ob sie aus der Erfahrung älterer Staatsmänner heraus die Dinge dieser Welt zu übersehen im Stande seien. Er sprach, als sei er bei allen Entwicklungen dabei gewesen und kenne das Geschehene besser als Jemand. Er behauptete das nicht, deutete es auch nicht an, aber man sah es als selbstverständlich an. Seine Anschauungen aber entsprangen nicht dem Leben. Er war niemals ein Staatsmann gewesen, der Verträge abschloß, aber seine Schriften waren nicht für Studenten, sondern für Staatsmänner geschrieben: diesen Eindruck machen sie mir noch heute. Sie ermüden mich. Ranke's Styl läßt zu sehr die Mühe erkennen, mit der er ihn zu der ihn auszeichnenden Einfachheit erhob. Aber man merkt sie. Bis in sein höchstes Alter dagegen hielt die Lebendigkeit seiner mündlichen Sprache vor Wie sehr dieser eigentlich seine Gedankenproduction entsprach, zeigt das Stück Selbstbiographie, das er am Abschlusse seines Lebens seinem Sohne dictirte, und das mir, wenn ich mich Ranke's erinnere, immer zuerst einfällt. Es ist offenbar gedruckt worden wie es entstand. Vielleicht waren seine Werke alle so frisch bei der ersten Niederschrift.

Ranke hegte die Bescheidenheit der großen Männer: eine gewisse anspruchslose Milde von oben herab. Aber er hat die Schule derer begründet, die mehr wissen als alle Andern, und welche die verfolgen, die das nicht anerkennen. Besonders die Leser seiner Werke haben das zu beherzigen. Ein Schüler Ranke's doch wohl war es, der herausfand, daß Treitschke ein bloßer Journalist sei. Ich glaube, die Nachwelt wird urtheilen, daß diese Ranke'schen Schüler nur bloße Gelehrte waren.

Ranke hat die einseitige philologische Behandlung der antiken Quellen für die der Deutschen Geschichte begünstigt [1]). Ihm und der Majorität seiner Schule mußte einst daran liegen, die Hochachtung der classischen Philologen, welche römische und griechische Geschichtschreibung allein anerkannten, zu er-

[1]) Ein Text, der nicht auf seinen Inhalt, sondern auf Wörter, Wortformen und Wortverbindungen hin gelesen wird, verliert Kraft, Würde und Anschaulichkeit.

zwingen. Diese beherrschten das wissenschaftliche Deutschland und ohne sie war kein Fortkommen möglich. Ranke's erste Schrift über die italienischen Geschichtsquellen ist in diesem Sinne geschrieben. Ranke hatte das Glück, die diplomatischen Berichte einzusehen, welche, in einigen europäischen Staatsarchiven aufbewahrt, ihm zugänglich wurden. In ihnen lag eine neue Art von Quellen zur Benutzung frei. Erfahrene Männer hohen Ranges werden an Höfe gesandt und berichten, ohne besorgen zu dürfen, daß ihre Mittheilungen irgendwie ins Publicum gelangen, unbefangen aus voller Sachkenntniß. Hier ward etwas gewonnen, das durchaus begrenzt in sich, feste Fundamente zu legen erlaubte und streng philologischer Behandlung fähig war. Durch Ranke war die Geschichtschreibung, welche nicht auf Studium in den Staatsarchiven beruhte, einstweilen zur Seite geschoben. Ranke's Grundsatz — den ich zuerst bei Wolf fand — lautete: wo nichts Schriftliches vorliegt, gibt es keine Geschichtsschreibung. Die Ranke'sche Auffassung der „Historie" — er gebraucht das Wort gern — beruht auf der Annahme, daß die, welche am meisten wissen, am besten unterrichtet seien. Ob solche Leute aber auch am offensten und am ungefärbtesten sagen, was sie wissen? Ob die Absicht, die volle Wahrheit zu sagen, jedes intime Schriftstück hervorrief? Heute z. B. beginnen bei verschiedenen Anlässen plötzliche Blitze das zu beleuchten, was, ohne daß das Publicum etwas ahnte, von entscheidenden Personen unter der Regierung unserer ersten beiden Kaiser gesprochen und beschlossen worden ist. Sagen die aber, die heute darüber der Oeffentlichkeit berichten, Alles was sie wissen? Oder wußten sie selber jemals Alles? Ist ihnen selber nicht Etwas aufgebunden worden? —

Unter unseren Historikern haben in meinen jüngeren Jahren nur Dahlmann und Gervinus Eindruck auf mich gemacht. Dahlmann's Geschichte der französischen Revolution, d. h. die Geschichte Mirabeau's, ergriff mich; Gervinus' Deutsche Literaturgeschichte, wie die des neunzehnten Jahrhunderts, erschien mir als von Wahrheit durchtränkt, machte mich aber unglücklich durch den trübe fortschreitenden Stil. Ich habe es schon gesagt: Gervinus lebte in gedrückten Zeiten und sah mürrisch mit an, wie nichts sich ereignete, das erfreuliche Aussichten eröffnete. Auch er hat niemals praktisch sich betheiligt. Selbst 1848 nicht, wo Viele in ihm den erblickten, der die Verhältnisse am Besten durchschaute und Großes zu thun vermochte, wenn er gewollt hätte.

Es gab keine Geschichtschreiber in meinen Jugendzeiten, an denen man sich hätte begeistern oder nur trösten können. Dies einer der Gründe, weshalb die Geschichte des Alterthums allein als Geschichte galt. Wir wußten nicht, was bei uns geschehen war. Wie Voltaire die Geschichte seines Königs, würde Friedrich II. vielleicht die seiner Kriege geschrieben haben, hätte er statt seines ausländischen Französisch eine eigene Sprache dafür und ein urtheilsfähiges Publicum dicht um sich her besessen, an dessen Beifalle ihm wahrhaft gelegen war. Betrachten wir Cäsar's Commentarien dagegen: ein wie gewaltiges Zuhörerthum oder Leserthum umdrängte ihn, dem zu Liebe er sich zusammennahm. Ein Historiker kann nicht ohne Leser schreiben, deren

Urtheil er fürchtet und herbeisehnt. Welch' eine Fluth öffentlicher Meinung muß Tacitus einst umgeben haben! Deshalb arbeitet er seine Aussprüche zu so feinen Spitzen mit Widerhaken aus: das sollte und mußte haften. Das ist heute Bismarck's Kunst, den seine uralte Erfahrung das Geheimniß höchster Einfachheit im Ausdrucke der Gedanken gelehrt hat. Die das Volk bewegenden Gedanken klar wie Wasser, aber mit unwiderstehlicher Kunst zu formuliren, ist die Aufgabe. Fürst Bismarck selbst vermöchte es nicht, empfände er nicht die ganze Menschheit als Auditorium, wenn er redet.

Er redet von dem großen Laufe der Dinge, wie Er ihn ansieht. Die Nüancen der Auffassung von Nebensachen kommen da kaum in Betracht. Denn es scheint mir fast unmöglich, daß zwei Leute, in deren Geiste die eigene Zeit sich spiegelt, dasselbe Bild empfangen. Sollten zwei Männer heute in den Hauptpunkten der Partei übereinstimmen, so müßte es als eine Art Wunder gelten, wenn sich ihre Gleichgesinntheit auch auf die Beurtheilung der Personen erstreckte. Wer auf eigenen Füßen durchs Leben gegangen ist, hat Sympathien und Antipathien gehabt. Es gibt mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegen das im Verkehr hervortretende Persönliche erfüllte Männer: Fürst Bismarck ist so angelegt, er sieht auch die Gegenwart fast schon als eine Art von Vergangenheit an. Treitschke dagegen nimmt, ich wiederhole es, Partei. Manche historische Erscheinungen sind ihm unerträglich. Aber ein Geschichtschreiber des Deutschen Volkes, wie Treitschke es ist, wenn er dies Amt übernimmt, muß so geartet sein. Als Ausdruck der besondersten Persönlichkeit muß sein Urtheil die Härte haben, die wir auch der öffentlichen Meinung des Volkes verzeihen, weil sie nicht zu bändigen ist. Lese ich heute englische nnd französische Zeitungen jeder Parteirichtung, so wird mir zuweilen zu Muthe, als habe ein ungeheures einheitliches literarisches Wesen, das in tausend Händen tausend Federn zugleich hielte, all' diese Artikel aus einer gemeinsamen Stirne heraus zugleich geboren. So muß ein Historiker schreiben. Allen Parteien muß er zu derselben Zeit angehören. Er ist verpflichtet, laut zu sprechen, wo ich schweigen darf. Ein allmächtiges, versöhnendes Element macht die Grausamkeiten doch wieder gut, deren wir ihn beschuldigen. Mit unerschöpflicher Kraft schafft Treitschke für die fließende Lava der Ereignisse die künstlerischen Formen, in denen sie zu dauernd schönen Gebilden erhärten. Wo ich sein Buch aufschlage, Seite auf Seite, drängt dieser Reichthum sich mir entgegen. Nicht ein Einzelner, sondern unser Volk, zuweilen im Widersprechen mit sich selbst, scheint seine eigne Geschichte in Worte zu fassen.

Die allgemeine Meinung will freilich nichts von Schöpfung wissen, sondern erkennt nur die Weiterbildung eines Vorhandenen an. Und auch diese nur dann, wenn sie nach den Gesetzen der gewöhnlichen Durchschnittskraft erfolgt. Höher begabte Naturen erscheinen dem heute herrschenden Mittelschlag schon unglaubhaft. Mir ist der Gedanke gekommen, ob die unbegreifliche Fülle der Treitschke'schen Geschichtschreibung ihm nicht einmal abgesprochen werden könne, weil nach Jahrhunderten sein Buch als das der unpersönlichen Selbstbekenntnisse des Deutschen Volkes selbst weiter lebte, worin dessen eigene Gedanken über sein Glück und Unglück und über die, die es herbeiführten, in

seinem Auftrage aus Zeitungen von ihm zusammengefaßt worden seien. Was Treitschke persönlich an Haß und Zuneigung zufällt, würde dann auf uns selber zurückfallen. Geht es uns doch beinahe bei Tacitus so. Ich wiederhole, als die Greuel der julischen und die Niederträchtigkeiten der flavischen Dynastie vorüber waren, kamen die ruhigen gerechten Tage Trajan's und der beiden Antonine. Vier Generationen (achtzig Jahre) durften die Römer sich nun bis zum Regierungsantritte des Commodus als die Bewohner eines Reiches dünken, das geistig und physisch sich selbst die Verkörperung der Herrschaft irdischer Zufriedenheit darbot. Die Völker glauben in den Zeiten eines solchen Stillstandes auf den Höhen des Daseins, es werde das so bleiben. In den Beginn dieser Zeiten fielen die reifen Jahre des Tacitus. Die Inhaber der höchsten Gewalt, deren unwürdige Wirthschaft er schilderte, waren scheinbar für ewig ins Märchenreich zurückgewichen. Er schilderte kraß, was geschehen war, aber ohne die Absicht der Verkleinerung. Er haßte die Kaiser von Tiberius bis Domitian nur, weil sie böse waren, und zeigte sie und den Menschen um sie her als etwas, was nie wiederkehren könne. Tacitus scheint das öffentliche Urtheil einer Generation über die vorhergegangene zu geben. Er scheint die allgemeine Stimmung zu protokolliren. So leuchtet bei Treitschke jetzt das Tageslicht, in dem er im fünften Bande die Dinge von 1839—1848 erscheinen läßt. Was wir empfangen, wirkt wie Wirklichkeit. Als hätten die Ereignisse aus sich selbst diese schriftliche Gestalt angenommen, ohne die Zwischenarbeit eines Berichterstatters. Vielleicht aber hat Tacitus gehaßt und geliebt wie Treitschke. So viel Leben entfaltet Treitschke, daß er vielleicht einst als der Tacitus unserer Zeit dastehen wird. Seine Gedanken erschienen dann nur als der Niederschlag der ihn umgebenden Stimmung.

In einer ungewissen Vergleichung der Dinge von 1839—1848 beim Lesen des fünften Bandes wird mir manchmal traumhaft zu Muthe, als liege, was von 1848—1895 geschah, noch unerlebt da, und wir steckten in jenen ersten Zeiten Friedrich Wilhelm's IV. noch drin. Die Wucht und Schönheit der Schreibart bringen im fünften Bande eine Wirkung hervor, daß junge Lebensanfänger, die mir das Herz ausschütteten, zu dem Urtheil sich hingerissen fühlten, hier sei das Höchste geleistet worden, was historische Kunst hervorzubringen vermöge. Mir freilich wird bange vor dem nächsten Bande. Haß, Neid und Bewunderung beginnen von neuem schon gegen Treitschke sich aufzurichten. Viele, die längst — es liegen nun bald fünfzig Jahre zwischen heute und dem Thatsächlichen, was der fünfte Band enthält — der Gegenwart ihr Recht eingeräumt haben, mögen nachträglich doch sich innerlich neu empören gegen das, was hier erzählt wird, ja auch gegen das, was die kommenden, noch ungeborenen Bände bringen könnten. Denn es handelt sich hier nicht um vergängliche Reden und Zeitungsartikel, sondern um ein bleibendes Werk. Möge durch die Angriffe, die Treitschke nun hervorrufen wird, kein Element der Bitterkeit in sein Werk hineingetragen werden, das ihm fernbleiben muß! Ohne Irrthümer in Kleinigkeiten und ohne Härte hat Niemand die Geschichte der eigenen Zeit jemals schreiben können: stets aber wird die dem Deutschen innewohnende Gerechtigkeit uns zu dem Geständnisse zwingen, ein sein Volk und sein Vaterland feurig liebender

Mann habe dieses Werk geschaffen, eine aus höheren Rücksichten rücksichtslose Natur, ein vom Triebe nach Wahrheit erfüllter außerordentlicher Mensch, dem Intriguen und Verrätherei — die so manchem großen Talente zugemischt sind — verhaßt waren. Griffe Treitschke mit zarteren Händen zu, so würde er die Felsblöcke unserer Schicksale nicht in Bewegung gebracht und zu dem Baue aufeinander gethürmt haben, den er aufführt.

Denn bedenken wir wohl, die Aufgabe ist nicht, die mitlebenden Leser zu überraschen, zu unterhalten und nebenbei etwa sie mit der Befriedigung zu erfüllen, daß Alles nun enthüllt und daß kein Geheimniß mehr zu verrathen sei. Solche Ziele nächsten Erfolges stehen Treitschke nicht vor Augen. Er will so erzählen, daß seine Nachfolger in der Geschichtschreibung einmal, mögen sie wollen oder nicht, den Weg durch die Wildniß der Ereignisse ihm einstweilen werden nachtreten müssen, den er gezogen hat. Mögen ihm noch soviel Dinge einmal vielleicht nachgewiesen werden, die er falsch sah, phantastisch vergrößerte oder gar nicht sah, immer wird er der sein, dem, soweit Zukünftiges sich ahnen läßt, nachgesagt werden wird, die Gabe der Anschauung der geistigen Organisation des in unserem Jahrhundert Geschehenen sei ihm von Natur verliehen gewesen. Vielleicht werden seine Leser zum Einverständnisse gelangen, Stellen seines Werkes, wo er mit vernichtender Schärfe urtheilt, hätten anders gefaßt sein sollen: fortschaffen aber lassen auch sie sich nicht. Denn Treitschke's Uebermacht beruht nicht auf der nachweisbaren Richtigkeit des Materials von Notizen, das er sichtbar verwendet, sondern auf der die von ihm empfangenen Eindrücke ineinander schmelzenden Naturkraft seiner Erzählung. Seine Fähigkeit ist, das unbestimmte, verwirrte, unermeßliche Ineinandertönen der unendlichen, niemals aber die Dinge erschöpfenden Nachrichten zu einer einfachen Melodie zu gestalten, die wir, ohne zu wollen, wiederholen, weil sie sich uns einprägt. Es ist als klänge aus seiner Erzählung der Deutsche Marsch heraus, nach dem das Deutsche Volk marschirt. Treitschke's Entstehungsgeschichte unserer Macht und Größe wird das Deutsche Volk für die richtige ansehen, und dieser Glaube ein Theil unseres Schicksals sein. —

Was ich in diesem Aufsatze gebe, ist mehr die Beschreibung des Weges zum fünften Bande, als die Besprechung seines Inhaltes. Das Vorwort des fünften Bandes lautet:

„Durch ein langes Augenleiden ist die Fortsetzung dieses Buches verzögert worden, und ich will nur wünschen, daß man dem Bande nicht anmerke, wie schwer mir zuweilen die Arbeit fiel.

„Noch weit mehr als seine Vorgänger verdankt der vorliegende Band den Beiträgen freundlicher Leser. Ohne diesen gütigen Beistand, aus amtlichen Quellen allein, hätte ich manche Ereignisse nicht verstehen können, und ich bitte auch für die Schilderung der Revolutionsjahre herzlich um solche Mittheilungen. Die Aufgabe wird immer schwieriger, jemehr die Erzählung sich der Gegenwart nähert.

„Ein Mangel läßt sich bei allem Fleiße nicht ganz beseitigen. Das Leben der breiten Massen des Volks bleibt in einem Zeitalter reflectirter Bildung immer geheimnißvoll, und wieviel der Historiker auch an wirthschaftlichen,

politischen, religiösen Erklärungsgründen vorbringen mag, zuletzt kann er doch nur einfach die Thatsache feststellen, daß die Stimmung der Zeit reif wurde für eine Revolution.

„Die Geschichte dieser acht Jahre wirkt wie ein erschütterndes Trauerspiel. Zuerst hohe Entwürfe, glänzende Hoffnungen, überschwängliche Träume, nachher fast überall ein klägliches Mißlingen, ein unvermeidlicher Zusammenbruch. Den tragischen Ernst, der im Stoffe selber liegt, darf der Darsteller nicht durch vornehmen Gleichmuth künstlich zu verwischen suchen.

„Welchen Mißbrauch treibt man doch heute mit dem Ausspruche: sine ira et studio — einem Worte, das Niemand weniger befolgt hat, als sein Urheber. Gerecht soll der Historiker reden, freimüthig, unbekümmert um die Empfindlichkeit der Höfe, ungeschreckt durch den heute viel mächtigeren Haß des gebildeten Pöbels.

„Aber so gewiß der Mensch nur versteht, was er liebt, ebenso gewiß kann nur ein starkes Herz, das die Geschicke des Vaterlandes wie selbst erlebtes Leid und Glück empfindet, der historischen Erzählung die innere Wahrheit geben. In dieser Macht des Gemüths, und nicht allein in der vollendeten Form, liegt die Größe der Geschichtschreiber des Alterthums.

Berlin, 10. August 1894."

Wie schön schließt dieses Manifest, das in der Größe des Gemüths den Segen der Geschichtschreibung erblickt und auf die des Alterthums hinweist.

Treitschke war, als der erste Band erschien, fünfundvierzig Jahre alt. Heute beim fünften zählt er einundsechzig. Er ist ins Alter eingetreten. Der Blick eines Mannes wendet sich von da an gleichmäßiger der Sorge um das Neue und um das Alte zu. Mit jedem Jahre mehr erscheint die Vertheidigung des bewährten Besitzes beinahe wichtiger als der Zuwachs an neuem.

Den Inhalt des Bandes geben die Ueberschriften seiner Abschnitte an. „Die frohen Tage der Erwartung. Die Kriegsgefahr. Enttäuschung und Verwirrung. Die Parteiung in der Kirche. Realismus in Kunst und Wissenschaft. (Hier seien die einzelnen Stücke hinzugefügt: Die politische Poesie. Roman und Drama. Die bildenden Künste. Historiker und Politiker. Die neue Naturwissenschaft.) Wachsthum und Siechthum der Volkswirthschaft. Polen und Schleswig-Holstein. Der vereinigte Landtag. Der Niedergang des deutschen Bundes. Vorboten der europäischen Revolution." Alle diese zehn Titel bezeichnen Verhältnisse, welche im vierten Bande schon behandelt worden sind, die nun aber trotzdem wie Neuigkeiten in den Vordergrund treten. Und wir bemerken die architektonische Regelmäßigkeit ihres Aufbaues! Eine künstlerische Nothwendigkeit waltet von Nr. 1 bis 10: von der unbestimmten frohen Erwartung bis zum Angstgefühle, mit dem der Umsturz geahnt wird. Und immer steht der König als Mitte der Erzählung da: ganz anders als in den vier ersten Bänden sein Vater vom Gange der Ereignisse umgeben war und auf sie einwirkte, obgleich Treitschke, so weit es irgend erlaubt ist, die leitenden Gedanken der Regierung Friedrich Wilhelm's III. von diesem selbst ausgehen läßt.

Leicht und gewichtig zugleich treten die ersten Seiten des ersten Abschnittes wie ein paar graziöse erste Scenen eines ersten Actes auf die Bühne. Was

der neue König Großes und Schönes vorhatte, wird jetzt erst als ein mit knospendem Blumenwuchse bedecktes Feld vor uns ausgebreitet, so aber doch bereits, daß wir empfinden, es würden diese liebenswürdigen Versprechungen eines dicht bevorstehenden Frühlings eine nach der anderen abfallen, ehe sie sich entfaltet haben. Treitschke geht hier mit besonderer Kunst zu Werke, indem er die Eigenschaften des Königs da immer bespricht, wo sie ausschlaggebend bei Ereignissen von Belang wirken. Vorgehend oder sich zurückziehend, auf seiner Meinung beharrend oder sie aufgebend, in seinen persönlichen Neigungen festhaltend oder abspringend: die Momente werden immer zur Darstellung gewählt, wo wir selbst empfinden, daß der König seiner Natur nach nicht anders handeln konnte, und daß eine in seiner Person verkörperte Nothwendigkeit ihn und die Geschicke Preußens und Deutschlands vorwärts trieb. Ich las neulich noch einen indirecten Tadel dieses Verfahrens. Treitschke wurde nicht genannt, aber offenbar auf ihn hingewiesen. In Anknüpfung an Aeußerungen Ranke's wurde für möglich erklärt, Friedrich Wilhelm IV., im bürgerlichen Durchschnittssinne des Wortes, als Charakter darzustellen.

Man würde dem Könige wahrhaftig mit einem historiographischen Versuche dieser Art Unrecht thun. Gewisse Hartnäckigkeiten seiner Natur und das Verharren bei unabänderlichen Nothwendigkeiten der preußischen Politik, denen er nachgab, lassen sich ja nicht leugnen, können aber nicht als Folgen bewußten Festhaltens an erkannten Wahrheiten zur Grundlage seiner Beurtheilung gemacht werden. Soll Friedrich Wilhelm IV. historisch geschildert werden, so kann über die Individualität des Königs heute schon kein Zweifel sein. Man braucht nur die Lebenserinnerungen von Gerlach's zu lesen, um die Wirklichkeit der Dinge kennen zu lernen[1]). Treitschke könnte (ungerechter Weise etwa) vorgeworfen werden, das historische Kunstwerk, in welchem er dem Monarchen ein Monument errichtet hat, zu wenig im allgemein idealen Sinne gearbeitet zu haben: in einem Stile, den man genrehaft zu nennen pflegt. Ueber die Zulässigkeit beider Anschauungen jedoch ließe sich streiten. Tacitus vereinte sie in wunderbarer Weise. Als sicher erscheint mir, daß, je größer in den Maßen ein Monument sei, um so mehr das Allgemeine darin vorherrschen müsse. Es steht irgendwo in Italien — ich vergaß den Ort — eine colossale Statue Cavour's, auf dessen Antlitz eine Warze, die er an der Wange hatte, nicht fortgelassen war. Unnöthig und widerwärtig. Eine Warze ist ein krankhafter Auswuchs. Mir erscheint Treitschke's fünfter Band, der den Anfängen des Königs gewidmet ist, als ein bis in die innerste literarische Structur einzig durchgeführtes Kunstwerk: der Bericht, wie Friedrich Wilhelm IV. als ein von der Morgensonne des Glücks umstrahlter Mann den Thron bestieg und acht Jahre später von dem traurigen Lichte eines drohenden Sonnenunterganges angehauchter, in all' seinen schönsten Hoffnungen getäuschter Herrscher kraftlos sich auf seiner Höhe zu halten sucht.

Und um den König her seine Freunde und Genossen, welche die Tage ihrer Jugendkraft in stiller Opposition unter Friedrich Wilhelm III. mit dem Kron-

---

[1]) Gibt es auch nur eine einzige Quelle dieser Qualität für einen der Herrscher des Alterthums?

prinzen verschleifen mußten. Diese Männer, als die plötzlich nun wieder jung gewordene Gesellschaft des Königs, beschreibt Treitschke einen nach dem andern. Hier hätten sich genug Gelegenheiten geboten, die bösen Bemerkungen zu wiederholen, die von heute ab Jahrzehnte hindurch über sie zu einem beinahe feststehenden Urtheile sich erhärteten. Auch Treitschke läßt kaltes Licht auf sie strahlen, nirgends aber so, daß verzerrende Schatten fallen. Seine Absicht mußte sein, die gemeinsamen Züge hervortreten zu lassen, durch welche sie unter sich und mit dem Könige verbunden waren. Treitschke, geb. 1834, machte zwischen 1840 und 1848 noch die Jahre seiner Kindheit durch, in deren Abschluß man von äußeren Verhältnissen nur ein Minimum allgemein menschlicher Erfahrung absolvirt hat. Was er im fünften Bande schreibt, hat er sich aus Büchern, Schriftlichem und persönlicher Erfahrung erst beschaffen müssen! Aber er hat sich mit der Phantasie in die Dinge und Personen künstlerisch hineingelebt wie Tacitus in die seiner Historien und Annalen, deren Erzählung unmittelbar persönlichem Erleben entsprungen zu sein scheint. Ein seltsamer Anblick für mich, Männer, die ich an der Schwelle meiner Jugend beurtheilen hörte, und deren eigner Wortklang mir zum Theil noch in der Erinnerung steht, hier wiederauflebend vor mir vorübergehen zu sehen, jeden mit eigenthümlicher Porträtähnlichkeit, doch bei Treitschke in milderem Lichte, als ich selber sie damals sah.

Zwei vornehmste Aufgaben hat der Historiker: seinem Stoff den Abglanz des scheinbar wirklich und wahrhaftig sich Ereignenden zu verleihen und sodann das Vertrauen zu erwecken, die Ereignisse hätten in der That den Weg genommen, den er angibt. Diesen Erfolg zu erringen, müssen Opfer vom Autor gebracht werden. Er steht mit seinem Buche der unbekannten Masse seiner mitlebenden Leser, jüngerer und älterer Leute, gegenüber, die nicht ohne Weiteres sich gläubig zu verhalten vermeint ist, und er hat ihr den Beweis zu liefern, sie dürfe und müsse Vertrauen zu ihm hegen. Deshalb muß er zeigen, daß er nichts verhülle, verschönere, verstecke. Er muß die Dinge rasch beim rechten Namen nennen. Er muß alle Consequenzen dieses Vorgehens kennen und über sich nehmen. Er muß wissen, worin das gemeine, erbarmungslose Tageslicht sich vom romantischen Lichte der Kerzen unterscheidet. Ihm zum Vorwurf machen wollen, daß er bei Erfüllung dieser Pflichten Auge und Ohr beleidigt habe, wäre falsch. Das ist es, was uns zu Shakspeare so grenzenloses Vertrauen fassen läßt: ihm wäre unmöglich, aus Mitleiden eine Lüge zu sagen. Jede einzelne Stelle in Treitschke's Buch, die zu milde oder zu scharf im Tone erscheinen sollte, ist in Bezug auf das Ganze zu beurtheilen. Nicht nur Treitschke's harte Persönlichkeit also erlaubt ihm, ungeschminkt darzustellen, sondern sein Amt zwingt ihn dazu.

Wir selbst aber haben dies noch zu bedenken. Treitschke's Darstellung der Dinge kann vom Autor dazu bestimmt sein, Gegensätze zu anderen Stellen seines Werkes zu bilden, die erst in den zukünftigen Bänden offenbar werden. Es darf nichts Einzelnes in den vorhandenen fünf Bänden ohne Rücksicht auf das Vorhergehende und auch auf das Folgende gelesen werden. Treitschke's Erzählung ist nach inneren eigenen Gesetzen geordnet, deren Schwerpunkt in

seiner Idee liegt. Es ist die Ausführlichkeit gerügt worden, mit der die Münchener Bewegung gegen Lola Montez erzählt wird. Hier ist zu suppliren was in den andern fünf Bänden außerdem über König Ludwig gesagt worden ist und was die folgenden enthalten müssen. Schon jetzt, wenn wir die vorhandenen Stellen sämmtlich in Gedanken an einander reihen, entsteht ein höchst lebendiges Bild dieses letzten unserer absolut regierenden Könige. Während ich sie zum Theil aus eigener Lebensbeobachtung auch ohne Studium im Gedächtnisse trage, bedürfen jüngere Leser mehr. In dieser Art liegt die Entwicklungsgeschichte vieler Männer in den fünf Bänden zerstreut. Die Erzählung dessen, was Lola Montez angeht, konnte nicht fortbleiben. Mir persönlich wäre die Aufgabe freilich nicht erfreulich gewesen, diese Dinge erzählen zu müssen. Hätte das Deutsche Volk aber das Gefühl, aus irgend einem fremden Grunde seien diese oder irgend andere tadelnde Stellen des Buches vom Autor abgeschwächt oder überhaupt nur verändert worden, so würden auch die Stellen darunter gelitten haben, in denen Treitschke seiner Anerkennung, Verehrung, Bewunderung freien Ausdruck gönnt. Der fünfte Band ist nicht als abgeschlossene Geschichte Friedrich Wilhelm's IV., sondern nur als der Bericht über die erste Hälfte seiner Regierung zu nehmen. Allen den Leuten, die in den Anfangszeiten des Königs hier eine Rolle spielen, werden wir wieder begegnen, nachdem sie durch das politische Brandunglück von 1848 hindurchgegangen sind. Da werden wir ihre fruchtlosen Versuche geschildert finden, aus den Ueberbleibseln des Zerstörten einen frischen Bau aufzuführen. Die Zuversicht, mit der man anfangs zu Werke ging, und die Rathlosigkeit, mit der man zuletzt die Hände sinken ließ, bis der Prinzregent neu eintrat, um zehn Jahre später als Kaiser von Deutschland Alles zu vollbringen, was früher erträumt, ersehnt und fruchtlos erstrebt worden war. Das wird der Inhalt der nächsten Bände sein.

V. Treitschke's Schreibweise.

Treitschke's Art zu berichten, gibt uns sofort das Gefühl, daß wir mit einem Manne zu thun haben, der Macht über uns gewinnen will. Er hegt nicht bloß heimlich diese Absicht, sondern gibt sie zu erkennen. Dies muß ein Historiker. Sein Bericht über das Geschehene soll der einzig glaubwürdige sein. Er weiß Alles und lehrt uns, es zu wissen, wie er es weiß.

Hier aber walten Unterschiede in der Art des Vorgehens.' Dem descriptiv schreibenden Gelehrten, dem Antiquar, muß daran gelegen sein, uns das Gefühl zu geben, als wisse er die Dinge deshalb besser als der Leser, der sie nicht begreife wie er, weil diesem die vorbereitenden Studien fehlen. Eines solchen Gelehrten Interesse ist, uns, obwohl er an unser Urtheil appellirt, von dem Unzureichenden unseres kritischen Geistes zu überzeugen. Treitschke verschmäht es, durch dergleichen zu imponiren. Wer empfängt nicht gern ganz neue, unbestreitbar sichere Kunde, deren Beweise ihm unter den Augen liegen. Treitschke sagte selbst in der Vorrede zum zweiten Bande, er werde manches bringen, was neu sei. Auch gibt er am Schlusse der Bände vielfach Mittheilungen un-

bekannter Actenstücke. Allein seine Darstellung macht dergleichen nie bemerklich, spitzt sich nie zur Ueberraschung mit Situationen zu, wo wenig Worte scheinbar ungeheure Consequenzen haben. Er schildert den jungen Lord Palmerston (den er haßt) und bemerkt die Rose, die er im Knopfloch trug, wie Ranke die Rose erwähnte, die Luther, wenn er zu seinen Vorlesungen kam, aufs Katheder neben sich legte (Ranke liebt solche Züge); niemals aber berichtet Treitschke so, daß genrehaft angedeutete Scenen zu berechneten Accenten bei ihm werden. Das Heranrollen der mächtigen Wogen der Weltgeschichte hören wir immer. Er nimmt die Dinge in sich auf, und seinem Geiste entspringt seine Erzählung. Ein lebendes Neues erscheint.

Er ist dazu gemacht, scheint uns, auch das zu schildern, was die Zukunft bringen wird. Das Drohende. Denn wir leben, Gott sei Dank, in Tagen, in denen uns nicht ein Jahrhundert gemüthlicher Unthätigkeit in Aussicht steht. Neue Combinationen, früher kaum beachtet, rücken beinahe plötzlich heran. Schon im Kriege von 1870 war der Einfluß der von Deutschland losgelösten, scheinbar verlorenen, in Amerika nun schon in einem Bestande von acht Millionen sitzenden Deutschen auf die Meinung der Welt fühlbar. Seitdem ist dies Element immer merkbarer geworden. Unsere Brüder drüben haben der alten Deutschen Erde nicht vergessen. Sie halten zu uns, ohne darum weniger treue amerikanische Bürger zu sein. Und so tritt überall, wo Deutsche sind, in allen Erdtheilen das Gefühl der alten Zugehörigkeit wieder lebendig hervor. Das wird wachsen und zu neuen Anschauungen leiten. In ungeheurem Maße aber wird die Energie jedes Einzelnen beansprucht werden. Die heute weltumfassende politische Geschichte wird immer weniger im Vergangenen ihre Normen finden. Schon jetzt thut sie es kaum noch. Es könnte ein rein geistiges Deutsches Reich sich erheben, um das alte Deutsche Mutterland frei herumliegend, wie das englische Weltreich heute schon um die heimathlichen Inseln. Und damit diese Interessen der Zukunft Jedem verständlich einst besprochen werden können, wird es eines anderen deutschen Stiles bedürfen, als des heute herrschenden. Ein Autor wird dann anders zu seinen Lesern sprechen, denn neue Erfahrungen werden gemacht werden in der Kunst, klar zu sein, und in der, den Leser festzuhalten. In Deutschland hat man kaum begonnen, sein Augenmerk auf die Elemente zu richten, aus denen der Stil eines modernen Mannes Gestaltung, Klang und Farbe zieht. Bekannt etwa ist, daß wer in Berlin den entscheidenden geistigen Anstoß bei jungen Jahren empfing, nicht so schreibt wie Andere, die dieses Elementes entbehren. Wir wissen, daß Goethe's Stil süddeutscher Lebendigkeit und norddeutscher Büchersprache, später auch ein wenig dem mitteldeutschen Actenjargon seine letzte Mischung verdankte. In Schiller trafen Württemberg und Sachsen einfacher zusammen. Bei beiden übrigens spielt auch Voltaire eine nicht genug erkannte Rolle. Bei Lessing trafen classisches Sprachgefühl, Leipziger und Berliner Deutsch zusammen. Diese Mischungen zu verfolgen, wäre schon der Mühe werth, weil seit 1850 in Deutschland die öffentliche Rede und das Journaldeutsch ernsthaft mitspielen, beides neue Ingredienzien. Für uns heute ergibt sich, daß man in Wien am geschicktesten, in Berlin am schärfsten, im übrigen

Deutschland etwas gedehnt schreibe. Untersuchen wir die Parlamentsdebatten, so spricht der Norddeutsche sachgemäßer, der übrige Deutsche menschlicher. Um genauer zu urtheilen, müssen die Lebenswege einzelner Redner und Schriftsteller verfolgt werden. Daß Treitschke's Sprache unter dem Zeichen des gesprochenen Wortes steht, empfinden wir. Und zwar redet er nicht Katheder-deutsch, obgleich er von jeher Professor war, sondern Tribünendeutsch, denn seine Sätze und Worte wenden sich an die Masse. Treitschke, von Geburt ein Dresdner, studirte in Bonn, Leipzig, Tübingen und Heidelberg und habilitirte sich in Tübingen. Ward Professor in Freiburg im Breisgau, ging auf ein Jahr (1866—67) nach Kiel, dann aber an Häusser's Stelle wieder nach Süddeutschland und kam 1874 erst nach Berlin, wo er 1871 zuerst als Mitglied des Reichstages eingetreten war. Die Geschichte seines Stiles ist damit gegeben. Treitschke gehört zu den Jüngeren, deren Stil der öffentlichen Rede entspringt. Hier ist zu unterscheiden, wie unsere Parlamente wohl erkennen lassen, ob der Redner sich unter Beamten, im Verkehre mit den Wählern oder in dem mit der lernenden Jugend sich bildete. Nirgends verleugnet Treitschke den Professor. Durch den Verlust des Gehöres, ein tragisches Schicksal, das ihn betroffen und das er überwunden hat, ist ein unbewußter Einfluß der Berliner Sprachweise niemals bei ihm eingetreten, zugleich hat seine lebendige Sprache, weil er sie selbst nicht hört, einen gewissen, mehr die Gedanken betonenden Klang angenommen. Sofort aber gewöhnt sich der Hörer daran und unterliegt der Gewalt der Beredsamkeit. Was Treitschke schreibt, entspricht durchaus seinen Worten. Es tritt, da wir im Ganzen an die Formen des weit und breit angewandten Ranke'schen Stiles gewöhnt sind, die Verschiedenheit, welche hier waltet, auffallend hervor. Ranke hat eine ruhige, sachgemäße Ausdrucksweise, zu deren Bildung todte und lebende Sprachen beitrugen, und die in seinem Satzbau hervortritt, der, weil am meisten nachgeahmt, bereits als abgenutzte Manier zu wirken beginnt. Daß Treitschke von diesem Wesen so gar nichts hat, sondern daß er mit einer gewaltsam uns mitfortreißenden Fülle auf uns eindringt, hat ihm jenen Vorwurf eingetragen, daß er kein gelehrter Historiker, sondern nur ein Journalist sei, ein Urtheil, das von denen wohl ausging und ausgeht, welche Treitschke's Stil am meisten fürchteten und fürchten. Treitschke spricht sich sehr entschieden aus, aber er discutirt. Er schreibt entwickelnd. Seinen Lesern geistig ins Auge blickend, sucht er nicht nach überraschendem Beweismaterial, kommt es ihm, wie schon gesagt worden ist, nicht darauf an, Enthüllungen vorzubringen, sondern nur: sich auszusprechen. Dazu nimmt er die Feder in die Hand. Seine Gabe, mit einem Blicke die Thatsachen zu überspannen, bewahrt ihn vor dem Zusammentragen beschwerender Einzelheiten. Die Zuversicht auf einen glücklichen Fortgang der Dinge, den er stets in uns wach erhält, bewahrt uns vor dem ängstlichen Gefühl, das zu allen Zeiten, wo die Gegenwart beobachtet wird, der neueste Tag immer wieder hervorruft, als ständen wir still oder gingen rückwärts. Dies ist der höchste Gewinn der Treitschke'schen Geschichtschreibung, daß wir das Gute, was wir den Erfolgen der letzten fünfundzwanzig Jahre verdanken, in seinen Anfängen sich erheben und unter gutem

und schlechtem Wetter mit innerer Gewalt zu Blüthe und Frucht sich weiterentwickeln sehen. So daß, wenn heute eben trübe Jahre kommen könnten, durch dieses Buch die Sicherheit in uns erhalten würde, daß gute wieder darauf folgen werden. Zugleich aber spornt er uns an, alle Tage unser Bestes neu einzusetzen und nicht auf das zu vertrauen, was erreicht worden ist, als müsse es aus eigener Kraft in alle Zukunft hinein nun fortbestehen. Denn der innere Abschluß meiner Gedanken ist nicht der, als liege 1870 nun bald ein Menschenalter hinter uns und beginne schon etwas wie ein Traum zu werden: ich glaube an die Deutsche Geschichte, wie wir sie hier empfangen, und halte, was Manchen heute beängstigen könnte, für kein Zeichen, es sei die Blüthezeit schon hinter uns und vergangen. Ich halte die geistigen Reichthümer Deutschlands für noch unerschöpft und unerschöpflich und hege die Empfindung, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Den Lobgesang freilich, den Treitschke in seinem Ersten Bande anstimmte, würde Niemand am heutigen Tage mehr singen mögen. Und deshalb ist es gut, daß er vor Jahren doch von seinen Lippen ertönte und macht den Ersten Band seiner Deutschen Geschichte zu einem unserer unentbehrlichsten Besitzthümer. Dafür wird ihm noch lange gedankt werden von Jungen und von Alten. Die Kette der unendlichen Enttäuschungen, die die deutschen Völker ihre Geschichte nannten, fand ihren Abschluß. Wie am Ende der Apokalypse ist der Teufel in den Brunnen geworfen, ein Stein darauf gewälzt, und das Neue Jerusalem hat seine Thore erschlossen. —

Die Geschichte unserer Literatur nimmt in Treitschke's fünf Bänden einen bedeutenden Raum ein. Ich würde ihr an einigen Stellen einen noch breiteren gegeben haben, denn Wissenschaft im edelsten Sinne und ästhetische Production jeder Art beherrschten das erste Viertel unseres Jahrhunderts. Keine der uns bekannten Epochen unserer Geschichte bietet soviel Briefe und Selbstbekenntnisse jeder Art, die dadurch in besonderer Art wahrhaftig sind, daß sie von jungen Leuten herstammen, von denen Viele einander kannten. Dieser gesammte Verkehr ist beinahe ausschließlich privater Natur gewesen, da, verglichen mit anderen Nationen, Stimmung machende, wirkungsvolle öffentliche Zeitungen bei uns nicht existirten. Vergleichen wir unsere Blätter von damals mit der fremden damaligen Presse und mit deren von Paris ausgehenden Wirkungen. Wie Napoleon die in der Revolution organisirte Journalistik kannte und benutzte. Wie Tag für Tag in Paris der Bedarf an öffentlicher Meinung in den Buchdruckereien fabricirt und verbreitet wurde. Deutschland besaß nichts dem Aehnliches, und wo man Zeitungen gründete, waren es kindliche, künstlich bewässerte Zimmerpflanzen, die beim Untertauchen derer wieder eingingen, die sie emporbrachten. Man sehe doch wie Görres abgethan wird. Dadurch fiel der Schwerpunkt aller geistigen Mittheilung dem Gespräche und dem Briefwechsel zu. Man schrieb die Briefe inhaltreicher, nachdenklicher als heute. Sie tragen sichtbar den Charakter ihrer Urheber zur Schau und führen uns tiefer in das Sinnen und Trachten der Menschen ein. Ein kaum zu bewältigendes Material dieser Art liegt heute gedruckt und ungedruckt vor.

Die Taciteische Gewalt, das Geschehende als aus den Charakteren herfließend darzustellen, zeigt Treitschke im Ersten Bande am glänzendsten, in den folgenden ist sie weniger leuchtend, aber in nicht geringerem Maße durchdringend, nur daß anders geartete Personen hier eine andere Behandlung bedingten. Lesen wir, wie er im Ersten Bande Lessing, Klopstock, Winckelmann, Herder, Goethe und Schiller in kurzen Sätzen zusammenfaßt: ob einer unserer zünftigen Literarhistoriker mit noch so viel Worten mehr wohl zu sagen wissen würde? Wie Treitschke die dann einzeln vornimmt, welche wir zusammen als die romantische Schule bezeichnen, wie er in unseren Dichtern und Denkern für jene Zeiten die vornehmsten Träger unserer geistigen Fortentwicklung sieht, wie er Friedrich Wilhelm's III. Jugend schildert, wie er die Gelehrten auftreten, läßt die zugleich Politiker waren: Arndt, Niebuhr, Wilhelm von Humboldt, wie Hardenberg und Metternich uns dargestellt werden, wie Scharnhorst und Blücher und wie er die Schlacht von Belleallance so zu fassen weiß, daß Napoleon's, Wellington's und Blücher's innerste Charaktereigenschaften den Ausschlag geben, so daß, wie bei Homer, diese drei fast allein als Vorkämpfer dastehen und die Armeen als große nur mitschreitende Massen sie umgeben. Die Beschreibung dieser Schlacht ist das schönste Stück kriegerischer Geschichtschreibung, das ich kenne. Nirgends philosophirt Treitschke aus sich heraus: den Aussprüchen und den Thaten der großen Männer entnimmt er die Probleme der Betrachtung.

Ein seiner Geschichtschreibung eigenthümliches Mittel entfließt dem äußeren Umstande, daß die die getrennten Epochen unserer Geschichte behandelnden einzelnen Bände jeder für sich ein besonderes Buch mit eigener, innerer Construction bilden. Dies gibt Treitschke Gelegenheit, dieselben Männer innerhalb der sich aneinander reihenden Jahrzehnte neu erscheinen zu lassen. Aelter werden sie selbst, und neue Jugenden erheben sich um sie her, auf die sie wirken. Es hat mich gerührt und beruhigt, zu sehen, wie Treitschke in verschiedenen Bänden auf Jacob und Wilhelm Grimm zurückkommt, die er inmitten des Deutschen Volkes an ihre Stelle setzt. Dies Wiederkehren der gleichen Persönlichkeiten in den sich folgenden Jahresmassen der Geschichte unseres Jahrhunderts ist ein schönes Mittel, dieselben Leute immer von frischem vor unseren Augen lebendig werden zu lassen. Aelter geworden, treten sie wie neue Männer ein. Und ferner, durch die zwischen dem Erscheinen der einzelnen Bände liegenden mehrjährigen Zeiträume wird jeder Band zu einer selbständigen Arbeit und gewährt im Fortschritte der Erzählung eine Anschauung des in fortschreitender Veränderung begriffenen Leserkreises. Hierin liegt eine Erklärung der anders gearteten Charakterisirungen im Ersten Bande: monumentfähiger, abgeschlossener Gestalten, während von den Zeiten des Bundestages ab, wie oben schon besprochen worden ist, die Leute nun eintreten, für deren Erinnerung eher mit einer bloßen Büste oder einem Gemälde, am allerpassendsten aber mit ihren Büchern und gedruckten Correspondenzen Nachruhm hergestellt zu werden pflegt.

Ich führe einige Sätze nur aus Wilhelm von Humboldt's Charakterschilderung im Ersten Bande an:

„Niemals wollte er sich trennen von dem Glauben, daß Schauen und Erkennen, Bilden und Dichten den eigentlichen Inhalt der Menschengeschichte bilde, daß in diesem Scheine des Zeitlichen nur die Idee lebe, nur ‚des Geistes Sein, das unverstanden gefangen gehet in der Menschheit Banden‘. Ganz unbefangen, ohne jede Absicht der Ueberhebung schrieb er an Schiller, als Bonaparte's Gestirn soeben aufging: ‚Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschütterlich; das Höchste in der Welt bleiben und sind die Ideen. Hätte ich einen Wirkungskreis, wie den der jetzt Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen.‘ Noch im Alter, nach einer langen und reichen staatsmännischen Thätigkeit, sagt er einmal zu Gottfried Hermann, als er mit seinem philologischen Freunde das Leipziger Schlachtfeld durchwanderte: ‚Ja, sehen Sie, Liebster! Reiche gehen zu Grunde, wie wir hier sehen, aber ein guter Vers besteht ewig.‘ Ein großer Schriftsteller konnte und wollte er nicht werden. Die Kräfte seines Geistes hielten einander so vollkommen das Gleichgewicht, daß keine einzige als die beherrschende heraustrat; dann fehlte seinem Stile, wie Schiller beklagte, die Kunst der Massen, die nothwendige Kühnheit des Ausdrucks."

Wie viel Weisheit offenbart dieses Urtheil! Welche unserer neueren Literaturgeschichten gewährt uns Betrachtungen, wie sie die fünf Seiten füllen, auf denen Wilhelm von Humboldt hier besprochen wird? Die Erwähnung eines Schiller'schen Urtheils über Stil leitet zu der Frage, wie Schiller von Treitschke's Stile dann gedacht haben würde.

Ich habe über Schiller's Stil abhandelnd einmal ein Wort gebraucht, das mir Angriffe eingetragen hat. Ich habe Schiller's Deutsch ein „farbloses" genannt. In der That ist es das. Es klingt nichts Provinziales heraus. Es ist klar und mächtig. Alle unsere Classiker haben ihre besondere Sprache. Auch Goethe die seinige, die man herauserkennt. Es ließe sich da Vieles herausfinden. Nur Schiller steht allein, seine Sprache ist mächtig und klar. Nichts weiter. Man spürt ihre Gewalt. Und so, auch Treitschke gibt keine Gelegenheit zu Beobachtungen. Er mag sprechen oder schreiben, er ist immer derselbe Mann. Sein Stil hat keine Eigenheiten. Ein gewisses Gefühl, mit fortgerissen zu werden, ergreift seine Hörer und Leser. Seine Schreibweise entspricht durchaus dem Werthe dessen, was er gerade behandelt. Andere Schriftsteller sind wie mehr oder weniger fein schmeckender starker Wein: Treitschke ist der Strom, der Werke treibt und Schiffe trägt und sich nicht dämmen läßt. —

Heinrich von Treitschke hat sich aus unserem öffentlichen Leben beinahe zurückgezogen. Wo die Ereignisse des neuesten Momentes mündlich von ihm erörtert werden, ist bei ihm und bei Vielen an die Stelle der liberalen Erwartungsfreudigkeit der Jugend die conservative Gesinnung getreten. Seine jugendliche Frische aber verblieb ihm. Man denkt im Alter anders über die historische Berechtigung aller Parteien. Man beurtheilt die geistigen Grundlagen der Natur des Volkes, dem man angehört, kritischer. Diese Folgen des Alterwerdens aber sind die natürlichen. Treitschke's Deutsche Geschichte beruht, wenn ich sie auf die kürzeste Formel zu bringen suche, auf dem den Germanen von uranfänglichen Zeiten her angeborenen monarchischen Gefühl. Darin liegt

das Geheimniß ihres Erfolges. Treitschke's Geschichte will auf die Gründung des Deutschen Kaiserreiches los und es ist seinem Verfasser, hoffen wir, gegönnt, das Werk bis auf diesen Punkt zu bringen. —

Heinrich von Treitschke hat in seiner letzten Rede, die er vor den Berliner Studenten in der Singakademie hielt, eine Probe dessen gegeben, was sein allerletzter Band einst enthalten wird. Er hat an die Herzen der Deutschen Jugend geschlagen. Die drei Charakteristiken, die seine Rede enthält: Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke, lassen erkennen, zu welcher Höhe er sich in der Darstellung der Reihen von Männern noch erheben wird, die Deutschland entsprossen sind, um in den siebziger Jahren die Ernte einzubringen, die viele Jahrhunderte brauchte, um langsam reif zu werden.

Warum ergreift uns heute im fünften Bande die Darstellung der zurückliegenden Begebenheiten von 1840—1848 in so hohem Grade? Weil sie uns gegeben wird, als sei — was Tacitus nachgerühmt worden war — Shakespeare's Geist in einem Deutschen Historiker wieder aufgewacht. Die Kunst hat ebenso viel Antheil an diesem Erfolge als das Material der Begebenheiten. Es ist eine Freude, sich über ein Stück Deutscher Arbeit so aussprechen zu dürfen. —

Deutschlands auswärtige Politik, die Fragen der Religionen und die der inneren ökonomischen Entwicklung des Landes sind von mir in diesem Aufsatze nicht angerührt worden. Ihre Behandlung nimmt einen bedeutenden Theil des Werkes ein, wird aber erst dann ganz hervortreten, wenn wir sämmtliche Bände der einst vollendeten Deutschen Geschichte in Betracht ziehen dürfen.

September 1895. Herman Grimm.

H. Heine und Ernst Christian August Keller.

Mit bisher ungedruckten Briefen Heine's.

Von

Hermann Hüffer.

[Nachdruck untersagt.]

In den „Briefen aus Berlin", welche Heine 1822 in dem von Dr. H. Schultz in Hamm verlegten „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger" erscheinen ließ, schildert er eine Anzahl namhafter Personen, die sich in einem Berliner Kaffeehaus zusammengefunden hatten: den Philologen Friedrich August Wolf, die Dichter E. Th. A. Hoffmann und Friedrich von Maltiz, den Baron Lüttwitz und Andere. „Aber rathen Sie mal," fährt er, sich an seinen Verleger wendend, fort, „wer diese determinirte Figur ist, die am Kamine steht. Das ist Ihr Antagonist Hartmann vom Rheine; hart und ein Mann, und zwar aus einem einzigen Eisengusse"[1]. Den meisten Lesern blieb es gleichwohl selbst in jener Zeit ein Räthsel, wer durch diese Worte bezeichnet werden sollte, und in unserer Zeit wird man vielleicht nicht ohne Ueberraschung erfahren, daß unter dem „Hartmann vom Rheine" der damalige Referendarius Keller, später als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath einer der einflußreichsten Beamten des Preußischen Cultusministeriums zu verstehen sei. Den Beweis geben die folgenden Briefe, welche deshalb sowohl des Empfängers als des Absenders wegen einige Beachtung verdienen. Zudem fallen sie in das Jahr 1822, also in eine Zeit, aus welcher nur wenige Briefe des Dichters bekannt sind; und wenn sie ihn nicht in ganz neuem Lichte zeigen, so gestatten sie doch in das Leben seines Geistes einen tieferen Blick zu werfen und von äußeren Ereignissen mehrere genauer zu bestimmen.

Zuerst über den Empfänger einige Nachrichten. Ich entnehme sie einem Nekrolog, welchen Fräulein Clara Keller in Berlin mir abschriftlich zuzusenden die Güte hatte. Mit den Buchstaben H. G. unterzeichnet, ist er in einer Monatsschrift, die sich noch nicht feststellen ließ, zum Abdruck gekommen;

---

[1] Heinrich Heine's sämmtliche Werke in der Ausgabe von Ernst Elster. Leipzig. Bd. VII, S. 568.

durch mündliche Mittheilungen eines jetzt verstorbenen hohen Beamten des Cultusministeriums konnte er wesentlich ergänzt werden.

Ernst Christian August Keller wurde am 14. Februar 1797 in Orsoy, einer kleinen Stadt am linken Rheinufer im Kreise Mörs, geboren. Der Vater war Bürgermeister und wurde später von dem Minister Freiherrn vom Stein, also zwischen 1804 und 1806, nach Werden berufen zur Verwaltung der Domänen, die nach der Säcularisirung der Abtei an die preußische Regierung gefallen waren. Keller studirte in Marburg, Heidelberg und Berlin Rechts- und Staatswissenschaften, wurde am 14. December 1819 als Referendar bei der Regierung in Berlin vereidigt und nach Auflösung derselben nach Potsdam versetzt. Hier finden wir ihn 1822 in freundschaftlichem Verkehr mit Heine, den er in Berlin im Sethe'schen Hause oder bei der Schriftstellerin Elise von Hohenhausen getroffen haben mag. Vielseitig gebildet, lebhaft angeregt, hatte er sich, wie meistens die Begabteren unter seinen Altersgenossen, der freiheitlichen Richtung angeschlossen, vermuthlich schon als Student, und es ist kein geringes Zeichen einer festen Ueberzeugung, daß auch der preußische Regierungsreferendar an den von Friedrich Arnold Brockhaus veröffentlichten Zeitschriften, insbesondere dem „Hermes" und dem „literarischen Conversationsblatt" sich betheiligte. Denn kein anderer Verleger in Norddeutschland hatte eifriger und geschickter seine Wirksamkeit in den Dienst der liberalen Ideen gestellt; dafür hatten ihn auch seine berufensten Verlagswerke: das „Conversationslexikon", die „Zeitgenossen", die „Isis", der „Hermes" und vor Allem das „literarische Conversationsblatt" in endlose Streitigkeiten mit den preußischen Censurbehörden verwickelt. Als Johann Friedrich Benzenberg aus Elberfeld (1777—1844), anfänglich Physiker und Astronom, seit 1815 auch politischer Schriftsteller, in den „Zeitgenossen" eine sehr patriotische, aber doch mißfällig aufgenommene Biographie Friedrich Wilhelm's III. erscheinen ließ, kam es im Mai 1821 dahin, daß der gesammte Brockhaus'sche Verlag in Preußen, wenn nicht verboten, so doch einer erneuten Censur unterworfen wurde, eine Maßnahme, die bei den von einander abweichenden Grundsätzen der verschiedenen preußischen Censurstellen unerträgliche Belästigungen nach sich zog. Alle Bemühungen des Verlegers, eine Milderung herbeizuführen, blieben vergebens; in einer Cabinetsordre vom 9. December 1821 wurde ihm mitgetheilt, daß die für seine Verlagswerke bestehende Vorschrift nicht zurückgenommen werden könne. In Folge einer am 15. April 1822 eingereichten Denkschrift traten aber nun der Staatskanzler von Hardenberg und sein Berather, Friedrich von Raumer, für Brockhaus ein, und am 9. Mai 1822 verfügte eine Cabinetsordre die vorläufige Suspendirung der Recensur, freilich mit dem Zusatze, das Obercensurcollegium solle auch fernerhin auf den Brockhaus'schen Verlag ein wachsames Auge richten und das „literarische Conversationsblatt" einer besonders strengen Aufsicht unterwerfen. Hardenberg beeilte sich, gleich am 9. Mai dem Verleger von der günstigen Wendung Kenntniß zu geben.

Aber was geschah? Der Minister des Innern, Freiherr von Schuckmann, wußte im Gegensatz zu dem Staatskanzler eine neue Cabinetsordre vom 18. Mai

zu erwirken, wonach an dem früheren Verfahren nichts geändert werden sollte. Erst nach dem Tode des vielgeplagten Verlegers, am 17. December 1823, wurde die Recensur für „die Brockhaus'schen Artikel" im Allgemeinen, dagegen für das „Literarische Conversationsblatt" erst am 2. Mai 1825 aufgehoben[1]).

Es läßt sich denken, daß Verhandlungen solcher Art von jungen, aufstrebenden Schriftstellern mit lebhaftem Interesse verfolgt wurden, besonders von Heine, der eben damals die Annehmlichkeiten der Censur an seinen eigenen Schriften bereits zu kosten begann. Keller gegenüber kommt er mehrmals auf die Angelegenheit zurück. Auch in dem zweiten, vom 16. März 1822 datirten „Briefe aus Berlin" berichtet er: „Die Maßregeln gegen den Brockhaus'schen Verlag sind noch immer in Wirksamkeit. Brockhaus war vorigen Sommer hier und suchte seine Differenzen mit unserer Regierung auszugleichen. Seine Bemühungen müssen fruchtlos gewesen sein. — Brockhaus ist ein Mann von angenehmer Persönlichkeit. Seine äußere Repräsentation, sein scharfblickender Ernst und seine feste Freimüthigkeit lassen in ihm jenen Mann erkennen, der die Wissenschaften und den Meinungskampf nicht mit gewöhnlichen Buchhändler-Augen betrachtet."

Auch Keller's Neigungen und Sinnesart werden durch die folgenden Briefe, besonders durch den scherzenden Anfang des ersten, deutlich genug bezeichnet, und man erkennt zugleich, welchen Werth der Dichter auf den Charakter, das Urtheil und die schriftstellerische Befähigung seines Freundes legte. Weit entfernt von unbestimmten Phantasien, scheint Keller mit einem anderen Jugendfreunde Heine's, mit Christian Sethe, „dem Staatsrath", einige Aehnlichkeit gehabt zu haben; die maßvollen, klaren Ansichten, die er im Anschluß an Barante und ähnlich denkende französische Staatsmänner zum Ausdruck brachte, trugen ihm die Bezeichnung „der Doctrinär" ein. Schon damals muß er sich der Unterschrift „Hartmann vom Rhein" bedient haben; doch geschah es weder im „Hermes" noch im „Conversationsblatte" und überhaupt nicht häufig; denn nur in Heinsius' „Bücherlexikon", sodann in Weller's „Lexikon der Pseudonymen" (zweite Auflage, Regensburg 1881, S. 247), finde ich „Hartmann vom Rheine" erwähnt, und zwar mit der einzigen Schrift „Ueber die Theilung des Bodens. Ein freies Votum" (Hamm 1824), ohne daß eine Erklärung des Namens versucht würde.

Den amtlichen Pflichten thaten diese literarischen Bestrebungen keinen Eintrag. Keller bestand am 8. Januar 1825 das sogenannte „große Examen", wurde zunächst als Assessor bei der Regierung in Düsseldorf, am 12. Mai 1826 als Regierungsrath in Königsberg angestellt, am 15. Mai 1828 von dem Minister von Altenstein als Hülfsarbeiter in das Cultusministerium berufen und, da er alle Erwartungen vollauf befriedigte, schon am 7. November 1829 zum Geheimen Regierungs- und vortragenden Rath ernannt. Am 13. Februar 1836 erfolgte die Beförderung zum Geheimen Ober-Regierungsrath; aber nach

---

[1]) Eine genaue Darstellung dieser Vorgänge findet sich in dem inhaltreichen Werke: „Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken. Nach Briefen und anderen Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus". Leipzig 1872—1881. Drei Bände. Bd. III, S. 238, 263, 274, 281, 348.

dem Thronwechsel erschienen seine Ansichten zu freisinnig; er erhielt in dem zur Aushülfe berufenen, späteren Minister von Mühler einen Mitarbeiter, der ihn auf das bloße Correferat beschränkte. Die ihm aufgedrungene Muße blieb jedoch nicht unbenutzt. Wenn er, seit fünf Uhr Morgens am Schreibtisch, die Obliegenheiten seines Amtes in wenigen Stunden erledigt hatte, kehrte er freien Sinnes zu seinen Lieblingsstudien zurück. Die Zahl seiner Bücher steigerte sich allmälig in dem Maße, daß die Regierung nach seinem Tode einen Ankaufspreis von 4000 Thalern nicht zu hoch hielt. Auf den Rändern der Seiten zeugen unzählige ausführliche Anmerkungen, die er beifügte, von seinem unermüdlichen Fleiß und seiner umfassenden Belesenheit. Da kam der Umschwung des Jahres 1848. Der neue Cultusminister* von Ladenberg wünschte den kenntnißreichen Mann zum Ministerialdirector zu machen. Keller lehnte jedoch ab, mit dem Hinweis, daß die Directoren die politische Strömung, während welcher sie erhoben seien, selten überdauerten; ihm aber sei es bei seiner Arbeitslust und dem Stande seines Vermögens nicht erfreulich, zur Disposition gestellt zu werden. So verblieb er in der früheren Stellung auch unter den folgenden Ministern; commissarisch, also thatsächlich, wurde er freilich schon 1850 mit der Wahrnehmung der Directorialgeschäfte bei der Abtheilung für die evangelischen Kirchenangelegenheiten betraut und demgemäß am 12. Juni 1861 zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrath mit dem Range eines Rathes erster Classe befördert.

Jederzeit, auch in den Jahren, als die politischen und confessionellen Gegensätze im Cultusministerium zu lebhaftem Ausdruck gelangten, wurden sein ruhiger, klarer Blick, sein billiges, wohlbegründetes Urtheil von Angehörigen aller Parteien anerkannt. Und in vollem Maße erfüllte sich sein Wunsch nach einer langen, über sein ganzes Leben sich erstreckenden Wirksamkeit. Denn es war ihm vergönnt, am 14. December 1869 auf fünfzig im Staatsdienste verlebte Jahre zurückzublicken und sogar — ein Fall, der nie zuvor sich ereignet hatte — am 7. November 1879 sein fünfzigjähriges Jubiläum als vortragender Rath im Cultusministerium zu feiern. Schon am 14. December desselben Jahres würde er das sechste Jahrzehnt seines Staatsdienstes zum Abschluß gebracht haben; man hatte deshalb die beiden Jubiläen auf den 7. November vereinigt. Der König bezeugte seine Theilnahme durch die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath, die Berliner Universität durch die Verleihung der juristischen und philosophischen Doctorwürde. Und wenn man in einer solchen Feier den würdigen Abschluß eines langen, erfolgreichen Wirkens erblicken darf, so mag es auch als eine glückliche Fügung gelten, daß der Zweiundachtzigjährige, ohne die Gebrechen des Alters empfunden zu haben, nur neun Tage später, am 16. November 1879, für immer die Augen schloß.

Mit Heine und Heine's literarischer Thätigkeit haben freilich diese Erlebnisse nur losen Zusammenhang. Immer bleibt es bemerkenswerth, daß der Dichter, oder richtiger der Schriftsteller im frühen Alter so manchen Personen nahe stand, die später als hohe Beamte oder ausgezeichnete Gelehrte sich einen Namen machten. Die Schärfe und Klarheit seines Blickes für politische und sociale Verhältnisse mögen nicht wenig dadurch gewonnen haben.

Wie lange die Verbindung der beiden Männer dauerte, läßt sich nicht feststellen. Nach einer gütigen Mittheilung, die auf Aeußerungen Keller's zurückgeht, reichte sie nicht weit über das letzte der hier veröffentlichten Schriftstücke hinaus. Räumliche Entfernung und die mehr und mehr hervortretende Verschiedenheit der Sinnesart konnten einem dauernden Verkehr zwischen dem Dichter und dem preußischen Beamten nicht günstig sein. Hätte Keller nicht die drei Briefe sorgfältig aufgehoben, wer weiß, ob über „Hartmann vom Rhein" und sein Verhältniß zu Heine eine Nachricht auf uns gekommen wäre!

Die Briefe wurden mir in einer Abschrift von dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau" bereits vor mehreren Jahren zugeschickt. Später erwarb Carl Meinert die Originale und gestattete, daß sie für den Druck verglichen würden. Ernst Elster, der mit gewohnter Freundlichkeit die Vergleichung übernahm, hat mich noch außerdem durch werthvolle Nachweisungen verpflichtet.

Zum Verständniß einiger Einzelheiten sei noch Folgendes hier bemerkt. Am 4. April 1821 wurde Heine zu Berlin in der juristischen Facultät immatriculirt. Ende des Jahres konnte die erste Sammlung seiner Gedichte, welche Brockhaus früher zurückgewiesen hatte, in der Maurer'schen Buchhandlung erscheinen. In das folgende Jahr fallen, neben zahlreichen Erzeugnissen der Prosa und Poesie, die „Briefe aus Berlin" und die Abhandlung „Ueber Polen", letztere die Frucht einer Reise, welche Heine im August zum Besuch seines polnischen Freundes, des Grafen Eugen von Breza, unternahm. Die Gedichte machten Heine's Namen sogleich in weiten Kreisen bekannt, erfuhren aber verschiedene Beurtheilungen. Von den günstigen war für Heine keine werthvoller als die von Varnhagen im „Gesellschafter" vom 19. Januar und die von Immermann im „Kunst- und Wissenschafts-Blatt" Nr. 23 des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers" vom 31. Mai 1822. Recht unangenehm berührte ihn dagegen ein Angriff im Brockhaus'schen „Conversationsblatt". In der Nummer 90 vom 18. April findet sich in einem „Im März 1822" überschriebenen „Briefe aus Berlin" zuerst die bissige Anmerkung: der Verfasser „überläßt die Beschreibung der Wirthshäuser und Cafés gerne Andern, welche zu der Rolle physiognomischer Schildwachen und reflectirender Portiers in den Wein- und Kaffeestuben genug Geschick und Geduld haben und mit ihren Witzfragmenten gern nach der Speckseite des Honorars werfen," eine Bemerkung, die Heine nicht mit Unrecht auf die sehr eingehende Beschreibung derartiger Institute in dem ersten seiner „Berliner Briefe" bezog. Dann folgt nach Auslassungen über Schauspielkunst und über ein Trauerspiel von Uechtriz eine sehr unfreundliche Beurtheilung der „jüngst erschienenen Heine'schen Gedichte". Der Recensent „kann sie nicht mit der Wärme des „Gesellschafters" und anderer Blätter empfehlen, ja er findet sie ziemlich ungenießbar." „Selbst die lyrische Poesie," so fährt er fort, „soll sich nicht so ganz in die Individualität des Dichters verfangen, daß man etwa nichts anders eben erfährt, als daß er gestern eine unruhige Nacht gehabt hat, und sich überhaupt sehr übel befindet, sehr blaß aussieht, und sich den Tod wünscht, seitdem ihm sein Liebchen den Abschied gegeben. Diese Gedichte verrathen eine trübsinnige und verkehrte Ansicht des Lebens, die am wenigsten dem jungen, empfänglichen Gemüthe

wohl ansteht. Ich finde fast überall Spuren schädlicher Einwirkungen von größeren Geistern aus, die sich nicht mit ihrer Melancholie begnügen und außer ihr noch etwas besitzen, das man sich nicht aneignen kann. Der Verfasser scheint sich besonders zu Byron hingeneigt zu haben; in seinen äußern Kunstformen und Sangesweisen ist auch ein Einfluß F. Rückert's sichtbar. Oft wird man an das altdeutsche Minnelied erinnert, das wir jetzt nicht mehr nachahmen können. Ich glaube, nichts ist einem mäßigen Talente gefährlicher als einer fremden Genialität nachzueifern." Schließlich folgt noch der Rath, wenn sich der Dichter „gegen die Welt recht ordentlich ausschimpfen wolle, so möge er das immerhin in Frescosonetten thun, aber sich nur das große Publicum nicht zum Zeugen und Zuhörer nehmen." Dieser böse und boshafte Angriff bildet offenbar die eigentliche Veranlassung des ersten Briefes an Keller, vom 27. April. Heine ersucht den Freund, eine Erwiderung, mit welcher er selbst sich nicht befassen dürfe, in das „Conversationsblatt" einrücken zu lassen. Der Wunsch wurde jedoch, soweit ich sehe, nicht erfüllt, konnte auch bei der steigenden Anerkennung der Gedichte bald als überflüssig erscheinen. Selbst zwischen dem Dichter und dem Recensenten scheint vorerst eine Art von Versöhnung erfolgt zu sein; denn in dem nächsten Briefe vom 15. Juni meldet Heine, „sein eigener Freund Köchy sei der Urheber der Recension; er werde sich dadurch rächen, daß er ihn in dem nächsten Briefe aus Berlin tüchtig lobe." Wirklich heißt es in diesem Briefe (Bd. VII, S. 594), man dürfe von einer bevorstehenden Sammlung der Gedichte Köchy's — die übrigens erst 1832 erschien — das Höchste erwarten. Es lebe in ihnen „ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit und eine tiefe, durch keine Bitterkeit getrübte Innigkeit, mit einem Worte echte Poesie".

Noch am 24. December nennt Heine in einem Briefe an Immermann den zweideutigen Genossen seinen Freund; erst 1823 kam es zum Bruche. In einem Briefe an Marcus Moser vom 30. September spricht Heine die Ueberzeugung aus, daß Köchy „aus Poetenneid in Braunschweig das Ausgepfiffenwerden des Almansor eingeleitet oder wenigstens angeregt habe." Die hier mitgetheilten Ausfälle gegen die Gedichte und die auch sonst hervortretende Sinnesart Köchy's lassen den Verdacht keineswegs als unberechtigt erscheinen. Der nicht unbegabte, aber unbeständige, vielgeschäftige Mann war am 26. October 1800 zu Braunschweig geboren, lebte wechselnd als Schriftsteller, Advocat, Theaterdichter und -Director in seiner Vaterstadt und starb erst im Mai 1880 zu Leipzig.

Wenn Heine, was man einem jungen Autor nicht verübeln darf, für die gute Aufnahme seiner Gedichte sich bemühte, so hat er dagegen über die beiden Prosawerke ein beinahe vernichtendes Urtheil nicht allein ausgesprochen, sondern sogar selbst in Vollzug gesetzt. Von den „Briefen aus Berlin" wurden nur kurze Bruchstücke in die erste Ausgabe der „Reisebilder" aufgenommen; in den spätern Ausgaben fielen sie ganz weg. Auch die Schrift „Ueber Polen" erschien bei Lebzeiten Heine's nur einmal im „Gesellschafter" am 17.—29. Januar 1823, noch dazu von dem Herausgeber Gubitz und der Censur durch Zugaben und Abstriche „auf schändliche Weise" verunstaltet. Aber der Plan einer Um-

arbeitung für die „Reisebilder“ wurde aufgegeben und erst 1852, als es sich um die Gesammtausgabe der Werke handelte, wieder in Erinnerung gebracht. Man begreift, daß die „Briefe aus Berlin“ als ein ungereiftes Jugendwerk von dem Autor bald nicht mehr als echte Kinder anerkannt wurden. Schon die beinahe überschwängliche Devotion vor Allem, was dem Hofe oder dem königlichen Hause angehörte, war der mehr und mehr hervortretenden Sinnesrichtung Heine's durchaus widersprechend. Gleichwohl bilden sie in seiner literarischen Entwicklung keine unwichtige Stufe. Die Vorzüge wie die Unarten der „Harzreise“ und der spätern „Reisebilder“ lassen sich beinahe ohne Ausnahme darin erkennen. Obwohl im Ganzen harmlos und selbst in den ironischen Stellen ohne Bitterkeit, verwickelten sie doch den Verfasser in allerlei Unannehmlichkeiten. Der von Heine neben „Hartmann vom Rhein“ erwähnte Baron von Schilling nahm die Anspielung auf seine eleganten Manieren und sein kurländisches Lispeln, dazu eine mißverstandene Stelle zu Anfang des zweiten Briefes so übel auf, daß es beinahe zu einer Herausforderung gekommen wäre. Heine veröffentlichte deshalb in dem „Bemerker“, der Beilage zum fünfundachtzigsten Blatt des Berliner „Gesellschafters“ vom 29. Mai 1822, eine vom 3. Mai datirte Erklärung, welche jede Absicht einer Kränkung in Abrede stellte. Der Baron wurde aber dadurch nicht versöhnt; noch in spätern Jahren suchte er durch boshafte Recensionen und Parodien Heine'scher Gedichte seinem Grolle Ausdruck zu geben. Andererseits bot die Schilderung der Hauptstadt auch Gelegenheit, befreundeten Personen sich dankbar zu erweisen. Elise von Hohenhausen las gewiß mit Vergnügen die Worte, welche Heine ihr gewidmet hatte. Die „schöne Frau“, die „treffliche Uebersetzerin“ war mit ihrem Gemahl, dem Freiherrn Leopold von Hohenhausen, zwei Jahre früher aus Minden nach Berlin gekommen. In ihrem Hause eröffnete sich für Heine ein Kreis anregender Geselligkeit, der in den folgenden Briefen vorzugsweise Erwähnung findet, wahrscheinlich weil auch Keller sich darin heimisch fühlte. Elise war die Tochter des hessischen Generals von Ochs; darin liegt wohl der Grund, daß Heine auch den Freiherrn mit diesem für wohlfeile Scherze so leicht sich darbietenden Namen bedenkt. Frau von Hohenhausen beschäftigte sich damals insbesondere mit Uebersetzungen aus dem Englischen; 1822 ließ sie Walter Scott's „Ivanhoe“, 1825 Byron's „Kain“ erscheinen. Daß sie Heine als Geistesverwandten Byron's nannte, war dem jungen Dichter besonders schmeichelhaft [1]). Auch Eduard Gans, der Widersacher Savigny's, der Bewunderer Hegel's, verkehrte bei ihr. Es muß auffallen, wenn Heine in dem Briefe vom 1. September angibt, er habe Gans erst einige Wochen vor seiner Abreise nach Polen, also im Sommer 1822, kennen lernen; denn manche Umstände scheinen auf einen früheren Zeitpunkt hinzuweisen. Die „Briefe aus Berlin“ sind voll von kecken oder frechen Ausfällen gegen den berühmtesten Rechtslehrer der Hochschule, und bei dem schroffen Gegensatz zwischen Savigny und Gans konnte man vermuthen, der letztere habe auf Heine's Ausdrucks-

[1]) Eine Schilderung ihres Kreises gaben Elise von Hohenhausen und ihre begabte, jetzt hochbetagte Tochter im „Magazin für die Literatur des Auslandes“, 1853, Nr. 34, nach einem Besuche bei dem „kranken Dichter“ in Paris.

weise einen unmittelbar persönlichen Einfluß ausgeübt. Jetzt erweist sich diese Annahme als unzulässig. Von Heine's Kenntnissen scheint Gans eine recht günstige Meinung gehegt zu haben; das Anerbieten, eine staatswissenschaftliche Zeitschrift im Vereine mit ihm herauszugeben, hat nichts Unglaubliches. Aber der Plan gelangte eben so wenig zur Ausführung, wie Heine's Absicht, einen Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte zu erobern. Erst 1827 begründete Gans die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", eine philosophische Zeitschrift zu Gunsten der Hegel'schen Schule.

In dem dritten Briefe vom 1. September aus Gnesen wird jene Angelegenheit ausführlich besprochen. Daneben findet man Anklänge an den Aufsatz über Polen, die jedoch keiner Erläuterung bedürfen. Es sei nur noch erwähnt, daß der von Heine in dem genannten Aufsatze (Bd. VII, S. 214) freundschaftlich gepriesene, von Gutzkow in den „Rückblicken auf mein Leben" (Berlin 1875, S. 89—99) halb wohlwollend, halb boshaft als Carricatur gezeichnete Professor Julius Max Schottky nicht, wie bei Gutzkow und an andern Orten angedeutet wird, im Zuchthaus gestorben ist. Er war 1794 in Kupp bei Oppeln geboren, später Professor der Literaturgeschichte und deutschen Sprache in Prag und München, ein leidenschaftlicher Sammler, wenig wählerisch und, wie man behauptet, fremdes Eigenthum nicht immer sorgfältig achtend, aber wirklich verdient um die Kenntniß der österreichischen Volkspoesie und des niederösterreichischen Dialekts. Im Jahre 1848 erhielt er eine Stelle bei der „Rheinischen Volkshalle" in Köln und endete als Redacteur der „Saar- und Moselzeitung" nach Ausweis der Civilstandsregister am 2. April 1849 in Trier. Ein Schlagfluß hatte ihn getödtet, während er mit einer Uebersetzung aus dem Französischen beschäftigt war.

I.

Ein Bogen in Quart, zwei Seiten beschrieben; die vierte Seite dient als Umschlag und trägt die Adresse:

Sr. Wohlgeboren dem Herrn Regierungs-Referendarius Keller,
Wilhelmsplatz Nr. 15 in Potsdam.
[Das Siegel zeigt ein gekröntes Wappen mit dem Buchstaben H.]

An Hartman vom Rhein[1]), ehemaliger Westfalensenior, jetzt Mitglied der Gesellschaft zur Verbreitung der Vernunft, Repräsentant des gesunden Menschenverstandes, Sprecher für Gewerbefreiheit ꝛc., Lichtritter ꝛc. ꝛc., sowie auch Regierungs-Referendarius zu Potsdam.

Wie ennuyiren sich Ew. Wohlgeboren in Potsdam? Könnens wohl glauben, daß mir Ihre Abwesenheit oft sehr merkbar wird. Ich werde Sie recht bald dort besuchen. Es zieht mich sehr nach Potsdam, da ich dort auch eine Geliebte habe. Es ist eine von den Marmorstatuen, die zu Sanssouci auf der Terrasse stehen[2]). Ich werde Ihnen auch Ihren Anzeiger mitbringen, sowie auch eine Tasche voll Berliner Neuigkeiten. Von Schulz hab ich Brief gehabt, er ist ganz in Alterthumsforschungen versunken. Mein zweiter Brief aus B[erlin] wird Ihnen schon zu Gesicht gekommen sein; ich wünsche, daß er Ihren Beifall etwas mehr gewinne als der erste. Alles, was wir schreiben, ist ja meistens gerichtet an diejenigen,

---

[1]) Die vier ersten Worte sind in Fractur geschrieben.

[2]) Ein merkwürdiger Vorklang der Erzählung von der jugendlichen Liebe zu der Marmorstatue in den „Florentinischen Nächten", Bd. I (Bd. IV, S. 325 ff.).

in deren Nähe wir leben. Wenn Sie dort das Brockhausische Conversationsblatt lesen, so werden Sie finden, daß Jemand in einer Correspondenz aus Berlin auf meinen ersten Brief und „die reflectirende Portiers in Wein- und Kaffeehäusern und ihre physionomische Bemerkungen“ gestichelt, und meine armen, unschuldigen Gedichte mit grimmiger rancune ausgehunzt hat. Daß letztere ausgehunzt zu werden verdienen, das weiß ich selbst, aber daß jenes Aushunzen nicht ohne Gründe, und bloß von einigen nichtssagenden Redensarten unterstützt, geschehen darf, das weiß ich auch, und ich wünschte sehr, daß jener Aushunzer sich auf eine wirkliche Beurtheilung meiner Gedichte einlassen möge.

Sie würden mich sehr verbinden, lieber Keller, wenn Sie mir dazu behülflich sein wollten und folgende Anfrage in das Brockhausische Conversationsblatt einrücken ließen:

> „Der Verfasser des Briefes aus Berlin vom 18. April in Nr. 90 dieses Blattes wird ersucht, die einfachen Fragen zu beantworten: Ist Poesie in Heine's Gedichten? Und wenn sie denn so ganz ung[en]ießbar sind, warum werden sie denn von so Vielen genossen?“

Wenn Sie diese Anfrage mit Ihrer eigenen Chiffre unterzeichnen wollten, so wäre es mir gewiß sehr lieb. Tragen Sie indessen Bedenken, das zu thun, lieber Keller, so setzen Sie das erste beste noch ungebrauchte Zeichen darunter[1]). Ich möchte nicht den Schein tragen, als hätte ich von jenem Ausfall Notiz genommen, und habe dennoch höchst wichtige Gründe, obige Frage beantwortet zu sehen. Sie thun mir einen großen Gefallen.

Der Ochs befindet sich gesund und wohl, stößt noch hie und da mit den Hörnern; aber wo man einen Hörnerstoß bekömmt, weiß man gleich, daß er vom Ochsen herrührt[2]) . . Hier ist Alles still, bis auf die C[abinets] Ord[re][3]). Der König hat zwei neue Köche bekommen; der eine heißt Louis, bekömmt 600 Thaler mehr als ein Geheimer Regierungsrath und macht ganz süperbe Aufsätze. Wenn Sie hier Aufträge für mich haben sollten, so wäre es meine Freude, sie pünktlich auszurichten. Meine Adresse ist: H. Heine aus Düsseldorf, stud. juris. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Ihr Freund

Berlin, den 27. April 1822. H. Heine.

II.

Ein Bogen in Quart, 2½ Seiten beschrieben, die vierte trägt als Umschlag die Adresse:

Herrn Keller aus Werden, königl. preußischer Regierungsreferendarius
in Potsdam.

Mon cher Hartmann du Rhin!

Berlin, Juin 15. 1822.

Ich bin wirklich ein Flegel, daß ich auf Ihre zwei lieben Briefe noch nicht geantwortet. Ich wäre längst nach Potsdam gekommen, wenn ich nicht gar zu sehr litte an meinen gewöhnlichen Kopfschmerzen, die mir fast das Schreiben erschweren. Ich denke aber doch, Sie bald dort zu bekneipen. Ueber die hiesigen Hochzeitsfeierlichkeiten werden Sie im Anzeiger wenig lesen[4]). Mein dritter Brief, den ich zur Hälfte gestern erst abgeschickt, wird sehr mager an Notizen ausfallen.

---

[1]) Im Conversationsblatt werden die Artikel nicht mit Buchstaben, sondern mit Zahlen und von ein und demselben Verfasser nicht immer mit denselben Zahlen unterzeichnet.

[2]) Der folgende kurze Satz ist nur durch Punkte angedeutet.

[3]) Unzweifelhaft eine der auf Brockhaus bezüglichen Cabinetsordres, wahrscheinlich die vom 9. December 1821, welche gerade im April 1822 in Folge der von Brockhaus eingereichten Denkschrift Gegenstand der Unterhaltung werden mußte.

[4]) Es handelt sich um die Vermählung der Prinzessin Alexandrine mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, welche in dem dritten, ursprünglich vom 7. Juni datirten „Briefe aus Berlin“ sehr eingehend beschrieben wird (Bd. VII, S. 183, 584 fg.).

Außer dem Benzenbergschen Witz hatte mir Schulz im vorigen Briefe wenig gestrichen. Ueber den zweiten Brief wär ich schier in öffentlichen Federkrieg gerathen mit den Baron v Schilling (der jetzt Schulden halber auf der Vogtei sitzt), und ich habe ihm erklärt, daß ich ihn in jenem Briefe nicht beleidigen wollte. Der Ausfall gegen mich im Conversationsblatt war von einem meiner Freunde, Namens Köchy, und Alles, was ich dagegen thun werde, ist: daß ich diesen jungen Mann im dritten Briefe tüchtig lobe. Wahrhaftig, das thu ich.

Ich hatte an Schulz geschrieben, daß meine Gedichte wegen der Anzeigerschen Correspondenz gemißhandelt worden, und habe dadurch erlangt (ovanitas), daß ich im Anzeiger gepriesen wurde. Die Recension von Immermann hat mich fast zu Thränen gerührt. Ich stutze würklich, daß man mich in Münster am tiefsten begriffen. Ueberhaupt die Empfänglichkeit, die meine Landsleute für meine geringe Talente gezeigt, und die Gründlichkeit, womit man dieselben beurtheilt, hat mich sehr gefreut; um so mehr, da hier alles Gefühl täglich mehr abgestumpft wird und die Recensenten fast die Schriftsteller an Flachheit übertreffen. — Schlumberg und Stuhr seh ich wenig. Letzterer hat sich nicht todtgeschossen[1]). Ich gehe wenig aus. Bei dem Ochs seine Frau war ich lange nicht. Den Ochsen seh ich oft in der Börsenhalle. Dort pflegt er Excerpten aus dem Anzeiger zu machen. Gegen das, was über mich gesagt worden, wird er gewiß einen Witz loslassen. Er will durchaus das poetische Gleichgewicht in Westfalen erhalten. Er ärgert sich über die gottlosen Gedichte, die ich jetzt im Gesellschafter abdrucken lasse. Ihr Heft des Anzeigers habe ich ihm vor sechs Wochen gegeben. Haben Sie es noch nicht zurück? — Hier ist Alles todtstill. Der Diplomat ist, wie vorauszusehen war, exgekniffen und hat viele Schulden hinterlassen. — Das Censuredict gegen Brockhaus ist erneuert[2]). Ihr Aufsatz über Baranthe steht im neusten Heft des Hermes[3]). — Hier ist man für Fonk, wie Sie wohl denken können. Ich hoffe, daß mein Brief richtig ankomme, denn Ihre Adresse hab' ich wieder vergessen. Ich bin wieder aufs Neue ausgezogen und wohne: Mauerstraße Nr. 51. — Nicht wahr, ich habe heute keine Mädchenhandschrift?

Leben Sie wohl, lieber Keller, und behalten Sie mich in gutem Andenken. Ich bin, alter Westfalensenior, Ihr Freund und Landsmann

H. Heine.

---

[1]) Ueber Schlumberg weiß ich nichts zu sagen. Das „Bücherlexikon" von Heinsius erwähnt nur einen Schlumberger, der 1834 ein Drama: „Lieutenant von Katt oder des Kronprinzen Flucht" veröffentlichte. Der von Heine neben Schlumberg Genannte ist unzweifelhaft Peter Feddersen Stuhr, geboren zu Flensburg am 28. Mai 1787. Als Ulan und Officier machte er die Freiheitskriege mit, war dann einige Zeit Secretär der Militärstudien-Commission, seit 1821 Privatdocent, seit 1826 außerordentlicher Professor in Berlin, wo er am 13. März 1851 starb. Zahlreiche Bücher und Abhandlungen über Geschichte und Religion aller Zeiten und Völker sind von ihm verfaßt. Ein geistreicher Sonderling, machte er sich nach dem Zeugniß eines jüngeren Freundes — Meyer von Waldeck in der „Allg. Deutschen Biographie", Bd. XXXIII, S. 741 — auch durch eine leidenschaftliche, öffentlich zur Schau getragene Liebesneigung für die überaus anmuthige Prinzessin Alexandrine zum Stadtgespräch. „Wo die hohe Dame sich öffentlich zeigte, folgte ihr in ehrerbietiger Entfernung der schwarz gekleidete, junge Docent." Darauf bezieht sich, wenn ich nicht sehr irre, die scherzhafte Aeußerung Heine's. Wahrscheinlich hatte man dem enthusiastischen Bewunderer zugemuthet oder wenigstens von ihm erwartet, daß er nach der Vermählung seiner Angebeteten das Beispiel Werther's befolge.

[2]) Durch die oben S. 127 erwähnte Cabinetsordre vom 18. Mai.

[3]) Der Hermes enthält im vierten Heft des Jahrganges 1821, S. 197 ff. einen Aufsatz über die Schrift: „Des Communes et de l'aristocratie par Mr. de Barante", Paris 1821, der A—s—l unterzeichnet ist. Im Jahrgange 1822 finde ich keinen Aufsatz, auf welchen Heine's Worte sich beziehen könnten. — Fonk war der Angeklagte in dem berufenen rheinischen Kriminalproceß, der auch in den „Briefen aus Berlin" (Bd. VII, S. 591) und im literarischen Conversationsblatt sehr eingehend besprochen wird.

III.

Ein Bogen in Quart, $3^1/_2$ Seiten beschrieben, keine Adresse:

Gnesen, den 1. September 1822.

Mein braver, wackerer Hartman vom Rhein!

Sie werden sich wundern, einen Brief aus Polen von mir zu erhalten. Wenn ich auch lange gesäumt habe, Ihren letzten, lieben Brief zu beantworten, so habe ich nichtsdestoweniger oft an Sie gedacht; ja, um so öfter, da ich mir täglich Vorwürfe machte, Ihnen noch nicht geschrieben zu haben. Von einem Tag zum andern wurde ich an der Nase herumgeführt von Jemand, der mir das von Ihnen verlangte Blatt der gelehrten Göttinger Anzeigen verschaffen wollte, und mittlerweile, vor vier Wochen, reiste ich ab von Berlin. — Ich sollte nach Dresden und Töplitz reisen, um meine Gesundheit herzustellen. Aber meine wilde Natur trieb mich nach den Wäldern Polens. Ich wollte das Land kennen lernen und einige befreundete Polen wiedersehen. Das Land ist abscheulich; einen melancholischen Anblick gewähren die polnischen Dörfer, wo der Mensch wie das Vieh lebt. Ja, liebster Doctrinär, mir wurde gar wehmüthig zu Muthe, als ich jene Resultate einer ausgebildeten Aristokratie, der elende Zustand der polnischen Bauern, betrachtete. Daß es in unserm geliebten Deutschland nie zu einem ähnlichen Zustand, zu einem Rückfall ins Mittelalter, kommen wird, dafür bürgen mir die vielen Kämpfer für Recht und Wahrheit, deren eiserne Stimmen noch überall erschallen, dafür bürgen mir Männer wie der Doctrinär von der rothen Erde, der, ein strenger Gotteswärtel im großen Natursaal, Jedem seinen rechtmäßigen Platz anweist, den wurmartig zertretenen Mauschel auf die Menschenbank hinauf hilft, und den lachenden Zünftler von seinem mit weichen Privilegien gepolsterten Faulsitz herunter peitscht.

Aber die Menschen in Polen sind gut. Der Edelmann ist wacker und brav, er verdient, daß man ihn achte. Deutsche, die Polen durchreist haben und ein entgegengesetztes Urtheil nach Deutschland mitgebracht, haben gewöhnlich die Polen durch die deutsche Brille betrachtet, oder sie trugen Nationalvorurtheile in der Brust.

Ich schwärme in dieser Gegend hin und her. Morgen reise ich wieder nach Posen, um einige Alterthümer und die Copien altdeutscher Manuscripte, die Professor Schotky von Wien mitgebracht, nochmals zu beschauen. In drei bis vier Wochen bin ich wieder in Berlin. Ich habe noch immer den festen Vorsatz, Ihnen einen Besuch in Potsdam zu machen. — Dr. Schulz schrieb mir vor vier Wochen, daß er October in Berlin sein wird. Wenn Sie, lieber Keller, ihm diese Tage schreiben, so schreiben Sie ihm, daß ich jetzt in Polen mich herumtreibe, aber October wieder in Berlin bin; ich vergaß, ihm dieses anzuzeigen, und werde ihm erst in vier Wochen schreiben. Nächsten Winter gedenke ich noch in Berlin zuzubringen. Meine Studierzeit, drei Immatriculationsjahre, ist zerronnen. Aber ich glaube, daß mir noch einige Jahre zugesetzt werden. Ich werde diese Zeit dem Quellenstudium der mittlern Geschichte widmen. Ich hoffe, später im Stande zu sein, den Katheder zu besteigen und der unmündigen Jugend die Vorzeit im Lichte der Wahrheit zu zeigen. Ich hoffe, daß Ew. Wohlgeboren in einigen Jahren eine bessere Meinung von mir gewinnen, als diejenige dubiöse Meinung ist, welche Hochdieselben vorig Jahr von mir zu hegen geruheten. — Mit der edlen Poeterei beschäftige ich mich noch sehr viel. Ich hoffe, bald etwas aufs Theater zu bringen; nicht in Berlin. Diesen Winter erst wird wieder ein Band Dichtungen von mir in Druck erscheinen. Von allen Seiten vernehme ich, wie viel über mich (als Dichter) raisonirt worden und wird. Ob man mich lobt oder tadelt, es rührt mich nicht, ich gehe meinen strengen Weg, den ich mal als den besten erkannt habe. Einige sagen, er führt mich in den Dreck, Andere sagen, er führe mich nach dem Parnaß, wieder Andre sagen, er führe direct in die Hölle. Gleichviel, der Weg ist neu, und ich suche Abenteuer. Aber gerührt hat mich doch die Liebe, womit meine Landsleute mich aufgenommen. Wahrlich, ich bin besser behandelt, als ich es verdiene.

Die Ochs befindet sich wohl; sie ochst. Sie hat Scott's Ivanhoe längst fertig, und derselbe wird nächstens erscheinen. Mit Byron treibt sie noch immer geistig Unzucht. Was Sie, lieber Keller, in Ihrem Briefe über Byron sagen, ist sehr schön gesagt. Aber man klopft den Rock, und des Freundes Buckel fühlt die Schläge. Arbeiten Sie noch viel am Brockhausischen Conversationsblatte? Schreiben Sie viel? Ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen. Einige Wochen vor meiner Abreise von Berlin lernte ich den Dr. Eduard Gans kennen und fand in ihm einen braven, rüstigen, jungen Mann, der in jeder Hinsicht meine unbeschränkte Achtung verdient und der gewiß mehr werth ist, als alle jene Herren, die ihn, den Mosaisten, aus christlicher Liebe gehörig anfeinden. Seine Tüchtigkeit der Gesinnung setze ich fast höher als die Gelehrsamkeit, wovon er öffentliche Beweise gegeben, und die, so viel ich das Wissen eines Menschen zu beurtheilen vermag, nicht vom gewöhnlichen Schlag ist, da Dr. Gans gründliche Kenntnisse besitzt, mit scharfem Selbstdenkerblick in die Wissenschaften eindringt und überall überraschend neue und gute Ansichten zu Tage fördert. Gans hat, weil ich vielleicht wenig Blößen gegeben, eine zu günstige Meinung von meiner Gelehrsamkeit, und machte mir den Vorschlag, mit ihm und noch einigen Anderen eine Berliner kritische Zeitschrift für Rechts- und Staatswissenschaft herauszugeben; indem er mir, bei dem fühlbaren Mangel einer wirklichen Literatur-Zeitung in Berlin, das Gedeihen einer solchen Zeitschrift wahrscheinlich machte, und sich erbot, für Verleger rc. zu sorgen, so daß ich bei der Sache nichts zu riskiren hätte, als einige Recensionen staatswissenschaftlicher Werke. Wie Sie es von meiner Ehrlichkeit erwarten können, lieber Keller, gestand ich ihm, wie wenig zu einem solchen Vorhaben meine Kenntnisse hinreichend sein möchten, und ich versprach ihm, Sie, den tüchtigen Staatswissenschaftler, für dieses Unternehmen zu gewinnen. Ich bitte Sie daher, mir Ihre bestimmte Gesinnung darüber zu erkennen zu geben. Im Fall Sie meinen Antrag, Mitherausgeber jener projectirten Zeitschrift zu sein, genehmigen, so wünscht Gans, daß Sie mir bald melden, welche Federn Sie als Mitarbeiter der Zeitschrift zu gewinnen gedächten, und überläßt diese Bestimmung gänzlich Ihrem Gutdünken. Er seinerseits wird Ihnen anzeigen, welche Mitarbeiter Er besorgen konnte. Ich wünschte, daß ich bei meiner Zurückkunft in Berlin Ihre Antwort über diesen Gegenstand vorfände. Adressiren Sie Ihre Antwort,

an den stud. juris H. Heine,

Abzugeben an den Dr. Eduard Gans in Berlin.

Wenn Sie unterdessen nach Berlin kämen und mit Gans selbst über meinen Antrag sprechen wollten, wär mir noch lieber. Er wohnt auf der neuen Friedrichstraße, ich glaube 48.

Meine Gesundheit ist noch immer in schlechtem Zustande; meine Reise wird mich wahrscheinlich nicht auf den Strumpf gebracht haben. — In meinem dritten Briefe aus Berlin ist auf unverzeihliche Weise geschnitten worden. Schulz schreibt, es sei die Censur gewesen. Nicht allein, daß jener Brief, die Spuren meiner krankhaften Stimmung tragend, unerquicklich ausfiel, mußte die Censurscheere noch verursachen, daß ich Unsinn sprach. — Ich werde schwerlich mehr als zwei Briefe noch schreiben. — Leben Sie recht wohl, wackerer Keller, halten Sie mich lieb, und sein Sie überzeugt, daß ich mit Leib und Seele bin Ihr Freund

H. Heine.

Sonnwendnacht.

Ein Ostseemärchen
von
Hans Hoffmann.

[Nachdruck untersagt.]

Ein junger Schiffer, der etliche Jahre lang die südlichen Meere befahren hatte, kehrte in sein Heimathdorf an der Ostsee zurück, um daselbst eine Zeitlang zu verweilen und der Ruhe zu pflegen, obgleich es gerade hoher Sommer war; er hatte in den Jahren genug verdient, um sich das vergönnen zu dürfen. Auch that er wirklich gar nichts in dieser Zeit, weder daß er einmal mit den Fischern, wie ein solcher auch sein Vater war, hinausgefahren wäre, noch daß er auch nur Sonntags an ihren Spielen theilgenommen hätte: vielmehr lag er den ganzen Tag lang in den Dünen oder am Waldesrande umher und blickte träumerisch über das Meer hinaus, als ob er da etwas suche, was doch nicht der Fall war. Er sprach, wenn man ihn fragte, er wisse selbst nicht, was ihn so träge mache, aber es sei nicht anders, er verspüre eine unabläßige, starke Sehnsucht, immer nur so hinauszublicken ohne irgend ein Verlangen, und nur so fühle er sich glücklich; bei jeglicher Thätigkeit hingegen verfolge ihn eine quälende, innere Unruhe, die er nicht los werden könne. Da ließ man ihn in Frieden und meinte, die südliche Sonne habe ihm wohl ein bißchen das Hirn verbrannt, doch das werde sich in der kühlen Ostseeluft mit der Zeit schon wieder geben.

So saß er in dieser Zeit der hellen Nächte an einem Abend, da die Sonne eben untergegangen war, und blickte über die wandernden Wellen hinüber in das Abendroth. Es hatte Tags über ein starker Wind aus Süden geweht, und die See ging noch hohl; jetzt war die Luft ganz stumm, und ein heißer Dunst lag über dem Sande und dem Wasser. Als die Abendröthe blasser ward und die lichte Dämmerung sich leise vertiefte und mit sanftem Weben ihr schönes Spiel trieb, entdeckte er plötzlich mitten in der See eine kleine Erhebung wie eine einsame Klippe oder Düne, die sonst nicht da gewesen war. Manchmal schoben die Wellen sich davor und verdeckten sie mit ihren Schaumkronen; doch immer wieder trat sie deutlich hervor, und er konnte nicht lange zweifeln, daß sie wirklich vorhanden war.

Und nunmehr glaubte er auch zu erkennen, daß etwas Lebendiges sich darauf bewegte, und wunderbarer Weise sah er trotz der großen Entfernung bald mit aller Klarheit, daß es eine wunderschöne Frau war, nur mit einem weiten, weißen Schleier bekleidet, der sich in ruhiger Bewegung bald hob und bald senkte.

„Es ist eine Seejungfrau," dachte er und freute sich; denn es bringt Glück, ein solches Geschöpf mit Augen zu sehen. Allein nun sah er auf einmal mit großer Verwunderung, daß sie sich frei in die Höhe hob und aufrecht auf dem Festen stand, was die Seemenschen nicht vermögen: denn sie haben statt der Füße einen Fischschwanz, und auf dem kann man nicht so stehen.

Da ergriff ihn ein heimliches Grauen; er konnte sich nicht denken, daß ein menschliches Weib von den Wellen lebend dahin könne ausgeworfen sein und so geruhsam verweilen. Weil das aber doch immer möglich war, entschloß er sich am Ende, schob ein Boot ins Wasser, das klein genug war für einen einzelnen Mann, und fuhr durch die starke Brandung der Klippe entgegen. Es trieb ihn dazu auch eine heftige Sehnsucht um der Schönheit und Lieblichkeit willen des fremden Geschöpfes; und eben darum mochte er sich auch keinen Anderen zur Hülfe herbeirufen.

Jetzt geschah aber etwas Wunderliches: je weiter er sich vom Strande entfernte und je näher er jenen Inselchen kam, desto undeutlicher wurde dessen Bild, und statt der Frau, deren Gestalt und Züge er erst so seltsam genau hatte betrachten können, sah er nur noch etwas wie einen weißlich verschwimmenden Schaum oder Nebel. Betroffen segelte er weiter; doch als er nach seiner Berechnung die Gegend erreichte, wo sich die Klippe befinden mußte, entdeckte er keine Spur davon, so viel er auch suchend umher kreuzte, sondern überall hin nur die leere Weite der wandernden Wellen.

Da kehrte er verwirrt und auch ernstlich betrübt nach dem festen Lande zurück: allein kaum hatte er den Fuß auf den Sand gesetzt, als er, wiederum hinaus blickend, das kleine Eiland und auf ihm die Frau mit dem Schleier abermals mit aller Deutlichkeit erkannte.

In hellem Erstaunen und fast etlichem Zorn über das unbegreifliche Blendwerk, doch mit noch viel größerer Sehnsucht fuhr er zum andern Mal hinaus, nachdem er sorgfältig noch einmal die Entfernung mit den Augen bemessen hatte. Alles jedoch erging wie zuvor, die Erscheinung verflüchtigte sich mehr und mehr, und am letzten Ende war sie völlig verschwunden. Und wieder erst vom Lande aus sah er sie von Neuem.

Da wollte er schier verzweifeln über solche Gaukelei; und indem er sich niederwarf in den noch warmen Sand und in der schwülen Nachtluft verworren grübelte, wie er sich nun anstellen solle, ward ihm brennend heiß im Kopfe und in allen Gliedern, und er empfand ein mächtiges Verlangen, in die Fluth zu tauchen und sich darinnen zu kühlen.

Er warf also die Kleider von sich und eilte in die Wellen, die ihm mit ihren Schaummassen prächtig über den Kopf schlugen. Auf einmal verlor er den Boden unter den Füßen und fand ihn nicht wieder und mußte schwimmen. Er strebte zum Strande zurück und arbeitete rudernd mit allen seinen Kräften;

doch es gelang ihm durchaus nicht. Die Wellen sogen und sogen und trugen ihn immer schneller ins offene Wasser hinaus. Nicht einmal die Brust gelang es ihm dem Ufer entgegenzukehren, sondern immer wieder wirbelte eine Welle ihn herum und drehte ihn rückwärts.

Schon wollte ihn die Verzweiflung ergreifen, und fast schickte er sich in seinen Tod: da bemerkte er auf einmal, als eine sehr hohe Welle ihn mit ihrem Schaumkamme emporwarf, in verringerter Entfernung das Eiland vor sich, und zwar jetzt auch noch deutlicher als vom Strande zu erkennen, wie der Nähe das zukommt. Und auch die Gestalt und das Antlitz der Meerfrau war klarer und reizender darauf zu erblicken.

Nun vergaß er unverzüglich jeder Noth und Gefahr und lenkte schwimmend mit heißem Eifer gerade darauf zu; und allsobald schnitt er so leicht und mühelos durch die Wellen, als ob er von einem Schiffe gezogen würde. Und noch ehe er es gedacht hatte, sah er dicht vor sich einen rundlichen Dünenhügel aus feinem Sande, der ein wenig über die Fluth ragte; die Frau aber sah er im gleichen Augenblicke wie einen leuchtenden Nebel lautlos ins Meer tauchen. Und als die nächste Welle ihn dort auf den Sand trug, war und blieb sie verschwunden. Er merkte aber zugleich, indem er nun frei ausblickte, daß die kurze Dämmernacht über seinem mühsamen Treiben fast herumgegangen war und die Morgenröthe schon wieder in feurigen Gluten stand Und ganz kurze Zeit noch, so kam die Sonne aus dem Meere in ihrer Wärme und Herrlichkeit.

So saß er nun einsam mitten in den Wogen und blickte suchend in der Runde umher und nach dem Lande zurück, von dem er gekommen war: doch das konnte er mit den Blicken nicht mehr finden, auch nicht den feinsten Streifen, und doch war ganz klare Luft jetzt, und er war unmöglich so weit geschwommen, daß ihm die hohen Walddünen aus dem Gesichtskreise konnten gerückt sein. Es war nicht anders als sei das ganze Land vom Meere verschlungen.

So blieb er verlassen auf dem einsamen Sande zwischen Himmel und Meer wie auf einem verschlagenen Schiffe, und die Wellen wanderten mit stetigem Rauschen an ihm vorüber. Er versuchte, wieder ins Wasser zu tauchen und in seiner Richtung, die die Sonne ihm angab, zurückzuschwimmen; doch es gelang ihm nicht, auch nur ein Kleines von der Sandbank sich zu entfernen; es war, als ob unsichtbare Hände ihn immer wieder zurück zerrten und zwängen. Und ihn überkam ein Entsetzen ob solcher einsamen Gefangenschaft. Er saß nun hülflos Stunde um Stunde und sah nichts Lebendes rings in Nähe und Ferne, weder ein Segel noch eine Möve in der Luft, noch einen Fisch oder auch nur eine Qualle im Wasser; Alles war todtenstill, indessen die Sonne emporstieg zu ihrer leuchtenden Mittagshöhe und sich langsam wieder senkte.

Eines aber war ihm erstaunlich, daß er in aller Länge dieser Zeit weder Hunger noch Durst empfand, auch keine Beschwerde weder Mittags von der Sonnengluth noch Morgens von der Kühle, obwohl er so nackend war; in in allen diesen Dingen fühlte er vollkommenes Behagen.

Als die Sonne ein wenig tiefer sank, ward er gewahr, daß in aller Weite das Meer sich beruhigte und kaum leise Wellen noch spielten; ganz in der

Nähe um seine Düne herum aber brandeten und brausten die Wogen immer gleichmäßig weiter mit aller Gewalt, als ob aus der Tiefe ein wühlender Strudel heraufstiege.

Und die Sonne sank noch tiefer, fast schon zum Untergange: da wurden ihm allmälig unter dem Wasser huschende Gestalten sichtbar wie Robbengethier oder sehr große Fische. Die spielten und kollerten in der Fluth voll fröhlichen Uebermuths, schlugen Purzelbäume, jagten und haschten einander, führten taumelnde Tänze auf und zeigten in jeder Bewegung ein unsägliches Wohlbehagen. Bald entdeckte er, daß es in Wahrheit menschliche Geschöpfe waren, Männer, Weiber und Kinder, nur daß sie statt der Beine Fischschwänze hatten; und damit schlugen sie manchmal über dem Wasser in die Luft, daß es klatschte und der Schaum hoch emporspritzte.

Auch mit den Gesichtern kamen sie häufig ganz nahe an die Oberfläche und glotzten ihn an, hüteten sich aber wohl, darüber emporzutauchen, so lange die Sonne am Himmel stand, sondern hielten sich strenge unter dem Wasser. Doch sah er genau, daß sie grünliche Haare hatten wie feine Ranken von Wasserpflanzen, und die Weibchen trugen Muscheln, Bernstein, Seesterne und anderes Gethier reichlich in ihren Haaren.

Und wie er nun sah, daß ihnen Allen so wohl war in dem molligen Wasser, ergriff ihn eine gewaltige Lust, gleichfalls wieder hineinzuspringen und im Bade mit ihnen zu spielen. Doch eben als er's thun wollte, bemerkte er, wie eine der Frauen unter dem Wasser ihm lebhaft zuwinkte, daß er's nicht thun solle; und siehe, da erkannte er, daß es eben jene Frau war, die er gestern schon aus der Ferne vom Ufer her erblickt hatte. Er sah aber auch, daß sie herrliche blonde Haare hatte und nicht grüne wie die Anderen, und die überdeckten beim Schwimmen ihren ganzen Leib, nur die Füße glänzten weiß darunter hervor, und das waren rechte Menschenfüße und keine Fischflossen.

Obgleich sein Verlangen, zu ihr da hinabzutauchen, jetzt nur noch größer geworden war, bändigte er es doch um ihres Abmahnens willen und hielt sich still auf dem Sande.

Gleich danach aber sank die Sonne wieder ins Meer, und augenblicks, als auch ihr oberer Rand verschwunden war, schossen die lustigen Geschöpfe aus dem Wasser heraus, spielten jetzt auch oben in der sonnenlosen Helle und wälzten sich wonniglich auf den Schaumkämmen der Wellen. Nur die Eine, die er am liebsten so gesehen hätte, kam nicht herauf, und er sah ihr Antlitz immer nur wie durch einen fließenden Schleier. Und als sie doch einmal auftauchte, zeigte sie ihm ihre Züge nicht, sondern blickte abgewendet stumm in das Abendroth und in das goldene Band, das von da über die Wellen herüberfloß.

Als das Abendroth aber wiederum blasser ward und weiter nach Norden herumrückte, fingen die Kinder der Seemenschen an, müde zu werden, und weil sie sehr quarrten, fuhren die Mütter mit ihnen in die Tiefe; die Männer verweilten noch ein wenig und tobten sich aus; und dann folgten sie gleichfalls und verschwanden einer nach dem anderen. Und nun legten sich die

Wellen auch hier rings um den Sand, und das Meer war still in Nähe und Weite. Nur das Licht ging nicht zur Ruhe, sondern leuchtete sanft weiter auf dem blinkenden Wasser und dem weißen Sande. Und der Mann saß regungslos und blickte voll Sehnsucht immer in die Tiefe.

Als die Mitternacht da war, vernahm er auf einmal aus dem Wasser einen dunkeln Ton wie ein Stöhnen oder Schluchzen, wie manchmal die Wellen tönend ans Ufer schlagen; und doch war um den Sand keine einzige Welle mehr. Und wieder ergriff ihn eine dunkle Sehnsucht, sich in die Fluth zu werfen und ihrer weichen Kühlung badend zu genießen. Doch als er hinzutrat und sich schon die Füße benetzen ließ, erhob sich die blonde Meerfrau nahe vor ihm halben Leibes aus dem Wasser und rief mit warnender Gebärde:

„Geh' nicht ins Wasser; heute Nacht würde es Dein Unglück."

Und er sah mit Erstaunen ihre große Schönheit; doch obgleich sie keinen Schleier trug, sah er sie doch wie etwas leise Verhülltes, als ob sie noch unter dem Wasser wäre, oder wie aus etlicher Ferne.

Erschrocken schwieg der Jüngling und blickte ihr fragend entgegen. Da begann sie, wieder zu ihm zu reden mit einer lieblichen Stimme, als ob sie sänge:

„Wenn Du vor Sonnenaufgang ins Wasser gehst, wirst Du nicht wieder zurückfinden, denn es ist heute die Sonnwendnacht und die Welt voll Zauber; und Du mußt hundert Jahre da unten bleiben, wie es mir geschehen ist, und darfst die Sonne nicht fühlen; nach hundert Jahren erst darf Dich eine Jungfrau erlösen, wenn sich je eine findet, die so gewaltigen Muth hat!"

„Und kannst Du denn erlöst werden?" rief er schnell und eifrig, von Mitleid zugleich und süßem Verlangen ergriffen. „Und kannst Du unter Menschen auf dem Lande leben?"

„Ich bin ein menschliches Mädchen," versetzte sie sanft, „und habe meine Kindheit unter Deinesgleichen verlebt; aber heute sind es hundert Jahre, seit ich im Wasser hause: doch bin ich in dieser Zeit nur um ein Jahr älter geworden, denn die Seemenschen, zu denen ich gesellt bin, leben hundertmal länger und langsamer als die oberen Menschen."

„Und wie bist Du unter das Wasser gerathen?" fragte er voll Theilnahme, „wer hat Dich so verzaubert?"

Er sah eine Thräne in ihrem Auge schimmern, und mit trauriger Stimme begann sie zu erzählen:

„Als ich ein Ding war von siebzehn Jahren, waren die jungen Burschen mir alle sehr zugethan, und viele wollten mich gern heirathen. Ich aber war wohl freundlich mit ihnen, wenn mir so die Laune stand, doch heirathen mochte ich Keinen, weil ich Keinem so von Herzen gut war. Aber dann kam Einer, der gefiel mir über die Maßen, er hieß Klaus Ravenstein und war ein Seefahrer —"

„Großer Gott," unterbrach der Jüngling sie überrascht, „so muß das mein Urgroßvater gewesen sein. Mein Vater heißt Klaus, und der heißt so nach seinem Großvater, der ein Seefahrer war wie ich."

„Dann ist er's gewesen," sprach die Jungfrau im Wasser, „ich dachte mir gleich so etwas, als ich Dein Gesicht sah: Du bist ganz sein Ebenbild."

„Ist das aber merkwürdig!" rief er verwundert.

„Ja, es ist sehr merkwürdig," bestätigte sie. „Aber merkwürdig ist dies Alles. Also diesem Manne war ich so gut, wie ich's gar nicht sagen kann, ja so sehr gut, daß ich mich selbst dessen schämte. Und weil ich mich so schämte, zeigte ich ihm niemals ein freundliches Gesicht wie allen anderen Burschen, sondern begegnete ihm alle Zeit trotzig und böse. Und wie er mich nur noch feuriger umdrängte, benahm ich mich erst ganz feindselig und mußte mich doch in mir mit aller Gewalt gegen ihn stärken, so sauer wurde es mir; aber ich meinte, ich müßte in die Erde sinken vor Scham, sollte ich ihm meine Liebe bekennen, und er dürfte mich küssen: und doch ging dahin wieder mein ganzes Verlangen.

Also sträubte ich mich und rang mit mir selber. Und nun war's in der Sonnwendnacht, die feierten wir mit Tanzen und Spielen. Und ganz um die Mitternacht lief ich hinaus an den Strand in die Kühle, weil mir's im Herzen zu heiß war; aber die Brandung war heftig und trug einen erfrischenden Hauch zum Lande.

Da trat er plötzlich zu mir und redete sehr laut, um das Brausen zu übertönen, daß er mich gar zu lieb hätte und gern mein Mann werden möchte. Ich zitterte gewaltig und wäre ihm gern um den Hals gefallen. Doch ich trotzte noch einmal mit meiner letzten Kraft und rief: „Ich mag im Leben nicht heirathen; ich will meine Freiheit behalten als ein lediges Mädchen." Da übermannte ihn ein Zorn über meinen Eigensinn, denn er fühlte gewißlich, wie es um mich stand und daß ich mich nur zierte. „So hast Du wohl Fischblut in den Adern," rief er ganz grimmig, „und Du thätest besser, mit den Seejungfern herumzuplätschern im kalten Wasser."

„Ei, das thät' ich auch am liebsten," antwortete ich, „ach, wie muß es schön sein im kühlen Wasser! Wer doch jetzt gleich so davonschwimmen könnte!" Und ich trat so nahe an das Wasser, daß die Wellen meine Füße schon überspülten. Denn es hatte mich ein Uebermuth ergriffen, weil er von meinem Fischblut sprach, da es in mir doch so heiß war.

Er aber packte mich scharf an der Hand und suchte mich zurückzuziehen und sprach dazu warnend fast mit etlicher Strenge:

„Frevle nicht, Mädchen! Es ist Sonnwendnacht und die Sonne längst unter. Siehe zu, daß die Nixen nicht Macht gewinnen über Dich."

Mich ergriff ein tiefes Grauen bei diesen seinen Worten, aber ich wollte mir's nicht merken lassen, daß er so große Gewalt hatte über mein Herz mit seiner Rede; und ich riß mich los und lief bis an die Kniee ins Wasser hinein und rief sehr laut über die Brandung hin: „Ei, so kommt doch, Seejungfern! Seejungfern, kommt!"

Ich hoffte aber, damit ihn recht zu verängstigen, daß er mir nachkäme und mit Gewalt mich zurückzöge; und ich ahnte, daß ich dann wohl endlich nichts mehr gegen ihn vermögen würde.

Aber da fühlte ich plötzlich, wie die Füße mir weggerissen wurden mit unwiderstehlicher Kraft, und es zerrte und sog mich mit den Wellen immer

weiter in die See hinaus. Ich hörte ihn noch aufschreien und sah, wie er sich in die Brandung mir nachwarf; aber dann vergingen mir die Sinne.

Als ich wieder erwachte, fand ich mich in einer wunderbaren Grotte von schimmerndem Gestein und von Muscheln, und unter seltsamen Pflanzen, deren Gleichen ich niemals gesehen hatte, und allerlei Fische und fremdartiges Seegethier schwebte um mich herum. Daß ich unter Wasser war, konnte ich nicht sehen noch fühlen, sondern es war mir ganz so zu Muthe, als wäre ich wie immer in der freien Luft.

Nun aber kamen Seemenschen in großer Zahl, Männer, Frauen und Kinder, und glotzten mich an und befühlten und streichelten mich. Und ein ganz Alter mit einem riesigen Busch Seetang als Bart kam und sagte mir Bescheid: daß ich fortan bei ihnen bleibe als Seejungfrau auf mindestens hundert Jahre; und wenn dann Niemand komme und mich erlöse, abermals hundert Jahre und so fort und weiter. „Durch das erste Jahrhundert aber," sagte er, „mußt Du Deine oberseeische Gestalt noch behalten und damit leider etwas schwerfällig bleiben; danach aber werden Dir Schwimmhäute wachsen zwischen den Fingern und kleine Flossen an den Füßen; und im dritten Jahrhundert werden Deine Beinchen sich mit Schuppen bedecken und im vierten zusammenwachsen zu einem brauchbaren Flossenschwanz: und dann bist Du großjährig und kannst einen ordentlichen Wassermann heirathen."

Und als ich weinte und jammerte, tröstete er mich freundlich: „Das ist nur im Anfang, daß Dir Manches nicht gefallen mag; bald wirst Du Dich eingewöhnen und Dich sehr viel wohnlicher fühlen als oben auf dem Lande. Denn hier ist zehnmal mehr Freiheit als dort, Keiner hindert den Andern, und kann Jeder umherschwimmen, wo es ihm beliebt. Und es gibt nichts Verbotenes und gibt kein Eigenthum, daß einem Andern gehörte, und es gibt auch keine Arbeit. Darum sind wir Seemenschen so glücklich und immer vergnügt. Auch kennen wir keine Gefahren, denn alle die andere Seebrut respectirt uns; sogar wenn sich einmal ein Haifisch in die Ostsee verirrt, kann er uns nichts anhaben, weil wir unverdaulich sind. Nur eine große Gefahr ist, die ist ängstlich zu meiden, und das gilt nun auch für Dich: wen ein einziger Sonnenstrahl außerhalb des Wassers trifft, der muß augenblicklich sterben und zergeht zu Schaum, und wir kennen kein Mittel zur Rettung. Andere Krankheiten aber gibt es nicht unter den Nixen."

Anfangs glaubte ich nicht, daß ich mich je hier würde einleben können, und wäre am liebsten gleich an die Sonne geschwommen und hätte mich tödten lassen. Aber es war noch Nacht, und als ich hindurch fuhr, gefiel mir das Schwimmen und Wiegen auf den weichen Wellen gar so überaus gut. Und so gewöhnte ich mich immer mehr ins Behagen hinein. Und die Seemenschen sind ein gutherziges Völkchen und leichten, lustigen Sinnes, man verträgt sich mit ihnen gut. Und so wurde ich auch bald lustig und guter Dinge und spielte mit ihnen gern.

So wäre ich wohl ganz glücklich gewesen und würde vielleicht niemals das Verlangen nach Erlösung gespürt haben, wenn nicht doch zweierlei Dinge meine Ruhe getrübt hätten. Zum Ersten: daß ich die Sonnenwärme draußen

niemals mehr fühlen sollte, das bekümmerte mich und schuf mir eine tiefe, immerwährende Sehnsucht. Oft wartete ich, im Dünensande hingestreckt, bis zum allerletzten Augenblick, wo die Sonne herauf kommen sollte: doch immer siegte die Furcht und die Liebe zum Leben, und ich fuhr noch schnell in die Tiefe. Aber meine Sehnsucht nach einem Sonnenstrahl ward nur immer größer.

Und das Andere war dies: nach dem Manne, den ich so heftig geliebt hatte, empfand ich jetzt gar kein Verlangen mehr und auch keine Reue, noch irgend ein Bedauern; und auch, als ich nach etlichen Jahren zu wissen bekam, daß er sich ein anderes Mädchen zur Frau genommen habe, blieb ich immer gleich lustig, und auch als er später starb. Ebenso wenig Kummer machte mir die Trennung von Eltern und Freunden, und wie sie Alle starben, vermochte ich nie zu trauern. Weinen konnte ich nie mehr.

Darüber erschrak ich, wenn ich es bedachte, und ich nannte mich manchmal herzlos und grausam. Aber es ist nicht anders: alle diese Seemenschen kennen keinen Schmerz, weder des Körpers noch der Seele; sie bestatten ihre Todten unter Tanz und Spiel und fröhlichen Gesängen: und wenn einer Jungfer ihr Schatz untreu wird, so lacht sie nur schelmisch und nimmt sich einen Anderen, und ebenso vergnügt wechseln die Männer ihre Liebsten. Selbst wenn einmal ein Kind von einem Sonnenstrahl getroffen wird und vorzeitig sterben muß, trägt die Mutter kein Leid darum, sondern wartet geruhsam, bis sie ein neues kriegt.

Ich aber bekam um dieser ewigen Heiterkeit willen, mit der auch ich geschlagen war, ein heimlich Grauen vor mir selbst; mir war immerfort, als sei eine große Leere in mir und als sei mir das Beste vom Leben hinweggenommen. Doch ich fühlte diese Leere nur dumpf und verworren, wie man in der schönen Oede des Meeres wohl heimlich etwas vermißt, und doch selber kaum weiß, daß man ein Stückchen Land sucht, sei's auch nur eine Klippe, um das Auge darauf ruhen zu lassen. Also trug ich immer in mir eine dumpfe Qual, wie man wohl im Traume ein Kopfweh fühlt, aber weinen konnte ich nicht, sondern immer nur lachen.

Und heute sind hundert Jahre vergangen, seit ich so verzaubert ward. Und heute kann ich erlöst werden zu Sonnenstrahlen und zu warmen Thränen, wenn ein Mann den Muth hat, allem Zauber zu trotzen."

„Wie sollte ich solchen Muth nicht haben?" rief der Jüngling ergriffen und voll feuriger Sehnsucht, „bin ich doch ein Schiffer und an hundert Gefahren gewöhnt; und noch kann Niemand von mir sagen, ich habe mich gefürchtet. Und jetzt will ich jedes Wagniß mit Freuden unternehmen, nur um einmal Dein Antlitz ganz unverschleiert im Sonnenlicht zu erblicken."

„Ja," sagte die Jungfrau, „ich bin unter den Nixen zehnmal schöner geworden, als ich vordem war." Und dann that sie einen tiefen Seufzer, als ob eine Furcht sie beschleiche, sprach aber nichts wieder. Da fragte er eifrig:

„Was kann ich thun, daß ich Dich erlöse?"

Sie seufzte noch einmal und sprach:

„Ich muß Dir in drei Gestalten erscheinen, und jedesmal mußt Du zugreifen und mich schnell auf den Mund küssen. Und wenn Du nur einmal

einen einzigen Augenblick zögerst und auch nur in Deinem Herzen von einer Zagheit befallen wirst, dann ist Alles verloren. Dann muß ich wieder hundert Jahre im Wasser verleben mit leerem Herzen, lachend und ohne die Sonne. Aber auch Du würdest nimmermehr glücklich werden: darum besinne Dich wohl, ehe Du das Wagniß beginnst."

Der junge Schiffer jedoch wollte von keinem Bedenken wissen, sondern bat nur flehentlich:

„Steige herauf zu mir, in welcher Gestalt es auch sei. Ich kenne mich genug, daß keine Zagheit mich befallen kann."

„So bereite Dich auf Schreckliches!" mahnte sie darauf und tauchte in die Tiefe. Und die Fluth lag über ihr still und glatt wie ein Spiegel.

Doch nicht lange danach geschah ein Rauschen aus der Tiefe, und riesige Wogen wallten auf und zischten und schäumten mit einem mächtigen Strudel; und das Wasser war schlammig und roth gefärbt wie von lauter Blut. Der Schiffer sah es und zagte nicht. Und plötzlich schoß aus dem Strudel ein Haifisch hervor und warf sich auf den Sand und schnappte nach ihm und zeigte in seinem Rachen viele entsetzliche Reihen bluttriefender Zähne.

Der Jüngling umfaßte mit beiden Armen das ungeheure Scheusal und hielt es fest und küßte es gerade auf das gierig klappende Maul. Und da war's ihm, als ob er zwei weiche, warme Lippen berühre. Das Unthier aber entschwand ihm aus den Händen, als ob es zerflösse; und der Strudel schloß sich, und die Wellen zerglätteten sich, und war wieder eine herrliche Stille auf dem Wasser. Und der Himmel röthete sich ein wenig kräftiger mehr nach dem Osten zu und verhieß einen klaren und freundlichen Morgen. Der junge Schiffer aber stand in heiterer Siegeslust und wartete des Kommenden.

Da rührte sich das Wasser zum andern Mal noch wilder und schrecklicher, und es war dick und widrig und von scheußlicher Schwärze. Und der Strudel that sich auf wie ein gähnender Riesenrachen und warf ungeheure und heulende Wogen in die Höhe und nach allen Seiten. Und dann kroch aus dem Strudel ein Ungethüm hervor, wie er so gräßlich es niemals gesehen hatte, ein Meerpolyp war es mit riesenhaften Fangarmen, jeglicher so dick wie der Mastbaum eines Bootes und mit ekelhaften Saugnäpfen über und über besetzt; dazwischen saß der greuliche Kopf mit stier quellenden Augen, die ihn mordbegierig anglotzten. Und die Fangarme schlenkerten sich von allen Seiten um seinen Leib und sogen sich fest und preßten qualvoll seine Glieder zusammen.

Er aber fürchtete sich auch nicht auf eines Augenblickes Dauer, sondern bewegte den Kopf, den er allein noch zu rühren vermochte, und suchte das grauenhafte Maul dieser Ungestalt und drückte seine Lippen kräftig darauf.

Da empfand er noch süßer eine Wärme und Weiche, und das Schreckbild zerfloß und entglitt in den Strudel. Und die Wellen wurden still und ebneten sich zu einem freundlichen Geplätscher. Den Himmel aber bedeckte ein noch köstlicheres Roth und verkündeten das Nahen der siegenden Sonne.

„Nun wird das Furchtbarste kommen, aber ich will es bestehen," dachte der Jüngling mit herrlicher Zuversicht.

Es erhub sich aber zum dritten Male kein wilder Strudel, keine Sturmwogen brausten auf, sondern einzig ein sanftes Kräuseln spielender Wellen verkündete ein neues Wunder. Und als es auftauchte, war es die Jungfrau aus dem Meere in ihrer eigenen Gestalt, umhüllt von ihrem Blondhaar und von dem geblähten Schleier luftig umweht.

So stieg sie aus dem Wasser und trat auf den Sand und stand vor ihm in ihrer Schönheit und wartete seines Kusses; und sie war nun so wunderschön in dieser Nähe und Klarheit, wie er's noch immer zuvor hatte glauben können. Und der Schein der Morgenröthe umspielte die weißen Glieder, von denen das Wasser leise abtropfte, mit einem wunderbaren Schimmer.

Als der Jüngling sie so sah in der überschwenglichen Lieblichkeit, und all' sein Glück schon vollendet schien, und er sie nun küssen sollte, da überfiel ihn jählings eine süße, bebende Zagheit, daß er im Herzen meinte, es könne ja nicht möglich noch ihm vergönnt sein, ein so begnadetes Geschöpf mit seinen Armen zu berühren und liebend zu empfangen.

Doch indem er in so demüthigem Bangen wenige Secunden lang zauderte, schaute sie ihn an mit einem jammervollen Blicke, und er sah ihre Lippen sich leise öffnen wie zu einer klagenden Frage: und da kam schon die Besinnung, und er breitete die Arme aus und umschlang ihren holden Leib. Allein eben in dem Augenblick, ehe seine Lippen die ihren berührten, stieg der obere Rand der Sonnenscheibe aus dem Meere herauf und sandte den ersten Strahl auf das erschauernde Weib.

Und wohl empfing sie des Mannes Kuß und küßte ihn wieder: doch erlöst werden konnte sie nicht mehr, sondern sie sank ohne Laut leblos aus seinem Arme, und er konnte sie nicht festhalten. Die Wogen schwollen auf und zogen sie in die Tiefe, und er sah nur einen letzten, sterbenden Blick noch voll Liebe auf sich gerichtet.

Und alsbald versank auch der Sand unter seinen Füßen, und das Wasser umspülte seine Kniee und schon seine Brust. Da erblickte er plötzlich in mäßiger Ferne den Strand mit den Walddünen und schwamm dort hinüber und erreichte ungefährdet das sichere Ufer. Doch er blieb für immer gestörten Geistes; er redete Dinge, die Niemand verstand und Niemand ihm glauben mochte. Er fuhr nicht mehr zur See und war auch als Fischer nicht zu gebrauchen; er stand ganze Tage hindurch, und besonders in den hellen Nächten, am Strande und blickte sehnsüchtig in die Weite hinaus, und Niemand begriff es, wonach er da spähte.

Giulio Ceradini.

[Nachdruck untersagt.]

Mehr als ein Jahr ist verflossen, seitdem dieser höchst eigenartige, ausgezeichnete Gelehrte gestorben ist. Sein letzter Wille legte den Verwandten und Freunden zunächst Schweigen auf. Nicht einmal eine Todesanzeige gestattete er seiner untröstlichen Gattin. — Jetzt aber erfordert es die Gerechtigkeit, welche auch dem Verstorbenen am Herzen lag, seine Verdienste der Mit- und Nachwelt ins Gedächtniß zu rufen.

Giulio Ceradini, Sohn eines Ingenieurs, am 17. März 1844 zu Mailand geboren, ebenda am 24. Juli 1894 gestorben, studirte mit großem Eifer und Erfolge Medicin: in Pavia und Palermo, woselbst er 1868 die Doctorwürde erhielt. Die italienische Regierung verlieh dem hoffnungsvollen Forscher ein Reisestipendium, das ihm die Möglichkeit gewährte, im physiologischen Laboratorium des großen Helmholtz zu Heidelberg und sodann in der berühmten physiologischen Anstalt des Altmeisters Ludwig in Leipzig zu arbeiten. Nach Ablauf seiner wissenschaftlichen Sendung wirkte er zu Florenz im Institute des bekannten Physiologen M. Schiff, bis er im October 1873 den Lehrstuhl der Physiologie in Genua erhielt. Er lehrte dort sechs Jahre lang mit Auszeichnung. Da ihm aber die Mittel zur Einrichtung eines physiologischen Instituts versagt blieben, so wendete er sich dem Studium der Geschichte der Physiologie zu.

Im Mai 1881 lud ihn Professor Cremona, der zur Reorganisation der verwahrlosten Volksbibliothek Victor Emanuel ernannte Regierungscommissar, ein, dieselbe zu ordnen. Durch Mißhelligkeiten zwischen dem Unterrichtsminister und dem Commissar wurde Ceradini's Anstellung als Bibliothekar verhindert. Er kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, wo die Elektrotechnik sein Interesse in Anspruch nahm. Er legte seine Professur nieder, um das von ihm erfundene automatische Blocksystem zur Verhütung des Zusammenstoßes von Eisenbahnzügen auszubilden. Diese ebenso ingeniöse wie menschenfreundliche Erfindung wurde aus ökonomischen Rücksichten von den Eisenbahnverwaltungen nicht eingeführt.

Er wandte sich nunmehr völlig seinen historischen Lieblingsstudien auf dem Gebiete der Geschichte der Physiologie zu, verfaßte mehrere ausführliche Abhandlungen über die Entdeckung des Blutkreislaufs und plante eine Lebensbeschreibung des Naturforschers und Theologen Servet, der auf Calvin's Antrieb in Genf als Ketzer verbrannt worden ist. Das Reformationszeitalter fesselte ihn in vieler Beziehung. Er studirte zu diesem Zwecke während der Jahre 1888 und 1889 mit großem Eifer in vielen Bibliotheken Italiens, Deutschlands und der Schweiz die Urkunden aus dem späteren Mittelalter. Seine fein gebildete Gemahlin war ihm auch bei dieser Gelegenheit sachverständige Helferin. Als er die Bibliothek in Cremona durchforschte, entdeckte er dort zwei außerordentlich seltene Globen von Mercator aus den Jahren 1541 und 1551: die Erdkugel und die Himmelskugel. Er vertiefte sich nunmehr in die Geschichte der Geographie, die er mit seinen kritischen, naturwissenschaftlichen und technischen Talenten in höchst origineller Weise durchforschte — bis der Tod seinen Arbeiten ein Ziel setzte. Seine kritischen Notizen

zur Geschichte der Geographie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sind, auf Seite 296 mitten im Satze unterbrochen, als Bruchstück von seinen Hinterbliebenen 1894 herausgegeben worden.

Ceradini hat Bedeutendes geleistet: als Physiolog, als Techniker und als historischer Kritiker. Die Lehre von der Function des Herzens verdankt ihm ein Fundament. Er hat durch seine ins Deutsche übersetzte Abhandlung: „Der Mechanismus der halbmondförmigen Klappen" (Leipzig 1872) bewiesen, daß die arteriellen Klappen schon am Ende der Systole — durch Wirbelbewegung des Blutes im Anfangstheile der Aorta und der großen Lungenschlagader — geschlossen werden, deshalb ohne Rückstrom arbeiten, während die meisten Ventilpumpwerke mit 15 Procent Verlust das Wasser fördern. Durch sinnreiche Vorrichtungen hat er es ermöglicht, daß man am todten, von Wasser durchströmten Kalbsherzen jedem Studenten die Bewegung der Klappen während ihrer Function deutlich zeigen kann. Es ist sein einfacher Glasapparat für den Unterricht in der Physiologie jedem Lehrer, der ihn kennt, unentbehrlich. — In dieser kurzen, doch inhaltreichen Monographie zeigt er auch sein historisch-kritisches Talent, indem er nachweist, daß die von Brücke dem Herzen wieder zugewiesene Selbststeuerung nicht existirt. — Werthvoll ist auch sein Vortrag (1869) im naturhistorisch-medicinischen Vereine zu Heidelberg, wodurch er zeigt, daß das Herz vermöge eines Theiles seiner Volumenveränderung den Inhalt des Brustkastens bei seinem Schlage ändert und hierdurch athmen hilft. Ebenso wichtig ist seine im Jahre 1873 veröffentlichte Untersuchung über den Tod durch Ertrinken und durch Eindringen von Luft in die Venen; desgleichen seine pharmakologische Erstlingsarbeit über ableitende Arzneien.

Das „automatische Blocksystem Ceradini's" zeigt den genialen Erfinder. Der Zweck dieser Einrichtung ist, den Locomotivführer während der Fahrt durch ein elektrisches Pfeifensignal zu benachrichtigen, daß die nächste (etwa 5 Kilometer lange) Blocksection frei von Eisenbahnzügen ist: sowohl von solchen, die entgegenkommen, wie von denen, welche folgen. Ceradini hatte mit diesem Problem sich schon als Student beschäftigt und verfolgte dasselbe mit Zähigkeit bis zum Gelingen im Jahre 1879. Sein Werk wurde auf der Pariser elektrischen Ausstellung im Jahre 1881 preisgekrönt und auf der Mailänder Industrieausstellung (hors concours) als trefflich anerkannt. Bei der letzten Vollendung des Apparates hat Ceradini neue kinematische Probleme gelöst. Das Blocksystem ist auf den Strecken Mailand-Corsico und Genua-Recco mit Erfolg erprobt, aber, wie oben erwähnt, aus Sparsamkeitsgründen nicht zur Anwendung gebracht worden.

Der Schwerpunkt von Ceradini's Interesse lag auf dem Gebiete der historischen Kritik. Schon in seinen experimentellen Arbeiten räumt er der kritischen Forschung einen ungewöhnlich breiten Raum ein. In seinem Buche „Ueber die Entdeckung des Kreislaufs" vertieft er sich mit scharfem Urtheile in die Streitfrage, ob Realdo Colombo oder Miguel Servet oder Andrea Cesalpino den Blutkreislauf entdeckt haben. Seine Gegner: den magdeburgischen Pfarrer Tollin und den Physiologen Preyer, welche für des Märtyrers Servet Entdeckerrecht eingetreten waren, bekämpfte er mit Gelehrsamkeit und leidenschaftlichem Eifer. Jahre lang durchforscht er die alten Schriften, um Beweise für seine Ansicht beizubringen, und verbreitet sich dabei über allerhand Fragen. So bringt er in seinem letzten gelehrten Buche „Ueber Mercator's Globus" unter vielem Anderen eine etymologische Studie über den Namen Servet, worin er es wahrscheinlich zu machen sucht, daß Servede ein von seinen Mitschülern in Toulouse erfundenes Anagramm seines wahren Namens Reves sei, und dies die Bezeichnung seiner Heimathgemeinde. Hierzu macht er die allgemeine Bemerkung, daß in Italien und Spanien die Familien den Namen ihres Geburtsortes annehmen, während in Deutschland häufig der Name des Gewerbes den Familien bleibt, welche dasselbe durch Generationen betrieben haben.

Dieser unwiderstehliche Trieb, jeder Einzelheit nachzugehen, beeinträchtigt seine Darstellung und erschwert das Studium seiner historischen Arbeiten, zumal seiner

letzten. Zur „Beschränkung des Meisters" hat er sich nicht verstehen mögen. In dem Reichthume seiner Mittheilungen erkennen wir aber die Beweglichkeit und Auffassungskraft seines Geistes. Ein hervorragender Geograph dankte ihm für sein letztes Werk, indem er schrieb: „daß es auf sehr gründlichen und eindringlichsten Studien basirt und eine Fülle sehr interessanten Details enthält. Es thut in dieser Zeit des Scheins und des Truges wirklich wohl, wieder einmal einer völlig selbstständigen und wahrhaft reellen Arbeit zu begegnen." Derselbe bemerkte später: „Bei dem außerordentlich reichen und mannigfaltigen Inhalt des Buches wird es im höchsten Grade wünschenswerth, daß Sie ein ausführliches alphabetisches Register beifügen." Ceradini beklagt selbst, daß Alexander von Humboldt seiner „Geschichte der Geographie . . . . im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert" kein Register zugegeben habe, und hätte darum wohl durch ein solches sein eigenes Werk leichter verwerthbar gemacht, wenn ihm längeres Leben den Abschluß ermöglicht hätte.

Talent und Fleiß des vielseitigen Gelehrten verdienen unsere hohe Anerkennung. Viel bewundernswerther ist aber noch der Charakter von Ceradini. Er glich in mancher Beziehung dem Marcus Porcius Cato. Wie dieser that er schon in seinem siebzehnten Jahre (als Gymnasiast) Kriegsdienste. Er folgte Garibaldi durch Sicilien, mußte jedoch von Messina heimkehren, weil Malariafieber ihn zu verderben drohte. Rechtschaffen und ehrbar, furchtlos und scharfen Geistes, pflichttreu und „Feind aller Büberei und Gemeinheit, wie aller Eleganz und Feind seiner Feinde" wie Cato (nach Mommsen's classischer Charakteristik), hat er sein Leben lang gegen Alles gekämpft, was er für falsch hielt. Mit seinen literarischen und amtlichen Gegnern lebte er in offener, unversöhnlicher Fehde. Aber niemals leitete ihn ein anderer Beweggrund als die Liebe zur Wahrheit, wie er sie verstand.

Wesentlich unterschied sich Ceradini von seinem antiken Vorbilde durch seine vornehme Uneigennützigkeit. Bei einer Choleraepidemie, welche 1867 in der Provinz Novara ausgebrochen war, pflegte er, noch Student, die Kranken mit Aufopferung, ja mit Enthusiasmus. Das Honorar, welches er von den dankbaren Gemeinden erhielt, schenkte er (obwohl selbst wenig bemittelt) zur einen Hälfte den Armen der heimgesuchten Bezirke; für die andere Hälfte erwarb er werthvolle lateinische Werke, die er später der Bibliothek Victor Emanuel überwies. Sein Mangel an Erwerbstrieb hinderte ihn auch am Erfolge in der Technik.

Ungleich dem beredten alten Römer, war er befangen, wenn er öffentlich sprechen mußte, sogar in seinen akademischen Vorlesungen, während er im Freundeskreise witzig und scharf discutirte, aber dabei oft unschuldig kindliche Bemerkungen machte, die sein naives Gemüth offenbarten. Er liebte Kinder zärtlich und wachte ängstlich darüber, daß sie nichts Unlauteres hörten oder sahen. Er litt es nicht, daß man körperliche Mängel besprach, denn „Häßlichkeit sei ein Unglück, wie Schönheit ein unverdientes Geschenk". Seine Frau, die Schwester seines Jugendfreundes Professor Bozzolo, liebte und verehrte er innig und trug sie in ihrer schweren Krankheit buchstäblich auf den Händen. Seine Ehe blieb kinderlos, daher konnte das unzertrennliche Paar alle Studienreisen gemeinsam machen.

Den Freunden war er treu bis zur Aufopferung. Seinen ihn hochschätzenden Meister Ludwig verehrte er wie ein Sohn. Während man Cato nachsagte, daß er garstig gewesen sei, „mit grünen Augen und rothen Haaren", war Ceradini eine Erscheinung, wie die Maler des Cinquecento den Apostel Johannes dargestellt haben: Seine schlanke, etwas gebeugte Gestalt trug einen bedeutenden Kopf, dessen Gesicht eingerahmt war von langem, lockigem, schwarzem Haupthaare und sanft gekräuseltem, dunklem Vollbarte. Blaue, große Augen glänzten im milden Antlitz, dem nur eine kräftige Nase energischen Ausdruck verlieh.

Ein ideales Dasein hat mit ihm geendet, edlen Jünglingen ein begeisterndes Vorbild.

H. Kronecker (Bern).

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte December.

Eine Ministerkrisis in Preußen gab der inneren Politik bei der Eröffnung des deutschen Reichstages das eigenthümliche Gepräge. Mußte doch die Beurlaubung des Herrn von Köller von Anfang an so aufgefaßt werden, daß der preußische Minister des Innern von seinem Posten zurücktreten würde, wenn anders die Krise nicht größeren Umfang annehmen und, anstatt auf die preußische Regierung beschränkt zu bleiben, die Reichsregierung in Mitleidenschaft ziehen sollte. Da der deutsche Reichskanzler Fürst Hohenlohe zugleich die Leitung des preußischen Staatsministeriums übernommen, konnte er sich nicht verhehlen, daß das Einvernehmen in diesem ernste Störungen erfahren hatte. Allem Anscheine nach waren es insbesondere die Mißhelligkeiten aus Anlaß der Reform des Militärstrafprocesses, die sich in einer Weise geltend gemacht hatten, welche ein gedeihliches Zusammenwirken des Herrn von Köller mit den übrigen Mitgliedern des preußischen Staatsministeriums schwierig erscheinen ließen. Hatten diese übereinstimmend das Princip der Oeffentlichkeit im militärischen Strafverfahren, abgesehen von den durch die Disciplin bedingten Ausnahmen, anerkannt, so machte Herr von Köller seine abweichende Auffassung in einer Form geltend, bei der die Harmonie mit den Ministercollegen kaum noch bestehen konnte. Wie wenig auch das entschiedene Eintreten für die von ihm als richtig erkannte Meinung dem früheren preußischen Minister des Innern hätte zum Vorwurfe gereichen können, mußten doch die näheren Umstände der Disharmonie den Ausschlag geben. Durchaus verfehlt wäre die Auffassung, daß lediglich eine sachliche Differenz zwischen Herrn von Köller und dem preußischen Kriegsminister, General Bronsart von Schellendorff, die Krisis veranlaßt habe. Vielmehr wirkte eine Reihe von Umständen zusammen, unter denen der Conflict in Sachen der Reform des Militärstrafprocesses gewissermaßen das erste Glied der Kette bezeichnet.

Mag aber immerhin der frühere preußische Minister des Innern sich in einen gewissen Widerspruch mit der Collegialverfassung des preußischen Staatsministeriums gesetzt haben, als er ohne ein zuvor mit dessen Leiter, dem Reichskanzler, erzieltes volles Einvernehmen die provisorische Auflösung socialistischer Organisationen anordnete, so wäre doch die Annahme irrig, daß der mit dem Rücktritte des Herrn von Köller nunmehr abgeschlossene Conflict in der milderen Auffassung des Fürsten Hohenlohe in Bezug auf die Socialdemokratie gewurzelt habe. Dies schließt allerdings nicht aus, daß der deutsche Reichskanzler über die Opportunität der vom früheren Minister des Innern getroffenen Maßnahmen eine abweichende Ansicht hegt. Zum Nachfolger des Herrn von Köller ist der bisher als Regierungspräsident in Düsseldorf wirkende Freiherr von der Recke ernannt worden, der, in den achtziger Jahren von Herrn von Puttkamer als vortragender Rath in das Ministerium

des Innern berufen, mit den Ressortverhältnissen wohl vertraut ist. Der neue Minister, der als tüchtiger Verwaltungsbeamter gilt, sieht sich jedenfalls vor eine schwierige Aufgabe gestellt, zumal unter anderen wichtigen Fragen auch die Reform der für die gesammte Staatsentwicklung bedeutsamen conservativen Partei nicht aus den Augen verloren werden darf.

Der deutsche Reichstag ist am 3. December eröffnet worden. Der Kaiser, der aus Anlaß der Gedenkfeier der Schlacht von Loigny-Pouprey bei dem diesen Ehrentag festlich begehenden ersten Leib-Kürassierregimente in Breslau verweilte, hatte den Reichskanzler Fürsten zu Hohenlohe mit der Verlesung der Thronrede beauftragt. Schwungvoll knüpfte diese an die welthistorischen Ereignisse an, durch die vor einem Vierteljahrhunderte die Begründung des Reiches herbeigeführt wurde. Es empfiehlt sich aber, an die frühere Zerrissenheit des Vaterlandes zu erinnern, um im Tagesstreite der Parteien die großen Errungenschaften nicht aus den Augen zu verlieren, die, auf blutigen Schlachtfeldern vorbereitet, in langjähriger Friedensarbeit fortentwickelt und bewahrt worden sind.

Mit Fug wird unter den Berathungsgegenständen, die dem Reichstage in dieser Session unterbreitet werden sollen, der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches an die Spitze gestellt. Gehört es doch zu den im Auslande kaum verständlichen, sicherlich nicht berechtigten Eigenthümlichkeiten, daß es in Deutschland bisher kein einheitliches Civilrecht gibt, ja, daß sogar in den einzelnen Bundesstaaten die verschiedenartigsten Rechtsnormen zur Anwendung gelangen. Welche Unzuträglichkeiten für Handel und Verkehr sich aus solcher Verschiedenheit ergeben müssen, leuchtet ohne Weiteres ein. So werthvoll erscheint aber die Rechtseinheit, daß die Nachtheile, die sich hier und da aus der Beseitigung einzelner für einen größeren Landestheil immerhin bewährter Bestimmungen ergeben könnten, nur leicht ins Gewicht fallen. Mag auch der Eine in dem von ausgezeichneten Juristen ausgearbeiteten Entwurfe manche praktische Anordnung des preußischen Landrechts vermissen, mag ein Anderer, dem dieses zu casuistisch erscheint, eine noch weiter gehende Berücksichtigung der nationalen Rechtsentwicklung für geboten erachten, mag der Dritte in dem am deutschen Rheine erprobten französischen Civilrechte das anzustrebende Vorbild erblicken, während auch heute noch Manchem das Corpus juris civilis als das mit modernem Geiste zu beseelende Universalgesetzbuch erscheint, so müssen doch alle diese Gegensätze zurückstehen. Unzweifelhaft fordert der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches wie jedes Reformwerk in Einzelheiten die Kritik heraus; im Hinblick auf die Schwierigkeiten jedoch, die überwunden werden mußten, ehe in der Commission Einigkeit über die wesentlichen Punkte erzielt wurde, darf gehofft werden, daß in Bezug auf diese ohne zwingenden Grund keine neuen Veränderungen erfolgen. Gilt doch in diesem Falle vor Allem, daß das Bessere der Feind des Guten ist. Wohl werden noch Jahre vergehen, ehe Deutschland die Segnungen der Rechtseinheit genießt, der gegenwärtige Reichstag wird aber die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr der großen Gedenktage in würdiger Weise feiern, wenn er das große Reformwerk nach besten Kräften fördert.

Mit besonderem Interesse mußte diesmal den Ausführungen der Thronrede über die auswärtige Politik entgegengesehen werden. Tauchte nach der Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges in verschiedenen Organen des Auslandes die Ansicht auf, daß das Zusammengehen Deutschlands mit Rußland und Frankreich eine Lockerung des Dreibundes bedeuten könnte, so erwies sich diese Auffassung sehr bald als durchaus verfehlt. Richtig ist nur, daß die gemeinschaftliche diplomatische Action, an der Deutschland wirksamen Antheil nahm, demselben friedlichen Zwecke diente, dem die Tripelallianz ihre Entstehung verdankt. Mußte einerseits verhütet werden, daß Japan durch die dauernde Besetzung chinesischen Festlandes die Existenz des „Reiches der Mitte" bedrohte, so lag andererseits auch die Gefahr vor, daß Rußland, von Frankreich unterstützt, um die eigenen Lebensinteressen im äußersten Oriente zu wahren, intervenirte, worauf dann England nicht ermangelt haben

würde, gleichfalls und zwar im entgegengesetzten Sinne einzugreifen. Daher darf hervorgehoben werden, daß Deutschland im Wesentlichen bemüht war, den aus dem Kriege der beiden großen ostasiatischen Reiche drohenden weiteren Verwicklungen vorzubeugen. Konnte es aber den Anschein gewinnen, als ob Japan durch die Einmischung Deutschlands verstimmt wäre, so ist auch diese Gefahr vermieden worden, wie denn auch in der Thronrede betont wird, daß die deutschen Bestrebungen, „dank der verständnißvollen Mäßigung der japanischen Regierung", von Erfolg gewesen sind und mit dazu beitragen werden, Deutschlands Gewerbefleiß und Handel ein Feld friedlichen Schaffens zu erhalten und zu erweitern.

Bezeichnend ist, daß im Gegensatze zu Deutschland, dem früher insbesondere in Frankreich durchaus willkürlich kriegerische Bestrebungen zugeschrieben wurden, England in jüngster Zeit ganz besonders zur Beunruhigung der öffentlichen Meinung beigetragen hat. Englische Organe waren es zunächst, die im Anschlusse an das auf Armenien bezügliche diplomatische Vorgehen Lord Rosebery's in Constantinopel diese Angelegenheit sogleich zu einer Haupt- und Staatsaction aufbauschten. Die armenische Frage, die sich sehr bald zu einer die ganze Türkei betreffenden entwickelte, sollte dann dazu dienen, Rußland vom äußersten Oriente abzulenken. Daß Lord Salisbury die Erbschaft seines Vorgängers in der orientalischen Angelegenheit ohne das beneficium inventarii übernommen, mußte zur weiteren Verwicklung beitragen, während mit Genugthuung anerkannt werden durfte, daß Rußland und Frankreich ebenso wie die Mächte des Dreibundes von Anfang an im versöhnlichen Sinne wirkten. Hat Deutschland wie auf der Balkan-Halbinsel auch in der ostasiatischen Türkei kein unmittelbares Interesse, so konnte sich die Regierung doch nicht verhehlen, daß durch die Desorganisirung des ottomanischen Reiches schwere Conflicte hervorgerufen werden würden. Der deutsche Botschafter in Constantinopel war aber um so eher in der Lage, bei dem Sultan im versöhnlichen Sinne Vorstellungen zu machen, als von Begehrlichkeiten seines Landes in Bezug auf das türkische Gebiet nicht die Rede sein konnte. So durfte bei der Eröffnung des Reichstages versichert werden, daß Deutschland, getreu seinen Bündnissen und den bewährten Grundsätzen seiner Politik alle Zeit bereit wäre, mit den durch ihre Interessen in erster Reihe berufenen Mächten zusammenzuwirken, um der Sache des Friedens zu dienen. Daß Englands ursprünglich allzu stürmisches Vorgehen eine Mäßigung erfahren hat, erhellt aus der Betonung des einmüthigen Entschlusses aller Mächte, die bestehenden Verträge zu achten und den Sultan bei der Herstellung geordneter Zustände zu unterstützen, so daß die Hoffnung begründet erscheint, daß die vereinten Anstrengungen zum Ziele führen werden.

Allerdings fehlt es, nachdem die türkische Regierung im Principe die Durchführung der im Berliner Vertrage bereits für Armenien verheißenen Reformen zugestanden hat, nicht an neuen Differenzpunkten. Die in verschiedenen Theilen der Türkei herrschenden Unruhen legten den europäischen Mächten die Erwägung nahe, daß ihre Staatsangehörigen eines besonderen Schutzes bedürfen könnten. Verbieten nun auch die localen Verhältnisse das unmittelbare Eingreifen, so unterlag doch keinem Zweifel, daß es auf die ottomanische Bevölkerung einen starken moralischen Eindruck machen würde, wenn Geschwader oder einzelne Kriegsschiffe der verschiedenen Nationen sich in den türkischen Gewässern befänden. Auf dieselbe Erwägung muß das von England angeregte Verlangen zurückgeführt werden, den Mächten die Entsendung von zwei Stationsschiffen nach Constantinopel zu gestatten. Die Pforte sträubte sich zunächst gegen dieses Verlangen; nur daß der Vorwand, die Erregtheit der muselmännischen Bevölkerung würde durch ein solches Zugeständniß gerade gesteigert werden, allzu wenig stichhaltig erscheint. Die Thatsache, daß der frühere Großvezier Said Pascha in der englischen Botschaft zu Constantinopel Zuflucht gesucht und gefunden hat, muß andererseits dazu beitragen, die Forderung weiterer Bürgschaften begründet erscheinen zu lassen. Unter den verschiedenen Vorschlägen, die behufs Herbeiführung nothwendiger Reformen im türkischen Reiche

gemacht wurden, figurirt auch derjenige einer Conferenz der Mächte, die den Berliner Vertrag unterzeichnet haben. Seltsamerweise ist dieser Vorschlag in England aufgetaucht, während doch als gewiß gelten darf, daß auf einer solchen Conferenz Frankreich unverzüglich die ägyptische Angelegenheit zur Erörterung bringen würde. Zuverlässige Meldungen aus diplomatischen Kreisen der türkischen Hauptstadt lassen keinen Zweifel darüber obwalten, daß Rußland den Standpunkt Frankreichs zu theilen geneigt wäre. Dies ist um so begreiflicher, als, abgesehen von der russisch-französischen Ideengemeinschaft in anderen politischen Angelegenheiten, die französische Republik den russischen Interessen nicht bloß bei verschiedenen großen Anleihen, sondern auch im äußersten Oriente werthvolle Dienste geleistet hat. In England wird man daher wohl davon Abstand nehmen, das Conferenzproject ernsthaft in den Vordergrund zu rücken.

Die französische Regierung wird aber ein solches Project um so weniger selbstständig aufnehmen, als ihr die innere Politik genug Sorge bereitet. Bemerkenswerth erscheint allerdings, daß gerade in der Deputirtenkammer das Cabinet Bourgeois, obgleich es keineswegs über eine geschlossene Mehrheit verfügt, eine Reihe parlamentarischer Erfolge verzeichnen durfte. Erschien das radicale Ministerium auf die Gnade der Opportunisten angewiesen, so trugen diese bisher Bedenken, in Gemeinschaft mit der Rechten den Sturz der Regierung herbeizuführen. Dagegen regt sich im Senate die Opposition gegen das Ministerium Bourgeois. Weist doch der mit der Prüfung des Gesetzentwurfes über die Einführung der progressiven Erbschaftsteuer betraute Senatsausschuß lauter Gegner dieser Vorlage auf. Die Sprache der radicalen Blätter läßt zugleich deutlich erkennen, daß die gegenwärtig sich am Staatsruder befindende Partei nicht gewillt ist, die Opposition der gemäßigten Republicaner zu dulden, so daß bereits mit der Revision der Verfassung, das heißt in diesem Falle mit der Beseitigung des Oberhauses gedroht wird.

Das Ministerium Bourgeois-Cavaignac wird allerdings einen Ausgleich versuchen, wie es denn überhaupt trotz seiner radicalen Zusammensetzung bisher vor der Anwendung gewaltsamer Mittel zurückschreckte. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht der Fall des Admirals Gervais, der das von ihm befehligte Panzergeschwader bei Hyères auf den Grund laufen ließ. Während Admiral Gervais, der seinerzeit das französische Geschwader nach dem Hafen von Kronstadt führte, bei dem Marinecorps in hohem Ansehen steht, ist ein alter Zwist zwischen ihm und dem Marineminister Lockroy bisher nicht ausgeglichen. Dieser Gegensatz stammt aus der Zeit, in der Lockroy als Abgeordneter in der Deputirtenkammer gewisse Mißstände in der französischen Marine scharf gegeißelt hatte. Damals äußerte sich bei einem bestimmten Anlasse Admiral Gervais sehr wenig achtungsvoll über das Parlament, wie er denn auch, als Lockroy ihm die Hand bot, um seinen Respect für das Marine-Officiercorps selbst zu bekunden, sich mit Geringschätzung abwendete. Die radicale Presse verlangte deshalb nach dem jüngsten Vorgange bei Hyères die unverzügliche Abberufung des Admirals, ohne daß Lockroy und der Ministerrath dieser Aufforderung Folge geleistet hätten. Vielmehr wurde ein aus höheren Marineofficieren zusammengesetzter Untersuchungsrath mit der Entscheidung betraut, und dieser ist zu dem Ergebnisse gelangt, daß die Verantwortlichkeit nicht dem Admiral Gervais, sondern dem Commandanten des Admiralschiffes „Formidable“ zur Last falle, dessen Schiff nicht im richtigen Augenblicke genau die erforderliche Evolution ausgeführt habe. Zugleich erachtete der Untersuchungsrath jedoch für nothwendig, dem Admiral Gervais unverzüglich formelle Anweisungen behufs Verminderung von Nachtmanövern zugehen zu lassen, da das Auflaufen der Panzer schwere Folgen hätte haben können. Der Zufall fügte es, daß etwa zu derselben Zeit, wo die in Betracht kommenden Vorgänge sich abspielten, ein russisches Geschwader in Brest eintraf. Obgleich die russischen Officiere und Mannschaften nicht in derselben überschwänglichen Weise gefeiert wurden, wie früher ihre Kameraden, so ist doch wohl der Nachhall jener Feste dem Admiral Gervais zu statten gekommen.

Daß aber der Marineminister Lockroy darauf verzichtete, aus eigener Initiative die Abberufung des Commandanten des Mittelmeer-Geschwaders anzuordnen, beweist, daß die radicale Regierung eine gewisse Zurückhaltung für geboten erachtet.

In Italien waren es die Ultraradicalen, die im Bunde mit Rudini, dem Führer der Rechten, und mit einer Anzahl Dissidenten der Linken den Sturz des Cabinets Crispi planten, das jedoch mit einer sehr starken Mehrheit am 3. December den parlamentarischen Ansturm zurückschlug. Eine ganze Reihe von Interpellationen war eingebracht worden, die sich theils auf die innere, theils auf die auswärtige und coloniale Politik bezogen. Daß Imbriani und dessen irredentistische Gesinnungsgenossen, sowie die Ultraradicalen bei jeder Gelegenheit ihrem Grolle gegen Crispi Ausdruck verleihen, ist eine längst bekannte Thatsache. Die maß- und grundlosen Angriffe dieser Deputirten haben denn auch regelmäßig gerade die entgegengesetzte Wirkung erzielt. Dagegen hätte angenommen werden dürfen, daß der frühere Conseilpräsident Rudini staatsmännische Begabung nicht so sehr verleugnen würde, daß er auf Grund seiner Aeußerungen von den Socialisten als Eideshelfer angerufen werden kann. Die Mailänder „Perseveranza“, die der Regierung keineswegs nahe steht, vielmehr conservativen Anschauungen huldigt, muß denn auch selbst hervorheben, daß Rudini durch seine „Ideenverwirrung“ zum Siege des Ministeriums beigetragen habe. Hervorgehoben zu werden verdient, daß von Seiten der Redner der Opposition das Finanzexposé des Schatzministers Sonnino, das nicht nur die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im italienischen Staatshaushalte, sondern sogar einen leichten Ueberschuß ergibt, keine ernsthafte Anfechtung erfuhr. Vielmehr mußten Rudini und dessen ultraradicale Genossen ihre Angriffe auf die längst bekannten und widerlegten Argumente stützen. Erhoben insbesondere die Franzosenfreunde in Italien gegen Crispi den Vorwurf, daß sein entschiedenes Festhalten an dem Bündnisse mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn sich um so weniger rechtfertige, als Italien in seiner Orientpolitik von diesen Mächten durchaus nicht unterstützt werde, so betonte Crispi mit Recht, Italien thäte im Orient seine Schuldigkeit, indem es mit den anderen Mächten gemeinsam vorgehe. Einigermaßen überraschend mochte jedenfalls die Versicherung des Conseilpräsidenten wirken, daß der Dreibund nie so fest wie heute gewesen sei. An Bestimmtheit ließen auch die Erklärungen Crispi's in der Beziehung nichts zu wünschen übrig, daß, falls der status quo in der Türkei aufhören sollte, die früher begangenen Fehler Italiens sich nicht wiederholen würden. Der Conseilpräsident spielte mit diesem Hinweise auf das Vorgehen Frankreichs in Tunesien an, wo im Widerspruche mit den früher ertheilten Zusicherungen das französische Protectorat errichtet worden.

Da die Angriffe der Opposition in der italienischen Deputirtenkammer sich vielfach gegen die Colonialpolitik richteten, erklärte der italienische Conseilpräsident, daß die Regierung keineswegs eine Abenteurerpolitik verfolge. Allerdings gestatteten die Truppenbewegungen der Abessinier im Süden der italienischen Colonie bereits seit einiger Zeit den Schluß, daß eine neue Action erfolgen würde. Die Ueberrumpelung des Majors Toselli bei Amba Alagi hat denn auch gezeigt, daß Italien im Gegensatze zu der Auffassung der Ultraradicalen gut daran gethan hätte, die Grenze der Colonie mehr nach Süden hin zu verlegen, wo der Fluß Takazza einen besseren Schutz gewähren würde. Freilich erklärte der Kriegsminister am 9. December in der italienischen Deputirtenkammer, nachdem er die Depesche des Generals Baratieri verlesen hatte, die italienischen Positionen wären jetzt bereits gesichert; allein es empfiehlt sich unter allen Umständen, neuen Ueberraschungen für die Zukunft vorzubeugen. Der Heldenmuth, mit dem die italienischen Truppen bei Amba Alagi gekämpft, ist die sicherste Bürgschaft, daß es an dem ernsten Streben, in der Colonie Eritrea Ruhe und Ordnung zu schaffen, nicht fehlen wird.

Literarische Rundschau.

Ernst Moritz Arndt.

[Nachdruck untersagt.]

Ernst Moritz Arndt's sämmtliche Werke. Leipzig 1892 ff., Karl Fr. Pfau.

Es ist ein wichtiges vaterländisches Unternehmen, dessen Anfänge hier der Oeffentlichkeit vorgelegt werden. Ernst Moritz Arndt gehört zu den wenigen Männern preußischer Vergangenheit, die, ohne eine leitende Stellung eingenommen zu haben, dem allgemeinen Gedächtniß nicht entschwunden sind. In sein langes Leben, an dessen Eingang und Ausgang die Thaten König Friedrich's und Kaiser Wilhelm's stehen, fiel mitten hinein die Zeit, da Preußen seine Freiheit verlor und glorreich wieder gewann. Dies Jahrzehnt der nationalen Erhebung ist gleichsam die hohe Zeit im Leben Arndt's. Das Dulden und Wirken dieser Jahre, denen gegenüber das frühere und spätere wie ein schwächerer Vor- und Nachklang uns erscheinen, hat seiner geschichtlichen Persönlichkeit das Gepräge gegeben. Was er geschrieben und gedichtet hat, ist von echtem vaterländischen Geist erfüllt. Es wäre längst eine patriotische Pflicht gewesen, eine Sammlung seiner Schriften zu veranstalten. Bereits sind einzelne Drucke äußerst selten geworden, ein Theil muß sogar fast schon als verschollen angesehen werden. Nun erwirbt sich die Verlagsbuchhandlung von Karl Fr. Pfau in Leipzig mit ihrem Unternehmen ein wahres Verdienst um unsere Geschichte und Literatur. Ein besonders ausgegebener Vorbericht orientirt im Allgemeinen über die künftige Gestaltung des Werkes.

Demzufolge werden einzelne größere Stoffgebiete gebildet, innerhalb deren die Ordnung der Schriften eine möglichst historische ist. Die beiden ersten Gruppen umfassen die „biographischen" und „poetischen" Werke. Es folgen die „Schriften zur Zeitgeschichte" und die „Historischen Schriften", an die sich diejenigen über „Reisen und Länderkunde" anreihen. Eine besondere Abtheilung soll „Vermischte Schriften philosophischen, culturhistorischen, literaturgeschichtlichen Inhalts" in sich vereinigen. Am Schlusse werden Arndt's Briefe stehen, für die, wie zu erwarten ist, außer den bereits veröffentlichten auch ungedruckte Blätter zur Verwendung kommen dürften. Hoffentlich ist jedoch die Absicht, „was entweder dem Inhalt nach nicht allgemein interessant oder zu der Beurtheilung des Mannes und Dichters nicht von großem Belang" sei, auszuschließen, noch keine endgültig festgesetzte. Es würde ein verderblicher Mangel für die Ausgabe sein, wenn z. B. der „Nothgedrungene Bericht" und Anderes ihr fehlte. Man müßte dann doch wieder auf die Originaldrucke zurückgehen, die eine ordentliche Gesammtausgabe uns, so weit dies möglich, ersetzen soll.

Bis jetzt liegen, in angemessener Ausstattung, fünf Bände vor. Aus den beiden ersten erhalten wir durch Arndt's 1840 geschriebene „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" und die 1858 entstandenen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein", die sich vielfach berühren und ergänzend in einander greifen, einen allgemeinen Ueberblick über das Leben

Arndt's. Seine Kindheit in Rügen und Stralsund; die Studienzeit und die in unbestimmtem Drange unternommenen Jugendreisen; die Greifswalder Professur und der Aufenthalt in Schweden; sein Haß gegen Napoleon und seine Hingebung an den Freiherrn vom Stein, die beiden Pole dessen, was er für die nationale Sache gewirkt und geduldet hat; endlich das ruhige Einlaufen in die Bonner Professur mit all' der Unruhe, die ihm wegen seiner politischen Ueberzeugungen noch beschieden war: das zieht Alles in kräftig umrissenen Bildern von Arndt's eigener Hand an uns vorüber, rasch, in Sprüngen, ohne behagliches Verweilen. Ein wenig unruhig, trotzig und hart, aber goldtreu und fromm und unverzagt war dieser deutsche Mann, der sich auch rühmen durfte, „Gott und nichts weiter zu fürchten" (3, 322), in der strengen Schule seines Lebens geworden. Den Neudruck dieser beiden Bände hat Hugo Rösch besorgt, auch einzelne Anmerkungen unter dem Texte zugefügt, die meistens auf ein größeres Publicum berechnet sind, dem die von Arndt behandelten Dinge und Personen fern gerückt sein könnten. Der Leser wird im Einzelnen gern dankbar sein, wenn auch die Notizen im Allgemeinen nicht ganz gleichmäßig gearbeitet sind und sich in den Text eine Anzahl Druckversehen eingeschlichen haben.

Eine andere Art von Selbstbiographie spricht sich in Arndt's Gedichten aus, die den Inhalt der nächsten Bände bilden. Heinrich Meisner, der vom dritten Bande ab an die Stelle des vorigen Herausgebers tritt, bemerkt in einem Vorwort mit Recht, daß man aus den Gedichten, hätte Arndt sonst keine Aufzeichnungen hinterlassen, seinen Lebensgang construiren könnte. Die Gedichte sind gleichsam Erinnerungen aus seinem inneren, geistigen Leben. Im Einzelnen aber bedürfen sie sehr der Aufklärung. Es muß rühmend anerkannt werden, daß Meisner das Verständniß wesentlich zu vertiefen bemüht gewesen ist. Ich verweise z. B. auf die Ausführungen über Psychidion (3, 198), worunter für die frühere Zeit Amalie von Helvig, geb. von Imhof, zu verstehen sei, während später der Name nachweislich für eine andere schwedische Dame, Elisa Munck, Anwendung findet. Die Grenze, wie weit bei der Erklärung zu gehen sei, ist immer schwer zu ziehen. Ich würde vielleicht bei den Musen, dem Lebenslied, das ich übrigens nicht so hoch zu stellen vermag, der Nänie, den Dithyramben (3, 58. 68. 72. 126) — sämmtlich der früheren Epoche angehörig — auf Schiller's Einfluß hingewiesen haben. Für „Endymion" (3, 87, wo Strophe 3 „sinkt" für „singt" verdruckt ist) war meines Erachtens nach Sprache, Form und Stimmung Matthisson's „Adelaide" das Vorbild; ebenso wie für die Verse „An Melittion" (3, 141). Dergleichen ließe sich vermehren, ohne daß dem Werthe der Arbeit Meisner's Abbruch geschähe. Wo er vielmehr das Wort nimmt, empfindet man, daß er auf selbstgeschaffenem Boden steht. Ihm verdanken wir wohl auch die Einführung der Haupt- und Nebentitel, die nun hoffentlich dem gesammten Werke verbleiben wird. Mit Verlangen und Interesse sehen wir den Literaturangaben entgegen, welche Meisner am Schlusse der Gedichtbände zusammenzustellen versprochen hat.

Ueberblickt man die Masse Arndt'scher Gedichte, so ist freilich nicht Alles Poesie, was in poetischer Form sich darbietet. Aber dann leuchtet und blitzt es plötzlich auf! Der Gott, der Eisen wachsen ließ — Das Lied vom Schill — Was ist des Deutschen Vaterland? — Was blasen die Trompeten? sind wahre Schätze kühner, schwunghafter Nationalpoesie. Und daneben das süße Kindergebet „Du lieber, heil'ger, frommer Christ"! So nah und vertraut wohnt im deutschen Herzen Frömmigkeit mit Patriotismus bei einander.

An Alle, die ein Herz haben für kräftige, deutsche Literatur, besonders auch an die vielen kleineren, aus allgemeinen Mitteln erhaltenen Bibliotheken und Institute ergehe daher die Aufforderung, Arndt's Sämmtliche Werke anzuschaffen und damit die Durchführung dieses ehrenvollen Unternehmens sicher zu stellen.

R. S.

βλ. **Fürst Bismarck.** Neue Tischgespräche und Interviews, herausgegeben von H. von Poschinger. Stuttgart, Deutsche Verlags-anstalt. 1895.

Den „Tischgesprächen Bismarck's mit den Parlamentariern" läßt Herr v. Poschinger diese neuen Tischgespräche und Interviews mit Einheimischen und Fremden folgen. Es beeinträchtigt ihren historischen Werth nicht, daß sie längst Bekanntes wiederholen, Anderes in kaum veränderter Gestalt drei- und viermal, auch öfter erzählen. In Sammelwerken müssen solche Dinge, so lästig sie auch dem überbürdeten Leser fallen mögen, mit in den Kauf genommen werden. Was aber soll man zur Mißhandlung der vom Fürsten Bismarck selbst so meisterhaft gehandhabten fremden Sprachen von Seiten des Herausgebers sagen? So z. B. spricht S. 331 der Fürst, nach der Version eines Journalisten, vom englischen Premier als „Herrn" Salisbury. „Nous sommes des coques, nous ne permettons (pas) que d'autres chantent mieux que nous-mêmes," hätte S. 238 Marschall Vaillant zu Bismarck gesagt; allein er sprach von gallischen Hähnen, nicht von Eierschalen! Es wimmelt von solchen Fehlern in diesem Bande. Historische Ungenauigkeiten corrigirt zum Theil der Text selbst. Die mehrfach wiederkehrende Behauptung des Fürsten, u. A. S. 203, 241, 314, nie habe eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und Kaiser Friedrich bestanden, erfährt S. 297 eine schlagende Widerlegung. Nicht so S. 342 die ganz unrichtige Darstellung des Conflictes zwischen Sir R. Morier und dem Grafen Herbert Bismarck. Von den Urtheilen des großen Kanzlers über Zeitgenossen sei es gestattet, wenigstens einige hier anzuführen. König Wilhelm von Württemberg „ein durchaus nationaler, fast burschenschaftlich gesinnter Herr". Windthorst „ist stets ein berechnender Feind unseres Reiches gewesen ... Ich bin überzeugt, daß Windthorst viel dazu beigetragen hat, die Trennung Sr. Majestät von mir herbeizuführen." Lothar Bucher: „Wie gern hätte ich mich von ihm mehr beeinflussen lassen, aber er wollte es nicht, er war eine viel zu vornehme, zurückhaltende Natur . . . Der Einzige, mit dem ich mich noch über Alles unterhalten konnte, und der mich immer verstand." Kaiser Friedrich „der liebenswürdigste Mensch, der mir jemals begegnet . . . ein echter Hohenzoller von der besten Art und den glänzendsten Fähigkeiten ... er würde die Welt in Erstaunen gesetzt haben durch die Kraft und das persönliche Eingreifen in seine Regierung". Der vierte Napoleon „ein aufgeweckter, verständiger französischer Junge." Kaiser Wilhelm „ein ganzer Mann, besonnen, ehrliebend und tapfer." Lassalle „ein reizender Mensch, ein kluger Jude mit einer Portion Eitelkeit, aber noch mehr Witz und Kenntnissen. Seine Unterhaltung war entzückend." Liebknecht: „viel Talent, große Rednergabe, chimärisches System" . . . Motley, „besaß einen wunderbar erhabenen und idealen Charakter". Und über sich selbst äußerte der große Menschenkenner einst zu demselben Motley, er habe sich, als er noch jünger war, für einen leidlich tüchtigen Burschen gehalten, jetzt aber sei er überzeugt, daß Niemand wirklich mächtig oder groß sei, Niemand irgend welche Macht über die Ereignisse habe, und er müsse lachen, wenn man ihm das Compliment mache, daß er weise und scharfsinnig sei und großen Einfluß über die Welt ausübe. Wenn sonst nichts, so schloß er, Bescheidenheit habe er gelernt. Motley's Brief ist vom Juli 1872 datirt. Mit diesem Citat müssen wir leider schließen.

πβ. **Comte Benedetti. Essais diplomatiques.** L'Empereur Guillaume Ier et le prince de Bismarck. La triple alliance. La paix armée et ses conséquences. Ma mission à Ems. Paris, Plon, Nourrit et Cie. 1895.

Die Verschollenen von 1870 kehren wieder. Ollivier und Benedetti, — wer wußte es, daß sie noch leben? — drängen sich geschäftig an die Oeffentlichkeit, der redselige Advocat mit einem vielbändigen Werke, der zurückhaltendere Diplomat mit einer Sammlung von Essays. Benedetti's Buch hat vier Abhandlungen, aber es ist in allen nur ein Inhalt: die angebliche Verwerflichkeit der Politik Bismarck's. Die beiden Aufsätze über die Tripel-Allianz und den bewaffneten Frieden, die sich weder im Inhalt noch in der Form über den Durchschnitt französischer Leitartikel erheben, hätten anonym, wie sie waren, in den Jahrgängen der „Revue des deux mondes" ruhig weiter verstauben können. Mehr Beachtung verdienen der erste Aufsatz, der den Antheil Wilhelm's I. an der preußischen Politik freilich etwas sehr im Allgemeinen festzustellen sucht, und der letzte Aufsatz, in welchem Benedetti (ähnlich wie Sybel) sich mit einer gewissen Entschiedenheit gegen den Herzog von Gramont wendet, dabei aber dennoch in Bismarck den Urheber des Krieges von 1870 finden will. Ein großer Undankbarer, dieser Benedetti! Wer würde die Berichte und die Abhandlungen des kleinen französischen Diplomaten lesen, wenn sie nicht auf jeder Seite von dem großen deutschen Staatsmanne erzählten?

πς. **Alvin et R. Prieur.** Métronomie expérimentale. Paris, Librairie Fischbacher, 1895.

Das Buch ist einem ebenso mühsamen wie unfruchtbaren Unternehmen gewidmet. Die Herren Alvin und Prieur haben, den Metronom in der Hand, eine Anzahl von Aufführungen der verschiedensten musikalischen Werke — Quartette, Orchesterstücke und Wagner'sche Musikdramen — in Paris, Bayreuth und München mit einander verglichen und genau aufgezeichnet, welche Abweichungen das ursprünglich angeschlagene Tempo im Verlauf des Stückes erlitt, und wie weit die einzelnen Aufführungen metronomisch auseinandergingen. Sie kommen zu dem Resultat, daß eine gute Wiedergabe desselben Werkes an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten fast genau dieselben Tempi gezeigt habe. „Gut" und „schlecht" sind nun bei Musikaufführungen ebenso dehnbare Begriffe, wie „richtiges" und „falsches Tempo". Wenn die äußeren Bedingungen der Correctheit erfüllt sind, wird es sehr schwer halten, für jene Urtheile objective Grundlagen zu finden: Gefühl ist Alles. Man darf getrost behaupten, daß nicht zwei Menschen dasselbe Stück in dem gleichen Tempo spielen oder singen: deshalb schweben die Alvin-Prieur'schen Untersuchungen in der Luft.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. December zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amicis. — Eine Schultragödie. Von Edmondo de Amicis. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895.

Andreas-Salomé. — Ruth. Erzählung von Lou Andreas-Salomé. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1895.

Arnswald-Mendelssohn-Bartholdy. — Schmetterlinge. Gedichte von Albrecht Mendelssohn-Bartholdy und Carl von Arnswald. Göttingen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1896.

Ascharin. — Nordische Klänge. Russische Dichtungen in deutscher Uebertragung von A. Ascharin. Riga, Jonck & Poliewsky. 1894.

Aulard. — La société des Jacobins. Recueil de documents pour l'histoire du club des Jacobins de Paris par F. A. Aulard. Tome V. Paris, Cerf. Noblet et Quantain. 1895.

Ballhorn. — Die Venus von Milo und die spätere Ausgestaltung des Aphrodite-Ideals. Von Ballhorn. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1895.

Bella. — Avv. Antonino de Bella. Corso di sociologia. Vol. I. Sociologia generale. Nicotera (Calabria). 1895.

Bellermann. — Schiller's Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Zweiter und dritter Band. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Berkeley. — Die alte Geschichte. Von Charles de Berkeley. Zwei Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895.

Bielschowsky. — Goethe. Sein Leben und seine Werke von Dr. Bielschowsky. In zwei Bänden. Erster Band, mit einer Photogravüre. München, C. H. Beck. 1896.

Biographische Blätter. Vierteljahrsschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Erster Band. Heft 3 und 4. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1895.

Blum. — De Prügelreis' von Max Blum. Zweite, veränderte Auflage. Leipzig, Otto Lenz. 1896.

Blum. — Wat de Wind vertellt. Läuschen in Meckelborgsch Platt von Max Blum. Leipzig, Otto Lenz. 1896.

Bock. — Simson und Delila. Roman in zwei Bänden von Anni Bock. Stuttgart, J. Engelhorn. 1894.

Bockenheimer. — Die Mainzer Klubisten der Jahre 1792 und 1793. Von K. G. Bockenheimer. Mainz, Fl. Kupferberg. 1896.

Bourget. — Kosmopolis. Roman in zwei Bänden von Paul Bourget. Stuttgart, J. Engelhorn. 1894.

Büchner. — Aus dem Geistesleben der Thiere oder Staaten und Thaten der Kleinen. Von Ludwig Büchner. Vierte, verbesserte Auflage. Leipzig, Th. Thomas.

Büchner. — Licht und Leben. Drei naturwissenschaftliche Beiträge zur Theorie der natürlichen Weltordnung. Allgemein verständlich von Prof. Dr. Ludwig Büchner. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, Th. Thomas.

Bulle-Rigutini. — Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch von Oskar Bulle und Giuseppe Rigutini. Fünfte Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1895.

Bülow. — Briefe und Schriften von Hans von Bülow. I. Briefe. Zwei Bände. Herausgegeben von Marie von Bülow. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1895.

Cahrs. — Josef Geiger. Roman von Paul Cahrs. Paris und Leipzig, Paul Langen. 1895.

Carus. — Das Evangelium Buddhas. Nach alten Quellen erzählt von Paul Carus. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von E. F. L. Gauß. Leipzig, W. Friedrich. 1895.

Clifford. — Tante Anna. Roman in zwei Bänden von W. K. Clifford. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895.

Conrad. — In purpurner Finsterniß. Roman-Improvisation aus dem dreißigsten Jahrhundert von Michael Georg Conrad. Berlin, Verein für freies Schriftthum.

Coppée. — Die wahren Reichen. Von F. Coppée. Stuttgart, J. Engelhorn. 1894.

Cotta. — Ehefolter. Roman von Johannes Cotta. Leipzig, Aug. Dieckmann.

Couperus. — Weltfrieden. Roman von Louis Couperus. Einzig berechtigte Uebersetzung von Dr. Paul Raché. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Crooker. — Zwei Herren. Roman in zwei Bänden von B. M. Crooker. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895.

Dayot. — Napoleon I. in Bild und Wort. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern von Armand Dayot, übertragen von O. Marschall von Bieberstein. 7. bis 9. Lieferung. Leipzig, Schmidt & Günther. 1895.

Doering. — Capri. Skizzen und Träumereien von Katharine von Doering. Berlin, Alexander Duncker. 1896.

Dreyfus-Brisac. — Du contrat social. Par J.-J. Rousseau. Édition comprenant avec le texte définitif, les versions primitives de l'ouvrage collationnées sur les manuscrits autographes de Genève et de Neuchâtel, une introduction et des notes par Edmond Dreyfus-Brisac. Paris, Felix Alcan. 1896.

Ebers. — Im blauen Hecht. Roman aus dem deutschen Culturleben im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1896.

Ehlers. — Samoa, die Perle der Südsee à jour gefaßt von Otto E. Ehlers. Berlin, Hermann Paetel. 1895.

Feldmann. — Blüthen und Früchte. Gedichte von Carl Feldmann. Dresden, E. Pierson. 1895.

Fitger. — Winternächte. Gedichte von Arthur Fitger. Vierte Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Flammarion. — Das Ende der Welt von Camille Flammarion. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Karl Wenzel. Pforzheim, Ernst Haug.

Fontana. — Nabuco. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen von F. Fontana. Deutsch von Bertha von Suttner. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. Dresden, E. Pierson. 1896.

Gedenkbuch. — Scheffel-Gedenkbuch. Eine Sammlung ernster und heiterer Lieder. Dresden, R. von Grumbkow. 1895.

Gensichen. — Pfarrhaussegen. Dichtung von Otto Franz Gensichen. Berlin, Alexander Duncker. 1896.

Gersdorff. — Ein schlechter Mensch. Roman von A. von Gersdorff. Stuttgart, J. Engelhorn. 1894.

Göttinger Musenalmanach für 1896. Herausgegeben von Göttinger Studenten. Göttingen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1896.

Gréville. — Verloren. Von Henry Gréville. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895.

Grimm. — Das Leben Raphael's von Herman Grimm. Dritte Auflage. Neue Bearbeitung. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1896.

Groos. — Die Spiele der Thiere. Von Karl Groos. Jena, Gustav Fischer. 1896.

Grosse. — Die Gedichte des Großfürsten Constantin. In freier Nachbildung von Julius Grosse. Zweiter Theil. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. 1895.

Gumppenberg. — Der fünfte Prophet. Philosophischer Roman von Hanns von Gumppenberg. Berlin, Verein für deutsches Schriftthum.

Harms. — Naturphilosophie von Friedrich Harms. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Heinrich Wiese. Leipzig, Th. Gruben's Verlag. 1895.

Harraden. — Schiffe, die Nachts sich begegnen. Roman von Beatrice Harraden. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895.

Heigel. — Der Sänger. Roman von Karl von Heigel. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895.

Heinemann. — Goethe, von Karl Heinemann. Zweiter Band. Leipzig, E. A. Seemann. 1895.

Heinemann. — Zur Entstehung der Stadtverfassung in Italien. Eine historische Untersuchung von Lothar von Heinemann. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1896.

Heyse. — Ueber allen Gipfeln. Roman von Paul Heyse. Berlin, W. Hertz. 1895.

Hoen. — Gisela. Eine Geschichte aus der Zeit der Eroberung Ungarns durch die Magyaren. Von Maximilian Ritter von Hoen. Wien, Carl Konegen. 1896.

Hörmann. — Biographisch-kritische Beiträge zur österreichischen Dialektliteratur. Von Leopold Hörmann. Dresden, E. Pierson. 1895.

Hörmann. — Gut aufg'legt. Neue G'schichten und Gedicht'ln von Leopold Hörmann. Dresden, E. Pierson. 1895.

Horsburgh. — Waterloo. A narrative and a criticism by E. L. Horsburgh. London, Methuen and Co. 1895.

Jókai. — Die gelbe Rose. Ein Pußtenroman von Maurus Jókai. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895.

Jürgensohn. — Die Memoiren des Grafen Ernst von Münnich. Herausgegeben, sowie mit Einleitung und Biographie des Verfassers versehen von Arved Jürgensohn. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1896.

Kloss. — Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Literatur von Julius Erich Kloss. Dresden, E. Pierson. 1896.

Kraus. — Geschichte der christlichen Kunst. Von Franz Xaver Kraus. Erster Band. Erste Abtheilung. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Krebs. — Der Koreakrieg in seinen natürlichen Beziehungen zu den Witterungs- und Bevölkerungsverhältnissen Ostasiens. Van Wilhelm Krebs. Hamburg, Verlagsanstall u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1895.

Lacroma. — Dosia von Dronlheim. Eine wundersame Geschichte von Paul Maria Lacrama. Drilte, durchgesehene Auflage. Dresden, E. Pierson. 1896.

Langewiesche. — Im Margenlicht. Gedichte von Wilhelm Langewiesche. Zweite, stark vermehrte Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1896.

Lauson. — Pages choisies des grands écrivains. Gustave Flaubert par George Lauson. Paris, Armand Colin. 1895.

Lauterburg's illustriter Abreißkalender für Deulschland. Zweiter Jahrgang 1896. 366 Bilder aus Deutschlands Gauen mit geschichtlichen und geagraphischen Notizen. Hannover, J. C. König & Ebhardt.

Levetzow. — Gedanken eines Anderen von Ihm selbst. Von Karl Freiherr von Levetzaw. Wien, Carl Konegen. 1896.

Liebmann. — Vier Monate var Paris. 1870—71. Belagerungsbuch eines Kriegsfreiwilligen im Gardefüsilierregiment. Zweite Auflage zur fünfuntzwanzigjährigen Gedenkfeier der Einnahme von Paris. Herausgegeben und mit einer Vorrede eingeleitet von Otto Liebmann München, C. H. Beck. 1896.

Liliencron. — Ausgewählle Gedichte von Detlev von Liliencron. Zweites Tausend. Berlin, Schuster & Laeffler. 1896.

Lohmeyer. — Auf Pfaden des Glücks. Lebenssprüche von Julius Lohmeyer. Leipzig, Georg Wigand.

Mann. — Kurzes Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Friedrich Mann. Vierte Auflage. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Martens. — Weltgeschichle. Ein Handbuch für das deutsche Valk von Dr. Wilhelm Martens. Hannaver, Meuz & Lauge. 1895.

Meinecke. — Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Bayen. Von Friedrich Meinecke. Erster Band. Stultgart, J. G. Catta Nachf. 1896.

Meyers Conversations-Lexikon. Fünfle Auflage. Zehnter Band. Kaustik bis Langenau. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1895.

Middendorf. — Peru. Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner. Von E. W. Middendorf. III. Band: Das Hochland von Peru. Berlin, Robert Oppenheim. 1895.

Mirbeau. — Ein Golgatha Von Octave Mirbeau. Autarisierle Uebersetzung aus dem Französischen von Therese Krüger. Leipzig, Albert Laugen.

Moske. — Alcibiades. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Johannes Moske. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Mühlbacher. — Deutsche Geschichle unler den Karolingern. Von Engelbert Mühlbacher. Stultgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1896.

Munch. — Frauen. Ein Stück Entwicklungsgeschichte. Eine Erzählung aus Christiania von Anna Munch. Stullgart, J. Engelhorn. 1895.

Naumann. — Erlöst. Erzählungen von Viktar Naumann. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden. 1896.

Nietzsche. — Friedrich Nietzsche's Werke. Band IX und X. (Schriften und Entwürfe aus den Jahren 1869—1872, 1872—1876). Leipzig, C. G. Naumann. 1896.

Nordhausen. — Sounenwende. Eine epische Dichtung von Richard Nordhausen. Dritte Auflage. Leipzig, Carl Jacobsen.

Ohnet. — Das Recht des Kindes. Roman in zwei Bänden von Georges Ohnet. Stuttgarl, J. Engelhorn. 1894.

Peard. — Mademaiselle. Roman von Frances Mary Peard. Stuttgart, J. Engelhorn. 1894.

Poll. — Historien. Van Carl Poll. Wien, Wilhelm Frick. 1896.

Rabenlechner. — Hamerling. Sein Leben und seine Werke. Mit Benutzung ungedruckten Materials. Von Dr. Michael Maria Rabenlechner. Erster Band: Hamerling's Jugend. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Ratzinger. — Die Volkswirthschaft in ihren sittlichen Grundlagen. Von Dr. G. Ratzinger. Zweite, vollständig umgearbeite Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 1895.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben van W. Rein. Zweiter Band. 15. und 16. Lieferung. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Reyer. — Handbuch des Valksbildungswesens. Von Eduard Reyer. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Ritter. — Leapold von Ranke. Seine Geistesentwicklung und seine Geschichtsschrelbung. Reclaratsrede van Moritz Ritter. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Rosegger. — Peter Rosegger's Schriften in steirischer Mundart. Gesammt-Ausgabe. Zweiter Band. Tannenharz und Fichtennadeln. Ein Geschichtenbuch. Dritte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Graz, Verlag „Leykam". 1895.

Salomon. — Signora Francesca. Eine Geschichte aus Paul Fleming's Leben. Von Ludwig Salomon. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1896.

Schack. — Nachgelassene Dichtungen des Grafen Adolf Friedrich van Schack. Stultgart, J. G. Catta Nachf. 1896.

Scheel. — Am Edderstrand. Ein Sang aus dem Kattenland. Van Emilie Scheel. Kassel, Max Brunnemann. 1896.

Scherer. — Karl Müllenhof. Ein Lebensbild van Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1896.

Schnitzer. — Ist das die Liebe? Zwei Navellen von Manuel Schnitzer. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1896.

Schultz. — Allgemeine Geschichle der bildenden Künste. Van Alwin Schultz. Sechste Lieferung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Separat-Conta.

Schultze-Strelitz. — Sänger-Fibel. Elemente des Kunstgesanges. Zusammengestellt von L. Schultze-Strelitz. Eigenthum und Verlag des Verfassers. 1896.

Siedmogrodska. — Die feindlichen Brüder. Erzählung von Henriette von Siedmagradska. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Siegfried. — Tina Moralt. Kampf und Ende eines Künstlers. Van Walther Siegfried. Zweite Auflage. München, Carl Rupprecht's Verlag. 1896.

Sievers. — Australien und Oceanien. Eine allgemeine Landeskunde von Professor Dr. Wilhelm Sievers. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1895.

Sims. — Möblirte Wohnungen. Erinnerungen einer Vermietherin. Von George R. Sims. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895.

Specht. — Pierrot bossu. Eine commedia dell' arte zur Fastnacht in gar zierlichen Reimen verfertiget von Richard Specht. Dresden, E. Pierson. 1896.

Spielhagen. — Susi. Eine Hofgeschichte von Friedrich Spielhagen. Zwei Bände. Stuttgart, J. Engelharn. 1895.

Spiess. — Michael Servets Wiederherstellung des Christenthums. Dritter Band. Herausgegeben von Bernhard Spiess. Wiesbaden, Chr. Limbarth. 1896.

Spitta. — Gottesdienst und Kunst. Vortrag von Friedrich Spitta. Straßburg, J. H. Ed. Herz. 1895.

*** * *.** — Tim. Erzählung van * * *. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895.

Stettenheim. — Heitere Erinnerungen. Keine Biographie. Von Julius Stettenheim. Berlin, S. Fischer. 1896.

Stockton. — Eine schnurrige Geschichte. Von Frank R. Stockton. Stuttgart, J. Engelhorn. 1894.

Storm. — Aquis submersus. Novelle von Theodor Storm. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Telmann. — Bohémiens. Roman von Konrad Telmann. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.



Die Flinte von San Marco.

Von

C. Forster.

I.

Sie hängt noch heute, ein Weihgeschenk an die Madonna, in der Marcuskirche am großen Pfeiler, unweit des Einganges: gehört hat sie dem jungen englischen Herzog, dessen Bildniß von Tizian's Hand jetzt den Palazzo Pitti zu Florenz schmückt. Er war damals eigens aus Frankreich nach Venedig herüber gekommen, um sich von dem berühmten Künstler malen zu lassen, wie er auf alle Fragen der Neugierigen mit seinem etwas zurückhaltenden Lächeln zu versichern pflegte. Aber es mochte doch noch etwas mehr dahinter sein, denn man bemerkte, daß das Bild schon fast vollendet war, und im Palast am Canal Grande, den die Republik ihrem vornehmen Gast zur Wohnung angewiesen, noch nichts von Aufbruch wahrzunehmen.

„Noch eine Sitzung für die Hände," berichtete sein Diener Tonio den Gondolieren, die im Nachmittagsschatten vor der Thür des Malers ihren Herrn erwarteten, „dann ist es fertig; und ähnlich —! als säht ihr ihn selber. Ganz seine adlige Haltung und lichte Farbe, und diese Augen, wißt ihr, die einen ansehen, als wären seine Gedanken wer weiß wie weit —"

„Wenn es dem Meister nur bekommt, die zu malen."

„Wie so, Nicolò? Du meinst —?" er machte die Abwehr gegen den bösen Blick. Der alte Gondolier zuckte schweigend die Achseln; aber das Gemurmel durchlief schon den ganzen Kreis.

„So, es ist also nicht geheuer mit ihm? Ja, stille Wasser sind tief. Er treibt es auch zu absonderlich. Immer allein, und Tag und Nacht über den Büchern: das ist nicht natürlich in seinem Alter. Junges Blut will seinen Lauf haben: warum lebt er nicht wie Seinesgleichen? Und dann —" die Stimmen sanken zu vorsichtigem Flüstern — „es weiß ja Niemand, wann er zuletzt zur Beichte gegangen ist."

„Aber er kommt ja eben erst vom heiligen Vater aus Rom," wandte Tonio ein, „und Eure Papali nehmen ihn doch mit offenen Armen auf, die Barozzi voran —"

„Wenn auch. An Deiner Stelle suchte ich mir einen anderen Dienst. So ein Fremder — sind die überhaupt rechte Christen? Ich habe mir sagen lassen, in seinem Lande regiert eine Ketzerin.“

„Königin Elisabeth, meinst Du? Die hat eben all' seines Vaters Gut ihren Helfern verschenkt: darum lebt ja die Familie am französischen Hof zu Gast, und er ist hier mit geheimen Vollmachten von Caterina de' Medici, um Hülfe bei der Republik zu suchen — wenigstens so sagen die Barozzi'schen Leute, und die können es wissen, bei ihrer Herrschaft sind ja immer die Berathungen.“

„Darauf würde ich mich nicht verlassen. Ich gebe nicht so viel für sein Seelenheil. Mein Vetter ist Schreiber an der Stadtbibliothek, und der sagt, es sind lauter verbotene Texte, die er liest; ihr könnt mir glauben, er hat sich dem Satan verschrieben.“

„Schämt euch!“ rief da der junge Gondolier Cattarino aufspringend und blitzte sie, auf sein Ruder gelehnt, mit den hellen Augen und der ganzen Reihe weißer Zähne an, die wie in beständigem Lächeln zwischen seinen etwas zu kurzen Lippen hervor schimmerten: „ihr eßt sein Brot und erfahrt nichts als Güte von ihm, und dann bringt Ihr ihn so darauf los ins Gerede, wie die Kinder, ohne Nachdenken? Ueberlegt doch, wenn er wirklich etwas Magie triebe: ist das nicht besser als beim Spiel zu betrügen oder seinen Nächsten umzubringen, was unsere Edelleute alle Tage thun, ohne daß ein Hahn danach kräht? Kaiser Federigo und der Poet Virgilius sind auch Zauberer gewesen, und die Improvisatoren singen noch heute ihr Lob: und Dante war in der Hölle und hat sich von Lucifer weissagen lassen und ist nachher ohne Weiteres in den Himmel gekommen.“

„Heilige Madonna!“ staunten beifällig die Umstehenden, „wie der Blonde das Alles wieder weiß! Reden kann der, wie Einer vom Senat.“

„Still!“ flüsterte der Schreibersvetter. „Wißt Ihr denn nicht, daß er von Rechtswegen darin sein könnte? Fragt nur den Nicolò. Darum dünkt er sich auch so viel gescheidter als unsereins; was sind das wieder für verfängliche Ansichten! Sieh' Dich vor, Cattarin, daß Du nicht noch selber mit mußt, wenn Dein Herzog vom Teufel geholt wird.“

„Und ich sage euch,“ rief Cattarino, „davon kann überhaupt nicht die Rede sein. Zählt es euch doch an den Fingern ab. Zu einem Kauf gehört Zweierlei, nicht wahr? Die Waare und der Preis: und was, frage ich, soll er eigentlich für seine arme, schöne Seele eingehandelt haben? Reich und schön und vornehm ist er schon von Haus aus, vom lieben Gott: wo spürt ihr an ihm des Teufels Gaben? Rührt er je Karten und Würfel an? Was hilfe ihm also Glück im Spiel? Rauft er, daß er sich möchte stichfest machen lassen? Im Essen und Trinken ist er mäßiger als wir, er lebt ja weit unter seinen Mitteln; seine Tracht — schwarz tagaus tagein wie ein Ordenskleid; endlich, was die Frauen anbelangt — poverino!“

„Er hat doch selber eine,“ wandte Tonio ein.

„In Paris gelassen: das zählt nicht.“

„Um da seine Sache zu führen; sobald sie damit im Reinen ist, kommt sie nach.“

„Wenn auch! Wer nimmt das so genau? Aber wahrhaftig, ich wüßte in ganz Venedig keine Schöne, die sich auch nur eines freundlichen Blickes von ihm rühmen darf.“

„Unerhört!“ bestätigte vom Hinterdeck herüber der alte Nicolò, „aber richtig. Du und ich, mein Junge, was meinst Du? wir hielten das an seiner Stelle anders?“

Cattarino lachte und winkte ihm, zu schweigen, denn eben kam der Herzog mit dem Maler aus dem Haus getreten.

„Da fällt mir bei,“ sagte Tizian, „daß der Bellini, nach dem Euer Gnaden fragten, von morgen ab durch die Festausschmückung verhängt wird; Ihr könntet ihn aber wohl heut' Abend noch sehen, wenn Ihr gleich hinfahrt.“

Der Herzog gab den Befehl und schwang sich in die Gondel, dem Maler seinen Dank zuwinkend, der ihm nachrief:

„Aber eilt Euch, daß Ihr noch bei Hellem hin kommt, die Sacristei ist finster, und es gibt Wolken aus dem Westen.“

Es hätte nicht bedurft, daß der Herzog seine Leute antrieb, so schoß die Gondel durch die engen Wasserwege; aber das Licht war schon merklich im Schwinden, als sie am Campo anlegten. Hastig trat er ans Land, da drängte sich, ehe es die Gondoliere hindern konnten, ein Bettler, der hier seine Station hatte, dem Aussteigenden vor die Füße und begann, wimmernd ein Almosen zu erflehen.

„Nachher, mein Alter,“ sagte der Herzog und wollte vorbei, der Arme aber streckte ihm seinen Hut in den Weg und wiederholte noch dringender:

„Erbarmet Euch eines armen Blinden.“

„Nachher, sage ich,“ rief der Herzog ungeduldig, „siehst Du nicht, daß ich Eile habe?“ und da der Alte, halb taub und stumpfsinnig, ihm gar mit neuen Lamentationen in den Mantel fiel, schüttelte er ihn mit Gewalt ab und sprang die Stufen hinauf. Dabei stieß er ihn so unsanft zur Seite, daß der alte Hut umschlug und die mühsam gesammelte Baarschaft daraus nach allen Seiten über die Marmorfliesen und in das grüne Wasser des Canals hinab rollte. Stumm vor Jammer, tastete der Elende mit hülflos suchenden Händen umher, Cattarino aber, der seinem Herrn unwillig staunend nachgesehen, sprang zu und drückte ihm mit freundlichem Zuspruch ein großes Kupferstück aus seiner eigenen Tasche in die Hand.

Der Herzog hatte mit raschen Schritten die Kirchthür erreicht, da plötzlich, als würde er jetzt erst inne, was er gethan, wandte er sich und kam mit ganz von Schmerz verwandeltem Gesicht die Stufen wieder herunter. Vor Aller Augen bückte er sich und las knieend aus dem Staube die armen Kupfermünzen zusammen, legte ein Goldstück dazu in den alten Filz und stieg ohne ein Wort wieder in die Gondel.

Cattarino hatte ihm mit leuchtendem Blick geholfen; nun wagte er zu erinnern:

„Aber das Bild? Es ist doch gewiß noch hell genug.“

„Ich will jetzt nichts sehen," sagte der Herzog kurz. „Fahrt mich nach Hause." Und Cattarino bemerkte, daß er die Augen geschlossen hatte und nicht wieder öffnete, bis sie am Palast anlegten.

„Saht ihr das?" flüsterte er den Genossen zu. „Ist das nicht eher die Art eines Heiligen als eines armen Sünders?"

Der Herzog mußte ihn gehört haben; es flog eine jähe Röthe über sein Gesicht; aber nicht vor Unwillen, denn von dem Tage an hegte er offenbar eine besondere Gunst für Cattarino. Aber ihm blieb zugleich von diesem Erlebniß eine tiefe Verstimmung zurück, die, ganz außer Verhältniß zu dem geringfügigen Anlaß, den schon Einsamen selbst den Geschäften entfremdete und zuletzt gar seine Gesundheit zu untergraben anfing.

„Er ist behext," sagten die Leute und betrachteten ihn mit scheuen Blicken, als er finster und hohläugig sich zur abendlichen Fahrt in die Gondel helfen ließ. „Gut, daß der Maler mit ihm fertig ist, er sieht ja aus wie sein eigenes Gespenst."

„Kein Wunder," sagte Tonio, „bei Tische hat er wieder nichts angerührt, und er schläft ja keine Nacht mehr. Den Pagen graut es, wie er seufzt und mit sich selber redet, und heute habe ich schon wieder die Studirlampe auffüllen müssen."

„So kann er es nicht lange machen," flüsterte der Majordomo. „Nur ein Scirocco jetzt auf die Hitze, und er hat es weg. Ich bin froh, daß Misser Barozzi seinen Arzt hergeschickt hat, sonst bliebe es am Ende auf uns sitzen, wenn ihm etwas zustößt, und man thut doch sein Mögliches; aber der Doctor selber kann ja nicht heraus bringen, was ihm fehlt."

Der folgte seinem widerspenstigen Kranken die Stufen herab.

„Wenn Ihr nur auf meinen Rath hören wolltet, Durchlaucht; Euch zerstreuen, wenn Ihr ausgeht; Gesellschaft aufsuchen — meinetwegen nicht nur männliche — Euch kann es doch an Gelegenheiten nicht fehlen; oder fragt bei Don Andrea an — mein Himmel, als ich so jung war —"

„In die Bücherei," befahl der Herzog, sich zurecht setzend.

„Ihr richtet Euch absichtlich zu Grunde," rief der Arzt; „was hilft all' die Gelehrsamkeit, wenn Ihr Euch den Tod an den Hals studirt habt?"

„Was hilft mir, zu sterben," sprach der Herzog mit seltsam aufleuchtendem Blick, „wenn ich nicht gelernt habe, was Noth thut?"

„Das redest Du mir nicht ein," flüsterte Nicolò, ehe er an seinen Platz trat, dem Genossen zu, „daß er nicht den bösen Blick hat."

„Unsinn," gab der ebenso zurück. „Ich weiß, warum seine Augen so aussehen, ich habe das als Kind bei den fremden Matrosen gesehen, die mein Vater im Spital besuchte; er hat Heimweh, das ist, was ihm fehlt."

Einige Tage darauf betrat Cattarino im Morgengrauen den Palasthof, um, betriebsam, wie er war, vor den Dienststunden mit seinem eigenen Fahrzeug ein paar Gänge für den Majordomo zu verrichten; aber der war noch nicht erschienen. Wartend ging er mit leisem Singen auf und nieder, da sah er auf der Steinbank am Ende des Hofes, in einen großen Sammetpelz gehüllt, den Herzog sitzen, der in fieberhafter Unruhe aus seinem Alkoven hier

heraus in die Morgenkühle geflüchtet war. Er grüßte ihn ehrerbietig, und auf seinen freundlichen Dank trat er näher und erkundigte sich unbefangen theilnehmend nach seinem Befinden.

„Hier draußen wird mir schon wieder leichter,“ sagte der Herzog. „Aber für mein Uebel ist eben kein Kraut gewachsen. Du hast es richtig erkannt, ich leide unter Anderem wirklich am Heimweh. Wie, wenn ich Dich zum Leibarzt nähme, Cattarino? Kannst Du mir nicht helfen?“

„Gott weiß, wie gern ich möchte!“ rief der Gondolier; „aber, Herr, will es Euch denn gar nicht bei uns gefallen? Es ist doch eine so schöne Stadt, ein wahres Weltwunder, sagt man, so viele Paläste und heilige Kirchen, und die große Piazza zum Spazierengehen —“

„Ja, wenn Du ahntest, wie überdrüssig ich Eurer Piazza bin, und der ewigen Marmorfliesen, von denen mir die Sohlen brennen — Cattarino, bist Du je in einem Walde gewesen?“

„Doch, Herr, drüben auf den Bergen über Cadore, bei Verwandten — mütterlicherseits — zum Besuch. Es hat mir auch sehr gefallen, besonders wie die Vögel alle Morgen in den Bäumen sangen; aber recht wohl wurde mir doch erst, als ich nach Haus kam und das Wasser wieder roch.“

„Ich weiß ja,“ ließ der Herzog seine Gedanken laut werden, „daß wir überall in Gottes Hand sind und das wahre Heil nicht von äußeren Umständen abhängt; aber doch, siehst Du, zu Zeiten könnte ich mein Leben hingeben um noch einen einzigen Ritt wie damals, auf meinem Rappen über die Brachfelder, beim Ruf der Jagdhörner, im frischen Duft der Scholle und des herbstlichen Waldes. Du kennst das Alles nicht; aber wenn ich Nachts davon träume und erwache dann und höre unter meinem Fenster den ewigen gedämpften Ruderschlag, und der dumpfe Hauch eurer Canäle weht mich an, da möchte ich Alles hinwerfen und mich nackt und bloß nach England durchbetteln, um in der Heimath als Ackerknecht zu leben und zu sterben — bis der Morgen kommt und mich wieder zur Vernunft bringt.“

„Aber, Herr, Ihr seid doch frei und könnt gehen, wohin Ihr wollt?“

„Frei?“ sagte der Herzog mit Lachen. „Ja, vogelfrei, verbannt bin ich. Und meine letzte Hoffnung auf Rückkehr bezahle ich vielleicht allzu theuer — aber davon verstehst Du nichts, mein Cattarino, und es ist auch gleich; denn wenn die Dinge so fortgehen, dauert es wohl nicht mehr lange, bis ich wirklich frei werde.“

Ein Schauer durchlief seine widerstandslosen Glieder, und er ließ sich noch tiefer in den gehöhlten Sitz zusammensinken. Dem Gondolier standen die leicht geweckten Thränen in den Augen.

„Wenn Ihr aber so gern jagt,“ sagte er rasch ablenkend, „warum habt Ihr es denn hier nie versucht? Zu Pferde geht es ja freilich nicht, aber im Sandolo, solch' kleinem Kahn, wie meiner da drüben. Die Lagune wimmelt von wildem Geflügel, wenn man die rechten Zeiten weiß, Taucher, Möven, Enten und allerlei Wanderer, die Niemand bei Namen kennt, und es ist eine reizende Jagd, sie zu beschleichen und weg zu schießen, an solchem Morgen, ganz früh wie heute.“

„Das muß ich versuchen!“ rief der Herzog mit aufgehelltem Blick. „Du hast das Boot hier? Dann könnten wir eigentlich gleich hinausfahren. Ich habe oben eine sehr schöne Flinte, die ich in Rom kaufte, in der Campagna zu schießen, die wird gut dazu taugen. Du weißt nur mit der Armbrust Bescheid? Das thut nichts; ich will es Dir schon zeigen.“

Und er winkte dem Pagen, der verschlafen unter dem Bogengang saß, sie zu bringen.

„Es werden freilich keine Kugeln dazu da sein,“ sagte er dann. „Laß uns diesmal nur erst Deine Jagdgründe besichtigen; bis morgen gießen wir uns welche. Komm schnell, ehe sie mir etwa den Arzt über den Hals schicken.“

Und mit etwas von seiner alten Spannkraft raffte er sich auf und ging, auf Cattarino's Schulter gestützt, nach dem Hinterportal, wo der Sandolo lag.

„Es ist nur gar zu wenig für Eure Bequemlichkeit gesorgt,“ sagte Cattarino; der Herzog aber, ganz belebt von der Aussicht, der Stadt und seinen Gedanken zu entrinnen, lachte: ein Jäger dürfe sich darum nicht kümmern, und nahm gleich seinen Platz ein. Cattarino schien überrascht.

„Fahrt Ihr denn ganz allein mit mir?“

„Warum nicht, wenn Du Dir zutraust, mich hin und zurück zu bringen? Ich habe alles Zutrauen zu Dir.“

„Das könnt Ihr auch, Herr,“ und er stieß vom Lande, überlegen dem verdutzt nachstarrenden Pförtner zunickend; „nur sieht man, daß Ihr kein Venezianer seid.“

„Meinst Du? Venezianisches Blut habe ich doch in den Adern, und vom vornehmsten.“

„Das wäre?“ Der Gondolier musterte eifrig seine Züge, ob er eine Aehnlichkeit fände. „Darum könnt Ihr wohl die Sprache so gut?“

„Zu meinem Glück, wenn Du mein Anwalt bist. Ja, sie weckt mir die ersten Kindheitserinnerungen: meine Großmutter war eine Barozzi.“

„Von welchem Stamm?“ unterbrach ihn Cattarino hastig. „Wann war sie geboren? Davon hat mir ja Checo kein Wort gesagt, als er mich für Euch dingte.“

Sein Gesicht hatte sich ganz verfinstert; regungslos über sein Ruder gebeugt, erwartete er mit lauerndem Blick die Antwort.

„So viel ich weiß, hieß ihr Vater Bartolommeo,“ sagte der Herzog befremdet, „und sie hat vor mehr als fünfzig Jahren geheirathet, denn so alt wäre meine Mutter jetzt. Du scheinst den Barozzi nicht freund, Cattarino?“

Der Gondolier rechnete die Jahre an den Fingern nach.

„Feind bin ich ihnen bis in den Tod,“ sprach er, sich hoch aufrichtend, mit einer gewissen Feierlichkeit, „sie haben viel und Schweres verschuldet. Aber wenn es sich mit Eurer Ahne so verhält, habt Ihr keinen Theil daran. Es ist mir von Herzen lieb,“ setzte er beinahe herablassend hinzu und fuhr mit langen, stolzen Schlägen zu rudern fort, „ich hätte es auch gleich an Eurem guten Wesen abnehmen können. Ihr ähnelt nicht in die Familie.“ Damit schwieg er, und erst als sie die Stadt hinter sich hatten, und die Lagune sich im Morgenglanz vor ihnen aufthat, fiel er allmälig in seine alte, vertraulich

redselige Art zurück und zeigte dem Herzog eifrig die Sandbänke und Seegraswiesen, seine Merkzeichen in der offenen Weite, und bald auch einige Flüge scheuer Wasservögel, die sein kundiges Auge schon in großer Ferne entdeckte.

Der Herzog saß Anfangs still zurückgelehnt und trank strahlenden Auges die Fülle von Licht und Luft in sich; bald aber erwachte auch in ihm die alte Jagdlust, und er war ebenso begierig, die Namen und Gewohnheiten der Lagunenvögel zu erfragen, wie Cattarino, sie mitzutheilen. Darüber verstrichen unmerklich die Morgenstunden, und es war der Gondolier, der, auf die Sonne deutend, zum Heimweg mahnte.

„Noch nicht," rief der Herzog. „Ich wollte, ich müßte nie zurück. Deine Verordnung ist gut, Cattarino —"

Aber noch während er sprach, überkam den Geschwächten eine plötzliche Mattigkeit, die ihn zwang, sich am Boden des Bootes betten zu lassen, und Cattarino's Frühstück, die einzige vorhandene Stärkung, von dem Besorgten anzunehmen. Gehorsam, wie er dem Arzt nicht gewesen, suchte er das harte Brot und den halbreifen Pfirsich zu bewältigen, um seinen neuen Freund nicht zu kränken, und versicherte auf dessen Entschuldigungen, es habe ihm lange nichts so gemundet. Dann legte er sich zurück und fiel wie ein Kind in Schlaf.

Cattarino beugte sich über ihn und betrachtete ihn forschend.

„Wenn Du wüßtest!" sagte er bei sich. „Aber nein, Du bist kein Barozzi und kein Gottloser, was sie auch sagen mögen. Du sollst sicher mit mir fahren."

Und mit fast zärtlicher Sorge schob er noch seine Jacke unter das schlummernde Haupt, rückte Mast und Segel, es zu beschatten, und ruderte schnell durch die steigende Sonnengluth zur Stadt zurück.

II.

Der Gondolier und sein Sandolo waren dem Herzog unentbehrlich geworden. Der Arzt schüttelte zwar den Kopf und weissagte die bedenklichsten Folgen; die Barozzi setzten ihrem Vetter zu, wenigstens die Gondel und standesgemäßes Gefolge mitzunehmen; die Dienerschaft stichelte auf Cattarino's neue Obliegenheiten, und die ganze Stadt machte sich vier Tage lang über die Tollheit des Fremden lustig. Ihn focht das wenig an. Er putzte eigenhändig seine Flinte zurecht, lehrte Cattarino ihren Gebrauch und warf allmorgendlich, wenn sie unter den offenen Himmel der Lagune hinaus lenkten, alle Sorgen hinter sich. Seine venezianischen Bekannten hätten ihren schweigsamen Gast und zähen Gegner vom Berathungstisch kaum wieder erkannt in dem sonnengebräunten Lagunenschiffer, dem die Jagdlust aus den Augen sprühte, der mit seinem Gondolier um die Wette schoß, ruderte und schwamm, Mittags nach gemeinsamem Mahl das Lager unter dem Schilfdach eines Grenzwächters oder im Strandmohn der Dünen theilte, und in der Vertraulichkeit dieses täglichen Beisammenseins alles Mögliche, Hohes und Niederes, wie es der Zufall ergab, durchzusprechen sich gewöhnte. Und der Genosse lieh sich mit so glücklicher Empfänglichkeit dem Einfluß seines Umganges und eröffnete ihm dagegen eine

so frische Welt volksthümlicher Lebenserfahrung und Ueberlieferung, daß beide nicht müde wurden, zu geben und zu empfangen. Nur daß der Herzog, je näher sie einander kamen, und je mehr er die Selbständigkeit der Gesundheit zurückgewann, immer öfter einem inneren Zwiespalt zu verfallen schien. Gerade wenn er sich am offensten und fröhlichsten gab, konnte er mitten im Gespräch, wie von einer heimlichen Wunde gequält, abbrechen und sich in finsteres Sinnen zurückziehen; und Cattarino erschöpfte vergeblich alle seine Mittel, diesen Anwandlungen zu begegnen. Die besten Vorschläge zu neuen Unternehmungen, die schönsten Schiffermärchen und politischen Stadtgeschichten fanden keinen Anklang mehr; ließ er aber seine Besorgniß um den kaum Genesenen blicken, so wies ihn der mit einem Scherzwort ab und sah ihn doch dabei an, als hätte er etwas ganz Anderes auf dem Herzen. Cattarino fragte nicht, sondern wartete mit sicherem Mitgefühl, bis irgend eine Wendung ihm half, den Verstimmten unvermerkt zu zerstreuen und zum unbefangenen Genuß der Gegenwart zurückzubringen.

An einem hellen Abend trieben sie auch so auf der Lagune, der Herzog, schweigsamer als je, brütete vor sich hin, Cattarino, seiner Laune schonend, sah nach den Tropfen, die von seinem Ruder liefen und warf dann einen Blick nach den Wetterzeichen am Himmel.

„Die Krammetsvögel müssen dieser Tage durchkommen,“ sagte er versuchsweise. „Sollten wir nicht morgen ans Ufer fahren und Dohnen legen?“

„Und übermorgen nachsehen, was gefangen ist?“ war die Antwort. „Du lockst mich von Tag zu Tage weiter, Cattarin. Ich sagte Dir ja schon, ich darf nicht. Ich muß zu den Büchern zurück.“

Der Gondolier lächelte ungläubig.

„Ihr dürft doch, was Ihr wollt, Herr. Und ich weiß ja, Ihr könntet Euch ganz andere Kurzweil gönnen; aber besser als die Bücher taugt Euch diese immer noch.“

„Mir schon, Cattarino, aber Dir? Das ist, was mir keine Ruhe mehr läßt.“

Er hatte noch nicht ausgeredet, da klang ein fernher schwebender Glockenton aus der stillen Weite herüber. Er fuhr auf und horchte wie entgeistert danach hin.

„Herr Gott, Dein Zeichen!“ rief er mit inbrünstig gefalteten Händen, „das ist die Antwort, Cattarin, auf meine Frage.“

Der Gondolier hatte die Mütze gezogen. „San Todaro's Geläut,“ sagte er, „das beste in Venedig. Aber, Herr, was ist Euch? Ihr seht aus, als hättet Ihr ein Gespenst gesehen?“

Der Herzog faßte sich.

„Seltsam,“ sagte er, „höchst seltsam. Ganz der Ton unserer Glocken daheim. Ich dachte, er wäre mir gesandt, damit ich nicht wieder vergesse — mein Gewissen mahnt ja schon die ganze Zeit: es war nur so süß, einmal hinzuleben und nicht zu denken. Aber nun muß ich ein Ende machen. Höre, Cattarin; es ist besser, Du erfährst es gleich: wir werden morgen nicht zusammen ausfahren und überhaupt nicht wieder.“

Cattarino starrte ihn ganz bestürzt an.

„Herr, wenn ich etwas verschuldet habe —“

„Du nicht, Cattarin, Du wahrhaftig nicht! Es ist eben, weil ich Dir so viel danke, Gesundheit und neuen Muth und Trost, wo all' die Anderen mich verschmachten ließen an Leib und Seele, weil Du allein hier mein Freund geworden bist, daß ich Dir nicht übel vergelten möchte. Darum will ich mich von Dir trennen, ehe Dir etwas zustößt, was ich mein Lebenlang bereuen müßte.“

„Herr,“ rief Cattarino, sich lang niederwerfend, um ihm näher zu sein und seinen Mantel zu fassen: „warum sollte es? Ich habe nichts als Güte von Dir erfahren, und nun willst Du mich so von Dir thun? Du verschmähst nicht, mich Deinen Freund zu nennen; denke nur, was bist Du dann mir? Du die erste feine und edle Seele, die sich meiner annimmt und mich nicht bloß zum Lastthier und Galeerensclaven braucht. Zeitlebens habe ich mich gehärmt, daß ich roh und unwissend bleiben müßte; Du hast mir von Deinem Wissen mitgetheilt, bis mir nichts mehr unerreichbar scheint; das Alles willst Du mir so auf einmal nehmen? Sieh, kein Wesen auf Erden — außer einem, wie es Gott will — ist mir so ans Herz gewachsen wie Du; und doch, wenn heute Deine Verbannung aufgehoben würde, wollte ich mich freuen, wenn es auch das Ende meiner schönsten Hoffnung wäre, weil es kein Glück gibt, das ich Dir nicht gönnte. Aber so lange Du hier bist, laß mich weiter dessen genießen und Deinen Gefährten sein. Was ist dabei zu fürchten?“

„Du kennst mich eben nicht,“ sagte der Herzog traurig. „Weißt Du noch, wie ich damals an der Kirchthür den Blinden schlug? Da sagtest Du mir auch ein gutes Wort, das ich nicht verdiente; und doch war es mir solcher Balsam in den Qualen der Erinnerung, so süß Dein freiwilliges Vertrauen, daß ich nicht das Herz hatte, Dir die Augen zu öffnen. Aber jetzt bin ich Dir eine Beichte schuldig, damit Du siehst, was von mir zu gewärtigen ist, und es Dir nicht geht wie den Anderen, die mir getraut haben.“

Cattarino's flehende Gebärde wollte ihn unterbrechen, aber er fuhr fort, abgewandten Blickes und mit gesenkter Stimme, wie Einer, der eine vorgesetzte Pflicht bis zu Ende durchführt: „Du hieltest mich vielleicht bis jetzt für duldsam, gerecht und langmüthig? Das ist Alles nur Schein: ich bin jähzornig von Natur. Die strengste Mäßigung, die stetigste Wachsamkeit heilen mich nicht; sie wiegen mich nur in Sicherheit, daß ich den Dämon überwunden glaube, und dann, ehe ich mich's versehe, ohne Grund und Anzeichen, erliege ich ihm von Neuem, als wäre es zum ersten Mal, und meine Nächsten und Liebsten müssen darunter leiden. Darum habe ich beschlossen, Niemanden mehr, den ich liebe, zu meiner Freude um mich zu haben. Nein, sage mir nichts dagegen. Du wirst sehen, daß ich Ursache genug habe.

„Ich hatte einen Bruder, Cattarino: er war der ältere, der Erbe des Namens. Wir liebten uns, wie Geschwister sollen, so verschieden wir waren: er fein und klug und schon als Kind auf die Würde des Hauses bedacht, während ich mich draußen bei den Pferden und Hunden herumtrieb und meine unglückliche Anlage von vornherein bei jedem Anlaß an den Tag legte.

Darum ließ mich auch der Vater auf dem Lande zurück, als er Philipp zu Hofe mitnahm. „Solchen Brausekopf können wir da nicht brauchen,“ hatte er gesagt. Ich war außer mir, als John der Falconier mir das erzählte. Aber meine Vorsätze können nicht lange gefruchtet haben: das Nächste war, daß ich meinen Lieblingshund um einen Ungehorsam lahm schlug. Da erfuhr ich aber zum ersten Mal den Trost der Religion: denn Nachts, da ich vor Kummer und Reue nicht schlafen konnte, schlich ich mich hinunter in die mondhelle Capelle und betete, wie ich meinte, aus zerknirschtem Herzen, und als ich am Morgen meinen Phylax lebend fand und er mir schwach die Hand leckte, die ihn geschlagen, glaubte ich, mir sei vergeben, und meine Seele löste sich in Dank und frommer Hingebung.

„Von da ab begann ich ernstlicher den Kampf gegen meine Natur, aber mehr zur Zierde und Erhöhung meines Wesens, wie ich von den Helden des Alterthums gelesen hatte, daß sie ihre Leidenschaften bezwangen, als daß ich recht innerlich dem Feinde abgesagt hätte. Im Gegentheil, ich hatte heimlich ein gewisses Wohlgefallen daran. Ganz ohne Fehler ist kein Mensch, dachte ich, und da ist meiner immer noch einer, der einem Edelmann und Krieger ganz wohl ansteht.

„Ich war schon ziemlich erwachsen, als bei dem Thronwechsel die Katholiken in Ungnade fielen, und zu meiner Freude Vater und Bruder aufs Land zurück kamen. Philipp brannte von politischem Ehrgeiz; für meine Geschichtsbücher und religiösen Träumereien hatte er nur ein herablassendes Lächeln: selbst auf unseren gemeinsamen Ritten, wenn ich ganz in der gegenwärtigen Lust der Bewegung und schönen Jahreszeit aufging, sprach er von nichts als Gesandtschaften und Hofintriguen, so daß mir wohl manchmal einfiel: wie schade, daß er all' dieser schönen Länder Herr sein soll, die er nicht halb so gut kennt und liebt wie ich. Aber Du magst es glauben oder nicht, Cattarino: Gott, der die Herzen kennt, weiß, daß ich nie mit Willen solchen Gedanken Raum gegeben habe; das ist nachher mein einziger Trost gewesen.

„Es war ein schöner Tag im Frühjahr. Wir ergötzten uns mit Ballschlagen; nicht, wie sie es hier spielen, sondern auf englische Art, mit schweren Schlägern. Dabei kamen wir in Streit — ich weiß nicht, wer Schuld hatte; genug, mein unseliges Blut wallte auf. „Mit solchem Hitzkopf rechte ich nicht,“ sagte er überlegen, und wandte sich zum Gehen. Da kam der Wahnsinn vollends über mich. Ich habe ihm den Schläger ins Gesicht geschleudert. Er stürzte hin; ich kam erst zu mir, als ich ihn blutüberströmt am Boden sah. Er war nicht todt, wie ich erst glaubte; aber das rechte Auge war zerstört, das linke verletzt, die Aerzte haben es nicht retten können.

„So. Nun weißt Du, was ich bin. Es war mein einziger Bruder, den ich geblendet habe.“

Cattarino rückte statt aller Antwort sein Haupt nur etwas näher an die schuldige Hand.

„Gott tröste Euch beide, Herr!“ sagte er ergriffen. „Lebt er noch? Was wurde daraus?“

„Was sollte werden?“ sagte der Herzog. „Die erste Zeit lag er im Wundfieber und raste gegen mich, wie mir der alte John unter Thränen berichtete; selber wagte ich mich nicht in seine Gegenwart. Nur draußen auf der Schwelle litt ich all' seine Marter tausendfältig mit und verschlang jedes Wort der ab- und zugehenden Pfleger, ob nicht doch noch Hoffnung sei.

„Vergebens. Nach drei Wochen der Qual erklärten die Aerzte seine Sehkraft für erloschen.

„Ich hörte, wie sie es meinem Vater mittheilten. Vor sein Angesicht zu kommen, hatte ich nicht den Muth; aber durch die Thür vernahm ich jedes Wort: die gedämpfte Stimme des Arztes, meines Vaters gebrochene Laute.

„„Blind!“ sagte er. „Unheilbar blind! Für nichts mehr gut als das Kloster. Und er war ein so begabter Kopf! Die Ruthe verdient der unerzogene Bursch, der uns das Unheil angerichtet hat.“

„Da hielt ich mich nicht länger, süß schien mir die kindische Züchtigung gegen die Bitterkeit meines Schmerzes. Ich riß mir das Wamms von den Schultern, warf mich zu seinen Füßen: „Da bin ich, Vater! thu' Deinen Willen an mir.“

„Er sah mich eine Weile schweigend an. „Steh auf,“ sagte er dann, nur noch halb unwillig. „Du bist kein Knabe mehr; ein Edelmann läßt sich keine Schläge gefallen. Nimm Dich zusammen und sieh' nun wenigstens zu, wie Du uns Deinen Bruder ersetzen wirst.“

„Damit ging er hinaus; ich starrte ihm nach, seine Worte nur halb fassend; der Arzt aber, der ihm folgte, blickte mit einem vielsagenden Lächeln auf mich herab, wie ich noch dalag:

„Wisset Ihr etwa wirklich nicht, Mylord, daß Euch dies Ballspiel ein Herzogthum eingetragen hat?“

„Da begriff ich. Wie von einer Schlange gebissen, fuhr ich auf, ich wollte ihm nach, ihn erdrosseln für das Wort, aber ich hielt an mich. Er hatte ja recht; jetzt übersah ich erst die Folgen meiner That; wem konnte ich verwehren, sie auszulegen, wie die Welt pflegt? Argwöhnisch beobachtete ich meine Umgebung und las überall die Bestätigung, im zweideutigen Mitleid der Einen wie in der neuen Unterwürfigkeit der Anderen. Selbst in der Beichte bekam ich dasselbe Lied zu hören, mit ziemlich offenen Andeutungen, wie ich mich später mit den Früchten meiner That für die leichte Absolution erkenntlich zeigen sollte. Und endlich eines Tages fand ich den Ehrenplatz bei Tische, den sonst Philipp inne gehabt, für mich gedeckt, und so hartnäckig ich mich weigerte, auf Befehl meines Vaters mußte ich ihn einnehmen. Da packte mich ingrimmiger Trotz. ‚Ist es schon so weit,‘ dachte ich, ‚so habt denn euren Willen. Es hat manch Einer mehr auf dem Gewissen, als ich, und läßt sich dabei wohl sein.‘ Also aß ich und trank und war guter Dinge, und mein Vater, froh, mich endlich so gefügig zu sehen, lobte mich, und alle Hausgenossen schmeichelten meiner neuen Laune.

„Und mir war Alles recht, nur allein sein konnte ich nicht mehr. Es war ein herrliches Frühjahr geworden, draußen lockten die wohlbekannten Vogelstimmen, ich wollte wieder fischen und jagen wie sonst. Aber der Sonnen-

schein war mir verleidet, und in der Einsamkeit der großen Wälder und Haiden sprachen meine Gedanken zu laut.

„Da kam eines Abends der alte John auf mein Zimmer. „Hier ist Eure Laute, Herr, ich fand sie draußen im alten Sommerhaus; sie muß aber lange da gelegen haben, sie sieht schlimm aus."

„Ich wußte genau, wie lange: sie war da geblieben, als ich den Tag zum Ballspiel ging, ich hatte die Stelle nicht wieder betreten. Die verrosteten Saiten gaben einen heiseren Mißlaut, als ich sie in die Hand nahm.

„So ist meine Seele jetzt, fuhr es mir durch den Sinn, zum Mißklang entstellt jeder frohe Trieb zum Guten. Ich will den unwürdigen Kampf aufgeben. Lieber, als so weiter leben, will ich in mich gehen und mein Vergehen büßen, wie es verdient.

„Ich sagte dem alten John, ich ginge zur Jagd auf das Forsthaus bei der Einsiedelei, er möge mich beim Vater verabschieden, und brach am nächsten Morgen früh dahin auf, um in der Einsamkeit unter freiwilligen Bußübungen Läuterung und rechten Entschluß zu suchen.

„Aber zuletzt schickten sie nach mir, mein Bruder wolle mich sprechen, da mußte ich wohl oder übel zurück. Mein Vater empfing mich freundlich und führte mich selbst hinauf; der Hauscaplan hatte eben eine Andacht bei ihm gehalten und hieß mich salbungsvoll in seinem Namen willkommen. Selbst in dem verdunkelten Zimmer konnte ich sehen, wie sehr er verändert war: sein Kopf war verbunden, die Haltung hülflos wie eines Greises, sein Anblick zerschnitt mir das Herz. Wir wechselten ein paar beklommene Worte; endlich ließen uns auf seinen Wink die Anderen allein. Ich wollte mich zu seinen Füßen stürzen, aber er wehrte mir mit den tastenden Händen:

„Laß das sein, ich bitte Dich; verlange nicht auch noch, daß ich Dir vergebe. Ich will ins Kloster gehen und Alles thun, was ihr wollt; nur das mußt Du nicht verlangen. Ich habe versucht, aber ich kann nicht. Höre lieber jetzt an, weshalb ich Dich habe kommen lassen; es ist das Einzige, was Du noch für mich thun kannst."

„Und hastig, wie um alles Weitere abzuschneiden, begann er mir seine politischen Absichten auseinanderzusetzen und den Weg vorzuzeichnen, den ich künftig an seiner Stelle wandeln sollte. Da hob ich an, einen großen Eid zu schwören, daß ich nie und nimmermehr sein Fürstenthum antasten wolle, aber er unterbrach mich: „Das hättest Du eher bedenken müssen. Jetzt ist es nicht mehr zu ändern, ich muß Mönch werden und Du Herzog, ob Du Lust hast oder nicht; und das Aergste ist, Du magst jetzt sagen und denken was Du willst, es wird doch eine Zeit kommen, wo Du Dich dessen freuen wirst."

„So sprach er aus der Bitterkeit seines Herzens, aber mir kam ein ungeheurer Gedanke in die Seele, erst unklar, dann sie so ganz erfüllend, daß für keine andere Ueberlegung Raum blieb.

„Sei ruhig," sagte ich, „die Zeit soll nie kommen, denn lieber als Dir noch mehr Unrecht thun, will ich an mir selbst Gerechtigkeit üben und mir die eigenen Augen blenden."

„„Bist Du toll," schrie er, „oder willst Du mich verhöhnen?"

„Aber ich, immer wie von höherer Eingebung getrieben, setzte ihm ganz eifrig auseinander, wie viel besser ich für das geistliche Leben passe als er, und daß, wenn er nur Muth fassen wolle, er mit treuen Helfern doch noch seine Ziele erreichen könne. Da sah er, daß es mir Ernst war, und setzte Alles daran, es mir auszureden; aber je mehr er sprach, desto mehr fühlte ich meinen Vorsatz sich befestigen und fand sogar eine Art von grausamer Befriedigung darin, die nach so langen Kämpfen meiner müden Seele seltsam wohl that. Darum wollte ich fort, ehe er mich etwa wankend machte, aber als er das merkte, gerieth er in große Angst, weil er dachte, er hätte mich dazu getrieben; er hielt mich am Aermel fest und hob sein zerstörtes Gesicht ganz nahe zu meinem, daß sich die Binde von den Augenhöhlen verschob, und flüsterte, kaum hörbar, aber den Ton werde ich im ganzen Leben nicht wieder los: „Laß — Du weißt nicht, wie fürchterlich es ist."

„Da riß ich mich los, von Mitleid und Grauen gepeitscht, und stürzte fort; er aber streckte mir jammernd die Hände nach: „Thu' es nicht, ich will Dir ja vergeben —"

„„Vergeben nennst Du das?" gab ich ihm zurück. „Du hast mich noch elender gemacht als, ich war. Solche Vergebung nützt mir nichts; ich will Gerechtigkeit und Frieden für meine Seele, und wenn es Gottes Wille ist, soll kein Mensch mich hindern. Er wird mir ein Zeichen geben."

„Da beschwor er mich, wenigstens acht Tage Bedenkzeit zu nehmen; die sagte ich zu und kehrte dann, ohne weiter Jemanden gesprochen zu haben, durch den hellen Abend in meine Waldklause zurück.

„Es wundert mich heute, wie ruhig, fast heiter mir dabei zu Sinn war. Ich gab mich ohne Furcht in Gottes Hand. Die Frist beschloß ich in frommen Uebungen und dem Studium der verschiedenen Ordensregeln hinzubringen, ich legte mir einen Dolch zurecht, um mein Vorhaben immer gegenwärtig zu haben, alle Briefe und Botschaften wies ich zurück und erwartete so erhobenen Muthes die göttliche Erleuchtung. Aus eigener Erkenntniß zu entscheiden, versuchte ich nicht mehr, meine Gedanken hatten zu oft vergeblich dasselbe Labyrinth durchirrt. Da fiel mir eines Abends in der Dorfkirche, wo ich bis zum Dunkelwerden in alten Büchern nach den Mönchsorden geforscht hatte, eine Bibel in die Hände, und es durchfuhr mich: Was suche ich noch mehr als Gottes eigene Offenbarung?

„Ohne Zögern trug ich den schweren Band auf den Altar, wo die ewige Lampe brannte, und warf mich nieder, in brünstigem Gebet um ein echtes, untrügliches Zeichen, mein Herz dem Willen Gottes zu unterwerfen. Ich höre noch den Schlag der Thurmuhr, der mich auffahren machte; abgewandt, öffnete ich mit zitternden Händen das Buch und blickte hin. Da stand es, deutlich, in bunten, alterthümlichen Buchstaben: „Schaden um Schaden, Auge um Auge, Zahn um Zahn." Ich fühlte mich wie zu Eis erstarren; das Haar sträubte sich mir auf dem Kopfe: nicht, daß ich ein anderes Urtheil erwartet hätte; aber solch' ausdrückliche Antwort auf meine Frage, solch' unmittelbares Eingreifen der Gottheit füllte mich mit Grausen; ich ahnte den Allwissenden, Allgegenwärtigen hinter mir, rings um mich her.



„Der Glöckner sah herein: „Ob ich vielleicht beim Herrn Pfarrer zur Nacht vorlieb nehmen wolle?“ Das weckte mich. Wie von Sinnen floh ich hinaus ins Freie; aber selbst draußen im kühlen Mondschein sah ich beständig die Buchstaben vor Augen, die mein Urtheil enthielten. Jetzt wußte ich, daß all' meine Vorbereitung nur Kinderspiel gewesen. Mein Verstand schwankte, aber mein Entschluß nicht, wenigstens da noch nicht.

„Nur, als dann ein Tag nach dem anderen von der Frist verrann, merkte ich, daß tief in meinem Innersten eine verborgene Hoffnung gelebt hatte, meine unerhörte Buße müsse irgend ein Wunder von Gott herabzwingen: die starb allmälig. Auf Zeiten versank ich in schwarze Verzweiflung; aber seltsam, nicht einmal ist mir ein Zweifel gekommen, daß ich die selbstgewählte Strafe zu leiden hätte. Selbst nicht am letzten Tage, als sie mir einen Brief von Philipp brachten, einen eigenhändigen, er wußte wohl, daß ich den nicht abweisen würde. Ach, er war ganz durch einander geschrieben, kaum leserlich, aber ich entzifferte ihn doch: „Meine Buße sei nicht mehr von Nöthen, denn er vergebe mir jetzt aus freien Stücken, weil er des inneren Lichtes theilhaftig geworden und selbst nichts Anderes mehr begehre, auch wenn Alles wieder sein könnte wie zuvor, als sein Leben der Andacht zu weihen.“

„Aber ich traute selbst diesen zitternden Schriftzügen nicht, sondern nahm sie für Lockungen des Bösen: ich sah nicht, daß dies der Anfang von Gottes Wunder war. Darum schrieb ich auf einen Zettel: „Zweites Buch Mose, 23. 24“ und schickte ihm den als Antwort.

„Und da ich zum Sterben traurig war und keine Rettung mehr sah, wollte ich hinaus, auf einem letzten Ritt durch das alte Land noch einmal meiner Jugend und Freiheit genießen, ehe ich das Licht auslöschte. Ich könnte Dir heute noch zeigen, Cattarino, welchen Weg ich nahm: durch den Eichwald hinauf, meilenweit im Galopp über die blache Haide, bis mir im Winde der Athem verging. Da oben ist ein Ort, wo man einen weiten Blick über das Meer und die Lande bis zum Himmel hat: da saß ich ab, warf mich ins Gras und nahm den bitteren Abschied von dieser Welt und all' ihrem Glück. Dann kehrte ich heim, langsam und auf Umwegen, denn es eilte mir nicht, und nie war mir die Welt so schön vorgekommen wie an diesem Abend.

„Es war an der Wende zwischen Frühling und Sommer, wo das Laub in Erstlingsfülle steht und jeder Wegrain seinen Schmuck von Blumen und nickenden Gräsern hat; die Heuwiesen standen in Blüthe, und aus den Hecken dufteten Hollunder und Geisblatt; auf allen Wegen begegneten mir die Dorfkinder mit Händen und Schürzen voll Schilf und Wasserlilien; da fiel mir ein, daß es der Vorabend von Johanni war, wo man bei uns die Kirchen mit Kränzen und Blumen schmückt, und wie ich als Kind dabei mitgeholfen. Nun fingen auch die Glocken an, das Fest einzuläuten, und überall sah ich Zurüstung und emsige Vorfreude des Feiertags. Nur ich hatte keinen Theil daran: für mich war morgen die Finsterniß. Wie bitter beneidete ich die Bauerknechte, die ehrerbietig grüßend im Staube vorbeigingen! Und Alles um die Versündigung eines einzigen Augenblicks, sagte ich mir ingrimmig. Da war es, daß die Versuchung Raum in mir gewann: wie viel leichter wäre es, gleich

zu sterben. Das würde nicht weniger mein Wort einlösen und meinen Namen vor der Welt reinigen, und ich wäre der lebenslangen Pein los, vor der mir graute. Freilich, Philipp hatte ich keine solche Wahl gegeben —

„Ein Rascheln in der Hecke weckte mich aus meinem Kampf. Drüben sammelte Jemand Hagerosen zum Fest, und da sich ein Gang öffnete, sah ich auch oben auf dem Zauntritt ein Mädchen stehen und vergeblich nach einem Schößling langen, der einen ganzen Strauß der schönsten Blüthen weit über den Weg hinausschwang. Mir kam es gerade recht, etwas zu zerstören. Ich holte mit der Peitsche aus und knickte ihn, daß er unversehens in ihren Korb hinabschlug; da blickte sie auf: „Bist Du's, Georg? das ist schön von Dir, daß Du kommst." Und nun erkannte ich sie auch: Mabel Woodville, meine Kindheitsgespielin. Ihrem Vater gehörte das Gut, durch das ich ritt, und in diesem Garten hatten wir zwei sommerlang gespielt, uns in den alten Obstbäumen versteckt und, Hand in Hand durch die Grassteige wandelnd, uns Märchen erzählt; nachher war sie zu Verwandten fortgekommen, und ich — was sollte jetzt solch' ein Wiedersehen mir armem Sünder auf dem Weg zur Richtstatt? Mit kurzem Gruß wollte ich vorbei.

„„Was," rief sie, „Du willst nicht einmal absteigen? Dann ist es wohl wahr, daß Du Herzog wirst und bist jetzt zu vornehm für Deine alten Freunde?"

„Mabel," sagte ich, „die das sagen, reden mehr als sie verantworten können, und sie sollen es bald genug erkennen. Aber es ist Alles anders geworden; ich tauge nicht mehr zu Deinem Spielgefährten; laß mich gehen und vergiß mich, oder wenn Du das nicht willst, bete für meine arme Seele."

„Da blickte sie ganz forschend und erschrocken auf, sagte aber nur: „So hilf mir wenigstens meine Blumen auffammeln, die Du mit Deinem Ungestüm alle verschüttet hast."

„Also mußte ich zu ihr hinüber, und während wir die Rosen aus dem hohen Gras zusammenlasen, und ich vergeblich irgend ein Scherzwort suchte, wie es der Gelegenheit geziemt hätte, sah sie mich immer mit den mitleidigen Augen an, die mir bis auf den Grund des Herzens gingen, bis mich ein großes Verlangen ankam, ihr meine ganzen unseligen Umstände zu entdecken. Und zuletzt fragte sie selber ganz einfach danach, nicht aus Neugier, das sah ich, sondern wie eine Schwester, aus großer Freundschaft und Sorge; und ich, während wir den altgewohnten Steig wieder neben einander auf- und abschritten, schüttete ihr dankbar mein schweres Herz aus und verschwieg nichts, auch nicht meine Furcht und Schwäche und den Selbstmordgedanken zuletzt. Und als ich fertig war, blieb sie stehen und fragte: „ob ich wirklich glaubte, daß solche Rache Gott wohlgefällig sei?" Und da ich auf dem Grund meiner Seele keine Antwort fand, und nur sagte, ich müsse wohl, fing sie an, mir abzureden, lange und dringlich, aber ganz anders als all' die Uebrigen; denn sie sagte kein Wort von dem Parteinutzen und Familieninteresse, mit dem die mir zugesetzt, und fand auch nicht die Buße zu schwer, sondern theilte innerlichst meinen ganzen Durst nach Sühne und Reinigung. Aber sie stellte

mir vor, daß solch' äußere Vergeltung nur ein neues Unrecht zu dem alten füge, und daß ein verstümmelter Körper Gott nicht versöhnen könne, wohl aber eine geläuterte Seele.

„„Denn sieh," sagte sie, „wenn die That nun gethan ist, und Du findest nachher den Feind in Deinem Herzen unbesiegt, wirst Du nicht in Deiner doppelten Noth erst recht in Verzweiflung und Sünde fallen?" Und auf der anderen Seite zeigte sie mir, wie der Weg zur Gnade offen vor mir läge, wenn ich nur in Demuth und mit ernstem Entschluß meine Leidenschaft von mir abthäte, und selbst das Herzogthum, wenn mir beschieden sei, es anzunehmen, mich dabei nicht hindern könne, sondern jeder Anlaß der kämpfenden Seele zur Förderung und inneren Zucht gereichen müsse.

„Mir aber fiel es wie Schuppen von den Augen, während sie sprach, jedes Wort war mir eine Offenbarung meines innersten Gefühls, so daß ich meine Verblendung kaum noch begriff: aber ich mißtraute der eigenen Ueberzeugung, denn zugleich fühlte ich schon wieder eine ganze Fluth neuer Hoffnung und Lebenslust unbezwinglich in mir aufquellen.

„Und das Gottesurtheil?" war Alles, was ich vorbrachte.

„Da lächelte sie — so mag ein rettender Engel aussehen, dachte ich —: „Du verstockter Heide! glaubst Du ernstlich an solche Orakel? Du hast ja im alten Bunde nachgeschlagen, der für uns nicht mehr gilt, seit uns der Heiland mit seinem Blute erlöst hat. Wenn es Gottes Wille war, daß Du gerade auf diesen Spruch fielst, ist es nicht auch sein Wille, daß Dein Schläger so verderblich traf? Er hätte ihn ja so leicht ablenken können, wenn Dein Bruder zur Herrschaft kommen sollte und seine ehrgeizigen Pläne erfüllen: aber er will ihn vielleicht eben durch die Entsagung zu sich führen, wie Dich durch diese Erfahrungen. Wie steht denn er dazu?"

„Da zeigte ich ihr Philipp's Brief, und als sie in Staunen und Rührung ausbrach, bekannte ich, daß sie mich längst überzeugt und ich nur fürchtete, von meinen Wünschen bestochen zu sein. Sie rieth mir aber, Philipp entscheiden zu lassen und nach seinem Spruch mit Gottes Hülfe zu tragen, was mir bestimmt sein möge.

„Das Alles sagte sie so einfach, wie man einem Verirrten den Weg zeigt: aber ich hätte zu ihr beten mögen als einer Heiligen, solche Seligkeit that sich in mir auf. Wie aus bösem Traum geweckt, stand ich und wagte noch kaum, es zu fassen: mir konnte vergeben werden, und doch sollte ich das Augenlicht behalten dürfen. Ich dankte ihr, so gut ich konnte, und riß mich los, um gleich den Bruder aufzusuchen. Oben am Waldsaum hielt ich noch einmal an, auf Woodville zurückzublicken, und mußte um Kraft beten, die wilde Freude meines Innern zurückzudämmen, daß nicht die Reue von vorhin in Leichtsinn und Vergessen umschlage; denn so schwach ist menschlicher Vorsatz: hätte Philipp jetzt seinen Sinn geändert und die Vollstreckung gefordert, ich weiß nicht, wie ich noch hätte gehorchen können. Ach, wäre ich lieber so geprüft worden!

„Man wies mich in den Klostergarten; da fand ich ihn, schon als Novizen eingekleidet, im Abendschein an der Thür sitzend. Ich warf mich in seinen Schoß und bekannte Alles, auch diese letzte sündliche Regung; und er, Cattarino,

hatte nur Worte des Segens für mich und des Bedauerns, weil ich nun statt seiner den Kampf mit der Welt aufnehmen müsse, da er schon auf Erden die Früchte des Paradieses koste. Also ging ich zu meinem Vater und unterwarf mich seinem Willen und ritt am anderen Morgen im neugeschenkten Sonnenschein zu Mabel hinüber — ach, wie anderen Sinnes diesmal! — ihr den Ausgang zu berichten, und meinte, nun ein wahrhaft demüthiges und zerknirschtes Herz im Busen zu tragen, das nicht wieder sündigen könne. Und dann kam eine Zeit, besser und glücklicher —"

Er biß die Zähne zusammen, versank in Schweigen und starrte unverwandt hinaus auf den hellen Horizont, als hätte er seines Zuhörers ganz vergessen.

III.

„Herr," sagte der endlich, „ich weiß nicht, wie ich dazu komme, das Alles anhören zu dürfen. Ich dachte, so etwas stünde nur in den Legenden der heiligen Märtyrer, zur Erbauung des Feiertags in der Kirche: aber heutzutage in Wirklichkeit — sind denn bei Euch zu Lande mehr Menschen so? Denn, hier — Ich selber habe ja auch versucht, ein guter Christ zu sein, wie so ein armer Junge es versteht: aber daß es einem so bitter ernst damit sein könnte, habe ich gar nicht gewußt. Seht Ihr, wie ich Recht hatte damals, Euch einen Heiligen zu nennen? Wenn das Eure ganze Beichte ist, so weiß ich gar nichts weiter zu sagen, als Euch noch inniger zu lieben und zu ehren als vorher."

„Es ist nicht die ganze," sagte der Herzog, ohne aufzusehen. „Wenn Du so schwer zu überzeugen bist — ich habe noch zu keinem Menschen davon gesprochen: aber höre denn auch das noch, und sieh, wie die himmlische Gnade selber an meinem Wahnsinn hat zu Schanden werden müssen.

„Dies Mädchen, von dem ich sprach — Mabel Woodville — wenn Du vielleicht gedacht hast, Cattarin, die Lust meiner Augen hätte mich so schnell zu ihrer Meinung bekehrt, so bist Du nicht werth, ihren Namen aussprechen zu hören. Ich schwöre Dir, das war es nicht: in meiner Noth hatte ich gar nicht Acht darauf, daß sie kein Kind mehr war und lieblich wie ihre Rosen: es war, als redete ich mit meinem Schutzengel. Nachher wurde das anders: Wie geht noch das Lied?

„Ich war jung und sie war schön —"

Wir trafen uns täglich in dem alten Garten: goldene Frühstunden im Thau, helle Abende, so lang die Amsel sang: das Paradies auf Erden, Cattarino — wozu davon reden? — es war mein: und ich hab' es verloren.

„Ich mußte fort, zum Vater an den Hof. Da fand ich, daß mir eine andere Heirath bestimmt war. Ich erklärte, schon an Mabel verpflichtet zu sein. Vergebens. Eines Minderjährigen Versprechen gälte nicht, erwiderte der Vater mit einem Gleichmuth, der mich mehr kränkte, als der heftigste Ausbruch. Von der Woodville könne ohnehin nicht die Rede sein, das Haus sei der Ketzerei verdächtig. Nun wußte ja Niemand besser als ich, wie Mabel über gewisse Punkte dachte, aber auch, daß im ganzen Königreich keine reinere und frömmere

Seele lebte als sie. Aber wenn ich trotzig entgegnete: ich sei Manns genug, selber für mein Heil und ihres zu sorgen, antwortete der Vater mit seinem Trumpf: „Es ist Dein eigenes Werk: als jüngerer Sohn konntest Du wählen; ein Fürst unterwirft sich der Familie und Partei." Dabei wurde ich aufs Strengste überwacht, jede Verbindung mit ihr abgeschnitten. Endlich, gegen das Frühjahr, komme ich los, stürze, wie auf Flügeln, nach Woodville und finde das Haus leer, Thür und Läden verschlossen: die Herrschaft sei verreist, das Fräulein ins Kloster, wo, wollte oder konnte man mir nicht sagen. Aber als ich ganz vernichtet den winterlichen Garten durchirre, springt mir das Gärtnerskind nach mit einem Zettel, den sie mir hinterlassen: ich möge nichts glauben, als daß sie treu sei und mit Gottes Hülfe ausharren werde. Das gab mir neuen Muth. Ich überrede meinen alten John, ihre Spur zu suchen, und stelle mich vor meinem Vater heiter, daß er schon meinen Sinn bezwungen glaubt. Nicht lange, so hatte ich auch wirklich Nachricht von ihr: aber sie sei in großer Bedrängniß, denn man setze ihr Tag und Nacht zu, den Schleier zu nehmen, und habe ihr schon eingeredet, ich sei fort, Lady Kate zu freien. Und da meine Volljährigkeit herannahte und jene Heirath immer dringender betrieben wurde, forderte ich Mabel zur Flucht auf, und sie in ihrer Noth willigte ein.

„Mein Geburtstag sollte mit einem glänzenden Verlobungsfest begangen werden; aber ich erinnerte meinen Vater, wie ich zum Herzogthum gekommen: da stand er aus Rücksicht auf Philipp davon ab und erlaubte mir, den Tag in der Stille beim Bruder zu verbringen. Ach, ich war nicht in der rechten Verfassung dafür, so heimlich zerrissen von Ungeduld und seliger Erwartung. Alles war bereit, Strickleitern und Pferde beschafft, ein Priester zur Trauung gewonnen; zur festgesetzten Zeit traf ich mit John und dem Reitknecht im Hohlweg hinter dem Kloster zusammen. Das Erste, was ich sah, war an Stelle von Mabel's wohl zugerittener Stute, die ich mit List und Mühe an mich gebracht, ein fremdes Thier. Ich fuhr den Reitknecht an: der entschuldigte sich, sie sei lahm geworden, er sei noch froh gewesen, bei Zeiten diesen Ersatz aufzutreiben. Was war zu thun? Die Stunde durfte nicht versäumt werden. Alles ging auch nach Wunsch. Nur beim Aufsitzen zeigte sich gleich die Unzulänglichkeit des neuen Pferdes. Ich athmete auf, als endlich das dunkle Gehölz des Klostergartens hinter uns lag. Gott! wie oft habe ich seitdem den Ritt im Traume gemacht: vorwärts in athemloser Hast durch die helle Frühlingsnacht, vor uns ohne Ende fahlschimmernd die Straße, so fern die Hügel, wo das Glück wartet; ihr blasses Gesicht mit den muthigen Augen zu mir empor gewandt — Gott schütze Dich, Cattarino, und wen Du lieb hast, vor solchen Träumen!

„Wir wurden verfolgt. Ihr Pferd konnte nicht weiter. Noch eine Wendung des Weges, so waren wir in Sicherheit. Sie spornt es; vergebens. Ich packe ihren Zügel und reiße es vorwärts; da, am Grenzstein, scheut es und steht. Rufe und Lichter hinter uns näher und näher. Ich weiß nichts mehr als den sinnlosen Haß auf das Thier, das uns zu Grunde richtet: ein Ruck am Gebiß, ein blutiger Hieb mit der Gerte — es riß sich los — über den Steinbruch hinab, Cattarino —

„— Nun war es auch gleich, daß sie uns einholten.

„Am nächsten Morgen brachten sie mir einen Brief meines Vaters, der die ganze Entführung unnöthig machte. Er hatte Lady Kate gesehen und sich kurz entschlossen, sie selbst heimzuführen, wenn ich, wie er annehmen dürfe, nichts dagegen hätte. Die andere Sache wäre ja dann noch zu erwägen, denn er wolle mir gern willfahren, wo es nur das Parteiwohl gestatte. — Wenigstens versuchten sie nun nicht mehr, mich von Mabel zu trennen. Sie hat noch ein paar Tage gelebt bei vollem Bewußtsein, unter großen Qualen.

„Menschenzungen sagen es nicht, Cattarin, was diese Vereinigung gewesen ist, in der Zeit und Welt wesenlos hinter uns versanken. Ich selber, wenn ich je daran zurückzudenken wage, fasse kaum, daß ich das war, den sie mit ihrem verklärten Blick und zuversichtlichen Wort hoch über Schuld und Schmerz hinaus hob.

„Nachher, als sie todt war, und ich nicht sterben konnte — ich hatte es ihr bei der Hoffnung des Wiedersehens versprechen müssen — ging das Alles wieder verloren. Ich wußte nicht, wie ich je wieder unter Menschen sein, die Pflichten aufnehmen könnte, die sie mir doch ans Herz gelegt. Am Liebsten wäre ich noch ins Kloster gegangen, aber davon hatte sie nichts gehalten, und ich mußte ja Herzog werden. Den Tod in der Brust, machte ich meines Vaters Hochzeit mit und all' die Lustbarkeiten, die sich daran schlossen; und zuletzt brachte ich es dazu, gar nicht mehr nachzudenken, um nur des Erinnerns los zu werden. Und als ich damit erst angefangen, merkte ich, daß es viel leichter ging, als ich gedacht hatte, und daß die meisten Anderen es auch so machten; es waren auch genug tolle Cavaliere bei Hofe und schöne Damen, die ganz bereit waren, mir dabei zu helfen. Da wurde ich bald der Tollsten einer, und es gab kein Laster, in das ich mich nicht stürzte, zu versuchen, welches am besten fürs Vergessen wäre, bis ich an die Pforten der Hölle kam. Und wenn ich nicht ganz verloren gegangen bin, so ist es, weil die himmlische Barmherzigkeit ein Wunder hat an mir geschehen lassen. Du magst es glauben oder nicht, Cattarino, aber ich weiß, was ich gesehen habe.

„Für jenen Florentiner Dante ist ja auch seine Beatrice zur Hölle hinabgestiegen, und er hat sie noch einmal mit seines Leibes Augen sehen dürfen: aber dies war noch mehr — wahrlich, Gnade über Verdienst, wie ich damals war, daß solch' verklärter Geist noch die alte Liebe für mich bewahrte.

„Es war eine stürmische Regennacht; ich kam vom Ball in Whitehall nach Hause, meine Hoftracht mit Mantel, Maske und Raufdegen zu vertauschen, um noch auf ein Gelage in der City zu gehen. Todtmüde an Leib und Seele, warf ich mich auf den nächsten Stuhl; ich wünschte, daß ich nie mehr aufzustehen, nie weiterzugehen brauchte: mein ganzes Wesen sträubte sich, von dem Stachel in meiner Seele sich weiterhetzen zu lassen. Da, wie ich von ungefähr aufblicke, steht sie leibhaft vor mir. Die Kerzen brannten hell; ich sah sie so deutlich, wie ich Dich jetzt sehe. Sie stand hinter dem Tisch, mir zugekehrt; nicht, wie ich sie zuletzt als Sterbende gesehen, sondern jung und schön wie in den alten Tagen auf Woodville. Sprechen durfte sie nicht; aber ich verstand

ohne das den Vorwurf ihres Blicks: „Willst Du unsere letzte Hoffnung zu nichte machen?“ Ich wollte antworten, die Arme nach ihr ausstrecken, da war sie verschwunden. Ich blieb in einem sonderbaren Zustand zurück; alle Sinne aufs Aeußerste gespannt, ohne Grauen, nur von einer großen Sehnsucht erfüllt und dem süßesten Trost, daß ich ihr doch noch einmal hatte nahe sein dürfen.

„Endlich besann ich mich auf die Gegenwart. Es war empfindlich kalt im Zimmer: ich schürte das Feuer im Kamin und warf Maske und Rapier, Pfänder und Karten in die Flammen. Dann rief ich dem Diener, der draußen noch mit dem Windlicht auf mich wartete, und schickte ihn zu Bette. Mich gelüstete nicht nach Schlaf. Ich verbrachte die Nacht auf der Stelle, wo sie mir erschienen, in ernster Selbstprüfung, und gelobte, nicht eher abzulassen vom Forschen, bis ich des Wegs zum Heil gewiß wäre, und so zu wandeln, daß ich hoffen dürfte, ihr da drüben wieder zu begegnen. Und Alles, was mir seitdem widerfahren ist — Häßliches, Cattarino, und Gott weiß! nicht durch meine Schuld — nehme ich zur Sühne hin und zähme mich, Langmuth zu üben, daß auch mir dereinst vergeben werden könne. Aber darum, siehst Du wohl nun selber ein, ist es für uns beide besser, ich thue Dich bei Zeiten von mir, ehe ich wieder in Versuchung falle, und Dir geschieht wie meinem Bruder und der, die ich geliebt habe.“

Cattarino hatte ihn ausreden lassen. Nun aber lag er ihm zu Füßen und blickte glänzenden Auges zu ihm auf.

„Laß mich bleiben,“ flehte er. „Die Beiden haben Dir vergeben — wer bin ich, mich von Dir abzuwenden? Nein, würdigst Du mich Deiner Geheimnisse, so darf ich Dir auch meine Meinung sagen: das Alles ist eben abgebüßt und vorbei. Ich kenne Dich doch nicht erst von heute — sieh, mein Herz weiß nichts von Dir, will nichts wissen, als daß Du mein Freund, mein Hort, mein Leben bist. Du hast mir vertraut: ich traue Dir auch. Da, nimm mich hin. Ich fürchte nichts von Dir und hoffe Alles.“

Und halb schmeichelnd, halb in feierlicher Bekräftigung legte er knieend das blonde Haupt in des Herzogs Hände. Aber als der stumm blieb und nur mit unwillkürlicher Liebkosung seiner hingebenden Gebärde entgegenkam, fuhr er lebhafter fort:

„Ich will auch nicht wieder versuchen, Dich von den Büchern wegzulocken, nun ich sehe, wie viel Dir an den himmlischen Dingen liegt: tausend Mal mehr als den Betbrüdern, die sich darüber aufhalten, wie selten Du zur Beichte gehst — sie mögen es, weiß Gott, öfter nöthig haben. Aber um mich sorge Du nicht: ich helfe mir schon selber, wenn es dazu kommt: was könntest Du mir im Zorn Schlimmeres anthun als diesen Abschied? Herr, sie sagen, Du bist vermählt: hast Du das wagen dürfen, so brauchst Du auch jetzt Deinen armen Gesellen nicht zu verstoßen —“

Er stockte: des Herzogs Blick war hart geworden, wie er ihn noch nicht gesehen.

„Sprich davon nicht,“ unterbrach er ihn. „Das that ich nicht um meinetwillen. Und das ist ganz anders, siehst Du: das mahnt mich eben an all'

das Verlorene, Tag und Nacht, wie ein härenes Bußhemd, wo Du mich vergessen lehrst — Vergessen aber ist meine größte Gefahr."

„So laß mich Dich erinnern!" rief Cattarino. „Ist es nicht besser, die Versuchung muthig zu bestehen, als ihr fahnenflüchtig auszuweichen? Und dabei könnte ich Dir, dünkt mich, gerade als getreuer Schildknappe zur Hand gehen. Sieh, ich würde Dir dienen, so daß Du keinen Augenblick meines guten Willens vergessen könntest; brächte Dich aber von außen irgend ein Verdruß auf, so wollte ich mich dazwischen werfen und Dich warnen und decken, daß Du Dich nie wieder vom Feinde überrumpeln ließest. Und nimm es nicht für Vermessenheit, mein Fürst, daß ich so frei heraus davon rede; bedenke, vor Gott sind wir vielleicht so ungleich nicht, wie wir jetzt scheinen; und ich thue es wahrlich nur aus großer Liebe und Treue."

Da wandte sich endlich der Herzog und sah ihm dankbar ins Gesicht.

„Ich glaube wahrhaftig, Du hast Recht. Da, schlag ein: es soll sein, wie Du sagst. Ich will versuchen, Deines Vertrauens werth zu sein. Gott helfe mir, daß Du es nie bereuen mußt."

Cattarino ergriff die feine Hand, drückte sie an seine Brust und bedeckte sie mit Küssen. Dann ging er still an seinen Platz, nahm das Ruder und fuhr durch den sinkenden Tag nach der Stadt zurück.

IV.

Im herzoglichen Palast war es lebendig von Vorbereitungen zum Empfang der Herrin. Französische Diener trafen ein, Ballen von Teppichen und reichem Geräth wurden gebracht und die leeren Säle mit neuer Pracht ausgestattet. Hinten an der Wassertreppe, von der ein letzter Schneefall schmolz, setzten Nicolò und Cattarino die Gondel in Stand, und so schön sie gepflegt war, sie fanden kein Ende mit Säubern und Schmücken, bis der Tag der Einholung anbrach.

Schon um Morgengrauen war eine Barke nach Mestre abgegangen, das Gepäck und Gefolge aufzunehmen: etwas später hielten die Beiden, in ihrem besten Putz, die frischgezierte Gondel für den Herzog bereit.

„Wo bleibt er nur?" sagte Nicolò ungeduldig, „heute sollte es ihm doch eilen. Und Dich kenne ich auch nicht wieder, Cattarin: Du scheinst mir gar nicht neugierig auf diese Donna Egeria."

Cattarino zuckte die Achseln.

„Ich wollte, sie bliebe, wo sie ist. Mit dem Herrn ist so schon nichts aufzustellen, wenn bloß die Briefe aus Paris kommen."

„Hättest Du nur auf mich gehört und lieber gleich Deinen Fang aufs Trockene gebracht. Dann hättet ihr jetzt gute Tage, Du und Dein Bruder, und brauchtet nicht zu fürchten, daß sie Euch einen Strich durch die Rechnung macht."

„Und ich sage Dir, so lange er mit den Barozzi so gut steht, müssen wir warten. Aber vor ihr grade ist mir am wenigsten bange."

„Wie der junge Hahn kräht! Herzoginnen, meinst Du, sind auch Weiber?"

Cattarino lachte nicht unwillig.

„Ich meine, sie wird nicht viel zu sagen haben für oder wider. Man kennt ja diese politischen Heirathen. Ein Landflüchtiger darf nicht wählerisch sein. Er hat sie auf seines Vaters Wunsch genommen, weil sie reich war und verwandt mit Caterina de' Medici; Kinder sind nicht am Leben: wo soll da Einfluß herkommen?"

„Hast Du das von ihm?"

„Als ob ich es Dir dann wieder erzählen würde. Aber es ist deutlich genug aus dem Prahlen ihrer Franzosen: aus Allem, was ich von ihm weiß, aus seinem Schweigen selbst; denn sonst spricht er Alles mit mir durch wie ein Bruder: nur von ihr nie ein Wort. Auch jetzt, wie er mir ihr Kommen ankündigte — so von oben herab, jede Silbe gespart, ohne mich anzusehen — da wußte ich schon Bescheid. Verlaß Dich darauf, sie kommt nur in Parteiangelegenheiten. Nein, wer mir mehr Sorge macht, das ist der alte Falconier, der sie herbringt, sein Vertrauter von früher, auf den er große Stücke hält. Dem werde ich natürlich ein Dorn im Auge sein: er soll ohnehin alles Neue hassen und gar erst alles Venezianische noch von der Brautfahrt des Großvaters her, die er als Page mitgemacht — kein Wunder, zu den Barozzi! — Mit dem werde ich also einen schweren Stand haben; und der Herzog, glaube ich, fürchtet das auch, denn er rief mich eigens zurück, um ihn mir ans Herz zu legen, und ich weiß nicht, es war etwas von Abschied in seiner Art, als dächte er: Was hilft es? auf lange ist es doch nicht mehr."

Er sprang auf und verstummte, sich tief verneigend, denn eben trat sein Herr aus der Thür, Tonio und die Pagen hinter sich; in Schwarz wie immer, aber heute sehr sorgfältig und mit fürstlicher Pracht gekleidet; die goldene Kette blinkte ihm am Halse: nur seine Miene paßte wenig zu dem festlichen Aufzug, als er fröstelnd seinen Platz unter dem buntseidenen Zeltdach einnahm und mit einem verschlafenen Blick über die graue Wasserfläche das Zeichen zur Abfahrt gab.

Cattarino betrachtete ihn heimlich über dem Rudern und hatte seine Freude daran, wie stattlich er in Sammet und Seide dasaß.

„Was könnte der nicht bei den Frauen ausrichten," dachte er, „wenn er nur wollte. Schade um ihn, daß er so hat vorlieb nehmen müssen. Wie bleich und mißmuthig sieht er heut' aus: recht wie Virgil, als er seinem Höllenkreise nahe kam. Das arme Weib, dem wir entgegenfahren — wer weiß, mit welchem Herzklopfen sie sich auf den schönen Gemahl freut, dem sie so weit nachgereist ist — wenn sie jetzt sein Gesicht sähe! Wahrhaftig, sie kann mich dauern; was kann sie dafür, wenn sie nicht schön und begehrenswerth ist? Wie ist mir schon anders zu Muth, wenn ich nur unsere Nina besuche: aber freilich, an die bloß zu denken, lacht einem ja das Herz im Leibe; solche Rosen wachsen eben nicht in allen Gärten, wenn sie auch nur ein Zimmermannskind ist —"

Damit eröffnete sich ihm ein so angenehmer Gedankengang, daß er überrascht war, wie bald sich der Hafen mit seinem Schiffsgewimmel vor ihnen aufthat. Ein frischer Windhauch hatte die Morgendünste zerstreut, als sie anlegten. Die Sonne schien hell über die flimmernde Lagune, und Land und Wasser leuchteten wie von einem heimlichen Frühlingsschimmer.

Nicht lange, so kam der Zug der Reisenden in Sicht: Diener zu Pferde, bepackte Maulthiere, Mägde mit ihren Bündeln auf einem Wagen, zuletzt mit berittener Nachhut die Sänfte der Herzogin. Voran sprengte ein hagerer Alter mit ledernem Wamms und wetterhartem Gesicht, saß ab, aus hellen Augen um sich spähend, und begrüßte freudig, mit Kniebeugung und Handkuß, den Herzog, der die Landungsstufen erstieg.

Dessen Gesicht erhellte sich bei seinem Anblick, und aus der lebhaft vertraulichen Anrede und der Handbewegung nach der Gondel zu errieth Cattarino, daß dies John der Falconier sei. Mit anmuthigem Willkommen wandte er sich ihm entgegen; der Alte musterte kühl das fröhliche Gesicht, die bunte Tracht und lässige Haltung des Gondoliers, gab in gebrochenem Französisch zu verstehen, er könne kein Venezianisch und kehrte sich zur Barke, die Einschiffung des Gepäcks zu befehligen.

Cattarino ließ sich das nicht verdrießen, sondern ergötzte sich, auf sein Ruder gelehnt, den ungewohnten Aufzug von Rossen und Wagen, das Spaßen und Zanken des Gesindes beim Abladen mit müßiger Theilnahme zu beobachten.

Indessen hatte der Herzog seine Gemahlin aus der Sänfte gehoben und mit ritterlichem Handkuß begrüßt. Nun führte er sie den Damm entlang und sprang vorauf in die Gondel, ihr beim Einsteigen zu helfen. Sie blieb stehen und nahm die sammtene Reisemaske vom Gesicht.

„Gottlob," sagte sie, „von hier ab gibt es also weder Staub noch schlechte Wege mehr."

Cattarino schaute auf, in flüchtiger Neugier, wie sie seinem Bilde des ungeliebten Weibes entsprechen möchte, und fast wie Schreck durchfuhr es ihn vor der blendenden Vollkommenheit, die er erblickte. Da war nichts von der blonden Pracht der Venezianerinnen, der er sonst gehuldigt: aber wie unsäglich viel reizender als sie Alle dünkte ihn dies dunkle stolz getragene Haupt mit den strengen Brauen, unter denen die Augen wie geheimnißvolle Sterne hervorleuchteten. Völlig sich vergessend, starrte er sie offen mit einem Blick an, den sonst weibliche Lider betroffen abwehren: sie aber begegnete ihm, mit leisem Lächeln sogar, das ihm noch den ganzen Tag durch alle Verrichtungen wie ein ungelöstes Räthsel in der Seele brannte. Da mußte er zuerst die Augen senken; gluthübergossen kehrte er sich weg zu seinem Ruder, während sie sich in die Kissen gleiten ließ und hörbar genug sagte:

„Wer ist der Blonde, Mylord? Euer Leibgondolier? So hättet Ihr ihm wohl etwas bessere Manieren beibringen können."

So eifrig Cattarino lauschte, er vernahm keine Antwort darauf als des Herzogs pflichtmäßige Erkundigungen nach Lady Kate und ihren Kindern. Da verwandte er keinen Blick mehr von seiner Arbeit; und doch dachte er den ganzen Weg an nichts als den Augenblick der Ankunft, wo er im Durcheinander der Landung noch einmal und ungestörter würde hinsehen dürfen. Und dann, als sie anlegten, ehe sein Herr zur Stelle sein konnte, war er an ihrer Seite: tiefgebückt bot er ihr den Arm zur Stütze und fühlte mit Entzücken den flüchtigen Druck ihres Handschuhs auf seiner Schulter, sog den Ambraduft ihres Ge-

wandes und vernahm dicht an seinem Ohr das Rascheln ihrer Schleppe, als der schwarzgrüne Brocat über den Bord fegte.

Es war vorüber. Er richtete sich auf und traf den Blick des Herzogs, der wie in trauriger Frage auf ihm ruhte: schon? — Das brachte ihn zur Besinnung. Wortlos, statt aller Antwort, bot er sich mit einer Gebärde leidenschaftlicher Ergebenheit dem Freunde zur Stütze; ein kleiner Dienst, der, zuerst Bedürfniß, beiden seither trauliche Gewohnheit geworden war.

Heute zögerte der Herzog, ihn anzunehmen. Nur einen Augenblick: kein Dritter hätte es bemerkt; aber Cattarino war es wie ein Pfand wiedergeschenkten Vertrauens, wie die Erneuerung ihres Bundes, als er ihm dann doch, wie sonst, die Hand auf den Nacken legte und so gestützt ans Land sprang, die Herzogin ins Haus zu führen.

Nicolò stand noch und staunte ihnen ganz aufgeregt nach, während Cattarino schweigend die Gondel festlegte.

„Das Fischblut!" brach er los, sobald sie allein waren, „welch ein Empfang! Sahst Du, wie er sie mit zwei Fingern anfaßte: ‚Nur was ich muß, Signora Duchessa: kein Haarbreit darüber!' Ich hätte ihm doch mehr Mannheit zugetraut. Oder — hat er Ursache? Poverino! Wie kann man aber auch verlangen, so etwas für sich allein zu haben?"

„Du verstehst nichts davon," sagte Cattarino schärfer als nöthig. „Er träumt von einer Todten."

Der Alte zuckte die Achseln.

„Ich habe nie gesehen, daß die Todten so stark sind, wenn ihnen die Lebenden nicht helfen," sagte er; und Cattarino konnte das Wort nicht wieder loswerden.

Die Gondoliere bekamen alle Hände voll zu thun jetzt.

„Ist das ein Leben!" seufzte Nicolò. „Kein Tag ohne ein halbes Dutzend Besuche und Lustbarkeiten kreuz und quer in der Stadt, zwischendurch die Sitzungen wie sonst, Morgens und Abends zur Messe, nachher noch auf die Piazza — so geht es die ganze Woche, man könnte ebenso gut an einer Fähre sein. Ich hoffe immer, es wird endlich dem Herrn zu bunt: der war doch sonst nicht so. Wo sind unsere guten Zeiten hin? Seit gestern sind schon wieder zwei Rostflecken am Schnabeleisen: aber wann soll man danach sehen? Die Gondel geht zu Grunde dabei. Und Du lächelst noch —! Weißt Du, wer gestern vergessen hat, seine Lampen zu putzen, mein Junker? Wenn ich nicht wäre —"

Cattarino wußte nichts, als daß er goldene Tage hatte. Sein Leben war ein Traum der Erwartung von einem Mal zum anderen, daß die Herrin erschien; jede Fahrt ein Rausch geheimen Entzückens, ihr mit der Kraft seines Leibes dienstbar zu sein, zu fühlen, wie die schwarzen Augen mit müßigem Wohlgefallen an seiner geschmeidigen Ruderbewegung hingen, die Wendung ihres Hauptes, den Klang ihrer Stimme zu belauschen.

Hätte nur nicht so oft bei ihr unter dem Zeltdach einer der seidenen Cavaliere gesessen, deren Gehen und Kommen er mit mißgünstigen Blicken zu überwachen begann. Dann stand er unbeachtet am Ruder und hatte gute Miene

dabei zu machen, wenn der Begünstigte, hinter ihren Fächer gelehnt, von ihrem Kleide gestreift, in kühner Vertraulichkeit mit ihr flüsterte, und ihm gar nachher beim Landen höflich zur Hand zu gehen. Andrea Barozzi vor Allen — der freilich war ihr Verwandter: schlimm genug! aber brauchte sie darum so eigen zu seinem Geplauder zu lächeln, ihm so oft die Hand zum Kuß zu lassen . . . .

Pazienza! Was ging es ihn an? Er wollte sich nicht mehr das Hirn zermartern, ihre Gesinnung zu errathen; wollte seine Augen von ihr entwöhnen, wieder sein wie früher, ehe sie gekommen war, als er es mit dem Freunde so gut gehabt. Brachte der es über sich, bei dem Allen mit diesem gelassenen Anstand neben ihr herzugehen, jeder Pflicht genügend, ohne je sein Inneres zu verrathen; warum mußte sich Cattarino von ihren Launen das Leben vergällen lassen? Mochte sie lächeln, wem sie wollte: er fragte nichts mehr danach.

Aber wo blieb alle Vernunft, sobald das Portal sich öffnete, und sie so königlich die Stufen herabrauschte, gewärtig, sich von ihm an Bord helfen zu lassen? Und dann fiel, wie zufällig, ein Wort, es streifte ihn ein Blick, den er sich kaum getraute zu deuten und doch nicht mißverstehen konnte, und er hätte mit dem Barozzi selber nicht mehr getauscht.

Auch gestern wieder, wie sie seine alte blaue Schärpe zum Vorwand genommen, den Gemahl zur Rede zu stellen:

„Ihr seid doch ein unverbesserlicher Spartaner, Mylord! Habt Ihr Euch einmal Don Andrea's Leute angesehen, wie die prunken?"

„Einem Schutzflehenden stünde solcher Aufwand schlecht an," war des Herzogs Antwort gewesen.

„Und was wird man von Eurer Großmuth denken," gab sie zurück, „wenn Euer erklärter Günstling so einhergeht? Wahrhaftig, es ist mir um Euer Ansehen: nimm es nicht übel, Cattarino; Deine Goldfransen sind offenbar vom allerältesten Adel: aber Deinem Herrn lassen sie nicht halb so gut wie Dir."

Ihre Augen dabei, dieser traulich leichte Ton, der zum übrigen Verkehr der Gatten nicht ganz paßte — wem konnte das Spiel gelten, als ihm? Und zuletzt hatte sie ein Goldstück unter den Bord gelegt: — ein Geschenk von ihr! er hegte es wie ein Heiligthum.

Nur — heute war er wieder vergessen. Aber diesmal wollte er es an sich kommen lassen, ihr zeigen, daß auch er vergessen konnte. Mit Mühe hielt er acht Tage aus, bis ihr beliebte, wieder darauf zu achten.

„Seht doch, Mylord, da trägt er wahrhaftig noch immer die alte Türkenfahne," rief sie aus, „die hatten wir ja längst der Spitalkirche geweiht. War denn nichts Neues zu haben, das Dir schön genug war?"

„Ich wußte nicht, daß Ihr es im Ernst meintet," antwortete Cattarino ohne Befangenheit; „wir sind arm, und es schien mir ein Uebermuth. Denn seht —" die blauen Augen lachten — „seit Ihr sie so reich mit Eurem Spott verbrämt, ist sie kostbarer als Salomonis Seide, wenn man es ihr nur ansehen könnte, und doch dabei so — spartanisch —"

Er triumphirte, das neue Wort verwerthet zu haben, und sie lachte mit.

„Du hast Dich gut herausgeredet,“ sagte sie, „wahrhaftig, der alte Griesgram von einem John hat Recht damit, kein Volk auf Erden verstünde sich so auf Ausflüchte, wie ihr Venezianer. Aber nun gestehe uns nur den wahren Grund ein: Du hast sie natürlich von einer schönen Hand.“

„Schön? daß ich nicht wüßte,“ gab er muthwillig zurück, „bis auf die Ringe: ich hab' sie vom alten Kleiderjuden hinter dem Rialto.“

Er fand nicht nöthig, zu sagen, daß er sie sich angeschafft, weil damals Nina blau für ihre Lieblingsfarbe erklärt hatte. Wie weit war das jetzt! er dachte zwischen Wehmuth und Verachtung an die friedliche Zeit zurück. Die Herzogin ließ ein zweites Goldstück dem ersten folgen; und am selben Abend fand er in der Gondel ein Päckchen mit einer schweren scharlachseidenen Schärpe. Er hatte Mühe, seine Freude vor den Anderen zu bezähmen; aber als er das nächste Mal der Herrin danken wollte, behauptete sie, nichts davon zu wissen, und in dem Stoff einen Damast zu erkennen, den sie neulich ihrer Kammerfrau geschenkt. Und da Nicolò an dem Tage die Giuditta hatte um die Wassertreppe her streichen sehen, wußte Cattarino nicht recht, was davon zu halten.

Manchmal, wenn er es gerade am wenigsten erwartete, fiel es auch der Herzogin ein, mitten aus dem Geplauder mit ihren vornehmen Begleitern heraus ihn nach dem Weg oder irgend einem Palast zu fragen, der ihr auffiel; und dann fehlte es ihm nie an Stoff, ihre Aufmerksamkeit den Herren auf die übrige Fahrt abspenstig zu machen, ja manchmal konnte er ihnen sogar etwas von dem Verdruß, den sie ihm bereiteten, zurückzahlen, indem er mit großer Harmlosigkeit Anekdoten aus ihrer Familiengeschichte zum Besten gab, die sie lieber nicht erzählen hörten.

Egeria hatte daran allemal ihre ausbündige Freude.

„Wie kommst Du nur zu all' den schönen Geschichten?“ fragte sie nachher, als er das fürstliche Paar nach Hause ruderte; „ich glaube, Du kannst das ganze goldene Buch auswendig.“

„Und alle Aemter und Parteien dazu, wie ein Rathsherr,“ rühmte der Herzog, „er hat mir oft ausgeholfen.“

„Also? Bekenne. Du erfindest sie, oder liesest die ganze Nacht Geschichtsbücher, wie Dein Herr hier.“

„Von meinem Vater weiß ich sie,“ antwortete Cattarino. „Die Nächte, Madonna, brauche ich zum Träumen — was hat so ein armer Junge sonst? Lesen und Schreiben, leider, hab' ich nie gelernt.“

„Außer mit den ‚langen Federn‘; kennst Du das Liedchen:

L'on m'apprend à escrire
D'une estrange façon:
La plume qu'on me donne
A trente pieds de long;
L'encre ne manque point,
Car l'encre c'est la mer:
La plume c'est la rame —

Aber ich vergaß; Du weißt kein Französisch —“

Er erröthete. „Doch, Madonna, seit Ihr hier seid — von Euren Pagen —“

„Dacht' ich's doch, Lauscher! Und Dein Vater also?"

„Hat auch so schreiben müssen, mehr als ihm lieb war, als er nach meiner Mutter Tode sein Glück zur See suchte und die Türken ihn fingen —"

„Viel Glück allerdings."

„Er fand es doch, Madonna: um ihm dafür die Ketten zu neiden."

„Nämlich?"

„Eine Christin — eines vornehmen Phanarioten Kind — hat sich des blonden Sclaven erbarmt, der unter ihrer Gartenterrasse so traurige Lieder sang: die warf ihm eines Nachts Feile und Strickleiter hinunter. Und dann, als er oben war, endlich zum ersten Mal Aug in Auge mit ihr, und zwischen Dank und Flehen ihr zu Füßen lag und ihre Knie umfing, um noch mehr als die bloße Rettung —" er hielt inne.

„Hat sie doch nicht gar vergessen, ihn freizugeben?"

„Sie sind zusammen geflohen," endete er mit abgewandtem Blick.

„Das hast Du mir ja nie erzählt," sagte der Herzog.

„Nicht? Aber die Lampe mögt Ihr gesehen haben, die er bei seiner Hochzeit stiftete, in San Marco, beim Altar der Valieri."

Egeria spielte mit ihrem Fächer.

„Ein allerliebstes Abenteuer," sagte sie und sah ihm voll ins Gesicht. „Nur den Schluß bist Du uns schuldig geblieben: ‚Da lebten sie herrlich und in Freuden bis an ihr seliges Ende, und wir haben das Nachsehen'. Hat Deine Phanariotin nachher kein Heimweh nach ihren hängenden Gärten gehabt?"

Cattarino ließ sich nicht irre machen.

„Verzeiht, Madonna," antwortete er mit verhaltener Wärme; „sagte ich nicht: er hatte sein Glück gefunden? Sie hatten eben ihres Herzens Wunsch erfüllt, darum ist es wörtlich eingetroffen wie Ihr sagt: sie lebten in Freuden zusammen bis an ihr seliges Ende: aber wir — haben das Nachsehen."

Die Erregung, die in seiner Stimme bebte, lieh den hergebrachten Worten eine eigene Bedeutung; er hielt inne, wie erschreckt über seine Kühnheit. Aber die Herzogin lächelte noch immer.

„Wie das Alles auch klingt in Eurem schmelzenden Tonfall!" sagte sie abspringend, „ganz anders als in unserer herben Mundart: ‚er hatte doch sein Glück gefunden!'"

Aber da sie eben am Palast anliefen, und Andrea Barozzi ihnen grüßend auf den Stufen entgegentrat, wandte sie sich zu ihm:

„Wißt Ihr schon das Neueste, Vetter, daß ich Venezianisch lerne? Mein Toscanisch ist mir ganz verleidet durch das sanfte Gezwitscher hier zu Lande. Und Ihr müßt mein Lehrer sein, denn Mylord hier, so viel er sich auf Eure Verwandtschaft einbildet, ist und bleibt doch nur ein Engländer."

„Jede Sprache ist Wohllaut in Eurem Munde," sagte der Barozzi artig, während sie an seinem Arm ins Haus ging, und Cattarino's Freude war dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Der moderne spanische Roman.

Fernan Caballero. Don Juan Valera. P. Luis Coloma.

Von

Lady Blennerhassett.

I.

Im Jahre 1830, nach dem Zusammenbruch des Königthums von Gottes Gnaden unter dem Zeichen der französischen Bourbons, folgte der politischen eine literarische Revolution. Wie Minerva dem Haupte Jupiters, so entsprang der Phantasie Viktor Hugo's die zweite dichterische Phase der Romantik und brachte in ihrem Gefolge den Ausblick in die Ferne und einen kosmopolitischen Zug, zu bleibendem Gewinn für die Wissenschaft vielmehr als für die Literatur. Deßungeachtet wußte man damals von spanischer zeitgenössischer Literatur in der romanischen Welt so gut wie nichts. Was Gelehrte wie Sismondi oder Fauriel berichteten, betraf die Vergangenheit und drang über gelehrte Kreise wenig hinaus. Auf die Geschichte der deutschen Romantik übte Calderon entscheidenden Einfluß; der französischen hatte er so gut wie nichts zu sagen. Im classischen Zeitalter schöpften Pierre und Thomas Corneille, nach ihnen Molière, im achtzehnten Jahrhundert Le Sage mit vollen Händen an den Quellen spanischer Dichtung und Legende. Chateaubriand fand im „Genius des Christenthums" nicht einmal Gemeinplätze für die poetische Welt, die seiner ästhetischen Religion unsterbliche Meisterwerke bereit hielt. Kein spanischer Maler ist in diesem Buche angeführt, von allen Dichtern und Schriftstellern allein Ercilla, Verfasser des Heldengedichts „Araucana", genannt, dessen wesentlich geschichtlicher Inhalt für die Zwecke des Franzosen gar nicht in Betracht kam. Als Chateaubriand acht Jahre später Spanien auf der Rückkehr vom Orient durchquerte, träumte er, auf dem Hügel der Alhambra, die Liebesepisode des letzten Abencerragen, die von maurischer Herrlichkeit erzählte. Das christliche Spanien blieb ihm ein verschlossenes Buch. „Hernani" entlehnte von spanischem Wesen das bloße Gewand; in Merimée's „Théâtre de Clara Gazul" fanden die Spanier nur die Caricatur ihrer selbst.

Ihrersiets thaten sie nichts, um sich zu erkennen zu geben. Spaniens lyrische Dichter sangen wie die Vögel in den Zweigen, ohne viel nach Kritik oder gar nach Reclame zu fragen. Eine eigentliche Romandichtung existirte nicht mehr; denn die spanischen Novellisten, die für den Bedarf des Publicums sorgten, waren gänzlich unter den Einfluß der Franzosen gerathen, Eugène Sue's und Alexander Dumas des Vaters, oder sie benützten historische Episoden nach dem Vorbild von Sir Walter Scott und boten in Folge dessen dem Ausland nichts Neues. Dasselbe galt von den Dramatikern, die ihrerseits nach Mustern aus Paris arbeitend, auf Originalität verzichteten. Nur in einer Beziehung blieben sie innerhalb der nationalen Tradition. Zu allen Zeiten war das Schriftthum in Spanien die Lieblingsbeschäftigung der großen Geister der Nation, aber der schriftstellerische Beruf war kein zünftiger; er ging Hand in Hand mit anderen Lebensaufgaben. „Die Poesie in Spanien," schreibt Friedrich Schlegel, „ist seit ihrem ersten Anfang mehr von Staatsmännern und Rittern als von Gelehrten und bloßen Künstlern geübt worden, und keine andere Nation zählt unter ihren Dichtern so viele, die auch das Schwert für ihr Vaterland geführt hätten." Das gilt bis heute, nur mit dem Unterschied, daß Spaniens intellectuelle Führer seine Schlachten selten mehr im Heer, sondern in den Cortes kämpfen. José Echegaray, gegenwärtig der gefeierte Liebling des spanischen Publicums, war bis 1874 als Gelehrter, Mathematiker, Ingenieur, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Minister und Redner bekannt. Erst als vierzigjähriger Mann begann er seine glänzende Laufbahn als dramatischer Dichter. Emilio Castelar hat den entgegengesetzten Weg eingeschlagen und ist in vorgerückten Jahren zur Literatur zurückgekehrt, um seiner republikanischen Gesinnung ohne Schädigung des Bestehenden treu zu bleiben. Der Herzog von Rivas mußte als politischer Verbannter nach Malta fliehen, weil er 1823 für Suspendirung des Königs gestimmt hatte, kehrte als Bahnbrecher der romantischen Dichtung in sein Vaterland zurück, wurde Diplomat, dann Präsident des Staatsraths, Director der Akademie und Minister. Aehnliche Wandlungen durchlebte Don Juan Valera, der als spanischer Gesandter zu Frankfurt (1860—1866), mit deutscher Literatur und Philosophie sich vertraut machte, dann die Diplomatie mit dem Lehrstuhl für fremde Literaturen vertauschte, um hierauf den Botschafterposten in Wien einzunehmen. Der 1880 gestorbene Don Juan Eugenio Hartzenbusch war Student der Theologie, dann Maler, setzte eine Zeit lang das Tischlerhandwerk seines Vaters fort, um die Familie zu ernähren, und fand erst später, als Bibliothekar zu Madrid, die ersehnte Muße zur dramatischen Production. Es ist unnöthig, mehr solcher Beispiele anzuführen. Fast alle Dichter- und Schriftsteller-Biographien Spaniens würden solche bieten. Mit diesem charakteristischen Zug verbindet sich eine große Gleichgültigkeit in Bezug auf das Urtheil des Auslandes wie auf Handhabung der Kritik im eigenen Lande. Die Literaturgeschichte zumal ist ein fast unbebautes Feld. Einer der besten, feinsinnigsten Kenner moderner spanischer Literatur in Deutschland, Freiherr von Stauffenberg, äußert darüber in der „Nation" vom Mai 1895: „Eine zuverlässige Geschichte der neueren spanischen Literatur gibt es nicht; die von Hubbard ist

veraltet und nach der vernichtenden Kritik von Revilla auch nicht vertrauenswürdig. Die Geschichte der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts des Augustiners Blanco Garcia ist zwar einigermaßen vollständig, aber die Urtheile sind befangen, schief und geschmacklos. Ein kritisches Journal gibt es nicht, die wenigen großen Revuen bringen nur dann und wann nicht sehr bedeutende Besprechungen. Sonst ist die Kritik in den Feuilletons der Tageszeitungen zerstreut, die uns wenig zugänglich sind, und steht sehr stark unter der Herrschaft der Cameraderie. Spanien besitzt allerdings zwei sehr bedeutende Kritiker, Leopoldo Alas und D. M. Menendez y Pelayo. Alas ist scharf, aber immer treffend; aus seinen Schriften habe ich die reichste Belehrung geschöpft und ihn ausnahmslos höchst zuverlässig gefunden; Menendez ist der beste gelehrte Kenner der älteren Literatur und zugleich ein geschmackvoller Schriftsteller. Doña Emilia Pardo Bazan hat in ihrem leider nicht mehr erscheinenden Nuevo Teatro critico auch viel Gutes gebracht; man ist aber im Wesentlichen auf die eigenen Nachforschungen angewiesen." Wer mit dieser Sachlage die kleinen Bibliotheken von Essays, Studien, Kritiken und Forschungen aller Art vergleicht, die in den großen europäischen Culturländern um oft sehr mittelmäßige Größen angehäuft werden, der kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß diese spanischen Schriftsteller in Bezug auf literarische Ausbeutung und praktischen Sinn höchst unmodern geblieben sind.

Freilich übertrifft sie Alle darin der 1892 verstorbene portugiesische Dichter Anthero de Quental. „Wäre er ein Deutscher, ein Engländer oder ein Franzose," schrieb 1887 noch bei seinen Lebzeiten Don Juan Valera, „die Welt wäre mit dem Ruhm seines Namens erfüllt. So aber kennt ihn, da er ein Portugiese ist, außerhalb seines Landes fast Niemand . . . . Wenn man an das Auftauchen einer neuen Religion im Schoß der europäischen Cultur zu glauben vermöchte, so wäre Anthero de Quental ihr vom Geist getriebener, geheimnißvoller und geheiligter Vorläufer und Prophet. Alle Zweifel, alle Negationen, alle die tiefsten metaphysischen Probleme bewegen sich in seinem Kopfe und gewinnen in wunderbar vollendeten, Schönheit athmenden, meist in Sonettenform geschriebenen Compositionen Gestalt und Leben. Anthero de Quental ist ein einsamer Dichter, der weder an Ruhm noch an Beifall zu denken scheint. Er schreibt, weil er nicht anderes kann. Sein Freund, der berühmte Oliveira Martins, hat seine Verse fast gegen seinen Willen herausgegeben" [1]).

Welches Glück für das deutsche Volk, daß sein jüngster Prophet, Friedrich Nietzsche, wahrscheinlich des geflügelten Wortes von Goethe eingedenk und nicht so bescheiden gewesen ist! Auf diese Weise bekamen wir die von „Zarathustra" uns zugedachten Liebenswürdigkeiten doch gleich aus erster Hand, und wir scheinen immer noch damit beschäftigt, sie dankend und bewundernd zu quittiren.

Doch zurück zu den Spaniern. Sie hatten es augenscheinlich nur sich selbst zuzuschreiben, wenn bis in diese letzten Zeiten Literarhistoriker und Com-

[1]) Don Juan Valera, „Sobre el Arte de escribir Novelas". Colleccion de Autores castellanos, I.

pendien sich wechselseitig in der Ueberzeugung bestärkten, daß in Spaniens Kunst und Literatur die großen Werke und Denkmäler der Vergangenheit für den Verfall der Gegenwart entschädigen müßten. Der Amerikaner Ticknor schloß seine Geschichte der spanischen Literatur, die er bis zum Tode Ferdinands VII. führte, mit warnenden Worten gegen das Eindringen eines fremden, der nationalen Eigenart widerstrebenden Geistes, aber er fügte auch hinzu, solange über den Pyrenäen ein hoher Begriff der Ehre, der Aufrichtigkeit und der Verachtung alles Niedrigen und Gemeinen fortlebe, könne und werde dieses stolze, gläubige, dichterisch veranlagte Volk, das zweimal die christliche Civilisation vor der Vernichtung gerettet habe, nicht untergehen. Jene Worte bildeten den würdigen Abschluß einer Forschung, die von tausendjähriger Gedankenarbeit Rechenschaft gab; allein nur langsam sollten sie in Erfüllung gehen. Die höheren Schichten der Gesellschaft als solche gab Ticknor verloren, und die auch von ihm beklagten, dem Lande geschlagenen politischen Wunden bluten noch heute. Sein gesellschaftliches Leben schien mehr und mehr in Genuß und Eintönigkeit zu verflachen; Haus und Familie verschlossen sich der Beobachtung. Als der französische Kunstkritiker Charles de Mazade 1858 in der „Revue des Deux Mondes“ eine Studie über Fernan Caballero veröffentlichte, schrieb er: „In der spanischen Atmosphäre hat die Romanliteratur keine Stelle. Von Geburt an gelähmt, schien sie verurtheilt, es zu bleiben; denn über den Pyrenäen ist Alles derartig organisirt, daß es der Beobachtung entschlüpft, und daß die Analyse dem spanischen Genius fremd geworden ist. Auf sich selbst zurückgezogen, hat Spanien sich in seinen Stolz eingehüllt und in die unbesiegbare Originalität des intimen Lebens geflüchtet. Nie vielleicht hat ein Volk so wenig Lust gezeigt, sich selbst zu erkennen, zu beschreiben und andern Nationen zu erkennen zu geben. Seine Existenz bleibt uns verschlossen ..... Für die Spanier ist der Katholicismus die Lösung aller Zweifel, die Beruhigung aller inneren Conflicte; er verjagt alle Subtilitäten des Gewissens und entlastet die individuelle Seele von der Bürde der Probleme, unter welcher die blassen Helden so vieler erfundener Geschichten zusammenbrechen. Der Katholicismus ist die höchste Erleuchtung und das einzige, allbeherrschende Licht moralischer Prüfung. In dieser Beziehung ließe sich behaupten, daß die einzig wahren Novellisten der spanischen Seele die Mystiker sind. Eben deswegen konnte sich in Spanien kein Roman im modernen Sinn, im Sinn gesellschaftlicher Beobachtung und psychologischer Analyse entwickeln. Die Romanliteratur Spaniens hatte einen Moment: sie lebt in Cervantes und ist mit ihm verschwunden“ [1]). Wieder ein Menschenalter später meinte nicht etwa ein Ausländer, sondern ein Landsmann von Cervantes, in der Lyrik und im Drama vermöchten die Spanier den Vergleich mit andern Nationen aufzunehmen; wer aber nur die Gegenwart in Betracht ziehe, sei bis vor Kurzem zum Ausspruch berechtigt gewesen, daß der Genius der Nation ihr das Gebiet der Novelle verschließe [2]). Kurze Zeit darauf erklärte Zola den neueren spanischen Roman für den drittbesten der Welt.

---

[1]) Charles de Mazade, „Le Roman de mœurs en Espagne“. Revue des Deux Mondes, Novembre 1858.

[2]) Don Juan Valera, „Sobre el Arte de escribir Novelas“, I. 6.

Seine namhaftesten Vertreter, Alarcon, Don Juan Valera, Don Benito Perez Galdós, wurden, einige ihrer Romane sogar zu wiederholten Malen, ins Deutsche, Englische und Französische übersetzt; das „Journal des Débats", die „Perseveranza" andere leitende Organe der Tagespresse druckten Valera's „Pepita Jiménez" in ihren Feuilletons ab; seine Kenner nannten Productionen von Spaniern neben den besten Werken ausländischer Literaturen. Das Publicum im Großen und Ganzen wurde jedoch erst aufmerksam, als der Roman „Pequeñeces" — „Kleinigkeiten" — in noch dazu höchst mangelhafter französischer Uebertragung erschien. In diesem Roman entrollte sich, mit einer eleganten Gewandtheit und Geschicklichkeit der Mache, welche an die kunstfertigsten der Modernen, an Daudet etwa oder Cherbuliez erinnerte, und dazu mit einem Reichthum von psychologischer Beobachtung, der den Meister verrieth, das Bild des modernen Madrid unter dem Zwischenreich des sardinischen Königs Amadeo und der alphonsistischen Restauration. Geschont wurde Niemand. Currita, Gräfin von Albornoz, die im Mittelpunkt des Sittengemäldes steht, ist mit virtuoser Lebendigkeit, nach allen Regeln des Realismus gezeichnet, und ihre raffinirte Corruption läßt nichts zu wünschen übrig. Sie betrügt einen Minister durch anonyme Briefe, spielt mit allen Fäden politischer Intriguen, opfert ihren Liebhaber, den einzigen Sohn einer Wittwe, im Duell mit einem Zeitungs-Redacteur, der sie zu verrathen droht, cassirt den Betrag eines nachträglich ihm zugefallenen Loses ein, bietet die Summe als Gabe ihrer Großmuth seiner Mutter an, die das Geld entrüstet zurückweist, und verläßt im richtigen Moment das sinkende Schiff des savoyischen Königs. Ihr nächster Geliebter ist ein verheiratheter spanischer Diplomat, Jacobo Tellez y Ponce, der sie plündert und zum Verkauf der Kunstschätze des Hauses Albornoz veranlaßt. Die Scene in der Capelle des Palastes, wo die Gräfin nächtlicher Weile den kostbaren Rahmen eines Crucifixes entwendet, um dafür ihr Bild für Jacobo hineinzuthun, und entsetzt flieht, weil plötzlich ein Hahn kräht, den der Koch mit seinem ganzen Hühnerserail unter dem verlassenen Altar einlogirt hat, sucht unter glücklichen Eingebungen dieser Art ihres Gleichen. Jacobo's Cynismus, der dem entehrten und verblödeten Gemahl die Augen nicht öffnet, klärt Currita's Kinder über seine Stellung im elterlichen Hause auf, worauf sie, der Sohn in ein Jesuitencollegium, die Tochter ins Klosterpensionat wandern. Als Hofdame der Königin Mercedes trotzt Currita der Gesellschaft, die ihr doch endlich den Fehdehandschuh hinwirft, indem die Majorität der Damen an den Abenden, wo sie empfängt, im Gegensalon einer tugendhaften vornehmen Frau sich zusammenfindet. Trotzdem ist diese Gesellschaft in ihrer Gesammtheit nicht viel besser, als Currita; die Heuchelei führt in den Wohlthätigkeitsbazars und unter den Sammlerinnen des Peterspfennigs das Scepter; politische Verräther werben um die Gunst des Königs; Currita hat so viele Mitschuldige, daß sie alle Chancen, in Ehren weiterzusündigen, für sich besitzt. Da erweckt ein Billet unter Jacobo's Adresse ihre weibliche Eifersucht. Sie eilt zu einem nächtlichen Stelldichein, und in ihrer Gegenwart fällt der Geliebte unter dem rächenden Dolch der Freimaurer. Sie entkommt, aber ein Pelzüberwurf, der ihren Schultern entfällt, wird zum Verräther. Unterdessen

hat der Spott eines Cameraden das heiße Blut von Currita's Knaben in Wallung gebracht. Er duldet keinen Schimpf auf dem Namen seiner Mutter, ringt während eines Ausflugs an das Felsengestade Biscaya's mit Jacobos Sohn, von dem er fälschlich voraussetzt, daß er es war, der sich den Scherz erlaubte, und fällt mit ihm in die Fluthen, die Beide verschlingen. Currita erkennt sich im Bilde der Sünderin wieder, das in ihrer Anwesenheit ein Jesuit seinem Auditorium entwirft, und beginnt ein Leben der Buße. Beim Verlassen der Kirche, wo die Scene stattfand, begegnet sie einer letzten, einsamen Beterin. Es ist Jacobo's Wittwe, die betrogene Mutter seiner Kinder, und diese reicht der Rivalin das Weihwasser, „eine bloße Kleinigkeit, aber eine von jenen, welche die Menschen in Erstaunen setzen und die Engel erfreuen". Ist Currita wirklich bekehrt, und wer schrieb „Pequeñeces"? Der Roman erschien zuerst im „Mensajero del sagrado Corazon de Jesus"; sein Autor war Pater Luis Coloma, Priester der Gesellschaft Jesu, kein Neuling auf dem Gebiete der Novelle; denn 1851 geboren, hatte er als achtzehnjähriger Jüngling seinen ersten Roman „Solaces de un Estudiante" veröffentlicht, für welchen Fernan Caballero den Prolog verfaßte; 1870 folgte ein anderer, „Juan Miseria" und 1883 ein Band Novellen. Den herbeistürzenden Reporters hatte der Pater wenig über sich mitzutheilen. Sie fanden einen ernsten, etwas melancholischen Mann, Sohn eines Arztes, der aus zwei Ehen Vater von zweiundzwanzig Kindern war. Coloma hatte fünf Jahre in einer Seecadettenschule zugebracht, dann zu Sevilla die Rechte studirt, das elegante Weltleben mitgemacht und war mit dreiundzwanzig Jahren als Novize bei den Jesuiten eingetreten. Die Predigt, welche Currita's Sinnesänderung bewirkte, war eine Reminiscenz aus des Ordensmannes eigenem Leben. Der Ton, in welchem er eines Tages zu dem um seine Kanzel versammelten eleganten weiblichen Auditorium der Hauptstadt sprach, hatte eine hohe Dame, die sich unangenehm davon betroffen fühlte, veranlaßt, auf die Versetzung des Paters in ein Collegium der Provinz zu bestehen.

Es war übrigens nicht das erste Mal, daß in Spanien ein Mitglied der Gesellschaft Jesu die Geißel der Satyre schwang. Im achtzehnten Jahrhundert hatte Pater Isla bei Gelegenheit der Canonisation zweier junger Märtyrer seines eigenen Ordens in fröhlichen Versen die geschmacklosen Volksbelustigungen beschrieben, mit welchen das Ereigniß gefeiert worden war, und dabei den Spott nicht gespart. Deutlicher ging er bei den Krönungsfeierlichkeiten Ferdinand's VI., 1746, zu Werke, aber auch hierbei verfuhr er so geschickt, daß der Stadtrath und der Erzbischof von Pampeluna für die in diesem Buche ihnen zugedachten Ehren öffentlich dankten, bevor sie die Ironie bemerkten und ihn aus der Hauptstadt Navarra's verbannten. Eine dritte Satyre „Historia del famoso Predicador Fray Gerundio de Campazos" verlachte die Rhetorik der beliebten Prediger seiner Zeit mit einem in Ernst und Scherz gleich wirksamen Sarkasmus. Isla war selbst ein vorzüglicher Kanzelredner, kannte die Schäden, die er brandmarkte, genau und wählte seine Beispiele aufs Witzigste. Der erste Band des „Fray Gerundio" erschien, jedoch ohne Vorwissen des Verfassers 1758; in vierundzwanzig Stunden waren achthundert Exemplare ver-

griffen und erheiterten König Karl III., der 1759 den Thron bestiegen hatte, und den ganzen Hof höchlichst; allein die besonders betroffenen Bettelorden wehrten sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Der Autor wurde vor die Inquisition citirt, das Buch verboten, und als der zweite Band desselben in England erschien, war die Gesellschaft Jesu in Spanien bereits aufgehoben und Isla, seit 1767 aus der Heimath verbannt, lebte in Italien, wo er 1781 in vorgerücktem Alter starb.

Coloma griff nicht so hoch, ließ die kirchlichen Verhältnisse in Frieden und wandte sich gegen die Welt des Genusses, der Intrigue und der Politik. Als das Erstaunen, welches „Pequeñeces“ hervorriefen, sich etwas gelegt hatte, entstand eine Polemik für und wider die Berechtigung des Urtheils, das der Pater der madrilenischen Gesellschaft gesprochen hatte. Im Ausland aber fragte man sich, welchen Weg denn die spanische Novellistik zurückgelegt hatte und woher sie kam, um solche Bravourstücke einem Mann zu ermöglichen, der sich Jahre hindurch freiwillig mit dem beschränkten Leserkreis eines katholischen Erbauungsblattes begnügt hatte?

Die Antwort lautete dahin, daß energische, selbständige Talente in die Bahnen einer nationalen Kunstentwicklung zurückgelenkt hatten. Die Nachahmung des Fremden war von ihnen aufgegeben, die althergebrachte, classische Rhetorik und hierauf das leidenschaftliche Pathos der aus Frankreich importirten Romantik überwunden. Es war vorüber mit der Fiction, als ob auf spanischer Erde nur Heldendramen und Sittenbilder nach fremder Schablone gedeihen könnten, und nebenbei zur Erheiterung des Parterres, mit obligater Begleitung von Guitarren und Castagnetten, lustige Schelmenstreiche oder frivoles Liebesgetändel sich abspielten:

‚Au son des guitares d'Espagne
Ma voix longtemps la célébra;
Elle vint un jour, sans compagne,
Et ma chambre fut l'Alhambra.

Mit gefälligen Versen wie diesen war das Thema Spanien nicht mehr beseitigt. Das typische, malerische, abgebrauchte Costüm der Torreros, Gitanas und Galane, womit die Balladen von Alfred de Musset, die Erzählungen von Merimée und die Reisebilder von Théophile Gautier ihre Andalusier bekleidet hatten, wanderte in die Operngarderobe. Das zeitgenössische Spanien hatte andere Sorgen. Von den verworrenen Problemen des modernen Lebens beschwert, wurde seine Kunst realistisch. In einem gewissen Sinne, auf dem Höhepunkt ihres Schaffens, war sie es immer gewesen.

Friedrich Schlegel hatte bereits gegen die epische Dichtung der Spanier den Vorwurf eines allzu historischen Inhalts erhoben. Die dramatische Welt Calderon's ist durchaus nicht auf das heroische Element beschränkt; dieses verschwindet nur deswegen niemals völlig aus seiner Dichtung, weil es niemals völlig aus der ihn umgebenden Wirklichkeit verschwand. Pedro Crespo, „der Richter von Zalamea“, um nur das eine Beispiel anzuführen, bringt den spanischen Bauern des siebzehnten Jahrhunderts, sein Denken und Empfinden ganz ebenso zum Ausdruck, wie Zola den französischen

Bauern des neunzehnten Jahrhunderts in „la Terre“ schildert oder doch zu schildern glaubt. Nur daß der Bauer des Franzosen auf seiner Scholle verthiert, weil es dem Dichter gefallen hat, ihm die Seele weg zu escamotiren, während der Bauer Calderon's, seiner Seele sich bewußt, die Pflugschar mit nicht geringerem Selbstgefühl führt, als der Edelmann das Schwert. Und da ihm das Schicksal einen ehrvergessenen Edelmann ins Haus bringt, knüpft ihn der Bauer als Vollzieher des Gesetzes an den Galgen. Wer dürfte behaupten, daß Zola wahrer ist, als Calderon, weil dieser unter den gleichen äußeren Bedingungen, wo bei dem Anderen menschliche Bestien sich tummeln, heldenmüthige Menschen fand?

Durchaus im Geiste, der Calderon's Werk beseelt, hat in unseren Tagen der größte der modernen Beobachter und Darsteller seines Volkes, der meist des asturischen Dialektes sich bedienende Pereda, über Zweck und Absicht seiner Dichtung sich geäußert. In der Vorrede zu einem der gepriesensten seiner Romane, „Sotileza“, wendet er sich an seine lieben Mitbürger von Santander, dessen Bevölkerung von armen Fischern und Matrosen vorzugsweise in seinen Büchern denkt und spricht, liebt und leidet: „Ihr allein sollt meine Richter sein, und gelingt es mir, Eure Zustimmung zu erhalten, so will ich der Kritik mein Ohr verschließen. Ich verlange von Euch nur das eine Wort: Ja, so ist es; so ist es wahr! Sagt nun, ob dies die Sitten, die Gebräuche, die Laster, die Tugenden, die Sprache, die Gesichtszüge und die Seelen unseres armen Fischervolkes sind? Seine rauhe Art, sein finsteres, melancholisches Wesen, die stärkende Nähe des Meeres, die aus allen seinen Bewegungen uns anmuthet, sein unerschütterlicher Glaube, seine wunderbare Ergebung, die Heftigkeit, die Rohheit der Frauen, die von der Sprache der Cloaken, in welche die naturalistischen Schriftsteller hinabsteigen, nicht überboten werden, und dennoch Hand in Hand mit einem hohen Begriff von Tugend und Sittlichkeit gehen. Seid Ihr nicht täglich Zeugen davon? Sagt, ob meine Schilderungen wahr, ob das nicht kostbare Exemplare der Menschheit sind, die das harte Tagewerk, die stets gegenwärtige Todesgefahr, die unüberwindliche Armuth, die grobe Nahrung, der sandige Strand, die salzige, würzige Seeluft während ungezählter Generationen vor aller moralischen und physischen Verkommenheit bewahrt haben?“

Nicht alle, wohl aber die besten spanischen Novellisten haben den Realismus in dieser Weise verstanden. Nach der durch die heutigen Culturbedingungen ihm zugewiesenen Aufgabe soll der Roman die Wirklichkeit nicht nur widerspiegeln, sondern corrigiren. In früheren Tagen konnte er sich damit bescheiden, Erholungsstunden zu erheitern, der Phantasie bunte Bilder vorzuführen, dem Herzen die Geschichte eines Gefühls zu erzählen. Abenteuer und Liebe — so einfach lagen gegen Mitte des Jahrhunderts die Dinge schon nicht mehr, nachdem Balzac die Comödie der Menschheit zu schreiben, George Sand die Reformirung der Gesellschaft nach den Rechten der Leidenschaft unternommen hatten. Unter dem doppelten Einfluß der revolutionären Ideen und des fessellosen Kunstideals der Romantik war der Thesenroman zuerst in Frankreich ins Leben getreten; mochten andere Literaturen auch nur zögernd folgen, sie mußten,

jede nach Art und Beschaffenheit der nationalen Tradition, auch dem ihrigen zeitgemäße Aufgaben stellen. Deutschland verarbeitete sein politisches Leid und seine kosmopolitischen Neigungen in historisch-philosophischen Tendenzromanen, von welchen nur die wenigen gelangen, die der Genius des wahren Dichters von der Tendenz befreite. In Italien, wo alles Denken, Streben und Hoffen der Wiederauferstehung der Nationalität zugewendet war, erstand, von Manzoni ausgehend, die patriotische Dichtung, welche die Vergangenheit auferweckte, um die Gegenwart zu begeistern. Es genügt, die Namen von Guerrazzi, von Massimo d'Azeglio zu nennen, um dem Antheil der Novellistik am Werk der nationalen Einigung gerecht zu werden.

Und was sollte Spanien?

Ueber den Pyrenäen hatte die Nationalität ihre Einheit um den Preis eines Volkskrieges und im Gegensatz zum revolutionären Staatsbegriff gerettet. Im Vergleich zum Regiment Karl's IV. und Godoy's wäre die Verwaltung, die Napoleon in Madrid einzuführen gedachte, der Uebergang von der Finsterniß zum Licht gewesen; allein auf die Gefahr hin, daß abermals die Geißel eines corrupten Despotismus über sie geschwungen wurde, erhoben sich die Spanier für ihren König, und zu jenen Dingen, die sie Napoleon nicht vergaben, gehörte bekanntlich die Aufhebung der Inquisition. Noch heute wird der streitbare, politische Katholicismus vom Geiste beherrscht, den vor dreihundert Jahren ein spanischer Ritter gegen die Reformation aufbot. Zugleich aber haben Kunst und Poesie nichts Zarteres, Innigeres und Erhabeneres geschaffen, als jene Eingebungen, welche spanische Maler in unsterblichen Gestalten, spanische Dichter in der Poesie verklärten. Vom Genius seiner Race geleitet, blieb der Grundton spanischen Denkens und Lebens monarchisch und katholisch. Die Außenwelt, die nur von Bürgerkriegen und Militäraufständen, politischen Krisen und Parteihader las und das Regiment Ferdinand's VII., seiner Wittwe und seiner Tochter mit peinlicher Ueberraschung verfolgte, beging den verzeihlichen Mißgriff, das Land mit seiner Regierung, Madrid mit der Nation zu verwechseln, und glaubte sich berechtigt, über Spanien das Todesurtheil zu sprechen. Unter der Oberfläche des officiellen, politischen Lebens arbeiteten andere Kräfte; es bedurfte nur der Vermittelung des Talentes, um sie zu offenbaren.

II.

Den Anstoß dazu gab, Ende der vierziger Jahre, ein ganz hervorragendes und zwar ein weibliches Talent.

Doña Cecilia Böhl von Faber, 1796 zu Morges in der Schweiz geboren, war die Tochter eines in Cadiz etablirten Hamburger Kaufherrn und guten Kenners der spanischen Literatur, der eine Sammlung castilianischer Dichtungen herausgegeben hat. Auch die Mutter, eine Spanierin, soll zu Anfang des Jahrhunderts an literarischer Polemik sich betheiligt haben[1]). Die

[1]) Charles de Mazade, „Le Roman de mœurs en Espagne“. Revue des Deux Mondes, Novembre 1858.

Tochter kam als aufblühendes Mädchen zur Großmutter nach Hamburg, wo sie zwei Jahre hindurch mit der deutschen Sprache und dem deutschen Wesen sich vertraut machte. Das Deutsche hat sie später wieder verlernt, aber die Erinnerung an die väterliche Heimath lebt in einer ihrer Dichtungen in der Gestalt eines deutschen Romantikers, des jungen Arztes und unglücklichen Gatten der Sängerin Marisalda, der „Gaviota" des gleichnamigen Romans. Bald nach ihrer Rückkehr flößte die Schönheit Doña Cecilia's einem zu Cadiz garnisonirten jungen Officier eine so heftige Neigung ein, daß er mit seinen Cameraden um eine hohe Summe wettete, zu bestimmter Frist werde er das junge Mädchen zum Altar führen. Die Wette wurde gewonnen, aber die Ehe gestaltete sich zu einer höchst unglücklichen. Der junge Gatte war zugleich eifersüchtig und leichtsinnig, folterte seine Frau mit der raffinirten Brutalität, die der Figur des Guevara in „Clemencia" Züge geliehen hat, und veranlaßte sie, ihm nach Porto Rico zu folgen. Dort starb er nach kurzer Krankheit, und seine Wittwe schloß 1822 eine zweite Ehe mit dem Marquis de Arco Hermoso, die gleichfalls keine sehr glückliche gewesen zu sein scheint. Sie lebte mit diesem zweiten Gatten abwechselnd auf seinen andalusischen Gütern und zu Sevilla, wo er 1835 an den Folgen der Cholera starb. Inzwischen waren auch die Eltern von Doña Cecilia, und zwar verarmt, gestorben. Sie war vierzigjährig, als ein brustleidender junger Mann, Don Antonio Arron de Ayala, sich so sterblich in die immer noch schöne Frau verliebte, daß er mit Selbstmord drohte, falls sie sich weigere, seine Gattin zu werden. Sie glaubte ihn verloren und heirathete ihn 1837. Er war arm und ging, um Vermögen zu erwerben, nach Australien, von wo er nur auf kurze Zeit in die Heimath und zu seiner Frau zurückkehrte. Zum Consul in Melbourne ernannt, trafen ihn auf der Fahrt dahin, in London, so schlimme Nachrichten über seine geschäftliche Lage, daß Verzweiflung ihn ergriff und er sein Leben gewaltsam beendigte. Es war der schwerste Schlag, der eine Frau von Doña Cecilia's Gesinnungsweise treffen konnte.

Ihr Leben theilte sich seit Jahren zwischen Freundschaft, Gebet und Arbeit im Dienste der Armen. Jetzt drängte es sie, die Welt mit der Abgeschiedenheit eines strengen, beschaulichen Ordens zu vertauschen. Alle vorbereitenden Schritte waren gethan; da gelang es ihren Freunden, unter diesen der Schwester der Königin, der Herzogin von Montpensier, den Entschluß im letzten Augenblick und zwar deswegen rückgängig zu machen, weil die Regel des Klosters weder Correspondenzen noch Bücher weltlichen Inhalts gestattete.

Damit wäre das „größte Talent seit Calderon", wie zeitgenössische Spanier meinten, auf dem Gebiete des Romans zum Schweigen verurtheilt gewesen. Zuerst durch ihren Vater angeleitet, dann von der Nothwendigkeit, Geld zu verdienen, veranlaßt, war Doña Cecilia seit Jahren schriftstellerisch thätig. Ihre erste Novelle, „Sola" (Allein), hatte sie in deutscher Sprache verfaßt; von jetzt an widmete sie ihr Schaffen dem spanischen Genius, und der Gräfin Hahn-Hahn erstand vorläufig auf dem Felde weiblicher Belletristik keine Rivalin in Deutschland.

Unter dem bald so berühmten Namen „Fernan Caballero“ übergab Doña Cecilia 1849 dem Publicum die auf einem Erlebniß beruhende andalusische Erzählung „La Familia de Alvareda“ und dann in rascher Folge die Romane, welche spanische Kritiker, freilich nicht ohne große Ueberschätzung, mit denen Walter Scott's verglichen haben. Sie lüfteten zuerst den Schleier, der bis dahin das spanische Leben in Haus und Familie, in Dorf und Stadt, der Außenwelt verschlossen hatte. Fernan Caballero schildert, was sie gesehen und erlebt hat; sie erfindet fast nichts: die „Novelas de Costumbres“ sind eine Sittengeschichte des spanischen, insbesondere des andalusischen Volkes; der ganze Nachdruck ist auf treue Beobachtung der Wirklichkeit, auf Verständniß des nationalen Charakters gelegt. Was die Künstlerin bezweckte, hat sie sehr bestimmt ausgesprochen und auch erreicht. „Die Wahrheit poetisch zu verherrlichen, die menschliche Natur durch den Hinweis auf ein hohes Ideal zu veredeln“, das war ihr Ziel. Der Gegenstand war Spanien, sein Volk, seine altehrwürdigen Sitten, sein seelisches Leben, sein Glaube, sein Empfinden, seine markige Sprache, seine heitere Lebensweisheit, sein opferwilliges Dasein, auf dessen stetigem Grunde „glücklicher Weise“, wie Fernan Caballero schreibt, „nur von Zeit zu Zeit große Leidenschaften aufwallen“. Sie verzichtete auf gelehrten Apparat, auf die Kunst um der Kunst willen, auf Ausbeutung des erotischen Elementes; sie beanspruchte nur „Cultur, die Macht des Instinctes und inniges Verständniß, um das Heilige, das Religiöse im ernsten, großen Sinn, den nationalen Charakter in seinem edelsten Wesen zum Ausdruck zu bringen“ [1]). Sie hielt sich überzeugt, „daß durch Satire und Ironie nichts wahrhaft Gutes gewirkt und nur Verachtung des Menschen für den Menschen erzeugt werde, während das Beispiel edler Thaten wieder edle Thaten weckt“ [2]). Viel weniger schmerzliche Schicksale als diejenigen, durch welche Fernan Caballero gegangen war, hatten George Sand zum systematischen Angriff gegen die Ehe veranlaßt. Keine ähnliche Subjectivität trübt die überlegene Ruhe der Spanierin. Von ihrem Standpunkt aus, sub specie aeternitatis, haben persönliche Schicksale kein Recht, gegen ewige Gesetze sich aufzubäumen. An den Individuen ist es, in den Stürmen des Daseins die moralische Ueberlegenheit zu erkämpfen, die auf das Glück verzichten lehrt. Auf diesen lichten Höhen hat sich bei Fernan Caballero eine heitere, gesunde Lebensanschauung entwickelt, die Scherz und Freude nicht ausschließt, obwohl die tragischen Conflicte ihrer Kunst ebenso nahe liegen, wie dem Leben selbst, mit dessen derbem Realismus das treue Studium der Natur sie vertraut machte. Gerade deswegen erkannte die jüngere Generation in Fernan Caballero den intellectuellen Führer auf den Wegen künstlerischen Fortschritts.

Im Bereich des Alcazars von Sevilla wies ihr die Gastfreundschaft der fürstlichen Gönner und Freunde Montpensier die Heimstätte an, wo sie zehn Jahre lang, bis zum Ausbruch der Revolution von 1868, unter Büchern

---

[1]) „La Familia de Alvareda“, parte I, cap. VI.

[2]) Don Juan Maria Asensio: „Fernan Caballero y la Novela contemporanea“. Coleccion de Escritores castellanos. F. Caballero I, 203. 1893.

und Blumen, mit dem Ausblick auf die Giralda und die Stadt zu ihren Füßen und weiterhin, auf den Höhenzug des Aljarafe, ein beneidenswerthes Künstlerdasein führte. Persönlich oder doch brieflich verkehrte sie mit fast allen literarischen Berühmtheiten ihres Landes, dem Herzog von Rivas, Trueba, Hartzenbusch. Zuletzt, als die Ungunst der Zeiten und das Alter sie auf die Stille eines bescheidenen Hauses in Sevilla beschränkten, nennt sie unter ihren Freunden einen zwanzigjährigen Jüngling, Studenten der Jurisprudenz, der, „eine Pistole handhabend, wie etwa Napoleon I. eine Leier", sich dabei eine Revolverkugel durch die Brust schoß. Obwohl die Aerzte an seinem Aufkommen verzweifelten, kam er mit dem Leben davon und trat mit dreiundzwanzig Jahren in den Jesuitenorden. Es war Luis Coloma. Im Jahre 1877, nachdem sie noch die von ihr heißersehnte alphonsistische Restauration erlebt hatte, schied Spaniens größte Novellistin in Frieden. Dem Ausland gegenüber war der Bann gebrochen und dem spanischen Roman in der Weltliteratur, die er so lange beherrscht hatte, das Bürgerrecht zurückgegeben. Daran knüpft sich eine Anekdote. In Belgien glaubte man in Bezug auf „Clemencia", „Elia", „La Farisea" und so viele andere Schöpfungen des Humors und dramatischen Könnens an die Autorschaft eines Mannes und bot das Großkreuz des Leopoldordens. Der Zufall klärte die Regierung rechtzeitig darüber auf, daß der „Caballero" eine Frau sei.

Es ist das neidlose Vorrecht des echten Künstlers, Schüler heranzuziehen, die ihn überbieten. Das Genie vererbt sich nicht, es steht für sich. Die äußern Kunstgriffe aber, die Technik, die Mache, lassen sich lernen und verbessern. Die Irrthümer einer Generation warnen die nachfolgenden vor den Klippen, woran jene gescheitert ist. Fernan Caballero ist heute in ihrem Lande nach vielen Richtungen hin überholt. Feinere Psychologen, geschicktere, vielseitigere Darsteller, vollendetere Stylisten haben ihr Erbe angetreten. Der belehrende Ton, die erbaulichen Reden, der leise Anflug von Pedanterie, dem keine ihrer Lieblingsgestalten ganz entgeht, sind heute gründlich veraltet und dem modernen Geschmack zuwider. Wir beschränken die Predigt auf die Kanzel, und wer uns eine Moral einzuschärfen hat, thut, wenn er uns überzeugen will, wohl daran, sie in Handlungen umzusetzen. Mit einem Wort: seit Fernan Caballero's Tagen hat sich die Kunstform modificirt, ihr sittlicher Einfluß ist geblieben und vornehmlich nach zwei Richtungen hat er sich bewährt: in der Auffassung und Darstellung des Weibes, und in dem durchaus national gebliebenen Entwicklungsgang der spanischen Literatur. In der ersten ihrer Erzählungen spricht Fernan Caballero von einem Mädchen, das den Schleier nimmt: „Sie that es," sagt sie, „nicht aus Exaltation, sondern aus Neigung; nicht mit Schwermuth, sondern in der Freudigkeit des Herzens; nicht weil sie die ihr zusagende Stelle, den begehrten Platz in der Welt nicht gefunden hatte, sondern weil sie es vorzog, denselben in einem Kloster zu finden. Das ist es, was so viele Leute nicht verstehen oder doch nicht zu verstehen vorgeben. In der Welt begreift sich Alles, jedes Laster, jede Verkehrtheit, jede, auch die scheußlichste Verirrung, die Anthropophagie nicht ausgenommen. Nur die Neigung zu einem stillen, zurückgezogenen Dasein, ohne Sorge um Gegenwart und

Zukunft wird geleugnet. In der Welt glaubt man Alles; man glaubt an die emancipirte Frau, an die Moral des Raubes, an die Philanthropie der Guillotine, an die Bewohner des Mondes und an andere puffs, wie die Engländer, oder canards, wie unsere Nachbarn sagen. Der skeptische Satyrist, die Welt, läßt sich Alles bieten, denn nichts ist so leichtgläubig, wie der Unglaube, nichts so abergläubisch, wie die Irreligiosität. Allein an den Instinct der Reinheit, an bescheidene Wünsche, an demüthige Herzen, an religiöse Gefühle, daran glaubt sie nicht. . . . Behaltet Eure zersetzenden, gottlosen Theorien; in Spanien sind die Intelligenzen nicht abgestumpft genug, um sich von Euch verführen, die Seelen nicht so unedel, um sich von Euch vergiften zu lassen" [1]). Fernan Caballero kannte das Ausland. Ihr Lieblingsschriftsteller ist Balzac, den sie beständig citirt; nicht etwa von ihrem Landsmann, dem katholischen Philosophen Bálmes, sondern vom Franzosen Bonald hat sie die monarchisch-conservativen Doctrinen sich angeeignet, auf welchen ihr politisches Credo beruht. Deutschland lag ihr ferner, aber die Engländer nennt sie die erste Nation der Welt. Das hinderte nicht, daß keiner der modernen Standpunkte ihr verderblicher schien als der Kosmopolitismus, und daß sie die Wurzeln der spanischen Kunst, sollte diese gedeihen, tief in den nationalen Boden gesenkt wissen wollte.

Es war der Weg des Heiles, auf den sie verwies.

Seit 1849, wo dieser Warnungsruf erging, sind nahezu fünfzig Jahre verflossen. Während dieser Zeit scheint die Darstellungskunst der Franzosen und ihrer festländischen Nachahmer alle Erregungsmittel der Phantasie, alle Verirrungen der Sinne, alle Empörungen der Natur erschöpft zu haben. Sainte-Beuve irrte, als er Baudelaire's „Fleurs du mal" „das letzte Symptom einer zu Tode erkrankten Civilisation" nannte. Er stand am Anfang, nicht am Ende einer Evolution. Die Krankheit, nicht die Gesundheit, wurde für den normalen Zustand, die Erweckerin des Genius erklärt, das Blasphem auf die Höhe einer Kunstleistung erhoben. Diejenigen, die der literarischen Production gegenüber den Begriff der Verantwortung festhielten, wurden verhöhnt und als völlig veraltet übergangen. Man lehrte statt dessen dasjenige, was Brunetière sehr bezeichnend „l'idolâtrie perverse de la forme" nennt, und verkündete die neue Lehre, nach welcher nicht der Inhalt, sondern ganz allein Stil und Sprache das Werk verewigen. Nicht was, sondern nur wie man beobachtete, gab den Ausschlag, und weil das Gewöhnliche, das Niedrige, das Gemeine, das Häßliche und Sinnliche ungleich leichter zu finden und darzustellen waren, als das Immaterielle, das Seelische, so entstand auf der Basis der neuen Theorie die naturalistische Kunst. Die Brüder Goncourt, welche sich rühmen, sie erfunden zu haben, schleuderten der Frau „den pathologischen Fall" von „Germinie Lacerteux" ins Gesicht. Gustave Flaubert that einen glücklichen Griff, schuf ein Meisterwerk, an dessen brutaler Wahrheit er die Vollendung moderner Prosa verschwendete, und erreichte sich selber nie

---

[1]) „La Familia de Alvareda", parte I, cap. II.

wieder. Die bürgerliche Messaline, „Madame Bovary", klammerte sich so fest an den Hals ihres Erfinders, daß er am Ufer, wo andere Kunstideale ihm winkten, nicht gelandet ist. Sein größter Jünger, Maupassant, begehrte nichts Aehnliches mehr. Er sah nichts Gutes, malte, was er sah, und fand die menschliche Verkehrtheit vor Allem komisch. Eines schönen Tages ging das Lachen in Schluchzen, die Ironie in Wahnsinn über, und Frankreichs echtestes Talent raste sich in einer Zwangsjacke zu Tode. Die moderne Cultur hat zu viele solcher Beispiele aufzuweisen, als daß sie lediglich unter dem Gesichtspunkt individueller Schicksale beklagt werden könnten. Die materialistisch-positivistischen Doctrinen und ihre künstlerische Nachkommenschaft, die Naturalisten, Symbolisten, Ironisten, Décadents, verbindet der gemeinsame Zug eines trost- und hoffnungslosen Pessimismus. Die Paradoxen der Cyniker, von Stendhal bis Merimée, ändern nichts an der Thatsache, daß ein Leben ohne Hoffnung auf Fortdauer nach dem Tode, auf ausgleichende Gerechtigkeit nur so lange gelebt zu werden verdient, als es von physischen Qualen und moralischen Schiffbrüchen bewahrt bleibt. Sobald die Fähigkeit des Genusses durch die Summe des Elends aufgehoben ist, wird der Wille zum Leben nur eine Frage individueller Stimmung sein. Nichts aber erschöpft sich schneller, als der ungezügelte Genuß. Das erfuhr auch jene Art der Production, die, nach einer berühmt gewordenen Begriffsbestimmung, nichts Anderes sein sollte, als die „durch ein Temperament hindurch geschaute Natur". Der moderne Roman hat Alles erzählt, was der gewöhnliche Anstand zu verschleiern gebietet, die Physiologie der Leidenschaften, das Elend der angehäuften Verbrechen, die Probleme der seit Regirung des freien Willens blind waltenden Heredität, die Schauer der Kliniken, die Schande großstädtischen Lasters, bis zu den Mysterien der Gosse und zu den letzten Verirrungen der Bestialität. Die Reaction, die der Ekel nicht hervorzurufen vermochte, kam mit dem Bedürfniß nach unverbrauchten Sensationen. „Die Welt glaubt Alles," schrieb 1849 Fernan Caballero. Sie ahnte nicht, wie wahr sie sprach und was noch folgen sollte.

Die Erotik wurde mystisch und vertiefte sich mit salbungsvollem Ernste in die Geheimlehren der weißen und schwarzen Magie. Sie ging in die Teufelsmesse, studierte Theurgie, berauschte sich mit Narkotica und suchte die Pforte des Uebersinnlichen durch Spiritismus, Hypnose und Geisterbeschwörung zu sprengen. Der esoterische Buddhismus der Damen Blavatsky und Besant fand Gläubige, auf die er wohl selbst nicht gerechnet hatte, und nicht nur die räthselhaften Mahatmas im fernen Tibet, auch einheimische Hexen kamen wieder zu unverhofften Ehren. Auf diesem Wege brach sich die Einsicht Bahn, daß kein psychologischer Factor so mächtig wie die religiöse Erregung und Extasen ungleich dramatischer als Katalepsie und hysterische Krämpfe seien. Das Personal des modernen Romans, wie z. B. der Durtal in „En Route" des Franzosen Huysmans, wurde, statt in die Kaltwasserheilanstalt, in Trappistenklöster geschickt, um sich durch asketische Uebungen zu verjüngen. Wahre Künstler, große Talente gingen nicht so roh zu Werke und suchten der Aesthetik zurückzugewinnen, was den Ueberzeugungen verloren ge-

gangen war. „Thaïs“ von Anatole France ist in seiner Art ein Meisterstück der Erzählungskunst, aber mit dem Ernst des Gedankens treibt auch er nur ein frivoles Spiel.

Die Koryphäen des Naturalismus und der wissenschaftlichen Methode, Paul Bourget, Jules Lemaître, schufen typische Gestalten, in deren Seelen — denn sie hatten wieder solche — himmlische Visionen und irdische Wünsche aufs Bedenklichste in einander flossen. Zu den Füßen der Märtyrerin in der Arena fielen sterbliche Rosen und, wie in einem berühmten Bilde, beugte sie in der Todesnoth sich nieder, um sie aufzuheben. Oder sie ward, wie „Myrrha“, vom altehrwürdigen Papste, der mit ihr zu sterben verurtheilt ist, dem Löwen entgegengestoßen, weil der Dichter im fahlen Blicke des Cäsaren die Begierde aufleuchten sah, grauenvoller als der Zahn der Bestie, die ihre Opfer umschleicht. Die Staffage, das Colorit, den dramatischen Effect, den Tonfall selbst und die Melodie der Sprache, Alles hatten diese Modernen der Legende abgelauscht, nur von der Realität der sittlichen Welt, aus der sie kam, wußten sie nichts. Das Aneignungsvermögen, das genügt hatte, um die natürliche Ordnung wie in einem Spiegel zurückzuwerfen, versagte jenen inneren Mächten gegenüber den Dienst, die nicht mit sich scherzen lassen, und für deren unerschütterliche Herrschaft über die Gemüther den Anhängern eines blind waltenden Fatalismus jede Voraussetzung fehlte. Sie sahen nur die Wirkungen; die Motive verstanden sie nicht.

Der spanische Dichter und Aesthetiker Don Juan Valera sagt einmal sehr richtig, Renan's Drama „Die Aebtissin von Jouarre“, sei deshalb psychologisch unmöglich und moralisch so empörend, weil in demselben zwei Personen, die ein langes Leben hindurch den Gesetzen der Ehre und der Pflicht jede Versuchung unterwarfen, plötzlich, in der Nacht vor ihrer Hinrichtung, eine That zugemuthet werde, wie sie möglicherweise von ganz obscönen, corrumpirten Naturen, niemals aber von einer Frau gedacht, geschweige denn vollbracht werden wird, die so gelebt hat wie, nach Renan, die Aebtissin von Jouarre[1]). „Denn der Tod,“ sagt Manzoni, „ist keusch; der Tapferste, der Stoischste, der ihm ins Angesicht sieht, ohne daß sein Organismus oder seine Nerven dadurch erschüttert werden, empfindet, wenn es ans Sterben geht, nichts von sinnlicher Regung. Die Liebe zwischen den Geschlechtern, wenn sie keine ungeheuerliche ist, verlangt nach Heiterkeit, Gesundheit und Wohlergehen. An der Schwelle der Ewigkeit hat sie uns nichts mehr zu sagen.“

Unter ganz ähnlichen Bedingungen, nur in einer Atmosphäre geistiger Gesundheit, im Zusammenhang, nicht mit haltlosen, wenn auch blendenden Paradoxen und schwankenden Hypothesen, sondern mit den lebendigen Organismen, aus welchen die gesellschaftliche Ordnung sich zusammensetzt, entstehen bleibende Kunstwerke und eine nationale Literatur. „Werther“ war den Fremden nachgedichtet, schilderte einen morbiden, vereinzelten Fall und lebt dank seiner wunderbaren Prosa. Am „Faust“ hat nicht nur das deutsche

---

[1]) Colleccion de Escritores castellanos. Obras de Don Juan Valera. Criticas III, 167.

Volk, es hat die Menschheit mitgedichtet und sich im Typus wiedererkannt, der sich, wenn auch irrend, des rechten Weges bewußt bleibt. Vorausgesetzt, daß sie ein Gleiches thue und den krankhaften Zustand nicht mit physischem Wohlsein, den fiebergeschwellten nicht mit dem normalen Puls verwechsle, mag die Dichtung Anomalien und Gebrechen schildern, soviel sie will. Individuell betrachtet sind die Spanier wahrscheinlich weder besser noch schlimmer als andere Völker, und wer sie charakterisiren will, sieht sich nicht zur Eintönigkeit von Hagiographien verdammt. Wenn der Verfasser von „Pequeñeces" nicht übertreibt, so hat Madrid weder in London noch in Paris in die Schule der Sittenverderbniß zu gehen, obwohl die Mehrzahl seiner jungen Leute in den Collegien der Gesellschaft Jesu heranwächst, und seine wenigen Gerechten genügen wohl kaum, es zu retten. Auch an den Ufern des Tajo und Guadalquivir reifen, neben guter Ernte, die dürren Früchte der Negation, der Skepsis und des Pessimismus. Das Geheimniß des ethischen und künstlerischen Erfolges, den der spanische Roman zu verzeichnen hat, ist anders wo und zwar darin zu suchen, daß er auf der Höhe seines Könnens, nie aufhörte, an das Reich des Guten, an ein Evangelium der Schönheit zu glauben, eingedenk der Aufforderung eines zeitgenössischen Dichters in den edlen Versen:

„Be noble! And the nobleness that lies
In other men sleeping, but never dead,
Will rise in majesty, to meet thine own."

Die besten der Spanier fanden es, nicht in der Unnatur erdichteter Sphären, sondern an den frischen Quellen heimathlicher Eigenart und volksthümlichen Wesens. Sie copirten nicht; sie wurden nicht, wie die meisten neueren italienischen Romanschriftsteller, Franzosen zweiter, vielleicht selbst erster Classe; sie blieben, was sie waren, verloren sich nicht in Theorien, sondern zogen alle Schichten der Nation in den Bereich vorurtheilsfreier Beobachtung. Das Ergebniß derselben war, daß nicht, wie anderswo, der bewußte oder unbewußte Gegensatz zum Christenthum, sondern das Ringen der sittlichen Mächte innerhalb desselben im Vordergrunde blieb. Der Prüfstein aller Moralität, der Gegensatz zwischen den Vielen, die, ihr religiöses Bekenntniß in den Dienst von Nebenabsichten stellend, die Lücken des Gewissens durch Formendienst ausfüllen, und den Wenigen, für welche die Religion gleichbedeutend mit innerer Heiligung ist, ging vom Leben in die Kunst über. Gerade der Umstand, daß kein hervorragender unter den spanischen Novellisten dieses Problem, auf welches alle Philosophie zurückführt, umgangen hat, verleiht dem spanischen Roman der Gegenwart den eigenthümlichen Reiz und die tiefe Bedeutung. Die Dinge stehen nicht mehr so einfach, wie das katholische Credo von Fernan Caballero sie dachte; allein die Lebensfrage für ihr Volk, und nicht nur für dieses, sind sie geblieben.

Wir lassen noch einmal Don Juan Valera das Wort, einem Weltmann und Eklektiker im besten Sinn, der weder unter die Rubrik eines katholischen noch viel weniger unter die eines klerikalen Schriftstellers, noch unter irgend eine andere fällt. Er schreibt: „In Sachen der Religion und Moral bin ich nicht Richter, wohl aber glaube ich es in Sachen der Aesthetik und des guten

Geschmacks zu sein. Ich stelle mir vor, daß Religion und Moral die Poesie wie ein verzogenes Kind behandeln. Sie sehen ihr Dinge nach, die sie im wirklichen Leben nicht dulden. Dafür bleibt die Poesie der Religion und Moral in großer Liebe zugethan, und wo immer diese von einem Autor schnöde mißhandelt und aus seinen Werken verbannt werden, flieht die Poesie mit ihnen, und statt ihrer bleibt ein bloßes Simulacrum, eine schlechte Fälschung zurück, die nichts Anderes ist, als der schlechte Geschmack. Religion und Moral werden niemals ernstlich verletzt, ohne daß auch wahre Schönheit beschämt entschwinde. Was ich sage, sage ich vom ästhetischen, nicht vom religiösen Standpunkt. Ich schreibe literarische Kritik, keine Theologie" [1]).

III.

Don Juan Valera fügte zur Lehre das Beispiel. Der Inhalt seiner reizenden Novelle, „Pepita Jiménez", einer Perle spanischer Erzählungskunst, darf als bekannt vorausgesetzt werden, denn sie ist in fast alle Sprachen übersetzt. Was ist nicht schon Alles aus dem Stoff gemacht worden, daß im Herzen eines Priesters die Liebe erwacht, und wer dächte nicht zunächst an Zola's „Faute de l'Abbé Mouret"? Dort ist der ganze Nachdruck auf das Erwachen der Sinne gelegt. Im Helden des Dramas nach überstandener Todeskrankheit; auf der Scene des Vorganges im Garten des Paradou, als ob die große Beherrscherin und Mutter der Wesen alles Lebendige mit elementarer Macht umfinge und im Sonnengolde ewig sich erneuernder Schöpfung das hohe Lied der Liebe aus Quellen und Zweigen wie aus der Menschenbrust rauschte. Allein es ist immer das hohe Lied der Liebe nach Zola, in diesem Fall vielleicht das echteste, das seine Natur ihn zu singen befähigt. Anders der Spanier. Obwohl sein Held, Don Luis, kein Priester, sondern ein Seminarist ist, den noch kein Gelübde bindet, schreibt auch Valera keine erbauliche Geschichte. Sehr im Gegentheil; der Leser, der Verirrungen der Leidenschaften begehrt, hat keine Enttäuschung zu fürchten. Don Luis kommt zu Fall, vor Allem deswegen, weil der Dichter es so will — eine künstlerische Voraussetzung, über deren Nothwendigkeit, oder vielmehr gegen welche, sich Manches einwenden ließe. Uns will es bedünken, daß sein Werk dadurch eher verliert, als gewinnt. Jedoch .... Pepita Jiménez ist eine Südländerin und liebt den jungen Mann mehr als das eigene Leben. Allein der Fehltritt ist so zu sagen ein zufälliger, und der Verfasser verweilt nicht länger als nöthig dabei. Er hat Besseres zu thun. Für ihn bleibt der ganze Vorgang vornehmlich ein seelischer. Er legt die Schilderung desselben auf die Lippen des Helden, der sein Inneres, ahnungslos wohin die Leidenschaft ihn führen wird, dem Superior seines Seminars erschließt. Um sagen zu können, was in einer rein bewahrten, jungfräulich herangereiften Jünglingsseele vorgeht, hat Valera die Mystiker des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts studirt [2]). Sie haben ihn merkwürdige

---

[1]) Colleccion de autores castellanos. Obras de Don Juan Valera. Criticas III, 178, 179.

[2]) Loco cit. „Pepita Jiménez", Prólogo V.

Dinge gelehrt, die feinsten Regungen des Herzens, das edelste Verlangen der Seele, frei von jeder profanen Vermischung erotisch-irdischer Triebe und idealer Sehnsucht nach Gütern, die höher stehen, als sie. Sie sind nicht plötzlich werthlos geworden, weil die Gestalt einer irdischen Geliebten zwischen des Menschen verführbares Herz und die einst ersehnte himmlische Beatrice getreten ist. Er trennt sich von ihr, nicht ohne die pathetische Trauer, ihrer nicht werth befunden zu sein. Die Schule, durch die er gegangen ist, hat ihn Selbsterkenntniß und Demuth gelehrt, Pepita Jiménez einen Gatten gefunden, mit welchem sie das Ideal der Ehe im edelsten Sinn verwirklicht.

Höher steht in künstlerischer Beziehung, wenn wir nicht gänzlich irren, der nächste, Ende der siebenziger Jahre entstandene Roman von Valera, „El Comendador Mendoza“, obwohl er bei dem großen Publikum durch die Popularität von „Pepita Jiménez“ verdunkelt worden sein mag. Die Handlung ist dieses Mal in das letzte Decennium des 18. Jahrhunderts, in eine ungenannte, kleine spanische Stadt und nach Villabermeja, dem Landsitz des alten Geschlechtes verlegt, dessen zweiter Sohn, Don Fadrique Lopez de Mendoza, im Mittelpunkt derselben steht. Schon als Knabe, im Kampf gegen den älteren Führer der jugendlichen Gegenpartei, Don Casimiro, hat Don Fadrique den ungestümen Muth und die zähe Widerstandskraft verrathen, die der Mann bewähren sollte. Ein harter klösterlicher Mentor, der den rebellischen Jungen unbarmherzig mit dem Stock bearbeitet, weckt zuerst den Geist des Widerstandes gegen die hergebrachten religiösen Anschauungen. Mehr als dem Naturevangelium J. J. Rousseau's wird sich sein übermüthiger Sinn dem Spott von Voltaire und dem Optimismus zuneigen, der die Fortentwicklung des Geschlechtes von der Verbreitung der Cultur erwartet. Das liegt jedoch in weiter Ferne. Vorläufig seufzten nicht nur Don Casimiro, sondern ganz Villabermeja erleichtert auf, als der unbändige Junge, zunächst als Seecadett, nach der Havanna ging, wo Spaniens Fahne vor den Engländern in den Staub sank, dann nach Peru, wo der Aufstand des Indianerhäuptlings Tupac-Amaru die spanische Herrschaft bedrohte. Don Fadrique war Zeuge der greulichen Rache der Spanier gegen den Indianer, den vier ungebändigte Rosse nicht in Stücke zu reißen vermochten, bis ein Schwertstreich seine Qualen endigte. Don Fadrique ging fieberkrank vom Richtplatz und schwärmte von nun an für Säcularisation philanthropischer Anstalten und die sensualistische Philosophie von Condillac, die ihm der Ausdruck höchster Weisheit erschien. Seine Begeisterung für den militärischen Dienst hingegen war stark erkaltet. Als Fregattencapitän nach Indien geschickt, erwarb er dort neuen Ruhm und ein Vermögen von mehreren Millionen. Mehr und mehr bekannte er sich zur Lehre von Candide, daß Alles hienieden weise eingerichtet, das Uebel ein bloßer Zufall und meist der Blindheit und Thorheit der Menschen zuzuschreiben sei. Als Villabermeja wieder von ihm hörte, hatte er in Paris, nach dem Taumel von 1789, die Ernüchterungen der Schreckensjahre und dann in Madrid neue politische Enttäuschungen erlebt, die ihm Vieles zu denken gaben, ohne ihn geistig zu verstimmen. In der Heimath fand er Niemand mehr, als seine alte Tante, „Chacha Ramoncica“, die ihn Zeitlebens vergöttert und für ihn gespart hatte, seinen Bruder, den Majorats-

herrn, dessen Frau, ihre einzige liebliche Tochter Lucia, und einen greisen Mönch, Don Jacinto, mit welchem Don Fadrique, trotz seiner Abneigung gegen das geistliche Volk, immer in Verkehr geblieben war. Ihm meldete er, daß er für den Rest seines Lebens, nach so vielen Fahrten und Abenteuern, sich die Ruhe einer reichen, bequemen Existenz als Landedelmann zu gönnen gewillt sei. Er kehre unvermählt wieder, denn in Bezug auf die Frauen sei er nicht glücklich zu nennen; er habe deren nur frivole und leichtsinnige kennen gelernt, mit Ausnahme einer einzigen, zu Lima, die er mit größter, aber verbrecherischer Liebe geliebt: „Diese Leidenschaft lastete wie ein Alp auf mir, Wonne gab sie mir nicht; die Frau war sehr fromm, ja eine Heilige gewesen und fuhr fort, in der öffentlichen Meinung als solche zu gelten, weil wir vorsichtig und klug zu Werke gingen. Es bestand kein Zweifel darüber: im Grunde ihres beängstigten Gewissens, ihres zugleich stolz und fanatisch angelegten Geistes empfand sie die Schmach, ihren Hochmuth vor mir gedemüthigt und meinem Willen sich preisgegeben zu haben. Es erfüllte sie mit Schrecken und Abscheu, meinetwegen den rechten Weg verlassen, Gott beleidigt und ihre Pflicht verletzt zu haben. Für alles das mußte ich bezahlen, ich der Hauptschuldige, ohne daß sie genau sich Rechenschaft über die Beweggründe ihres Handelns gab. Was ich ertragen mußte, vermöchte ich nicht zu beschreiben. Sie, ehrwürdiger Pater Jacinto, mögen es mir glauben: aus der Sünde erwuchs mir die Strafe! So kam es, daß ich mich Jahre lang von allen ernsten Liebesverhältnissen fernhielt und statt dessen mit leichten Abenteuern begnügte. Warum sollte eine Sache uns zur Qual gereichen, die ganz Heiterkeit, Genuß und Freude sein soll? . . . So bin ich enttäuscht und mißvergnügt, wenn auch die Enttäuschung eine resignirte, das Mißvergnügen ein mildes geblieben ist . . .“

Als Don Fadrique bald nach diesem Brief erscheint, überzeugt sich Villabermeja, daß der Fünfzigjährige, ein lebensfroher, kräftig schöner Mann, noch weit davon entfernt ist, mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Er schafft sich auf seinem Besitz mit allen mitgebrachten Schätzen ein kleines Eden und wird bald der Liebling und Vertraute seiner klugen, hübschen, schelmischen Nichte Lucia, die den heiter zufriedenen Sinn des Onkels geerbt hat. Er hat sie in Verdacht, die „Clori“ eines Schäferidylls zu sein, das der junge Student aus Salamanca, Don Carlos, kunstvoll gedichtet und eines Abends bei der Tertulia vorgetragen hat. Doch nein, das junge Mädchen bekennt, daß es ihrer Freundin Doña Clara de Solis gilt, deren einziger Trost und Umgang Lucia ist. Sie begegnet ihrem „Novio“ nur in der Kirche; Niemand weiß von dieser Liebe. Die Eltern, Don Valentin und Donna Blanca, sind in Folge einer Erbschaft aus dem spanischen Amerika in die Stadt gekommen, und die Mutter, eine noch schöne, ernste Frau, verurtheilt ihre Familie zu klösterlicher Abgeschiedenheit und einem Leben, das den strengsten Uebungen der Frömmigkeit geweiht ist. Diese Frömmigkeit weiß viel mehr von den Versuchungen des Satans und von Höllenstrafen, als von dem Evangelium der Liebe zu erzählen, und in der düsteren, einsamen Atmosphäre ihres Hauses wagt Doña Clara nichts von ihrer Liebe zu bekennen; sie glaubt vielmehr eine schwere Sünde auf sich zu laden,

wenn ihre Blicke die Wahl ihres Herzens verrathen. Der Comendador trifft sie in Gesellschaft von Lucia und erkennt in ihr seine eigene, sechzehnjährige Tochter. Gefühle, die er im Sturm des Lebens vergessen geglaubt, erwachen in seiner Brust, er drückt ihr mit feierlichem Ernste einen Kuß auf die Stirn und erfährt, daß Doña Blanca sie seinem einstigen Spielgenossen, Don Casimiro bestimmt hat, einem früh gealterten, höchst abstoßenden Menschen, der unter erbaulicher Haltung, wie sein College Tartüffe, den Sinn für andere Zerstreuungen nicht verloren hat und Erbe der Familie de Solis sein würde, lebte Doña Clara nicht. Diese aber liebt und fürchtet die Mutter über Alles und ist entschlossen, in die Ehe mit Don Casimiro aus Gehorsam sich zu ergeben. Ebenso entschlossen ist der Comendador, das Glück seines Kindes zu erzwingen. Ein erster Annäherungsversuch auf dem Weg zur Kirche, dem einzigen, den Doña Blanca zurücklegt, mißlingt. Don Valentin freilich ist nur zu bereit, dem Freunde vergangener Tage mit ausgebreiteten Armen entgegenzueilen. Ein Blick seiner Gattin bannt ihn zur Stelle. Sie selbst hat sich mit eisernem Willen auf die Begegnung vorbereitet: „Nicht im Namen Gottes, dessen Schutz ich Sie empfehle, wohl aber im Namen ritterlichen Anstandes, der jedem Edelmann Achtung und Ehrerbietung gegen die Frauen zur Pflicht macht, bitte ich Euer Gnaden, uns des Weges ziehen zu lassen und unser zurückgezogenes, dem Dienste Gottes geweihtes Dasein nicht zu stören." Mit kaltem Gruß geht Doña Blanca am tief sich verneigenden Comendador vorüber. Zum Gemahl gewendet aber spricht sie: „Sie haben diesen Mann zu Lima in unser Haus eingeführt. Er ist ein Libertin, ein Gottesleugner, einer von Jenen, die den Ruf jeder Frau beflecken . . . Schützte das göttliche Gesetz ihn nicht, sein Verhalten hätte die strenge Lection verdient, die in solchen Fällen Cavaliere zu ertheilen pflegen. Das war unmöglich und meinen Grundsätzen wie meinem Gewissen zuwider. Aber es gibt einen Mittelweg . . . Wenn es ein Verbrechen ist, den Beleidiger zu tödten, so ist es eine Unwürdigkeit, ihn zu umarmen. Señor Don Valentin, in Ihren Adern fließt kein Blut." — „Señora" murmelt Don Valentin und erstickt einen Fluch zwischen den Zähnen; dann folgt er, wie immer, seiner despotischen Gemahlin zur Messe. Doña Clara aber wird nicht sobald wieder in den Fall kommen, dem gottlosen Comendadore zu begegnen.

Einige Tage nach jenem Zwischenfall tritt dieser in die Zelle seines alten Freundes Don Jacinto, des Gewissensrathes Doña Blanca's und ihrer Tochter.

Als es galt, in der Seele eines Seminaristen zu lesen, schlug Don Juan Valera die Mystiker auf. Dieses Mal hat er sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die Casuisten zu befragen. Unter dem Namen eines der berühmtesten dieser Moraltheologen, Escobar, pflegen die Encyklopädien, nach Aufzählung seiner zweiundvierzig Bände und gewissenhafter Angabe des Geburts- und Todesjahres des Jesuiten, einstimmig zu berichten: „Escobarderie — einer feinen Lüge sich bedienen". Damit ist das Thema nicht ganz erschöpft: aus der Schule Escobares und seiner Collegen sind nicht nur verächtliche Sophisten, sondern auch tiefe Menschenkenner hervorgegangen. Der Comendador hat einen

Gewissensfall zu unterbreiten. Pater Jacinto bemerkt gleich beim Eingang des Gesprächs richtig genug, in Dingen der Moral entscheide das Gewissen des Einzelnen ebenso sicher, wie alle Theologie. Das Sittengesetz an sich ist klar, für den Gläubigen wie für Denjenigen, der vom Glauben sich losgesagt hat. Nur über Ursprung und Folgen desselben denken beide verschieden. Don Fadrique erkennt die Wahrheit dieses Satzes an, dann aber kehrt er zum Ausgangspunkt des Gesprächs zurück.

Sein „Fall" ist ungefähr der folgende: Es ist ein schweres Unrecht begangen, dem rechtmäßigen Besitzer ein kostbares Gut entwendet worden. Ohne daß ein anderes, noch schwereres Unrecht geschehe, kann es ihm nicht zurückerstattet werden. Mit anderen Worten: das Kind eines Mannes, dessen Namen es nach dem Wortlaut des Gesetzes trägt, ist nicht sein Kind. Namen, Stellung, Vermögen sind erschlichen. Soll nun das Kind den Vater, die Gattin den Mann entehren, gegen welchen gesündigt wurde, oder soll es, um den Preis eines Aergernisses, ihr Mitschuldiger thun, selbst wenn es in seiner Macht gelegen ist, den pecuniären, materiellen Schaden auszugleichen?

Die Moral der Welt sagt in Bezug auf diese Dinge täglich nein; Pater Jacinto, an der Hand seiner Casuisten, sagt ebenfalls nein. Wenn und solange die Möglichkeit fehlt, den angestifteten Schaden ohne öffentliches Aergerniß wieder gut zu machen, ist es nicht erlaubt, dem ersten ein zweites Unrecht folgen zu lassen. Die Folgen der Sünde müssen Gott überlassen bleiben. Hienieden gilt der Satz: Melius est nomen bonum quam divitiae multae. In des Menschen Willen ist nur gegeben, die That nicht zu begehen, die fortwirkend Böses muß erzeugen. Der Comendador fühlt sicheren Boden unter den Füßen, Doña Blanca darf ihr Kind nicht opfern. Er wird deutlicher, er beichtet nicht, aber er nimmt das Vorrecht des Beichtgeheimnisses für sich in Anspruch und nennt die Schuldigen. Als er den Namen der Frau vernimmt, springt der alte Mönch von seinem Sitz auf, daß die Gläser an die Flasche guten Weines klirren, die er seinem Gaste vorgesetzt hat: „Mit einem Strauß von Bartnelken hat Dich der böse Feind gestreichelt? . . . Sie, dieser Igel! schön muß die Frau gewesen sein, und für sündlos hielt ich sie nicht, wohl aber für unfähig, aus Liebe zu sündigen." Der Greis schlägt reuig an die Brust, denn auch er hat schwer, sehr schwer gefehlt. Er hat den Ehebund zwischen Clarita und dem häßlichen alten Galan, Don Casimiro, gebilligt, ja ihn willkommen geheißen. Denn so blieb das Kind, das ihm so lieb geworden, stets in seiner Nähe. Freut er sich doch täglich auf die Begegnung mit ihr, und grast nicht eben im Klosterhof, während er von Clarita spricht, ein ihr bestimmtes, junges Reh? Er will des Comendadors Bitte erfüllen und der Mutter ins Gewissen reden, damit die Ungeheuerlichkeit, deren Motive er jetzt durchschaut, sich nicht vollziehe, vielmehr Don Carlos mit Clarita glücklich werde.

Die Unterredung findet statt. Don Jacinto bietet seine ganze Klugheit auf, um nach und nach zum eigentlichen Zweck und Inhalt seiner Rede zu gelangen; doch fühlt er sich dabei ganz merkwürdig unbehaglich, und die Beredtsamkeit, der die andächtige Menge nie widerstanden hat, versagt diesmal fast

den Dienst. Es ist kein Zweifel, Don Jacinto ist verlegen, während Doña Blanca in völliger Selbstbeherrschung das Gespräch mit weltkundiger Gewandtheit leitet. Nach langer, fruchtloser Argumentation bricht dem Greis die Geduld; eine classische Erinnerung drängt sich ihm Angesichts dieser Mutter auf, die darauf besteht, daß ihr Kind freudlos dahin welken soll, und sarkastisch fragt, welche Gesetze der Schönheit denn Don Jacinto so plötzlich über Don Casimiro's physische Erscheinung belehrt hätten: „Pythagoras und Milon von Kroton in einer Person für Clarita zu finden, habe ich nicht die Absicht," bricht er los, „aber was zum Teufel veranlaßt Dich, ihr einen Thersites zum Gatten zu geben?" Doña Blanca ersieht ihren Vortheil: „Don Jacinto, das sind Insulten, nicht Rathschläge. Gestern noch dachtet Ihr anders. Inzwischen hat Jemand Euch belehrt, und das hat kein Anderer, als der Comendadore Mendoza gethan." — „Der Comendadore Mendoza," antwortet der Mönch. Einige Augenblicke herrscht tiefes Schweigen. Dann spricht Doña Blanca etwa Folgendes: „Ihr wißt Alles, und ich freue mich dessen. Vielleicht that ich Unrecht, es nicht zu bekennen, als ich zum ersten Mal im Beichtstuhl vor Euch kniete. Möge mir zur Entschuldigung dienen, daß ich es oft schon beichtete und jedes Mal, wo ich meine größte Schuld bekannte, eine Person mehr die Schande Desjenigen zum Mitwisser erhielt, der mir seinen Namen gab. Nun ist sie Euch bekannt. Gesegnet sei der Herr, der mich demüthigt, wie ich es verdiene, ohne daß ich selbst meines armen Gatten Ehre noch einmal bloßstellen mußte. Wie aber, wenn Ihr Alles wißt, kommt Ihr dazu, mich also zu berathen? Und was, glaubt Ihr, würde meine Tochter thun, wenn wir, gegen alle Gesetze des Anstandes und der Sitte, ihr das Geheimniß ihrer Abkunft offenbaren würden? Ohne Schmach auf das Haupt ihrer Mutter und Desjenigen zu häufen, den sie als ihren Vater ehren soll, bliebe ihrem Gewissen nur der Ausweg, entweder in ein Kloster zu gehen oder Don Casimiro ihre Hand zu reichen. Warum, werdet Ihr fragen, soll Clara für eine Schuld bezahlen, die sie nicht beging? Ich aber zahle sie, mein Vater. Mich tödten die Reue und die Schmach. Clara muß mit mir bezahlen. Wenn Euch das unerhört, ja verrucht erscheint, dann klagt die Vorsehung an, nicht mich. Die Vorsehung hat nach unergründlichem Rathschluß meinem Kinde, meiner Schuld wegen, nur die Wahl gelassen, entweder sich zu opfern oder eine Fälschung zu begehen und Reichthümer widerrechtlich in Besitz zu nehmen, die ihr nicht gehören. Die Ehe mit Don Casimiro ist eine unvollständige Sühne, ich gebe das zu. Sie ist die einzig mögliche, weil Clara die Beweggründe derselben nicht kennt ... Wohl gäbe es eine andere, vollständigere! Wie aber ließe sich hoffen, daß die Tochter eines Gottesleugners plötzlich den Beruf in sich fühlen sollte, die Braut Jesu Christi zu werden? . . . Tausendmal und mit dem heißen Wunsch, er möge mich tödten, war ich auf dem Punkte, meine Schuld ihm, gegen welchen ich sündigte, zu bekennen, ihm den Dolch in die Hand zu drücken, damit er ihn gegen mich wende. Nicht die Angst, das Mitleid allein hielt mich zurück. Ich kenne den Unglücklichen. Er hätte geweint wie ein Kind, und statt die verdiente Strafe an mir zu üben, würde er unter der Last des Schmerzes zusammengebrochen sein und hätte uns ver-

ziehen. Mein teuflischer Stolz aber, weit entfernt ihm die verzeihende Milde zu danken, hätte ihn dafür verachtet . . . So allein erklärt sich der lange Betrug und das Beharren in diesem Betrug. Die Niedertracht des Raubes fällt nicht auf mich zurück. Meine ganze Seele empört sich dagegen. Sollte der unselige Atheist wirklich glauben, daß mich dieser Raub befleckt? Welche Gründe, welches Recht, welche väterlichen Gefühle könnte er geltend machen, er, der lange Jahre hindurch das Kind seiner Liebe und des göttlichen Zornes vergaß?" Das Gesicht von Doña Blanca war von Thränen überströmt; sie schien plötzlich gewachsen, und ihre Worte trafen wie Pfeile, obgleich sie nur mit leiser Stimme sprach, hochaufgerichtet, schön und furchtbar, wie eine verwundete Löwin. An diesem Punkte wurde das Gespräch unterbrochen, ohne daß der Liebe zwischen Don Carlos und Clarita Erwähnung geschehen. Von ihr selbst hörte und sah man fast nichts mehr. Auf den Rath Mendoza's war Don Carlos vorläufig in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Der Comendador hatte versprochen, seine Sache für ihn auszufechten. Er gab sie nicht verloren, sondern wartete auf Zufälle, die ihm andere Karten in die Hand spielen konnten.

Das Nächste, was Lucia brieflich von ihrer Freundin vernahm, war, daß sie sich entschlossen habe, nun doch den Schleier zu nehmen. Ueber die Gründe, die sie zu dieser Sinnesänderung bewogen, erklärte sie sich in keiner Weise. Die melancholische, von finsterer Frömmigkeit beherrschte Atmosphäre ihres elterlichen Hauses genügte, den Schritt nach Außen zu erklären, und der Freier, Don Casimiro, wurde in Folge dessen verabschiedet. Seine Empörung kannte keine Grenzen, und auf seine Art beschloß er, die ihm angethane Unbill zu rächen. Unter den Frauen, welchen er gehuldigt hatte, befand sich eine Dorfschöne, Nicolasa mit Namen. Ihre verstorbene Mutter hatte sich eines ausnehmend schlechten Rufes erfreut, und die Tochter viele Künste der Mutter geerbt. Den vornehmen Courmachern sprach sie in entscheidenden Momenten von Priester und Sacrament; die bescheideneren Bewerber, die ihr davon sprachen, schickte sie fort. Mit Ausnahme eines derselben, eines sanften, hübschen, stillen Burschen, Tomasuelo, den sie Bruder nannte und stets versicherte, mit wie schwesterlicher Liebe sie ihm zugethan sei. Das that sie auch jetzt, wo, ein paar Wochen nachdem seine Rolle im Hause des Vetters einen eben so plötzlichen wie unerwarteten Abschluß gefunden, Don Casimiro aus Aerger noch mehr als aus Liebe der spröden, nahezu dreißigjährigen Schönen sich anverlobt hatte. Tomasuelo weinte und klagte über schnöden Treubruch. Nicolasa zwickte ihm Ohrläppchen und Nasenspitze: er möge nicht dumm sein; nichts sei zwischen ihnen verändert.

Während sie ihren platonischen Anbeter zur Ergebung in sein Schicksal bestimmt, conferirt der Comendador mit der alten Tante, Tia Ramoncica, dann mit Pater Jacinto: „Clarita ist frei; ich habe sie losgekauft," spricht er zufrieden zum alten Freund. Das Lösegeld ist hoch, es kostet sein ganzes Vermögen, ihm bleibt nichts als die Pension des Königs; aber der Betrag dieses Vermögens deckt jenes von Don Valentin. Dazu kostete es eine Lüge. Die Tante hat sich überzeugen lassen, daß Nicolasa Don Fadrique's

Tochter sei, kein unwahrscheinliches Ereigniß, Dank dem Rufe ihrer Mutter, und es waltet kaum ein Zweifel darüber, daß Don Casimiro in die Schenkung sich gutwillig ergeben werde. Don Jacinto soll die Sache ins Reine bringen und den Ruin seines Freundes gesetzlich vollziehen.

Wie aber, wenn das Opfer ein nutzloses ist, und Clarita trotz Allem eine Nonne werden will? Das Opfer sei seine Sache, entgegnet der Comendador. Inzwischen sieht das junge Mädchen täglich bleicher und leidender aus, der herbeigeeilte Don Carlos, der sich aus der Ferne davon überzeugt, ist der Verzweiflung nahe und überhäuft seine väterlichen Rathgeber mit Vorwürfen und Klagen. Pater Jacinto begibt sich zu Doña Blanca und setzt sie vom Vorsatz Don Fadrique's in Kenntniß. Sie muß gestehen, daß er gehandelt hat, wie ein ritterlicher Mann, aber das Opfer darf nicht gebracht werden. Wie auch die Außenwelt darüber denken mag, für die Mutter ist Clara's Beruf kein erzwungener, sondern das Ergebniß eines freien, unerschütterlichen Entschlusses. Ebenso sträflich als vergeblich würde es sein, ihn durch einen, wenn auch heroischen Akt großmüthigen Stolzes durchkreuzen zu wollen. Don Fadrique vernimmt die Botschaft, sowie daß Pater Jacinto unter solchen Umständen darauf verzichtet, sein Sachwalter zu sein. Dann, beim Satan sei es geschworen, wird er selbst diese wahnsinnige Frau, diese Kindesmörderin zur Vernunft bringen, und müßte er ihr vor aller Welt die Vergangenheit ins Gesicht schleudern!

In einer kleinen Stadt weiß man Alles. Don Valentin ist auf eines seiner Landgüter gefahren und wird erst spät Abends zurückerwartet. Don Jacinto begibt sich zu Clarita; während er gemeldet wird, folgt ihm der Comendador ins Haus und tritt unverhofft in das Wohnzimmer von Doña Blanca. Er grüßt sie schweigend. Es bedarf der Worte nicht, um ihr zu sagen, weswegen er kam, und warum sie beide ein letztes Mal sich gegenüber stehen müssen. Der Vater versucht keine Rechtfertigung: er verlangt das Leben seiner Tochter. Seine Pflicht wäre es gewesen, sie der Mutter zu entreißen, zu erziehen, glücklich zu machen, ihr seinen Namen zu geben: „Gott sei gepriesen," erwidert Doña Blanca, „daß es nicht geschah, daß ein Gottesleugner nicht diese Ungeheuerlichkeit, eine Frau ohne Religion, großzog." — „Eine Frau ohne Religion kenne ich nicht," erwidert Don Fadrique, „wohl aber weiß ich, daß eine durch religiösen Fanatismus exaltirte Frau unerträglich sein kann." Doña Blanca hebt den Handschuh auf. Ein Dämon mag in ihrem Busen wohnen, aber eine Megäre ist sie nicht. Die Schilderung der Seelenqualen, die sie erduldet, gehören zum Ergreifendsten, was Don Juan Valera geschaffen hat. Was sie dem Mönch gesagt, wiederholt sie dem Comendador. Sie ist wie damals bereit, die Enthüllung ihrer Schmach über sich ergehen zu lassen. Ihr größter Schmerz ist das nicht. Vielmehr ist es der gewesen und wird es immer sein, daß sie den Mann, der sie geliebt hat, verachten muß. Aus Furcht vor ihm, vor irgend Jemandem auf der Welt wird sie die Tochter der Welt nicht zurückgeben.

Der Comendador verlängert das doppelte Martyrium nicht. Der Handbewegung Doña Blanca's gehorchend, verläßt er sie und ihr Haus. Auch



er ist kein gewöhnlicher Mann. Angesichts dieses ungeheuren Schmerzes empfindet er tiefes Mitleid, und sein Gewissen erwacht. In die Einsamkeit seines Schlafgemachs zurückgekehrt, verfällt er in ein Selbstgespräch: „Gewiß, ich verdiene keine Verzeihung. Die verwünschte Eitelkeit hat einen Verbrecher aus mir gemacht. Es gab so viele schöne Frauen, als ich ein junger Mensch war, Frauen, bei welchen ein Fehltritt mehr oder weniger nicht viel ausmachte! Warum mußte ich ohne heftige Leidenschaft — denn nicht einmal eine solche entschuldigte mich — den Seelenfrieden dieser strengen Señora stören? Ich verdiene ihren Abscheu und ihre Verachtung. Der einzige Milderungsgrund meiner Schuld ist die schlechte Meinung, die ich von beinahe allen Frauen hatte. Es kam mir niemals in den Sinn, daß eine derselben Reue und Gewissensbisse ernst nehmen könne. Hätte ich es geahnt, ich würde anders gehandelt haben .... Sie gefiel mir, ich verliebte mich ..... ja, ich war verliebt ...., und weil ich dachte, daß Heuchelei mein Verlangen nur würzen könne, bestand ich darauf und trieb Teufeleien; ich schuf in ihrem Gewissen eine entsetzliche Hölle und erkaufte meinen flüchtigen Genuß um den Preis einer Folter, die ihr seit sechzehn Jahren die Brust zerreißt! Wie komme ich zu meinem leichten, fröhlichen Sinn? ..... Aus dem Spaß wurde ein böser Traum, und ich ahnte nichts. Es kam mir, ich wiederhole es, nicht in den Sinn. Wenn Tausende es mir betheuert hätten, ich würde es nicht geglaubt haben. Eine so wilde, so andauernde, zugleich mit der Sünde entstandene Reue verstand ich nicht. Als sie schon fast widerstandslos mir in den Armen lag, unter der Berührung meiner Lippen, meinen Küssen und Liebkosungen hinsinkend wie unter einer unwiderstehlichen Gewalt und doch noch kämpfend: ‚Mein Gott, mein Gott, tödte mich, bevor ich Deine Gnade verliere! Lieber sterben als sündigen' — dieselben Worte, die sie heute für ihre Tochter gebrauchte —, da flößte sie mir kein Mitleid ein, machte mich nicht wanken in meiner bösen Absicht, sondern stachelte im Gegentheil meine entfesselte Begierde. Ich fand sie schöner und begehrenswerther unter Schluchzen und Thränen und lieh ihren Worten nur einen vagen, poetischen Sinn; an ihre tiefe Wahrheit glaubte ich nicht ... Ich verwandelte mich in den Erlöser der Seele, die ich zu Grunde richtete, und einen göttlichen Ausspruch parodirend, sprach ich in meinem Innern: ‚Steh' auf; Dir ist verziehen, weil Du viel geliebt hast.' Warum, beim Himmel, es verschweigen? Ich beging einen Frevel. Ich war so schlecht und so niedrig, daß ich die Energie und die Kraft der Leidenschaft nicht verstand, die ich unverdienter Weise erweckt hatte. Ich handelte wie ein Wilder, der, ohne die in seine Hand gegebene Waffe zu kennen, sich ihrer bedient und tödtlich verwundet. Die Größe und Allgewalt der Liebe waren mir ebenso unbekannt wie die Beständigkeit und unbesiegliche Macht eines unverfälschten Gewissens, das sich die Verletzung der Pflicht niemals verzeihen kann. Wäre ich am Ende doch nur ein Elender, und hätten gar die Mönche und das geistliche Volk Recht, die da behaupten wollen, daß es ohne wahre Religion keine wahre Tugend gebe?"

Es wird Nacht, dann Tag, ohne daß Pater Jacinto wiederkehrt oder eine Botschoft sendet. Den Comendador befällt eine unerträgliche Angst.

Endlich, gegen Abend, erscheint der Mönch. Er kommt vom Hause Doña Blanca's, die schwer und plötzlich erkrankt ist. Lucia darf wieder zu ihrer Freundin Clarita; beide Mädchen pflegen die Leidende in sorgender Liebe. Frühere Zufälle haben sich wiederholt, das Herz versagt seinen Dienst. Don Valentin ist in höchster Bestürzung; er kommt und geht unaufhörlich bei seiner Frau aus und ein, bis der Kranken gepeinigte Nerven die Marter der Unruhe nicht mehr ertragen: „Was thust Du hier? verfolge mich nicht! Du gleichst einer Eule, die mich mit ihren Glotzaugen erschreckt. Laß mich in Frieden."

Der Gemahl verschwindet und wagt sich nicht mehr weiter, als bis an die Thür des Schlafgemachs. Tage ängstlicher Spannung folgen. Lucia sucht den Onkel auf; sie will wissen, was geschehen ist. Zum ersten Male weist er seine kleine, sonst so fröhliche Vertraute zurück: „Frage nicht, laß mich in Frieden; stehe Deiner armen Freundin bei." Den starken Mann durchläuft es eisig kalt, ihn schaudert: hat er sie, die so unaussprechlich durch ihn gelitten, auch noch getödtet? In der Stille des Krankenzimmers, während Doña Blanca schlummert, entringt sich der gepeinigten Seele ihres Kindes das Geheimniß ihrer Sinnesänderung. Clara bekennt der Freundin, daß sie Abgründe der Verworfenheit in ihrem Herzen entdeckt hat. Nicht nur, daß sie ohne Vorwissen der geliebten Mutter Blicke mit Don Carlos getauscht und an ihn ihr Herz verlor. Vergebens hat diese sie vor dem Comendador wie vor einem Feinde Gottes, einem andern Lucifer gewarnt. Ein ihr selbst ganz unbegreifliches, aber übermächtiges Gefühl zieht sie immer wieder zu diesem ihr so gut wie fremden Manne hin. Was soll aus ihr werden, wenn sie nicht im Kloster Schutz gegen sich selbst, gegen die ihr drohenden Gefahren sucht und findet? Lucia versteht nicht und sucht vergebens das aufgeregte junge Mädchen zu beruhigen. Ein Ruf der Mutter unterbricht die Unterredung. Ihr Zustand verschlimmert sich von Stunde zu Stunde, ihre Sinne beginnen zu schwinden. Pater Jacinto wird gerufen. Doña Blanca glaubt Don Valentin zu sehen und redet irre. Vergebens sucht der Mönch die beiden Mädchen vom Krankenlager zu entfernen; sie stehen wie gebannt. So vernimmt denn Clara von den Lippen der Sterbenden ihre eigene Geschichte und bricht bewußtlos zusammen. Als es gelungen ist, sie zum Leben zurückzurufen, ist sie zur Einsicht über sich selbst und über ihre arme Mutter gelangt und versteht nun, was in ihrem Herzen vorging. Auch diese ist das Bewußtsein noch einmal wiedergekehrt, und angesichts des Todes spricht sie Worte des Friedens. Sie küßt ihre Tochter auf die Stirn: sie sei frei und möge glücklich sein, durch Pater Jacinto wisse sie Alles: „Sage Deinem Vater, daß ich ihm verzeihe . . . Jesus — ich komme," flüstert sie sterbend.

Anderthalb Jahre später ist Clarita die Gattin von Don Carlos, und die kleine Lucia wirbt um ihren Onkel, dessen freiwillige Armuth ihm vollends ihr Herz gewann.

Nach dem Drama die Posse als unvermeidliches Nachspiel. Am Schluß des ersten Jahres seiner Ehe mit der klugen Nicolasa ist Don Casimiro Vater eines Knaben, eines jungen Herkules; kurz darauf verscheidet er und wird

in der Gruft seiner Väter begraben. Die Wittwe lebt in großer Zurückgezogenheit und schenkt, nach abgelaufener Frist, einem Zwillingspaar das Leben, welches nach seiner körperlichen Beschaffenheit die Namen Castor und Pollux verdient hätte. Don Fadrique begnügt sich, über diese Wendung der Dinge zu lächeln und bereut seinen Antheil an denselben nicht. Das Buch schließt wie es begonnen, mit einem anmuthigen Schäfergedicht des glücklichen Don Carlos, zur Feier der Vermählung des Comendador.

In dieser Gestalt lebt und athmet der philosophische Geist des achtzehnten Jahrhunderts, sein unerschütterlicher Glaube an das goldne Zeitalter, das auf den Ruinen überwundener Vorurtheile und abgebrauchter Traditionen sich erheben sollte, die frohe Zuversicht in dem unaufhaltsamen Fortschritt des Geschlechtes, die viele seiner Sünden aufhob.

Hundert Jahre später ist die Utopie zerstoben und eine andere Generation auf den Plan getreten.

Die Theorie von 1789 hatte ihrem tyrannischen Vernunftstaat die subjective Freiheit geopfert und die sittliche Verantwortung vom Einzelnen auf die Gesammtheit, vom Individuum auf die Institutionen übertragen. Der Staatskunst des neunzehnten Jahrhunderts hinterließ sie als politisches Erbe das Gleichheitsdogma der Demokratien. Im Sinn und Geiste derselben drillte der moderne Staat sein Menschenmaterial. Er schulte es nach fein construirter, künstlich durchdachter Schablone, versah es mit Etiquetten und fügte es an passender Stelle in das Räderwerk der gesellschaftlichen Maschine. Mit überlegenem Geschick und staunenswerther Leistungsfähigkeit vollzog sich dieser nationale Erziehungsproceß zunächst im napoleonischen Frankreich, dann in Deutschland. Die Uebrigen, Romanen, Germanen, Slaven, folgten so gut es ging, und je nach dem Maß ihrer Kräfte. In einer Beziehung jedoch blieb das Ergebniß das gleiche.

Der Staat nivellirte und verbat sich jede Abweichung von der Regel wie eine strafwürdige That. Seine Alliirte, die Wissenschaft, auf deren Autorität er sich berief, proclamirte statt dessen das Recht des Stärkeren und sprach der Masse der Unfähigen zum Kampf um das Dasein kurzweg das Todesurtheil. Die Politik that das Gleiche. Kaum gibt es ein Zeitalter, in welchem das Recht des Genies sich unbedingter bewährt hätte, als im Jahrhundert Napoleon's, Goethe's, Cavour's, Bismarck's. Das Niveau der Mittelmäßigkeit, das die moderne Cultur mühsam auf die Höhe ihrer Bildung gehoben hatte, rebellirte freilich gegen sie Alle, bis der Erfolg sie fortriß und ihre Anerkennung erzwang. Der Erfolg aber ging mit dem Stärkeren, das heißt mit dem Genie, und die continentalen Nationen, denen das Schicksal die Gunst verweigerte, sich in einem solchen zu verkörpern, blieben auf Nebenrollen angewiesen.

Das war unter Anderm das Loos Spaniens. Wahrhaft große Männer fehlten; aber seine officielle Cultur hatte ein ganzes Heer von Durchschnittsmenschen gedrillt, von denen Jeder sich befähigt glaubte, so viel als ein Anderer zu sein, und, sein Diplom in der Hand, Verwendung und Anerkennung von der Gesellschaft forderte.

Im Roman Don Juan Valera's, der den Titel „Las Ilusiones del Doctor Faustino“ führt, ist es abermals ein Mendoza, in dessen persönlichen Schicksalen die Zeit um Mitte dieses Jahrhunderts sich spiegelt. Das einst mächtige Haus ist verarmt. Sein letzter Sproß, der Sohn einer Wittwe, lebt im verfallenen Schlosse, vom Nimbus vergangener Größe umgeben, so elend wie einst Don Quixotte. Nur daß der Glaube an die ideale Welt des Guten, die den armen Hidalgo begeisterte und beseligte, dem rechtskundigen Jünger der Modernen bis auf den letzten Rest verloren gegangen ist. Unter dem ernüchternden Einfluß der wissenschaftlichen Methode und des systematischen Zweifels geschult, besitzt er oberflächliche Begriffe von Allem, den Doctorhut von Salamanca utriusque juris und ungemessene Wünsche. Er verläßt seine Heimath, kommt nach Madrid, versucht sich als Lyriker, Epiker, dramatischer Dichter, Redner, Deputirter und Entdecker eines neuen Systems der Philosophie, und findet endlich als kleiner Beamter die banale Lösung und das kärgliche Einkommen, das ihn vor Noth schützt. In seinem Herzen ist es so wirr wie in seinem Kopf. Theoretisch weiht er es der unsterblichen Geliebten, die in der Hingebung eines liebenden Weibes Gestalt gewinnt. Praktisch scheitert er an den Verführungen unwürdiger Abenteurer und treibt, obwohl selbst nicht unedel, durch widerstandslose Schwäche die Mutter, dann die Gattin in den Tod. Geistig mit Theorien und Problemen überlastet, sittlich an der Gemeinheit des Genusses scheiternd, wird Don Faustino sich selbst zum Ekel und schießt sich eine Kugel durch den Kopf. Das ist das Ende dieser Fausttragödie im Kleinen, des Hauses Mendoza und eines langen, interessanten Romanes, in welchem, unter dramatischen Begebenheiten, eine durchsichtige Allegorie sich birgt, deren Deutung der spanischen Jugend überlassen bleibt.

Der Mangel an Raum nöthigt uns, andere Romane Valera's, wie „Pasarse de Listo“ und „Doña Luz“ nur mit Namen zu nennen. Unser Zweck wäre erreicht, wenn es gelungen sein sollte, diesem feinen, welt- und menschenkundigen Beobachter auch in Deutschland neue Freunde zu gewinnen. Sollte das Interesse, welches diese Betrachtung über die Prosadichtung der Romanen eingab, Widerhall finden, dann möge es gestattet sein, auf die spanische Romandichtung zurückzukommen und insbesondere zwei Schriftsteller näher kennen zu lernen, die über den Pyrenäen als die größten auf diesem Gebiete gefeiert werden, J. M. de Pereda und Don Benito Perez Galdós.

Armenier und Kurden.

Von

H. Vambéry.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Der zwischen Kurden und Armenier im Nordosten des ottomanischen Kaiserreiches ausgebrochene Kampf hat neuerdings die Aufmerksamkeit des Abendlandes auf diese, seit geschichtlicher Erinnerung in wilder Fehde sich einander gegenüberstehenden Brudervölker arischer Abstammung gelenkt. Dem Europäer, von mannigfachen Fragen und Ereignissen auf den verschiedensten Punkten des Erdballes berührt, bleibt thatsächlich nicht die Zeit übrig, sich mit diesen scheinbar fern liegenden Vorfällen eingehend zu beschäftigen; daher denn auch die auf den flüchtigen Notizen der Tagespresse aufgebaute unrichtige Beurtheilung jener Begebenheiten, die uns eigentlich doch sehr nahe angehen und deren Folgen für die Zukunft unserer Cultur- und wirthschaftlichen Beziehungen zum nahen Osten viel inhaltsschwerer ausfallen können, als allgemein geglaubt wird. Es ist leicht begreiflich, daß das zeitweilige Auftauchen des alten Gespenstes der orientalischen Frage uns schon müde gemacht hat; doch die über dem europäischen Horizont hängenden Gewitterwolken haben deshalb ihren drohenden Charakter nicht verloren, ja die Gefahr ist um so größer geworden, und die Nothwendigkeit, mit den Einzelnheiten sich vertraut zu machen und die Grundelemente des Zündstoffes genauer kennen zu lernen, drängt sich um so mehr an uns heran. Die alte Mutter Asia sorgt schon dafür, daß wir eigentlich in dieser Beziehung nie zur Ruhe kommen können. Aus den tiefen Runzeln und Falten ihres Gesichtes tritt bald hier, bald dort ein Unheil hervor. Kaum daß wir mit dem Zwiste am Mekong zu Ende waren, da tauchte plötzlich der Krieg im fernen Osten auf, und noch war die Tinte nicht trocken, mit welcher der Vertrag von Schimonoseki unterzeichnet worden, als der Weckruf aus den kurdisch-armenischen Bergen erklang und, an den Ufern der Themse in einem Echo entrüsteten Humanitätsgeschreis widerhallend, uns eine neue westasiatische Frage auf den Hals gebracht hat. Ja, wir Europäer scheinen nun einmal dazu bestimmt, uns Verlegenheiten zu

schaffen, selbst dort und dann, wenn es gar keine gibt; wir wollen und müssen daheim und draußen beschäftigt sein, und am häufigsten muß der schläfrige Asiate, dem unsere Thätigkeit ein wahrer Greuel ist, uns in Athem halten.

Was heute im Nordosten der Türkei und in der ganzen Länge und Breite Kleinasiens vorgeht, ist dem Leser aus der Tagespresse zur Genüge bekannt. Armenier und Kurden, die beiden Volkselemente, von denen eigentlich der Kampf ausgegangen, standen, so weit uns die Geschichte belehrt, immer in wilder Fehde zu einander; denn wenngleich einem gemeinsamen Stamme entsprungen, hat eine spätere geschichtliche und religiöse Entfaltung eine solche Kluft geschaffen und eine so verschiedenartige ethnische Charakteristik hervorgerufen, daß ein Keim der Feindseligkeit beide von Anfang an zu erbitterten Gegnern machte. Nur in einer Beziehung gleichen sich diese beiden Völkerelemente, nämlich darin, daß von keinem der beiden die geographische Verbreitung genau bezeichnet werden kann, da Kurden sowohl wie Armenier mit Türken, Persern und Arabern untermischt sind und von einer eigentlichen exclusiven Heimath des einen oder anderen Volkes gar nicht gesprochen werden kann.

Unter dem geographischen Namen Kurdistan, d. h. Land der Kurden wird gewöhnlich jenes Gebirgsterritorium Kleinasiens verstanden, welches, westlich von Siwas angefangen, über die persisch-türkische Grenze hinweg bis zur Ebene von Isfahan und nördlich vom Araratgebiete bis zur arabischen Wüste sich erstreckt. Hier haust dieses schon von Herodot und Strabo erwähnte Volk theils in ganz nomadischem Zustande, theils in dem von Halbnomaden, d. h. solchen, die während der rauhen Jahreszeit in festen Wohnsitzen leben, mit Ackerbau sich befassen, den Sommer über jedoch mit ihren Herden in die Berge ziehen, und dann, wie ihre nomadischen Brüder, sich hauptsächlich mit der Viehzucht beschäftigen. Diese Verschiedenheit der Lebensweise hängt weniger von den Territorialbedingungen, als von dem Culturgrade ab, in welchem die Betreffenden sich befinden, d. h. von der Macht, dem Einfluß und der Stabilität der ihnen vorstehenden Regierung. Da, wo die Regierung eine festere ist und den Streifzügen, Wanderungen und abenteuerlichen Gelüsten der Kurden Einhalt zu gebieten vermag, wird dieses Volk leichter in den Rahmen eines geordneten Daseins gefügt, wie wir dies z. B. bei den Kurden Chorasans sehen, die zur Zeit Abbas' des Großen als Gegenwehr gegen die turkomanische Einfälle am Nordrand Irans angesiedelt, schon lange der seßhaften Lebensweise gewonnen worden sind. Aehnliches ist auch in einigen Theilen des türkischen Reiches zu bemerken, so unter Anderen auf der Strecke zwischen Erzerum und Bajezid, wo man nach Eintritt in den Köroglu-Paß bis Diadin hin einer erklecklichen Anzahl von kurdischen Dörfern begegnet. Hingegen in den von den Hauptverkehrsadern entfernteren Gebieten, namentlich in den weniger zugänglichen Thälern und Hochplateaus, wo die Herrschaft der Regierung nur von sehr fraglichem Werth ist, da fröhnt der Kurde seiner alten, liebgewonnenen Gewohnheit des zügellosen Landstreichers und Raubritters, ungefähr wie dies im Mittelalter in Schottland und in einigen Alpenregionen des europäischen Continents der Fall gewesen. Wie hieraus

ersichtlich, wäre es ein eitles Bemühen, in Versuche zur Bezeichnung der numerischen Stärke der ganz- oder halbnomadischen Kurden sich einzulassen, man wäre da nur auf Errathen oder Combiniren angewiesen. Ebenso unsicher, wenn nicht geradezu unmöglich, dünkt uns das Bestreben, die ethnische Vertheilung der einzelnen Kurdenstämme (Aschiret) und Geschlechter (Taife) an gewisse Punkte des ziemlich ausgedehnten Gebietes binden zu wollen; denn erstens sind diese Haupt- und Unterabtheilungen einem ewigen Wechsel unterworfen, zweitens schwächt die Erinnerung an die Clanverhältnisse sich in dem Maße ab, in welchem die betreffenden Kurden der seßhaften Lebensweise anheimfallen, und in der That habe ich immer gefunden, daß kurdische Dorfbewohner sich gegen ihre Clanbeziehungen ziemlich gleichgültig verhalten, während der kurdische Nomade seinen Geschlechts- und Stammesverhältnissen dasselbe Gewicht beilegt wie der Kirgise und Turkomane in Centralasien und der Beduine in der arabischen Wüste.

Umständliche ethnographische Daten würden hier nicht am Platze sein; doch da heute von den Kurden so viel die Rede ist, wollen wir ihrer geographischen Vertheilung kurz Erwähnung thun. Das Beste darüber finde ich in der allerneuesten Beschreibung der Kurden von Dr. Desiderius Buttyka, einem ungarischen Arzte, der Jahre lang in türkischen Diensten gestanden und eben in den von Kurden bewohnten Theilen Kleinasiens sich aufgehalten, daher Gelegenheit gehabt hat, Land und Leute kennen zu lernen. Er theilt die Kurden nach ihrer geographischen Verbreitung in die südlichen und südöstlichen, welche zugleich die in den persischen Provinzen von Chuzistan, Luristan, in der Umgebung von Suleimanije, im Bezirke Dschezire, d. h. zwischen Mossul und Diarbekir, in Rowanduz, in Redwan, in den südlichen Abhängen des Karadscha-dag und in Sert umfassen. Die nördlichen Kurden, die nordöstlich von Mossul und in nördlicher Richtung über Wan und Bajezid bis nach Maku in Transkaukasien sich hinziehen, zerfallen in zahlreiche Stammes- und Geschlechtsabtheilungen, als: Bulbassi, Mekri, Schikaki, Sipkanli, Zilanli, Dschelali und Haideranli. Das Gebiet der westlichen Kurden erstreckt sich, von Bitlis angefangen, in westlicher Richtung über die Ebene von Musch an beiden Ufern des Muradflusses und über den Taurus und Antitaurus bis an die cilicischen Ufer des Mittelländischen Meeres; hier sind besonders die Geschlechter der Ruscheki, Dudschi, Seïd-Hasanli, Lewentli und Rizwan hervorzuheben.

Aeltere und neuere Reisende haben das Wagestück unternommen, die numerische Stärke der Kurden ziffernmäßig zu bestimmen. Doch wozu kann es taugen, die öffentliche Meinung mit statistischen Daten bezüglich der Nomaden in Asien noch länger irre zu führen? Mit Ausnahme Indiens, Japans und eines Theiles der russisch-asiatischen Besitzungen ist auf derlei Angaben in Asien kein Verlaß. In der asiatischen Türkei hat eine regelrechte Volkszählung noch nie stattgefunden; eine solche widerstrebt den Asiaten im Allgemeinen, denn erstens hält sie der Aberglaube für fluchbringend, und so oft ich, in Begleitung einer Karawane, in irgend ein Dorf eingezogen war, wo muthwillige Kinder, uns mit den Fingern andeutend, gezählt hatten, da

hörte ich immer, wie einer der Mitreisenden den Jungen zurief: „Kör olasin!“ (Du mögest blind werden.) Zweitens perhorrescirt man die Volkszählung aus ökonomischen Gründen, da die Begriffe: gezählt werden und besteuert werden, identisch sind. Mit einem Worte, es ist ganz unbestimmt, wie viel Kurden es in Anatolien gibt; denn wenn Einige ihre Zahl auf zwei Millionen, Andere auf anderthalb Millionen veranschlagen, so beruht dies einerseits auf vagen Muthmaßungen, andererseits auf kurdischen Angaben, bei denen der Wille, sich größer und mächtiger zu zeigen, den Ausschlag gegeben hat. Am nächsten dürften wir der Wahrheit kommen, wenn wir die Gesammtzahl der unter türkischer, persischer und russischer Botmäßigkeit stehenden Kurden auf etwas mehr als anderthalb Millionen schätzen. Unzweifelhaft wird diese Zahl im Alterthume größer gewesen sein, was hauptsächlich aus der bedeutenden Rolle zu schließen ist, die sie seit historischer Erinnerung in der Geschichte Westasiens unter den verschiedensten Namen gespielt haben.

Auf alle Fälle sind diese Kurden ein äußerst merkwürdiges Volk. Von hagerer Gestalt, mit knochigem Körperbau, fast durchgehends schwarzhaarig, mit feurigen, kohlschwarzen Augen und von wildem Aussehen, wird der Kurde in seinem grellfarbigen, faltenreichen Gewande wohl selten verfehlen, auf den Fremden einen überraschenden Eindruck auszuüben. Er repräsentirt ein wahres Stück altasiatisch-moslimischer Welt mit all' ihren Tugenden und Lastern, mit all' den Vorzügen des morgenländischen Ritterthums, das unsere Kreuzfahrer einst in Saladin, ihrem mächtigen Gegner, der ebenfalls ein Kurde von Geburt war, bewunderten. Der nomadische Theil dieses Volkes ist ebenso wie der Turkomane von ehedem nur auf Krieg, Raub und Abenteuer bedacht. Pferd und Waffen sind seine Ideale, und wenn ich auf meinen einsamen Märschen den kurdischen Reiter mit seiner bewimpelten Lanze, in seinem phantastischen Anzuge, mit der aus bunten Tüchern bestehenden Kopfbekleidung durch die Ebene hinsprengen sah, da hatte ich wirklich ein Bild mittelalterlichen Asiens vor meinen Augen. Eigenthümlich wie seine Erscheinung sind auch seine Sitten; sie sind alterthümlich geblieben, und man wird in ihnen mehr Züge der persischen als der türkischen Welt erkennen. So wie mich einst ein Turkomane mit Staunen gefragt, warum ich das Räuberhandwerk für so anstößig halte und wie denn meine Landsleute daheim ihre Existenz fristen, ebenso bemerkte mir einst ein Haideranli-Kurde aus Diadin: „Wenn Allah das Rauben verboten hätte, so würde er nur starke und nicht auch schwache Menschen erschaffen haben“ — eine Logik, die allerdings mehr den Kurden als ihren friedlichen Nachbarn einleuchtet und die vor Jahrhunderten auch leichter anzuwenden gewesen ist als heute, wo in die Angelegenheiten der kurdischen Berge auch frenzische Minister dreinzureden haben. Bei einer ganz- und halbnomadischen Gesellschaft ist diese Lebensanschauung überall vorherrschend. Hirtenvölker sind zumeist arm, geldgierig und voll Neides auf den Wohlstand des besser situirten Ackerbauers. Bei ihrem tagelangen Herumlungern auf den einsamen Weideplätzen spielt ihre Phantasie nur mit den Luxusgegenständen des Seßhaften, sie sinnen auf Mittel und Wege, sich dieselben anzueignen und gelangen dermaßen nie zu einem richtigen Begriff von Mein, Dein und Sein.

Der Religion nach ist der Kurde zumeist Sunnite, und nur seine Stammesgenossen in Persien gehören der schiitischen Secte an. Ein nicht unbedeutender Theil bekennt sich zu den Teufelsanbetern, Jezidis genannt, die in Melik-Taus (Pfauenkönig) eine Art oberster Gottheit verehren, die Sage vom gefallenen Engel verwerfen und in den Hainen bei nächtlichem Fackelschein allerlei Spuk treiben. In Glaubenssachen ist übrigens der Kurde ebenso wenig wie der arabische oder centralasiatische Nomade ernst zu nehmen, und wenn er seinen armenischen Nachbarn überfällt, plündert und erschlägt, so ist dabei wohl weniger die Religionsverschiedenheit, als die angeborene Raub- und Abenteuerlust im Spiele. Eine nomadische Nachbarschaft ist stets der Fluch der seßhaften Bevölkerung gewesen; sie hat letztere nie zur Ruhe, nie zu einem wirklichen Culturfortschritt kommen lassen und hat obendrein noch von jeher den Keim zu inneren Complicationen und zu äußeren Kriegen geliefert, wie wir dies in den allerneuesten Begebenheiten in Anatolien wieder vor uns sehen. Obwohl von jeher unter der nominellen Herrschaft der Türkei und Persiens stehend, haben die Kurden doch zumeist ihre Unabhängigkeit bewahrt und den Landesgesetzen sich nur dort und dann gefügt, wenn Macht und Ansehen der betreffenden Regierung zur nöthigen Einschüchterung hinreichend waren. In Persien, das in politischer Hinsicht wenigstens um hundert Jahre hinter der Türkei zurückgeblieben ist, stehen die Kurdenstämme der Bachtijari, Luri, Lek, Dschaf und Bebe nur insofern unter der Botmäßigkeit des Schah, daß sie jährlich einen gewissen Tribut entrichten und ein Contingent zur irregulären Reiterei der persischen Armee stellen. Nicht viel besser geht es diesbezüglich den türkischen Behörden; denn obgleich die Pforte von jeher bemüht gewesen ist, die Stammesoberhäupter der ihr unterstehenden Kurden durch Titel und Geschenke zu gewinnen, um auf diesem Wege ein friedliches Zusammenleben mit den Seßhaften zu ermöglichen und Handel und Wandel aufrecht zu halten, so hat ihr Bestreben doch nur an den Punkten Erfolg gehabt, wo das Zahlenverhältniß der Kurden ein geringeres und das Terrain der Ueberwachung ein günstigeres war. Um so schlimmer und zügelloser gebärdeten sich die Kurden in den rauhen und unzugänglichen Alpenregionen, wo die türkische Armee mit den Aufständischen oft recht harte Kämpfe zu bestehen hatte, wie z. B. mit Bedr-Chan-Bey im Jahre 1846, ebenso wie dieses räuberische Nomadenvolk im Allgemeinen sich sofort zu Gewaltthätigkeiten hinreißen läßt, wenn es ein Erschlaffen der Regierung wahrnimmt. Ein ähnliches Verhältniß waltet auch bezüglich der gesetzlosen und ordnungsfeindlichen Beduinen ob; zum Glück der Türkei kommt nur der arabische Wüstensohn mit Christen weniger in Berührung, sonst hätten wir schon längst von „Arabian Atrocities“ gehört, und das Humanitätsgefühl unserer Diplomaten würde sich weit bis über das Wahabitenland ausdehnen.

Aus dem Gesagten wird wohl mit Evidenz hervorgehen, daß die Kurden, Alles in Allem genommen, bisher nur als wilde Nomaden, Krieger oder Freibeuter hervorgetreten sind und auf dem Gebiete der Cultur auch nicht die leiseste Spur ihrer Existenz wahrnehmbar ist. Ueber ihre Sprache, die in zwei Hauptdialecte, nämlich in Zaza und Kurmandsche zerfällt, haben Pott

und Rödiger strengwissenschaftliche Studien geliefert. Der erste Erforscher des Kurdischen war Garzoni, der 1764—82 als Missionär unter Kurden geweilt, und von den neuen Forschern thut der russische Consul Jaba sich besonders hervor. Geistesproducte hat das Kurdische mit Ausnahme einiger Volkslieder und Gedichte kaum aufzuweisen, obwohl es andererseits an Kurden nicht fehlte, die auf einzelnen Gebieten der Wissenschaft sich einen Namen machten. Solche sind Scherefeddin, der Autor einer Geschichte der Kurden, Idris Bitlisi, der eine gute Geschichte der ersten acht Sultane der Türkei geschrieben hat und eine ganze Anzahl von Theologen, Philosophen und Grammatikern, die, der kurdischen Nationalität angehörig, aber im Gesammtkörper des Islam aufgegangen, sich nur der arabischen oder persischen Schriftsprache bedient haben. Im Islam hat die nationale Individualität sich überhaupt nur schwer geltend machen können, und sowie Türk (Türke) vor einigen Jahrzehnten unter den Osmanen noch als Schimpfwort galt und mit dem Beiwort kaba (grob, ungeschliffen) identisch schien, ebenso haben manche Kurden meiner Bekanntschaft, die sich im öffentlichen Leben auszeichneten, ihrer Abstammung sich geschämt und ganz einfach als Osmanen oder Moslime erscheinen wollen.

II.

Mit den Armeniern hat es in dieser Beziehung eine ganz andere Bewandtniß; bei ihnen war die nationale und religiöse Existenz stets eng mit einander verschmolzen, sie waren auf ihr Armenierthum und Christenthum in gleicher Weise stolz und haben, wiewohl im Verborgenen, viele Jahrhunderte lang das unauslöschliche Gefühl für beides genährt. Und das nicht mit Unrecht; denn die Armenier sind ein uraltes Volk und die ersten Anfänge ihrer Geschichte reichen ins graue Alterthum hinein. Wann und wie sie im Vereine mit ihren arischen Brüdern von der Hochebene des Pamirs, diesem vermeinten, aber nicht verbürgten, Ursitze der Arier, aufgebrochen und den Zug nach Westen angetreten haben, das wollen wir hier unberührt lassen; genug, daß die Existenz der Armenier in den heute von ihnen bewohnten Gegenden durch geschichtliche Daten, die aus der vorchristlichen Zeitrechnung herrühren, sicher gestellt ist. Die erste Dynastie der Haigasiden soll (so erzählt Moses von Choren, der älteste Geschichtsschreiber der Armenier) bis zur Zeit Alexander's des Großen regiert und, sechzig Jahre nach dem Tode des Macedoniers, der brave Arsak über die Parther geherrscht und im Lande der Kuschan in der Stadt Pahl-Aravadin residirt haben. Die Arsakiden regierten von 150 v. Chr. bis 433 n. Chr. Die Dynastie der Bagratiden beginnt im Jahre 885 und endet 1079, worauf die Familie der Rupeniden folgt, deren letzter König im November 1393 in Paris starb. Nach Aussage des früher genannten ältesten Historikers der Armenier reicht die Geschichte dieses Volkes bis 2400 v. Chr., und wenn wir gleich diese nahezu viertausendjährige historische Existenz für zweifelhaft erklären müssen, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß dieses Volk, auf der Hochstraße, auf welcher die asiatischen Weltstürmer von Osten nach Westen vorgedrungen sind, von den buntesten Schicksalsfällen heimgesucht worden

ist und riesige Kämpfe zu bestehen hatte. Meder, Assyrier, Macedonier, Perser, Griechen, Araber, Mongolen, Tartaren und Türken stritten der Reihe nach um den Besitz dieses Gebirgslandes, dessen fruchtbare Thäler die Eingangsthore nach Mesopotamien und dem reichen Anatolien bildeten und dessen Volk Jahrhunderte hindurch mit kräftigem Arm daselbst Wache gehalten hat. Außer der geographischen Lage Armeniens war es auch der christliche Glaube dieses Volkes, welcher die Bekenner des Parsithums, des Islams und der Lehre Buddha's zu Feinden desselben gemacht und die verheerende Gluth ihres Fanatismus angefacht hat. Das Christenthum, durch den armenischen Apostel Gregor den Erleuchter in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts eingeführt, wo der König Tiridat zuerst die Taufe annahm, konnte bei dem damals noch mächtigen Einfluß der Sassaniden nur äußerst langsam sich Bahn brechen, hielt dann aber, trotz der beständigen und heftigen Anfeindungen fremdgläubiger Krieger und Eroberer, Stand, ja es hat Jahrhunderte hindurch, nachdem der Einfluß der Nestorianer längst geschwunden, den christlichen Vorposten in Asien gebildet und durch diese Zähigkeit den Armeniern das nationale Dasein gesichert.

In der That sind diese Beharrlichkeit und Ausdauer die am meisten zu bewundernden Eigenschaften des armenischen Volkes, zumal wenn wir in Betracht ziehen, über wie weite Strecken sie geographisch vertheilt, wie wild und kräftig die Gegner waren, denen sie gegenüber standen, und wie gering der Hoffnungsschimmer gewesen, der ihnen in der finstern Nacht einer Jahrhunderte langen Unterdrückung und Verlassenheit geleuchtet hat. Was die ethnische Verbreitung der Armenier anbelangt, so decken Armenier und Armenien ebensowenig geographisch einen und denselben Begriff, wie Kurden und Kurdistan. Beide Volkselemente sind sporadisch nahezu über ein und dasselbe Gebiet verbreitet, nur daß die Armenier jenseits des Araxes weit in Kaukasus hineinreichen und auch in Kleinasien nach Süden und Westen in kleinen und größeren Gruppen die Zahl der Kurden überwiegen. Im Allgemeinen sind es 8134 Quadratmeilen, auf welchen das Armenierthum in Kleinasien sich ausdehnt, namentlich in den neuen Wilajets von Erzerum, Wan, Bitlis, Charput, Diarbekir, Siwas, Aleppo, Trapezunt und Adana. Die Gesammtbevölkerung dieser neun Wilajets enthält 5 999 125 Einwohner, von welchen 4 453 250 Mohammedaner und 1 131 125 Armenier sind. Am dichtesten sind diese in den Wilajets von Erzerum, Wan, Bitlis, Charput und Diarbekir anzutreffen, doch selbst hier, welches nur den fünfundzwanzigsten Theil von ganz Anatolien ausmacht, bilden sie keine Majorität: denn in der dortigen Gesammtbevölkerung von 1 828 875 zählen sie nur 633 250 Seelen.

Als alte und älteste Heimath der Armenier kann das zwischen dem Schwarzen Meere und dem untern Laufe des Araxes gelegene Hochplateau bezeichnet werden; eine Gebirgsregion, die nördlich bis zum Thale des Kuraflusses und südlich bis über den Wansee hinaus sich erstreckt. Durch mannigfache Zeitstürme und Erschütterungen hin und her geworfen, sind einzelne Bruchtheile des armenischen Volkes auch in den angrenzenden Gebieten anzutreffen, doch wenn von einem Armenien im ethnischen Sinne des Wortes die

Rede sein kann, so darf darunter nur besagte Region verstanden werden, obwohl selbst hier im Laufe der Zeit eine so bedeutende Menge von Nichtarmeniern sich angesiedelt hat, daß eine armenische Majorität, wie eben angedeutet, eigentlich nirgends existirt; selbst die angeblichen Autochthonen befinden sich, neben Türken und Kurden, überall in der Minorität. Trotz alledem aber haben die Armenier in Sprache, physischen und geistigen Merkmalen den Charakter der Einheitlichkeit zu bewahren gewußt, da sie ihren fremden Herren und Nachbarn nur dem Scheine nach sich angepaßt, selbst mit Griechen und Syriern sich nur selten verschwägert und den fremden Sitten nur dort gefügt haben, wo äußerer Zwang keinen Ausweg ließ. Der Armenier ist durch seine specielle Physiognomie mitten unter Türken, Griechen, Kurden und Arabern sofort zu erkennen, und seiner Muttersprache ist er, bei aller Entlehnung fremder Wörter, immer treu geblieben. Vor einigen Jahrzehnten gebrauchten sie wohl in Konstantinopel und einigen Provinzstädten das Türkische als Schriftsprache, doch solche Zeitungen und Bücher waren nicht mit arabischen, sondern mit armenischen Lettern gedruckt. Dasselbe gilt auch von der Tracht und von verschieden ins Familienleben eingedrungenen fremden Sitten und Gebräuchen. Der Armenier kleidet sich unter Türken auf türkische und unter Persern auf persische Weise, doch in beiden Fällen tritt in der Wahl der Farben und im Schnitt eine gewisse Absonderung von der herrschenden Mode hervor, wozu ihn früher die Tyrannei der Herrscher gezwungen, die er aber heute infolge seines Conservatismus noch immer beibehält. So herrscht auch die Haremsitte unter den Armeniern Kleinasiens und Persiens, ebenso wie viele andere vom Islam herrührende Gebräuche. In Musik und Poesie huldigt der Armenier mit seinem persischen und türkischen Herrn einem und demselben Geschmack. In Dschulfa, einer Vorstadt Isfahans, staunte ich nicht wenig, wenn ich gewöhnliche Armenier Elegien über Hasan und Husein, den Erzheiligen der Schiiten, kläglichen Tones näselnd singen oder bei den Tönen der Huseini und Buselik-Arien gleich dem Vollblut-Schirazer aufjauchzen hörte. In Konstantinopel recrutiren sich die Sänger und Musikkünstler vorzugsweise aus der armenischen Volksclasse, sogar einige tüchtige Liederdichter stammen aus ihren Reihen, und wer das türkische Theater von Schischli (ein Stadtviertel in Pera) besucht, wird vielleicht kaum merken, daß die meisten Schauspieler und Schauspielerinnen armenischer Nationalität sind.

Die Fähigkeit, fremden Elementen sich anzuschmiegen, und wenigstens äußerlich mit denselben gleichen Sinnes und gleicher Denkungsart zu sein, besitzt der Armenier in viel höherem Grade, als die übrigen nichtmoslimischen Unterthanen der Pforte, daher denn auch seine näheren Beziehungen zu und sein inniger Verkehr mit den Herrschern des Landes, die ihn, wenngleich für fremdgläubig, doch immer als einen Orientalen pur sang betrachtet und ihm jedenfalls mehr Vertrauen geschenkt haben, als dem Griechen und Europäer. Es wäre auch schwer, in dieser Beziehung mit dem Armenier sich in einen Wettstreit einzulassen. Jahrhunderte alte Knechtschaft hat ihn nicht nur gefügig, sondern auch schlau, hinterlistig, betrügerisch und zum widrigen Schmeichler gemacht. Er hat von jeher alle Beleidigungen und Zurücksetzungen, allen

Schimpf und Spott, ja alle Pein und Qual leicht ertragen, und während Griechen und Juden schon längst den Schwamm vom Gürtel entfernten, mit welchem der Raja der alten Zeiten den zufällig mit Koth bespritzten Moslimen abwischen mußte, habe ich noch in den fünfziger Jahren Armenier gesehen, die mit diesem Zeichen der Schmach brillirten, nur um das Gefallen und die Gunst des moslimischen Landesherrn sich desto besser sichern zu können. Dieser Geschmeidigkeit, richtiger diesem echt asiatischen Servilismus, verdankten die Armenier von jeher den großen Einfluß in den wirthschaftlichen und administrativen Angelegenheiten der Türkei; denn die Aemter und Würden, die sie bekleideten, waren ihrem Zahlenverhältnisse nach viel größer, als bei den Griechen und sonstigen nichtmoslimischen Unterthanen der Pforte. In den Zeiten vor Einführung des Tanzimats, d. h. der Reformen unter Sultan Mahmud, nahmen die Armenier als Aerarpächter, Bankiers und Güterverwalter unter den Türken eine vornehme Stellung ein, um die sie freilich kaum zu beneiden waren; denn wenn der begünstigte Vertrauensmann sich per fas et nefas bereichert hatte, ward ihm kurzer Proceß gemacht, und im Friedhof zu Feriköy habe ich zu meiner Zeit noch so manchen Grabstein gesehen, auf welchem das Bild des verstorbenen Armeniers mit dem Kopf zwischen den Füßen, anstatt auf dem Rumpfe, der Nachwelt verkündete, daß der gottselige N. N. Tschelebi vom Henker ins Jenseits befördert worden war. Nach jenen Reformen wurde dieser rauhen Justiz ein Ende gemacht. Die türkischen Großen wurden regelrecht ausgesogen, wie früher, doch das Geld blieb von nun an in den Händen der Armenier, deren Vermögen stetig wuchs, so daß sie bis heute noch den meist bemittelten Theil der Bevölkerung der Türkei bilden.

Auch in Bezug auf die gesellschaftliche Stellung sind die Armenier bis in die jüngste Vergangenheit immer vor den übrigen nichtmoslimischen Unterthanen des Sultans bevorzugt gewesen. Früher im besten Falle nur mit dem Titel „Tschelebi" (christlicher Herr) benannt, hat es schon in den fünfziger Jahren manchen Armenier gegeben, der auf der Pforte, im Finanzministerium oder in sonstigen Zweigen der Civilverwaltung zu Ehren gelangte, und heute gibt es eine ganz beträchtliche Anzahl, die, den Titel Pascha oder Bey führend, die höchste Stufe der Rangleiter erklommen haben. Agop Pascha war Finanzminister und Minister der Civilliste, welch' letzteren Posten auch gegenwärtig ein Armenier, Namens Mikael Portokalian Pascha, inne hat. Das wichtige Amt eines Staatssecretärs im Ministerium des Aeußeren bekleidet der Armenier Artin Pascha, Gabriel Efendi ist Rechtsconsulent der Hohen Pforte, im Staatsrathe sitzen mehrere Armenier, ebenso in vielen andern Dikasterien der Civil- und Militärverwaltung. Selbst in Persien, das in seiner Cultur doch weit hinter der Türkei zurücksteht, haben Armenier von jeher achtbare Stellungen eingenommen, und zwar aus demselben Grunde, weil sie auch hier als Orientalen gelten.

Dieser Anflug von Asiatismus und dieses Hinneigen zu der orientalischen Handlungs- und Denkweise sind beim Armenier jedoch, wie bereits gesagt, nur scheinbarer Natur; denn in Wahrheit bilden rastlose Thätigkeit, Auf-

gewecktheit und Sparsamkeit, lauter Eigenschaften, die dem Stockorientalen abgehen, den Grundzug seines Charakters. Aber nicht so sehr die Ethik des Christenthumes, wie allgemein angenommen wird, sondern der lange harte Druck der fremden Herrschaft hat ihn so geformt, und wie der Jude in Europa, so hat auch er sich nur durch Vorurtheil und Kurzsichtigkeit der Herrscherclasse zu seinem gegenwärtigen Typus entwickelt. Was den Armenier von dem Juden unterscheidet, das ist sein stark ausgeprägter Nationalsinn, den die Kirche genährt und die armenische Muttersprache stets wach erhalten hat, was bei den um viele Jahrhunderte früher in die Fremde gerathenen und der Muttersprache längst verlustig gegangenen Juden nicht möglich gewesen. Diese Liebe zur Nationalität hat bei den Armeniern bis in die Neuzeit allerdings nur in den düstern Hallen der Klöster geschlummert; doch in eben dem Maße, als das armenische Volkselement mit dem von Europa nach Asien herüberwehenden Geiste des neunzehnten Jahrhunderts in Berührung kam, hat auch die Erinnerung aus alten Hajasdan, an den heiligen Berg Ararat und an die Regierung der großen Könige des einstigen Armeniens sich aufs Neue belebt und zu der jetzt aufgetretenen Bewegung Anlaß gegeben. Selbstverständlich war für diese ersten Zuckungen des armenischen Nationalgeistes der Neuzeit das türkische Territorium weniger geeignet, als das russische, wo eine verwandte, jedoch nicht identische Kirche im Vereine mit politischen Zielen die Armenier in Schutz genommen und wo die Ankömmlinge aus dem benachbarten Lande der Türken und Perser auch so lange begünstigt waren, als sie nicht mit ihren armenischen Nationalitätsbestrebungen in den Vordergrund getreten sind. Dieser russische Schutz hat die politisch-nationalen Ziele der Armenier allerdings nicht gefördert, aber um so mehr profitirten dabei die Culturbestrebungen dieses Volkes, indem die in Rußland und namentlich im Kaukasus wohnenden Armenier sich zuerst der abendländischen Bildung zugewendet und zur Hebung des Nationalgeistes das Meiste beigetragen haben. Unter den russischen Armeniern sind in der Neuzeit bedeutende Gelehrte und Schriftsteller hervorgetreten, so z. B. der Historiker Patkanian, die Orientalisten Stepan Nazariantz und Budagow, der Erzbischof Aiwazowski, Verfasser zahlreicher historischer, philologischer und theologischer Werke, der Dichter Chatschatur Abowiantz, die Schriftstellerin Madame Serputi Dussap und Dr. Grigor Arzonni, der Redacteur des in Tiflis erscheinenden Journals „Mschak“ u. a. m. In der Kunst ist der Maler Aiwazowski zur Berühmtheit gelangt, und als tüchtige Soldaten haben Loris Melikow und der im Kampfe gegen die Turkomanen gestorbene General Lazarew sich ausgezeichnet. Von den im außerrussischen Europa lebenden Armeniern sind die Gelehrten Erzbischof Aidinian, der Abt des Mechitaristen-Klosters zu Wien, Autor der analytischen Grammatik der armenischen Sprache, und der vorzügliche Historiker Pater Leo Alischan im Mechitaristen-Kloster zu Venedig besonders hervorzuheben.

Die Thätigkeit dieser und vieler anderer Männer armenischer Nationalität hat naturgemäß zur Belebung des Jahrhunderte lang schlummernden Volksgeistes sehr viel beigetragen. Schon in den ersten Decennien unseres Jahr-

hunderts machten sich einzelne Regungen bemerklich, und je mehr armenische Kaufleute in unsere Handelscentren zwischen Engländern, Franzosen, Deutschen und Italienern sich niederließen und besonders seitdem armenische wißbegierige Jünglinge unsere Universitäten besuchten und an den Hauptquellen moderner Bildung zu schöpfen begannen, desto mehr wuchs auch die Sehnsucht nach politischer Freiheit und Selbständigkeit, und die Anzeichen einer innern Gährung vermehrten sich von Tag zu Tag. Bei der über eine Million starken armenischen Bevölkerung Rußlands hatte die nationale Bewegung kein leichtes Spiel, denn die Wachsamkeit der russischen Behörden stand jeder energischen Entfaltung der angestrebten Ziele im Wege, und die polizeilichen Maßregeln waren stark genug, um das Nebelgebilde sogenannter patriotischer Schwärmer zu zerstreuen. Unter der Regierung der indolenten, fahrlässigen und nachsichtigen Türken aber hatten die von außen her wirkenden Einflüsse schon mehr Erfolg, und bereits in den fünfziger Jahren erinnere ich mich vom bescheidenen Wirken armenischer Comités gehört zu haben, die von Paris, Moskau und Venedig her die Armenier der Türkei zur Pflege der Muttersprache und zur Vermehrung der armenischen Volksschulen aneiferten und ermunterten. Später trat die Wirksamkeit der geheimen Gesellschaften noch markanter hervor, und während des Berliner Congresses hatten armenische Patrioten den Repräsentanten der europäischen Großmächte eine Schrift unter dem Titel „Mémoire sur la Question Arménienne“ eingereicht, welche den ägyptischen Staatsmann Nubar Pascha, der selbst von armenischer Nationalität ist, zum Verfasser hatte. In diesem Memorandum werden die Beschwerden und Klagen der unter türkischer Herrschaft lebenden Armenier dargelegt und zugleich jener Reformen Erwähnung gethan, von welchen eine Abhülfe des bestehenden Uebels erwartet werden kann. In diesem Memorandum ward aus den eigentlichen Zielen der Armenier gar kein Hehl gemacht, denn es heißt unter Anderem „La question d'Orient est la question de l'affaiblissement de l'Empire Ottoman, compliquée du fait de la coexistence des Mussulmans et des Chrétiens dans certaines parties de la Turquie.“ Deutlicher konnten die Armenier doch wohl nicht reden!

Der Erfolg dieses Schrittes der Armenier war der bekannte Artikel 61 des Berliner Vertrages. Von 1878 bis vor sechs oder acht Jahren befand die sogenannte „Armenische Frage“ sich in einer scheinbaren Ruhe. Die Türkei beeilte sich, wie gewöhnlich, mit der Erfüllung der Wünsche unserer Großmächte nicht besonders, und auch Europa hatte andere Dinge zu thun, als seine Aufmerksamkeit der Lage der in Anatolien lebenden Armenier zuzuwenden, geschweige denn ihrenthalben bei der Pforte wegen Ausführung der empfohlenen Reformen einzuschreiten. Die armenischen revolutionären Comités jedoch sorgten dafür, daß die Bewegung nicht einschlief, und besondere Thätigkeit entfalteten jene jungen Armenier, die, auf den Hochschulen Frankreichs und Englands erzogen, ihrer nationalen Sache mit wahrer Begeisterung anhingen. So sahen wir im Jahre 1888 auf einmal in Paris und in London zwei revolutionäre Zeitungen erscheinen, von welchen die eine („L'Arménie“) von Minus Tschéraz und die andere („Le Haiasdan“) von M. Sewasly als Organe der armenisch-patriotischen Gesellschaft redigirt wurde. Die Mittel zur Aufrechthaltung

dieser Zeitungen flossen zumeist aus den Spenden reicher Armenier in der Türkei, England, Rußland, Amerika und Ostindien, der Hauptsitz und der belebende Geist der ganzen Bewegung war aber London. Hier hatten sich die Politiker, namentlich die der liberalen Partei angehörigen, der armenischen Sache schon früh angenommen, und im „Comité de Patronage“ figurirten unter Anderen die Parlamentsmitglieder und Exminister Mundella, Bryce, Sir Edward Grey, T. R. Buchanan, Channing, More, Paulton, Stevenson und Summers. Selbstverständlich hatte auch die anglikanische Kirche von der zur Milderung christlicher Leiden inscenirten Bewegung sich nicht fern halten können, und obwohl Anfangs der Erzbischof von Canterbury, der im Treiben der unter den Armeniern Kleinasiens thätigen methodistischen Missionäre einen starken politischen Beigeschmack vermuthete, der Sache sich nicht besonders annahm, so wurde er doch später sammt der ganzen High-Church in den Strudel mit hineingerissen. Den Ausschlag gab, wie immer, auch jetzt Herr Gladstone, dieser reisige Kämpe der christlich-humanitären Principien, der früher, gelegentlich einer anderswo nichtchristlichen Menschen zugefügten himmelschreienden Ungerechtigkeit, sich ruhig und sanft wie ein Lamm verhielt, jetzt aber mit seinem nach der Art der „Bulgarian Atrocities“ angestimmten Schlachtruf ganz England in Feuer versetzte, während sein frommer Knappe, der Canonicus Mac Coll, nicht nur dem unaussprechlichen Türken, sondern dem Gesammtislam den Krieg erklärte. Ob englische Führerschaft zu einem modernen Kreuzzuge gegen die Söhne des Propheten sich besonders empfehlen würde, wäre sehr zu bezweifeln, da Königin Victoria als Kaiserin von Indien unter ihrem Scepter nahezu 58 Millionen Mohammedaner als Schutzbefohlene vereinigt, denen es nicht gleichgültig sein kann, den Sultan, ihr religiöses Oberhaupt, erniedrigt zu sehen. Ja, Staatsmänner irren zuweilen fatal; doch wenn Kirchenmänner sich in die Politik mischen, da behüte uns der Himmel!

III.

Im Verfolg unserer anspruchslosen ethnographischen Skizze von Armeniern und Kurden sind wir nun zu dem zwischen beiden genannten Volkselementen neuestens entbrannten Kampfe, demnach auch zur politischen Tagesbegebenheit gelangt. Wir sind daher ohne unsere Absicht zur Erörterung einer solchen Frage gezwungen, die, von verschiedenem Standpunkte beurtheilt, auch zu ganz verschiedenen Schlüssen führen kann. Doch da weder ich noch meine Leser in den kurdischen Bergen irgendwelche national-politische Ziele zu verfolgen haben, so glaube ich, daß eine streng objective Darstellung des Sachverhaltes dem allgemeinen Verständnisse und dem richtigen Urtheile am meisten nützen kann.

Vor Allem wollen wir untersuchen, erstens ob denn die englischer- und armenischerseits vorgebrachten Beschwerden der Wahrheit entsprechen, und zweitens, wie weit die türkische Regierung der Begünstigung der angeblichen Grausamkeiten beschuldigt werden kann. Um hier ein von aller Voreingenommenheit freies Urtheil zu fällen, darf der Leser, mit Hinblick auf die gelegentlich der Schilderung der Kurden gemachten Bemerkungen, das traurige und leidige Verhältniß nicht

vergessen, welches allenthalben und zu allen Zeiten im Verkehre eines seßhaften und friedlichen Volkes mit abenteuerlustigen, wilden Nomaden bestanden hat, und zwischen Kurden und Armenier noch heute besteht. Der Kurde steht in seiner Cultur heute da, wo er zur Zeit der Kreuzzüge gestanden. Er hat nichts gelernt und nichts vergessen, all' sein Sinnen und Trachten ist das Waffenhandwerk, er dürstet nur nach Gelegenheit, im Schlachtengetümmel sich hervorzuthun, seine überlegene Kraft zur Geltung zu bringen und als Preis seiner Heldenthat Hab und Gut Anderer sich anzueignen. Die Phraseologie des Mittelalters mag für eine solche Lebensbeschäftigung beschönigende Ausdrücke gehabt haben, doch in unserm prosaischen Zeitalter heißt dies ganz einfach Raub und Mord. Hierzu gesellt sich noch der Umstand, daß der Kurde in seiner mittelalterlichen Auffassung die fremdgläubigen und fremdnationalen Armenier in einem Lichte betrachtet, wie etwa ein christlicher Feudalherr des Mittelalters eine ihm unterstehende jüdische oder mohammedanische Colonie betrachtet haben würde. Er hält den Armenier für seinen Schutzbefohlenen und Leibeigenen, über dessen Gut und Blut er gebieten kann, und den er eigentlich nur in der Neuzeit mit Waffen in der Hand angegriffen; denn früher, als der Armenier, von Niemandem zur Revolte aufgemuntert, sein Loos still und geduldig ertragen hatte, kamen Kriege und Metzeleien zwischen Armeniern und Kurden nur äußerst selten vor, ja die Geschichte hat deren im Laufe der vergangenen fünf Jahrhunderte kaum Erwähnung gethan. Das aber sind Zustände, die keinesfalls haltbar, die im Geiste der Humanitätsbestrebungen und des Gerechtigkeitssinnes unserer Bildungswelt weder geduldet noch gebilligt werden können, und deren Beseitigung jedem fühlenden Menschen am Herzen liegen muß. Wie kommt es nun, daß die türkische Regierung diese abnormen Zustände hat dulden können, und warum hat Sultan Abdul Hamid, dessen Eifer und Pflichtgefühl Niemand in Zweifel zieht, diesem Uebel nicht abzuhelfen getrachtet? Das ist die Frage, die allgemein und nicht mit Unrecht gestellt wird. Unbekannt ist diese traurige Sachlage den Regierungsmännern der Türkei keinesfalls geblieben, nur daß es ihnen an der zur Sanirung des Uebelstandes nöthigen Kraft gebricht und daß sie, beim unaufhörlichen Anstürmen und Drängen der Freunde und Feinde im Abendlande außer Fassung gerathen, eigentlich gar nicht wissen, wie und wo sie anfangen sollen, um den vielartigen an sie gestellten Forderungen gerecht zu werden. Unsere Diplomaten sind so naiv, oder stellen sich so naiv, von der Pforte in erster Reihe die Entwaffnung und Ansiedelung der Kurden zu verlangen, vergessen aber dabei, daß dies eine so riesige, so viel Zeit und Geld erheischende Aufgabe sei, daß nicht nur die Türkei, sondern selbst das mächtige Rußland ihr kaum gewachsen wäre. Es handelt sich um die Bezähmung von anderthalb Millionen Kurden, die in einem schwer zugänglichen Gebirgsland hausen, die eine Obrigkeit nie gekannt und die seit Jahrtausenden mit bewaffneter Hand jedem Eroberer widerstanden — denn selbst Dschengis und Timur haben mit ihnen pactirt, aber sie nicht unterworfen; einem solchen Nomadenvolke ist nicht so leicht beizukommen, wie die Herren Diplomaten am grünen Tisch sich dies vorstellen. Man frage doch Frankreich, was ihm die Tuaregs und

Kabylen für Arbeit gemacht; man frage doch die russischen Behörden im Kaukasus, wie lange sie mit den Karapapaks und Terekmes oder mit den Kirgisen zu thun hatten, und man lasse sich von der anglo-indischen Regierung sagen, was das Inzaumhalten der sogenannten „Border-tribes“ sie schon gekostet, um einzusehen, was die Bändigung der Kurden — von den Arabern in der Wüste will ich gar nicht reden — in Wirklichkeit bedeutet.

Die Türkei ist sich dieser Schwierigkeiten vollauf bewußt, und im besten Falle konnte es nur ein modus vivendi mit besagten Nomaden sein, der ihr vor Augen geschwebt. So lange Freundeshände von außen her in die inneren Angelegenheiten des Landes sich nicht gemischt, so lange christliche Apostel mit der Bibel in die kurdischen Berge Haß und Zwietracht nicht getragen und man in unseren Hauptstädten antitürkischen revolutionären Comités nicht Vorschub geleistet, so lange konnten Unruhen und Gewaltthätigkeiten nach Thunlichkeit vermieden und der Zwiespalt gemildert werden. Hätten unsere Humanitätshelden sich die Mühe genommen, zu untersuchen, welcher Nexus zwischen den blutigen Vorgängen in Sassun und Talori einerseits und den Artikeln der armenisch-revolutionären Blätter „Haiasdan“, „L'Arménie“, „Haik“, „Surhantak“, „Trotschak“ und „Hentschak“ andererseits besteht; hätte man dem agitatorischen Treiben der Herren Kambur, Nischan Magavurian, Hamajak Kutschbazian, Nazarbekian, Vartan Papasian, Hampartsun, Damadian u. s. w. mehr Aufmerksamkeit geschenkt — fürwahr, man würde die Empörung und den Schrecken ob der blutigen Scenen in den armenischen Dörfern sich haben ersparen können! Hatten doch die armen irregeleiteten Armenier in ihren Gefechten gegen die türkischen Soldaten stets gen Himmel geschaut, um die rothen Luftballons zu erspähen, in welchen die von den Agitatoren in Aussicht gestellten englischen Hülfstruppen anlangen sollten. Ein dunkleres Blatt hat die Geschichte unseres Jahrhunderte alten Verkehrs mit dem moslimischen Asien kaum aufzuweisen.

Und was waren die Folgen dieser schauerlichen Greuelscenen? Vor Allem hatte das brave, fromme und emsige armenische Volk Kleinasiens riesige Verluste an Gut und Blut zu verzeichnen. Sie sind in starker Minorität gegenüber der moslimischen Bevölkerung, da, wie wir früher angedeutet haben, auf einen Armenier ungefähr fünf Mohammedaner kommen, und während ihnen früher nur Kurden als die alten Erzfeinde gegenüberstanden, hat sich nun zu diesen die ganze moslimische Bevölkerung gesellt, und ganz Anatolien ist in Flammen gerathen. Religionsfanatismus und besonders asiatischer Fanatismus ist ein Funke, mit dem man nicht spielen kann, und nun, da es an allen Ecken und Enden brennt, erheben gewisse Kreise ein Zetergeschrei ob des Feuers, das sie selbst angefacht, und wollen den schläfrigen und indolenten Türken für Alles verantwortlich machen! Daß die Pforte und der Sultan selbst schwere Fehler begangen, daß Indolenz, Fahrlässigkeit und Mangel an Pflichtgefühl bei den höheren Beamten Vieles verschuldet haben und daß an den Türken die Lehren der Geschichte nutzlos vorübergegangen sind, das soll auch keinen Augenblick in Abrede gestellt werden. Wir dürfen nur nicht vergessen, daß die alte Cultur mit einer neuen sich nicht so leicht vertauschen läßt,

wie man einen alten Rock auszieht und einen neuen anleget. Die Türkei hat es versucht, den neuen Rock anzulegen, doch er paßt ihr nicht, ihr Gliedermaß, ihre Körperbeschaffenheit und ihre Lebensbeschäftigung weichen in zu vieler Beziehung von Schnitt und Form des neuen Gewandes ab, die Adaptirung vollzieht sich nur äußerst langsam, und wenn es dem Zuschauer dieses Processes an Geduld gebricht, so werden wir bald ganz andere Dinge erleben. Die orientalische Frage ist im Grunde genommen nicht so sehr eine politische, als vielmehr eine culturgeschichtliche Frage, deren Lösung dem Abendlande nur deshalb solch' außerordentliche Schwierigkeiten bereitet, weil wir Dinge übers Knie brechen wollen, die vor Allem Nachsicht und Geduld erheischen, und weil wir so leicht vergessen, wie viel Zeit, Ausdauer und Kämpfe unser eigenes Heranreifen beansprucht hat.

Ich weiß es wohl, diese Betrachtungsweise paßt keineswegs in den Plan unserer Diplomaten, und solche Erörterungen werden gewöhnlich in den Bereich der grauen Theorie verwiesen. Nun, mir, der Jahre lang unter Asiaten gelebt und noch heute mit Asiaten an verschiedenen Punkten des moslimischen Ostens in brieflichem Verkehre steht — mir könnte man schwer theoretische Speculationen vorwerfen. Wenn Jemandem das Loos der hartbedrückten, verwahrlosten und vernachlässigten Unterthanen der Pforte am Herzen gelegen hat, so bin ich es gewiß nicht, der gegenüber der Mißwirthschaft und schlechten Regierung der Herren am Bosporus das Auge zugedrückt oder die grauenhaften Zustände zu beschönigen versucht hat. Nein, es wäre das ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand und eine willkürliche Entstellung der Wahrheit. Die Türkei blutet aus tausend Wunden, ihr muß und ihr soll Hülfe geleistet werden, und wenn die englische Politik wirklich nur die Einführung gesunder Reformen im Schilde führt, ohne dabei geheimpolitische Ziele zu verfolgen, so verdient sie unbedingt die Anerkennung der gebildeten Menschheit. Mit dieser That kann England erstens einem entsetzlichen Krieg vorbeugen, zweitens ein rein humanitäres Werk vollführen; denn wie immer über die Culturfähigkeit der Türken geurtheilt werden mag, das Eine ist sicher, daß im Laufe der letzten vierzig Jahre viel geschehen ist, was entschieden auf einen Fortschritt deutet. Wenn ich die gesellschaftlichen Zustände, das Unterrichtswesen und den öffentlichen Geist der Türkei von heute mit dem vergleiche, was ich vor vierzig Jahren in Stambul gesehen, so muß ich gestehen, daß über die Civilisationsfähigkeit der Türken noch immer nicht der Stab gebrochen werden darf. Der Fortschritt ist allerdings ein äußerst langsamer und schwerfälliger, doch es ist immerhin ein Fortschritt, der, wenn vom gesellschaftlichen auf das staatliche Leben übertragen, vielen Uebeln abhelfen und das Loos der heute hart geprüften Unterthanen erleichtern könnte. Ich sage Unterthanen, denn es wäre ungerecht, zu vergessen, daß die Uebergangsperiode nicht nur den Christen, sondern auch den Mohammedanern schwere Prüfungen auferlegt, ohne daß diese durch Vermittlung fremder Consuln und Gesandten an das Herz Europa's appelliren könnten. Wenn unsere europäischen Cabinete, um den Weltfrieden aufrecht zu erhalten, eine reformatorische Bewegung wirklich unterstützen wollen, so mag ihr einheitliches Wirken mit Freuden begrüßt werden, und in solchem

Falle kann der Erfolg nicht ausbleiben, selbst wenn gewisse Kreise in Constantinopel auch fernerhin an das streng persönliche Regiment in Vertheidigung ihrer Privatinteressen sich allzu fest anklammern. Anstatt das brave, gute und eines bessern Geschicks würdige türkische Volk zu verdammen, wäre es erwünschter, der Regierung mehr Licht zu empfehlen, und die Verwaltung anstatt der bisherigen ungesunden Centralisation, auf einer breitern, wenngleich nicht mehr volksthümlichen, aber weniger willkürlichen Grundlage zu organisiren. Zwar läßt sich mit streng asiatischen Institutionen und Mitteln eine, wenn auch nur halbwegs europäische Administration nicht herstellen: abendländische Constitutionen und Parlamente passen noch nicht für die heutige Türkei; doch auch die bisher in Anwendung gebrachten Pressionsmittel sind keinesfalls förderlich für den moderne Ziele anstrebenden Staat und für eine sich regenerirende Gesellschaft. Der jetzige Herrscher der Türkei, entschieden einer der begabtesten, die je auf dem Throne der Osmaniden gesessen, ist seit seiner Thronbesteigung nicht vom Glücke begünstigt worden. Im Eifer für das Wohl seines Landes glaubte er die ganze Last der Regierung auf seine eigenen Schultern nehmen zu können: aufrichtig gemeinte patriotische Pläne zur Reorganisation des Reiches; doch ein solches Werk übersteigt die menschliche Kraft, und da er obendrein sowohl gegen die Trägheit und Gewissenlosigkeit seiner eigenen Leute, wie gegen die verborgenen Anschläge seiner äußeren Feinde kämpfen mußte, ist sein guter Wille vielfach vereitelt, und durch den neuesten Eingriff der im Oriente unvermeidlich schleppende Gang des reformatorischen Werkes vollends gestört worden.

Nicht auf Bajonettspitzen dargereichte Reformpläne, sondern in redlicher Absicht ertheilte, den ethnischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnissen Rechnung tragende Rathschläge könnten allein die Türkei vor dem gänzlichen Untergange und uns vor den Greueln eines Weltkrieges retten.

Das Challenger-Werk.

Von

Ernst Haeckel.
(Jena.)

Im März 1895 ist eine wissenschaftliche Unternehmung glücklich zu Ende geführt worden, welche seit zweiundzwanzig Jahren eine große Anzahl von Naturforschern mit dem lebhaftesten Interesse erfüllt und zur eifrigsten Mitarbeit veranlaßt hat. Vor uns stehen fertig in glänzender Ausstattung fünfzig starke Quartbände in englischer Sprache, enthaltend die ausführlichen Berichte über die Forschungsreise der Corvette „Challenger," ausgeführt in den Jahren 1872—1876. Die Aufgabe derselben war eine gründliche Erforschung des Oceanlebens, vor Allem aber der tiefen Abgründe des Weltmeeres und der organischen Lebensformen, welche in deren Dunkel ein geheimnißvolles Dasein führen. Großartig und umfassend wie die Aufgabe, waren auch die sorgfältig gewählten Mittel zu ihrer Durchführung. Die umsichtige und energische Leitung derselben aber hat es ermöglicht, daß die reichen Ergebnisse der langen, dreieinhalb Jahre in Anspruch nehmenden Weltreise vollständig verarbeitet und in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von fünfzehn Jahren in einem monumentalen Werk niedergelegt wurden. Die britische Nation darf mit gerechtem Stolze auf dessen glücklichen Abschluß blicken, denn nicht nur haben die zahllosen Entdeckungen der Challenger-Expedition unser empirisches Wissen vom Erdball und seinen Bewohnern in ungeahnter Weise bereichert; sondern es sind auch mittelst derselben viele wichtige theoretische Probleme neu beleuchtet und ihrer Lösung näher geführt worden. Ja, man darf behaupten, daß überhaupt noch niemals eine Entdeckungsreise eine solche Masse von neuen Thatsachen ans Licht gebracht und durch deren Beziehungen zu den verschiedensten Fragen so wichtige neue Erkenntnißbahnen geöffnet hat.

I.

Die dunklen Geheimnisse des tiefen Meeres, seine physikalischen und geologischen Verhältnisse, sowie seine reiche Thierbevölkerung waren uns im Beginne unseres Jahrhunderts noch fast ganz unbekannt. Selbst die leichter zugängliche Bevölkerung der oberflächlichen Meerestheile und der Küsten be-

gann erst vor achtzig Jahren in ausgedehnterer Weise erforscht zu werden. Auch dann waren es natürlich zunächst die größeren und auffallenden Lebensformen, welche die Beobachter beschäftigten. Als aber vor sechzig Jahren das verbesserte Mikroskop unserem Blicke auch das „kleinste Leben" sichtbar machte, und als dann die Zellentheorie uns in der einfachen Zelle den wahren Elementar-Organismus kennen lehrte, begann auch eine Masse von neuen, kleinen, aber hochinteressanten Seethieren bekannt zu werden. Der große Berliner Biologe Johannes Müller entdeckte vor fünfzig Jahren an der Meeresoberfläche mittelst einer sehr einfachen Methode (des Fanges durch ein feines Mullnetz) eine große Menge von einzelligen Organismen, sowie von zarten, schwärmenden Entwicklungsformen höherer Seethiere. In kurzer Zeit wuchs unsere Kenntniß der Hochseethiere mächtig an, aber diejenige der Tiefseebewohner wurde nicht erweitert. Im Gegentheil galten die tieferen Schichten des Oceans für unbewohnt; insbesondere schien durch Untersuchungen des englischen Zoologen Forbes (im Jahre 1845) festgestellt zu sein, daß schon bei 600 Meter Tiefe alles organische Leben aufhöre.

Da öffnete uns plötzlich ein praktisches Unternehmen zufällig den Blick in die verborgene, bis dahin unbekannte Beschaffenheit und Bevölkerung des Tiefseebodens. Die Legung der atlantischen Telegraphenkabel (von denen das erste, zwischen Irland und Neufundland, 1858 ausgeführt wurde) nöthigte zu einer genauen Sondirung der Oceantiefen, und bei dieser Gelegenheit kamen einzelne Tiefseethiere zu Tage, welche keinen Zweifel an der Existenz einer eigenthümlichen Fauna in großen Meerestiefen ließen. Dadurch angeregt versuchten mehrere britische und scandinavische Zoologen Mittel zu deren schwieriger Erforschung zu gewinnen, vor Allen Wyville Thomson, der spätere Leiter der Challenger-Expedition, und sein älterer Freund, der verdienstvolle William Carpenter. Beide unternahmen im August und September 1868 auf dem kleinen, von der englischen Regierung ihnen zur Verfügung gestellten Kanonenboote „Blitz" (Lightning) die erste Probefahrt nach den Faroerinseln. Obgleich sie wegen ungünstiger Witterung das Schleppnetz nur zehnmal in offener See und nur viermal bis zu einer Tiefe von mehr als 500 Faden (oder 3000 Fuß) auswerfen konnten, ergab sich ihnen doch zum ersten Male der sichere Nachweis, daß in dieser Tiefe und noch unterhalb derselben eine reiche und eigenthümliche Thierwelt, eine „Abyssal-Fauna", existire. Ermuthigt durch diesen Erfolg unternahmen Carpenter und Wyville Thomson in den nächsten beiden Jahren auf dem größeren und besseren Wachtschiffe „Stachelschwein" (Porcupine) zwei weitere Fahrten, 1869 im schottischen Meere und südlich bis in die Biscaya-Bai, 1870 durch letztere hindurch bis zur Gibraltar-Straße und weiter im Mittelmeer bis Malta und Messina. Diese letztere, dreimonatliche Fahrt des Porcupine, 1870, lieferte ganz überraschende Resultate; ihre einundsechzig Schleppnetzzüge (von denen der tiefste, nordöstlich von Malta, 1743 Faden erreichte — ungefähr 10000 Fuß) widerlegten für immer die alten, irrigen Ansichten, welche bis dahin über die Beschaffenheit des Tiefseebodens, seinen Mangel an Thierleben, die Temperatur des tiefen Meeres u. s. w. geherrscht hatten.

Der überraschende Erfolg der Porcupine-Expedition erregte das größte Interesse, und der treffliche alte Carpenter benutzte denselben, um eine eigene Tiefsee-Expedition in großem Style ins Werk zu setzen. Als Vorsitzender der „Royal Society“ schrieb er einen Brief an den Ersten Lord der englischen Admiralität, in welchem er eine wissenschaftliche Erdumsegelung, ausgerüstet mit den technischen Hülfsmitteln der Neuzeit und mit der besonderen Aufgabe der Tiefsee-Untersuchung, nicht allein als ein dringendes Bedürfniß der Oceanographie, sondern auch als eine Ehrenpflicht des oceanbeherrschenden Englands hinstellte. Diese Ansicht vertrat dann der weit blickende Finanzminister Lowe im Unterhause mit solchem Erfolge, daß dasselbe einmüthig die bedeutenden Mittel (zunächst zwei Millionen Mark) für die wirksame Durchführung des großen Unternehmens bewilligte. Als Fahrzeug wurde dazu die Corvette „Challenger“ ausersehen.

Challenger — d. h. der „Herausforderer, Provocateur“ — hat seinem Namen Ehre gemacht; er hat durch seine Entdeckungen eine ganze Schar von Naturforschern zur Bearbeitung der von ihm gehobenen Schätze herausgefordert; er hat aber auch eine Masse von Irrthümern und veralteten Dogmen, die in der Wissenschaft herrschten, zu einem Kampfe auf Tod und Leben herausgefordert, und sie sind in diesem Kampfe vernichtet worden. Die großen allgemeinen Resultate jedoch, welche sich an jene Entdeckungen knüpfen, werden noch für lange Zeit zahlreiche Forscher und Denker zu neuen, fruchtbaren Arbeiten herausfordern. Noch niemals hat ein wohlgerüstetes Kriegsschiff so erfolgreich zu den edelsten Werken des Friedens, zur mächtigen Förderung der Wissenschaft beigetragen.

II.

Der Challenger war eine Corvette von 2300 Tonnen, mit Dampfmaschinen von 1234 Pferdekräften. Zur praktischen Ausführung seiner eigenartigen Aufgabe wurde er in ein großes, schwimmendes, naturwissenschaftliches Laboratorium umgewandelt. Um möglichst Raum zu schaffen, wurde ein großer Theil der Armatur entfernt. Von den achtzehn Stück Kanonen (68-Pfündern) blieben nur zwei an Bord. Ein Saal von zwanzig Fuß Länge und zwölf Fuß Breite wurde zur biologischen Arbeitsstätte eingerichtet; er enthielt alle die zahlreichen und mannigfaltigen Instrumente und Apparate, welcher die neuere Anatomie und Physiologie, die moderne Zoologie und Botanik für ihre feinen Untersuchungen bedürfen, vor Allem die besten Mikroskope und Lupen. An den Wänden standen große Spiritusbehälter und zweihundert Kisten, die über zweitausend größere und unzählige kleinere Sammelgläser enthielten. Andere Räume wurden eingerichtet zu einem chemisch-physikalischen Laboratorium, ebenfalls mit den besten Instrumenten ausgestattet, zu einem photographischen Atelier mit Dunkelkammer, zu einer umfangreichen Bibliothek, welche alle wichtigeren Fachwerke enthielt, Reisebeschreibungen und Handbücher, biologische Zeitschriften und Monographien.

Die größte Sorgfalt war natürlich auf die reiche Ausstattung mit den verschiedensten Fangapparaten, Netzen und Dredschen aller Art verwendet.

Das verwickelte Instrumentarium, welches die moderne Technik zum Fange der Tiefseebewohner ersonnen hat, und welches theilweise durch Dampf in Bewegung gesetzt wird, verhält sich zu den einfachen Netzen der „guten alten Zeit" ungefähr ebenso, wie das furchtbare Arsenal der modernen Geschütze zu der einfachen Bewaffnung des classischen Alterthums oder der Ritterzeit des Mittelalters.

Mit derselben Umsicht, mit welcher die Auswahl der technischen und instrumentellen Ausstattung geschah, wurden auch die Männer ausgesucht, denen die nautischen und naturwissenschaftlichen Aufgaben der Challengerreise zufielen. Der Commandant, Capitän George Nares, ein hervorragender praktischer Seemann, erwies sich zugleich als ein intelligenter Kopf, welcher für die Erreichung der wissenschaftlichen Ziele ebensoviel Interesse und Verständniß zeigte, als besten Willen zu ihrer Förderung. Unter den auserlesenen Officieren seines nautischen Stabes machte sich namentlich Commandant Tizard, als Leiter der meteorologischen Beobachtungen, sehr verdient. An der Spitze des wissenschaftlichen Stabes stand Sir Wyville Thomson als Chef, neben ihm als erster Assistent John Murray, der später den wichtigsten Theil des ganzen Unternehmens mit glänzendstem Erfolge leitete und durchführte. Als Zoologe, Anthropologe und Botaniker arbeitete vorzugsweise der vielseitige Professor Moseley von Oxford, welcher in einem sehr interessanten Octavbande (von 600 Seiten) die beste populäre Beschreibung der ganzen Reise geliefert hat („Notes by a Naturalist of the Challenger." London, Macmillan; 1879.) Als Chemiker war Mr. Buchanan der Expedition beigegeben, als Zeichner Mr. Ward.

Endlich nahm auch noch ein junger deutscher Zoologe an der Expedition Theil, Dr. Rudolf von Willemoes-Suhm aus Rendsburg, ein Schüler des berühmten Zoologen Siebold aus München. Er war zufällig wenige Monate vor der Abreise des Challenger (am 10. October) nach Edinburgh gekommen, hatte Professor Wyville Thomson besucht und diesem so gefallen, daß er ihn zur Theilnahme an der Weltumsegelung aufforderte. Schon zehn Tage später war, auf besondere Fürsprache von Professor Huxley, die Genehmigung eingetroffen, und der fünfundzwanzigjährige, von wissenschaftlichem Eifer erfüllte, talentvolle Jüngling zog damit ein Glücksloos, um welches ihn damals viele junge Naturforscher beneideten. Leider war es aber zugleich sein Todesloos. Während er die großen Strapazen der langen Seereise in den beiden ersten Jahren gut ertragen hatte, erkrankte er im Frühjahr 1875 auf der heißen Fahrt von Neu-Guinea nach Japan. Wie von einer Ahnung seines Schicksals berührt, schrieb er am 11. April jenes Jahres an seine Mutter aus Yokohama: „Es ist dieselbe Geschichte, wie umgekehrt mit dem Südsee-Papagei, der nach Holstein gebracht wird; eine Zeitlang geht es gut, dann fängt man plötzlich an, fanatisch nach frischer Luft zu schnappen, und schnappt man zu lange, so stirbt der Vogel." In dem milden Klima von Japan besserte sich sein Zustand; aber auf der weiteren Reise von den Sandwich-Inseln nach Tahiti wurde er wieder schlimmer, eine Kopfrose kam hinzu, und eine Woche, nachdem der Aequator wieder überschritten war, am 13. September 1875, trat der Tod ein. Am

folgenden Tage wurde die Leiche in die Tiefe des Pacifischen Oceans versenkt. Aus den hinterlassenen Challengerbriefen, welche der hoffnungsvolle junge Naturforscher an seine Mutter gerichtet hatte (erschienen in Leipzig, 1877) tritt uns seine Persönlichkeit ebenso sympathisch entgegen, wie aus den warm empfundenen Nachrufen, welche ihm seine englischen Reisegefährten gewidmet haben.

III.

Die Reise des Challenger kann in vier Abschnitte getheilt werden. Im ersten Theile durchkreuzte er wiederholt den Atlantischen Ocean; nachdem er am 21. December 1872 den Hafen von Portsmouth verlassen, fuhr er zunächst nach den Canarischen Inseln, dann westlich zu den Antillen und Bermudas, nördlich bis Canada (Halifax), zurück über die Azoren nach den Canaren und Capverden, dann wieder westlich nach der Ostküste von Südamerika (Bahia) und zurück über Tristan d'Acunha nach der Capstadt. Hier blieb der Challenger vom 28. October bis 16. December 1873.

Der zweite Theil der Fahrt ging ostwärts durch den südlichen Theil des Indischen Oceans und die antarktischen Gewässer: über die Inselgruppen Marion, Crozet, Kerguelen nach der Südküste von Australien. Am 16. Februar 1874 wurde der südlichste Punkt der Reise erreicht (in 66° 40′ südlicher Breite, 18° östlicher Länge). Von hier ging die Fahrt in nordöstlicher Richtung nach dem Südosten von Australien; am 17. März wurde in Melbourne, am 6. April in Sidney gelandet. Hier verweilte die Expedition zwei Monate.

Am 12. Juni 1874 begann der dritte Theil der Reise, welcher zwanzig Monate umfaßte und der Erforschung des großen Pacifischen Oceans galt. Von Sidney fuhr der Challenger zunächst ostwärts nach Neu-Seeland (Wellington), dann nördlich nach den Fidschi-Inseln und von hier in nordwestlicher Richtung nach der Südküste von Neu-Guinea, über die wenig bekannten Admiralitäts-Inseln nach Japan (Yeddo). Am 23. März 1875 wurde (auf Station 225, von der Philippinen-Insel Cebu 20° östlich) die größte Meerestiefe sondirt; das Senkloth erreichte den Boden erst bei 4575 Faden Tiefe (ungefähr = 27000 Fuß); der Boden war mit Radiolarienschlamm bedeckt. Der nun folgende Abschnitt von acht Monaten war einer der ergebnißreichsten der Fahrt; nur wenige Inselgruppen wurden berührt, aber an fünfundsiebzig Stationen mit größtem Erfolge die Tiefsee untersucht, meistens in Tiefen von 2000—3000 Faden (ungefähr 12000—18000 Fuß). Japan wurde am 17. Juni 1875 verlassen; die Fahrt ging von Yeddo in rein östlicher Richtung fast gerade bis zu einem Punkte, welcher nahezu gleich weit von San Francisco (westlich) und von den Sandwich-Inseln (nördlich) entfernt liegt. Hier bog der Curs rechtwinklig nach Süden um und ging nun mitten durch den Pacifischen Ocean südwärts, über die Sandwich- und Gesellschafts-Inseln bis zum 40° südlicher Breite, unter 132° westlicher Länge. Jetzt wurde wieder rechtwinklig nach Osten gewendet, geradezu auf die Insel Juan Fernandez und von hier nach Valparaiso. Am 1. Januar 1876 begann der Challenger die gefährliche Fahrt durch das Canallabyrinth an der Westküste

von Patagonien, passirte glücklich die Magellanstraße und erreichte am 20. Januar bei Cap Virgin wieder den Atlantischen Ocean. Drei Viertel der Reise waren erfolgreich vollendet.

Der vierte und letzte Theil der Fahrt umfaßt die Rückreise durch den Atlantischen Ocean, von den Falkland-Inseln nach England. Zunächst ging es nordwärts nach Montevideo, dann östlich bis in die Nähe von Tristan d'Acunha, hierauf wieder nördlich über Ascension und die Capverden nach den Azoren, endlich von hier nach der Nordwestspitze Spaniens. Von Vigo fuhr der Challenger direct nach Sheerneß, wo er am 25. Mai 1876 wohlbehalten eintraf.

Auf dieser langen Fahrt von 41 Monaten war der Challenger 719 Tage in offener See gewesen, hatte 68 890 Seemeilen zurückgelegt und 96 567 Centner Steinkohlen verbraucht. Dabei waren 370 Lothungen und 255 genaue Temperaturmessungen in der Tiefsee ausgeführt, 111 große Züge mit der Dredsche, 129 mit dem großen Trawlnetz — abgesehen von unzähligen kleineren Zügen mit den pelagischen Mull- und Taunetzen. Die ungeheuren Sammlungen waren schon unterwegs von Zeit zu Zeit nach England befördert worden, im Ganzen über 600 Kisten mit vielen tausend Gläsern und Millionen von wohlconservirten Seethieren. Es ist charakteristisch für das seltene Geschick, mit dem alle Aufgaben ausgeführt wurden, und zugleich für das ebenso seltene — aber wohlverdiente — Glück, welches dieselben begleitete, daß von diesen 600 werthvollen Kisten nicht eine einzige verloren ging oder zerbrochen wurde. Die Tausende von Gläsern waren so gut verpackt, daß nur drei zerbrochen ankamen. Die ganze unschätzbare Sammlung gelangte in einem vortrefflichen Zustande nach Edinburgh, wo sie in einem besonderen Challenger-Office aufgestellt wurde.

Nun aber kam der wichtigste und zugleich schwierigste Theil des großen Unternehmens, die volle wissenschaftliche Verwerthung der ungeheuren Sammlungen und der unzähligen, während der Reise angestellten Beobachtungen; ihre bleibende Darstellung und sachgemäße Illustration in einem Werke, welches die neu entdeckte Tiefseewelt allen Zweigen der Naturforschung zugänglich machen sollte. Daß diese gewaltige Aufgabe in der glücklichsten und glänzendsten Weise gelöst und damit das eigentliche Ziel dieser großartigen Entdeckungsreise vollständig erreicht wurde, verdanken wir hauptsächlich der unermüdlichen und umsichtigen Thätigkeit eines einzigen Naturforschers, Dr. John Murray von Edinburgh. Er hatte im Beginne der Expedition als Assistent ihres wissenschaftlichen Directors, Sir Wyville Thomson, eine ziemlich untergeordnete Rolle gespielt; als dieser aber, bald nach der Rückkehr, erkrankte und schon im Mai 1882 starb, wurde Murray sein Nachfolger und sollte nun an erster Stelle sich bewähren.

Gewiß war es ein tragisches Geschick, daß Sir Wyville Thomson nicht mehr im Stande war, die reiche Frucht der von ihm ausgestreuten Saat zu ernten. Viele Jahre hatte er den Gedanken der Tiefseeforschung gepflegt, mit großen Opfern die Ausführung der schwierigen Unternehmung ins Werk gesetzt und schon als reifer Mann sich von seiner Familie und seiner Lehrthätig-

keit, der Professur der Zoologie in Edinburgh, getrennt, um den schweren Strapazen und der aufreibenden Directionsarbeit während der jahrelangen Weltreise sich auszusetzen. Aber gleich mehreren anderen Mitgliedern der Expedition (auch der ausgezeichnete Zoologe Moseley und einige Schiffsofficiere starben bald nachher) mußte er die Ehre und das Glück ihrer Theilnahme mit seiner Gesundheit und seinem Leben bezahlen; er unterlag ebenso wie jene einem langsam fortschreitenden Gehirnleiden. Im ersten Jahre nach der Rückkehr (1877) war Sir Wyville noch gerade im Stande, den allgemeinen Plan und die leitenden Grundsätze für die Publication des Challenger-Werkes zu entwerfen; in umfangreichen und langwierigen Verhandlungen mit der englischen Admiralität und Schatzkammer, mit der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und dem Britischen Museum wurde eine Anzahl von Bestimmungen für die Verarbeitung und Veröffentlichung des colossalen Materials festgestellt. Aber schon im Sommer 1877 brach die Gesundheit von Sir Wyville zusammen, und er war in den folgenden fünf Jahren weder im Stande, die Direction weiterzuführen und den begonnenen Plan auszuführen, noch auch die beabsichtigte Reisebeschreibung und die Darstellung seiner eigenen Beobachtungen zu liefern. Das Werk selbst gerieth ins Stocken.

Mit vielen anderen Naturforschern habe damals auch ich selbst das traurige Geschick des feinsinnigen und verdienstvollen Naturforschers tief beklagt. Dennoch war dasselbe wahrscheinlich ein Glück für die vollständige Ausführung des gewaltigen Challenger-Werkes. Denn nunmehr trat als alleiniger Director, Redacteur und Herausgeber desselben an seine Stelle (im Januar 1882) der jüngere John Murray, eine frische, unermüdliche Kraft, die in seltenem Maße die dafür erforderlichen Talente und Charaktereigenschaften in sich vereinigte. Ich selbst hatte das Glück, mit beiden Naturforschern in engeren persönlichen und brieflichen Verkehr zu treten; während meiner langjährigen Arbeit für das Challenger-Werk habe ich mit Murray mehr als hundert Briefe gewechselt und mehr als tausend wichtige wissenschaftliche Fragen mit ihm verhandelt. Dabei habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß mit vollem Rechte Sir William Turner in seiner warmen Würdigung von Murray's Verdiensten sein Lob in den wenigen Worten zusammenfaßt: „Emphatically the right man in the right place.“

Achtzehn Jahre nach Beginn der gewaltigen literarischen Arbeit und fünfzehn Jahre nach Erscheinen ihres ersten Bandes steht nunmehr das ganze Werk vollendet in seinen fünfzig Bänden da, mit einem Texte von ungefähr 30000 Quartseiten, illustrirt durch mehr als 3000 lithographische und Kupfertafeln, zahlreiche geographische und physikalische Karten, mit unzähligen Holzschnitten, Tabellen u. s. w. Vierzig Bände sind der Zoologie zugefallen, der Beschreibung und Abbildung der neuen Seethiere, welche die Naturforscher des Challenger entdeckt haben. Von den zehn übrigen Bänden sind zwei der allgemeinen Reisebeschreibung gewidmet (Narrative of the Cruise), zwei der Hydrographie, Physik und Chemie des Meeres, zwei der Botanik, einer der Geologie und einer den magnetischen Beobachtungen. In den beiden letzten Bänden endlich, welche im Frühjahr 1895 erschienen sind, hat Murray eine

übersichtliche Zusammenfassung der Ergebnisse (Summary of the Results) geliefert und dieser als historische Einleitung eine ausgezeichnete Geschichte der Entdeckungsreisen und der daraus entsprungenen Oceanographie vorangestellt, eine Arbeit von allgemeinstem geographischen Interesse.

Diesem gewaltigen Umfange des Challenger-Werkes und der Gediegenheit seiner Ausstattung entspricht der beispiellose Reichthum an neuen Entdeckungen, an merkwürdigen Beobachtungen und an wichtigen daran geknüpften Betrachtungen. „Niemals“ — so sagt Sir William Turner — „ist in der ganzen Geschichte der wissenschaftlichen Forschung und Publication eine solche Masse von neuem Material zusammengebracht, durch sachkundige, competente Forscher gründlich untersucht und in verhältnißmäßig kurzer Zeit zur Veröffentlichung fertig gestellt worden.“ Natürlich wurde die Bewältigung dieses ungeheuren Stoffes nur dadurch möglich, daß zahlreiche Männer, darunter hochangesehene Meister der Wissenschaft, sich an dessen Bearbeitung betheiligten. Aus dem Verzeichnisse derselben, welches Murray im Schlußbande (Summary) gegeben hat, ersehen wir, daß nicht weniger als sechsundsiebzig Mitarbeiter bei der Abfassung der fünfzig Bände mitwirkten. Die Mehrzahl der Autoren sind Engländer; aber auch aus anderen Culturländern, in denen die Wissenschaft gepflegt wird, wurden taugliche Kräfte herangezogen. Mir selbst wurde, in Folge besonders glücklicher Umstände, die Aufgabe zu Theil, ungefähr den zwölften Theil des Werkes herzustellen (gegen 3000 Seiten Text mit 230 Tafeln).

IV.

Es ist unmöglich, auf wenigen Seiten eine Vorstellung von dem ungeheuren Zuwachs unserer Naturkenntniß zu geben, welchen wir dem Challenger-Werk verdanken. Es würde dazu nicht allein eine eingehende Beschreibung und Illustration zahlreicher neuer Thatsachen erforderlich sein, sondern auch eine besondere naturwissenschaftliche Vorbildung, welche wir bei den meisten Lesern dieses kurzen Aufsatzes nicht voraussetzen dürfen. Wir müssen uns daher auf einige der wichtigsten Ergebnisse beschränken. Allen voran steht die Erkenntniß, daß der gewaltige Ocean, der drei Fünftel unserer Erdoberfläche bedeckt, allenthalben, in allen Tiefen und unter allen Zonen, von lebendigen Organismen erfüllt wird, und daß diese eine viel größere Mannigfaltigkeit und Massenhaftigkeit zeigen, als man früher ahnen konnte. Wie schon angedeutet, herrschte noch vor vierzig Jahren allgemein die irrthümliche, auf unvollständige Beobachtungen von Forbes gegründete Ansicht, daß das Pflanzenleben im Meere nicht unter 1300 Fuß, das Thierleben nicht unter 1800 Fuß hinabreiche; unterhalb 2000 Fuß sollte in der stillen und dunkeln Nacht der Tiefsee kein organisches Leben mehr möglich sein. Obgleich nun schon durch die vorher erwähnten Tiefsee-Untersuchungen (seit 1858) dieser Irrthum widerlegt und die Existenz lebender Seethiere in viel größeren Tiefen bewiesen war, hatte man doch keine Ahnung von dem fabelhaften Reichthum an neuen, merkwürdigen und hochinteressanten Thierformen, welchen erst der Challenger aufdeckte. Alles, was die üppige Phantasie eines begabten Künstlers

an wunderbaren und abenteuerlichen Thiergestalten hätte erfinden können, fand sich jetzt durch die Wirklichkeit übertroffen.

Selbstverständlich sind die Gestalten und Bauverhältnisse dieser Tiefseebewohner den eigenthümlichen Lebensbedingungen der großen Meerestiefen angepaßt. Das ewige Dunkel, welches dort herrscht, wird erhellt durch Leuchtorgane der verschiedensten Art, welche dieselben an ihrem Körper tragen, gleich Laternen. Die furchtbaren Waffen, Schutzwaffen und Angriffswaffen, mit denen sie ausgestattet sind, zeugen für die Härte des unaufhörlichen „Kampfes ums Dasein", der auch hier überall waltet, ebenso wie an der sonnebeschienenen Oberwelt. Nicht minder spricht dafür die merkwürdige Entwicklung von eigenthümlichen feinen Sinnesorganen, mit denen die Fische und Krebse, die Weichthiere und Sternthiere, die Würmer und Nesselthiere der Abgründe ausgestattet sind. Andere Besonderheiten sind durch den ungeheuren Druck des comprimirten Seewassers in diesen Abgründen zu erklären, sowie durch dessen niedere Temperatur, die meistens wenige (2 oder 3) Grade über oder selbst unter dem Gefrierpunkte beträgt. Die Mannigfaltigkeit der Gattungen und Arten nimmt nicht, wie man früher glaubte, nach der Tiefe hin ab, sondern zu; in den tiefsten Zonen ist das Verhältniß der Gattungen zu den Arten = 5 : 4, in der oberflächlichen Zone = 3 : 1.

Als zuerst vor dreißig Jahren der Reichthum der Tiefsee an eigenthümlichen Thierformen bekannt wurde, glaubte man zu der Annahme berechtigt zu sein, daß eine „universelle Tiefseefauna" existire, und daß diese gleichmäßig über die großen Tiefen verbreitet sei; man nahm ferner an, daß diese abyssale Thierwelt vorzugsweise aus historisch alten Formen gebildet werde, aus Ueberbleibseln früherer Erdperioden, welche phylogenetisch als die Stammeltern der heutigen Oberflächenbewohner oder doch als nahe Verwandte dieser paläozoischen Ahnen zu betrachten seien. Diese irrthümliche Annahme ist durch die Challenger-Entdeckungen widerlegt worden; im Gegentheil haben sie zu der Theorie geführt, daß die Tiefseebewohner meistens jüngeren Alters und erst seit Beginn des mesozoischen Zeitalters (der Triasperiode) in die damals entstehenden tieferen Oceanbecken von der Küste her eingewandert sind. Es scheint, daß in den vorhergehenden paläozoischen Perioden (viele Millionen Jahre hindurch) die Wasserbedeckung unserer Erde flacher und gleichmäßiger war, und daß eine weit größere Zahl von niedrigen Inseln aus derselben hervorragte. Die beiden großen Oceanbecken, der westliche Atlantic und der östliche Pacific, scheinen zwar schon in den ersten Bildungsperioden der Erdrinde entstanden zu sein; aber ihre Grenzen und Tiefenverhältnisse, ebenso wie die Beziehungen der großen Continente zu einander und zu den Inselmassen waren vielfachem Wechsel unterworfen.

Indem so die Challenger-Entdeckungen unsere Kenntnisse nicht nur berichtigt und aufgeklärt, sondern auch ihnen eine ungeheure Masse einzelner Thatsachen hinzugefügt haben, sind zugleich unsere allgemeinen Anschauungen von der Naturgeschichte unsers Planeten, unsere Theorien von der Geschichte der Erde und ihrer Bewohner vielfältig in neue, fruchtbare Bahnen gelenkt worden. Geologie und Geographie im weitesten Sinne, Physik und Chemie

des Meeres in den verschiedensten Tiefen sind dadurch nicht minder gefördert worden als Zoologie und Botanik, als Anatomie und Physiologie. Wer mit den neuen, großen Fortschritten auf diesen verschiedenen Gebieten bekannt ist, und wer die innigen Wechselbeziehungen derselben zu einander richtig beurtheilt, der kann ermessen, was das Challenger-Werk in seiner Gesammtheit für dieselben zu bedeuten hat. Daneben hat dasselbe aber zugleich viele wichtige Fragen der praktischen Oceanographie mächtig gefördert, so die verwickelte Meteorologie und Correntik des Oceans, die Lehre von den Meeresströmungen (Correnten), von der Circulation und Temperatur des Meerwassers, von deren Beziehungen zu den atmosphärischen Veränderungen rc.

Zwölf Jahre hindurch ist es mir vergönnt gewesen, an der wissenschaftlichen Bearbeitung der Challenger-Schätze Theil zu nehmen, und ich darf sagen, daß diese eigenartige und höchst interessante Thätigkeit mir andauernd den größten Genuß gewährt hat. Selbst die Ausführung von allgemeineren Arbeiten über Entwicklungslehre, in denen ich während der vorhergehenden Jahre meine Hauptaufgabe erblickt hatte, mußte dagegen zurücktreten. Der unglaubliche Reichthum an neuen, merkwürdigen und schönen Lebensformen, den die Challenger-Sammlungen bieten, war so anziehend, daß er für ein Decennium alle anderen Interessen in den Hintergrund drängte. Ich werde nie das Erstaunen beim ersten Anblick derselben vergessen, als ich im August 1876, der freundlichen Einladung meines lieben Freundes Paul Rottenburg in Glasgow folgend, der dort tagenden British Association beiwohnte; ein großer Theil der Sammlungen war dort ausgestellt, und die allgemeine Uebersicht über die Resultate der Expedition wurde mitgetheilt. Unvergeßlich ist mir insbesondere ein Sonntag-Vormittag, den ich zusammen mit Sir Wyville Thomson, Carpenter und John Murray zubrachte; Hunderte von „Stationspräparaten“ wurden gezeigt, d. h. von jenen mikroskopischen Präparaten, welche unmittelbar nach dem Heraufziehen des feinen Netzes durch Behandlung mit Alkohol, Färbung mit Carmin und Einbettung in Canada-Balsam auf den einzelnen 354 Beobachtungsstationen angefertigt waren. Jedes einzelne dieser Präparate enthielt zahlreiche (oft mehr als hundert verschiedene) Lebensformen, die vielen verschiedenen Classen angehörten; alle aber wurden übertroffen von den wunderbaren Gestalten einer einzigen Classe einzelliger Urthierchen, den Radiolarien.

V.

Die Radiolarien oder „Strahlinge“ gehören zu der großen Hauptclasse der Rhizopoden oder Wurzelfüßler, jener wichtigen Abtheilung der Protozoen, deren einzelliger Organismus sich durch die grenzenlose Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit in der Schalenbildung auszeichnet. Zwar ist die lebendige Zelle sehr einfach gebildet, ein weicher, kugeliger, ei- oder kegelförmiger Plasmakörper, von welchem nach allen Richtungen feine Fäden ausstrahlen, gleichzeitig als Organe der Empfindung und der Nahrungsaufnahme thätig. Allein diese Plasmafäden besitzen die Fähigkeit, ein festes Skelett von ganz bestimmter und sehr regelmäßiger Form abzuscheiden, meistens ein

zierliches Gitterwerk, dessen Stäbchen, Stacheln und Anhänge theils zur Stütze, theils zum Schutze, theils zum Fange der Beute dienen. Dieses feste Gerüst besteht bei den Radiolarien meistens aus Kieselerde, seltener aus einer organischen (chitinähnlichen) Substanz.

Obgleich die kleinen (dem unbewaffneten Auge meistens unsichtbaren) Radiolarien alle Meere, besonders aber die wärmeren, in unglaublichen Massen bevölkern, blieben sie doch bis zum Jahre 1834 ganz unbekannt. In diesem Jahre beschrieb zuerst Meyen ein paar größere Formen, die er auf seiner Weltumsegelung beobachtet hatte, unter dem Namen Sphaerozoon. Die nahe verwandte Thalassicolla untersuchte später genauer Huxley (1851). Eine Anzahl versteinerter Kieselschalen hatte schon vor ihm Ehrenberg unter dem Namen Polycystinen beschrieben. Aber die Zusammengehörigkeit aller dieser und einiger neuen Formen erkannte zuerst Johannes Müller; in seiner letzten Abhandlung (1858) beschrieb er fünfzig von ihm selbst lebend beobachtete Formen und faßte sie mit den ersteren unter dem Begriffe der Radiolarien zusammen. Unmittelbar nach seinem Tode setzte ich die Untersuchungen meines großen Meisters fort und hatte das Glück, während eines Winteraufenthalts in Messina lebende Radiolarien täglich in Menge zu beobachten, unter ihnen etwa 150 neue Species. Immerhin erschien aber die Mehrzahl derselben ziemlich vereinzelt, und bei den unvollkommenen Methoden der Untersuchung, die ich damals anwendete, war ich zufrieden, wenn ich nach stundenlanger Arbeit täglich ein paar neue Formen aus der Masse der gewöhnlichen herauspräparirt hatte. Die Frucht dieser mühsamen Forschungen war meine „Monographie der Radiolarien", die 1862 nach dreijähriger Arbeit erschien, begleitet von fünfunddreißig Kupfertafeln in Folio.

Man kann sich daher mein Erstaunen vorstellen, als ich nun plötzlich in den Stationspräparaten des Challenger Hunderte von neuen, überaus schönen und merkwürdigen Formen entdeckte. Dieses Erstaunen wuchs aber ins Ungemessene, als mir Murray zahlreiche Glasbüchsen zeigte, welche mit R a d i o l a r i e n s c h l a m m („Ooze") gefüllt waren, einem feinen grauen Pulver, ähnlich geschlemmter Kreide. Jedes feine Körnchen dieses Schlammes erwies sich unter dem Mikroskope als die zierliche Gitterschale eines kleinen Radiolars.

Das ist der merkwürdige Radiolarien-Ooze, welchen erst der Challenger entdeckt hat, und von welchem er nachwies, daß große Strecken des Tiefseebodens im Stillen Ocean (in Tiefen von 12000 bis 27000 Fuß) ganz mit demselben bedeckt sind. Diese überraschende Thatsache erklärt sich daraus, daß unaufhörlich die Leichen der kleinen Organismen, welche als Plankton in den verschiedensten Tiefezonen des offenen Meeres schweben, nach ihrem Tode langsam auf dessen Boden herabsinken. Die organische Substanz ihres kleinen Körpers wird zerstört; die mineralischen, unverweslichen Theile des Skeletts, aus Kieselerde oder kohlensaurem Kalk bestehend, bleiben erhalten. In geringeren Tiefen (zwischen 1000 und 12000 Fuß) überwiegen die gröberen und größeren Kalkschalen, besonders von den vielkammrigen Thalamophoren (Foraminiferen oder Kammerlingen). Aber in den größeren Tiefen (unterhalb 12000 Fuß) werden diese Kalkschalen unter dem ungeheuren Drucke vieler Atmosphären und unter

der chemischen Einwirkung kohlensaurer Strömungen gelöst, und es bleiben bloß die feineren und kleineren Kieselschalen der Radiolarien übrig, die reichhaltigste Sammlung der zierlichsten organischen Formen.

Wir bringen eine Messerspitze voll des feinen Schlammpulvers unter das Mikroskop und erblicken da bunt durch einander gemengt Kugeln und Sternchen, Scheiben und Ordenszeichen, Helme und Panzerhemden, Speere und Hellebarden, kurz, die verschiedensten und reizendsten Gestalten der Heraldik und Ornamentik; und während das entzückte Auge die Schönheit dieser winzigen Gebilde bewundert, ergötzt sich der ordnende Verstand an der Gesetzmäßigkeit ihrer anatomischen Structur und an der Stufenfolge ihrer phylogenetischen Entwicklungsreihe. Mehr als 3500 neue Arten konnte ich in meinem Berichte über die Challenger-Radiolarien aufführen, dessen drei Bände 2750 Druckseiten enthalten, von 140 Tafeln illustrirt sind und im Ganzen (unter Zurechnung der früher schon bekannten Formen) die systematische Beschreibung von 4318 Arten geben; diese vertheilen sich auf 739 Gattungen, 85 Familien, 20 Ordnungen und 4 Legionen. Damit ist aber der Reichthum des Challenger-Materials keineswegs erschöpft; ich zweifle nicht, daß ein sorgfältiger und geduldiger Beobachter noch viele neue Radiolarien würde beschreiben können, die ich, da sie zerbrochen ankamen oder allzu schwierig zu erforschen waren, in meinen Bericht nicht aufgenommen habe.

Viel weniger umfangreich als dieser Radiolarien-Rapport waren die anderen drei Berichte, deren Bearbeitung für das Challenger-Werk mir anvertraut wurde; sie bezogen sich auf die Hornschwämme und die Medusen der Tiefsee, sowie auf die Siphonophoren — drei Thierclassen, mit deren Studium ich mich früher ebenfalls schon Jahre lang beschäftigt hatte. Die Gruppe der Hornschwämme (Keratospongiae oder Keratosa), zu welcher auch unser gewöhnlicher Badeschwamm gehört, war bisher in der Tiefsee noch niemals gefunden worden; ja selbst der russische Zoologe Palejaeff, welcher die vom Challenger an der Küste und in flacher See gesammelten Hornschwämme beschrieben hat, gibt in seinem Berichte an, daß diese Gruppe niemals in der Tiefe sich ansiedelte. Nun hatte aber der Challenger in großen Tiefen des Pacificischen Oceans (zwischen 12000 und 18000 Fuß) eine Anzahl von seltsamen, schwammähnlichen Körpern entdeckt, über deren wahre Natur die verschiedensten Vermuthungen geäußert wurden. Die größeren Körper hatten den Umfang eines Tellers und die Gestalt von breiten, nierenförmigen oder fächerförmigen Blättern, welche unten auf einem dünnen Stiele befestigt waren; die kleineren (nur wenige Millimeter lang) bildeten zierliche Urnen, cylindrische Röhren oder verästelte Röhrenbüsche. Höchst sonderbar ergab sich die Zusammensetzung dieser Gebilde, die sich wie rauhes Leder oder Sandpapier anfühlten und meistens sehr brüchig und leicht zerstörbar erschienen. Die mikroskopische Untersuchung lehrte, daß die Hauptmasse derselben aus dem anorganischen Schlamm des Tiefseebodens bestand, entweder aus zusammengehäuften Kalkschalen des Globigerinenschlammes (Thalamophoren) oder aus den zierlichen Kieselschalen des Radiolarienschlammes (Spumellarien und Nassellarien), oder auch aus einer Mischung von beiden. Diese merkwürdigen Schalensammlungen waren ver-

kittet durch eine gelbliche, hornartige Substanz, deren verästelte Balken und Fäden ein maschiges Gerüstwerk bildeten, ähnlich wie beim Badeschwamm. Dazwischen aber verliefen verästelte Röhren, angefüllt mit dunkler, körniger Masse. Das weichere Gewebe, welches diese verschiedenen Bestandtheile umhüllte und unregelmäßige, mit Wasser gefüllte Hohlräume offen ließ, konnte leider keine Auskunft über die wahre Natur der räthselhaften Körper geben; denn wie bei allen zarteren Tiefseethieren waren die Zellenstructur und der Gewebebau zerstört, in Folge des jähen Wechsels, welchen sie beim schnellen Heben aus dem ungeheuren Wasserdruck der Tiefsee bis zur Meeresoberfläche zu erleiden hatten. Nach langem, vergeblichem Suchen glückte es mir endlich, an einigen der dunklen Röhren Polypen-Charaktere nachzuweisen und zu zeigen, daß dieselben Hydropolypen angehören, welche in Symbiose oder Genossenschaft mit eigenthümlichen Hornschwämmen leben; diese letzteren aber bauen ihr Körpergerüst aus dem Tiefseeschlamm auf, der ihre Wohnstätte bildet. Uebrigens hatte bereits der scharfblickende John Murray gleich beim ersten Fange dieser seltsamen Körper sie für Spongien erklärt; als dann aber später namhafte Schwammforscher dieselben untersuchten, erklärten sie sich dagegen und äußerten die Vermuthung, daß sie entweder große Rhizopoden seien oder Angehörige einer neuen, ganz unbekannten Thiergruppe.

Auch die Medusen oder „Schirmquallen" waren bisher nur aus oberflächlichen Meeresschichten bekannt, jene herrlichen durchsichtigen Nesselthiere, die zartgefärbten Glasglocken gleichen und durch die Anmuth ihrer Schwimmbewegungen wie durch die regelmäßige Strahlenbildung ihrer Organe das Auge entzücken. Auch von dieser formenreichen Classe entdeckte der Challenger mehrere eigenthümliche Gattungen, welche sich dem Tiefseeleben angepaßt und gewisse Organe in besonderer Weise umgebildet hatten: die Pectylliden unter den Hydromedusen und die Periphylliden unter den Scyphomedusen. Jedoch befinden sich unter den 18 neuen Arten, welche ich in meinem Bericht über diese Tiefsee-Medusen beschrieben und durch 32 Tafeln illustrirt habe, auch manche Bewohner von geringen Meerestiefen, die zufällig beim Heraufziehen des Netzes in dasselbe gerathen waren. Nur ungefähr die Hälfte davon scheinen ständige Bewohner der Tiefsee zu sein.

Nahe Verwandte der Medusen sind die Siphonophoren oder „Staatsquallen", eine der merkwürdigsten und interessantesten Classen des Thierreichs. Diese wunderschönen Nesselthiere gleichen schwimmenden Blumenstöcken, welche Blätter, Blüthen und Früchte von verschiedener Form und Farbe tragen; alle Theile sind durchsichtig, wie aus buntem Glase geformt, dabei aber in hohem Maße empfindlich und beweglich. Jeder, der das Glück genossen hat, lebende Siphonophoren in freier Schwimmbewegung längere Zeit zu beobachten, wird der Behauptung beistimmen, daß in diesen reizenden Geschöpfen die erfinderische Natur ihre duftigsten und zartesten Bildungen verwirklicht habe. Aber nicht allein durch ihre märchenhafte Schönheit wirken dieselben so anziehend auf den Naturforscher, sondern auch zugleich und noch mehr durch das ungewöhnliche Interesse ihrer Organisation. Denn das genauere Studium hat gelehrt, daß jede einzelne Siphonophore ein schwimmender Thierstaat ist.

zusammengesetzt aus zahlreichen, innig verbundenen Einzelthieren oder Personen. Jede einzelne Person ist ursprünglich eine Meduse gewesen; aber durch Arbeitstheilung haben die Staatsbürger verschiedene Formen angenommen; die einen verrichten nur die Arbeit des Schwimmens, die anderen die des Essens; einige dienen nur als Schilder oder Schutzorgane, andere als Taster oder Gefühlsorgane; die einen sind männlich, die anderen weiblich u. s. w. Die moderne Lehre von der Arbeitstheilung, die gegenwärtig nicht nur in der Biologie, sondern auch in der Sociologie eine so große Rolle spielt, hat durch das eingehende Studium der Siphonophoren die höchste Ausbildung erfahren.

Die Naturforscher des Challenger hatten während ihrer Reise zwar gelegentlich Siphonophoren gesammelt, aber ihrem schwierigen Studium keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Auch sind diese überaus zarten und vergänglichen Geschöpfe schwer zu conserviren, und die mitgebrachte Sammlung enthielt im Ganzen nicht viel brauchbare und zur Untersuchung geeignete Exemplare. Da ich selbst mich früher mehrere Jahre mit ihrem Studium befaßt und 1866 während meines Winteraufenthalts auf den Canarischen Inseln ihre Entwicklungsgeschichte untersucht hatte, vertraute mir Murray das ganze bezügliche Material der Challenger-Sammlung an und gestattete zugleich, daß ich zahlreiche Beobachtungen über Siphonophoren, die ich auf früheren Seereisen (und besonders 1881 im Indischen Ocean) gemacht hatte, in meinen Bericht mit aufnahm. So entstand der „Report on the Siphonophorae", Band 28 des Challenger-Werkes, mit 440 Seiten Text und 50 Farbendrucktafeln. Die gelungene Darstellung dieser letzteren darf ich deshalb besonders loben, weil sie nicht mein Verdienst ist, sondern dasjenige des ausgezeichneten Künstlers Adolf Giltsch in Jena, desselben Zeichners und Lithographen der unter Anderem die sämmtlichen Tafeln meiner Medusen-Monographie und meiner übrigen Challenger-Arbeiten in naturgetreuen Lithographien ausgeführt hat.

Gleich den Medusen sind auch ihre hochentwickelten Epigonen, die Siphonophoren, Freunde des Lichts und der klaren Hochsee; nur sehr wenige haben sich allmälig dem Leben in den dunkeln größeren Meerestiefen angepaßt. Unter diesen letzteren ist von besonderem Interesse eine Gruppe von eigenthümlichen Formen, welche der Challenger in mehreren, weit von einander entfernten Gebieten des tiefen Oceans entdeckt hat. Ich habe diese neue Ordnung (mit den beiden Familien der Stephaliden und Rhodaliden) Auronecten genannt, weil sie sich durch den Besitz einer großen, mit Luft gefüllten Schwimmblase auszeichnen, sowie eines besonderen Apparates zur Füllung dieses Gasometers; unterhalb desselben sitzen mehrere Kränze von Schwimmglocken. Diese seltsamen Thierstöcke haben das Aussehen eines prächtigen Kronleuchters; sie entfernen sich von allen anderen Siphonophoren durch den Besitz eines dicken, rübenförmigen Stammes, der von einem Netzwerk zahlreicher Ernährungscanäle durchsetzt ist. Auf der Oberfläche dieser knorpelharten Rübe sitzen Hunderte von fressenden und fühlenden, männlichen und weiblichen Personen; zwischen ihnen hängen lange, bewegliche Fäden herab, bewaffnet mit giftigen Nesselbakterien.

VI.

Wenn heute die britische Nation mit gerechtem Stolze auf das Challenger-Werk, als auf eine ihrer größten wissenschaftlichen Leistungen, hinsieht, dann verdankt sie dessen glänzende Vollendung in erster Linie der unermüdlichen Energie und dem vielseitigen Talente von Dr. John Murray. Kein anderer Theilnehmer an der denkwürdigen Expedition wäre im Stande gewesen, in gleicher Vollendung und mit gleicher Sachkenntniß das gewaltige Werk auszuführen. Denn Murray war derjenige Naturforscher, der von Allen die genaueste Kenntniß der Sammlungen und ihrer Herkunft besaß, und dessen stahlharte Gesundheit, verbunden mit seltenen praktischen Talenten und weiten theoretischen Gesichtspunkten, ihn zu ganz außerordentlichen Arbeitsleistungen befähigte. Schon im Beginne der Reise wurde ihm für deren ganze Dauer die große Aufgabe übertragen, bei allen Lothungen und Fangoperationen zugegen zu sein, die Arbeit der Netze zu überwachen, die Ergebnisse derselben zu registriren und über Alles genau Buch zu führen. Alle Gläser der colossalen Sammlung wurden von ihm mit Etiketten versehen und Notizen über ihren Inhalt in das Journal eingetragen. Weiterhin fiel ihm die Oberaufsicht über die Verpackung der Sammlungen und ihre Versendung nach England zu. Als dann nach der glücklichen Rückkehr die große Aufgabe der zweckmäßigen Vertheilung der Sammlungen und der Herausgabe des Werkes zu lösen war, nahm Murray zuerst an den mühseligen Verhandlungen darüber thätigsten Antheil und trat dann, nach der Erkrankung und dem Tode Sir Wyville Thomson's, ganz an seine Stelle.

Welche Schwierigkeiten er nun zu überwinden hatte, können nur die sachkundigen Eingeweihten annähernd beurtheilen. Schon die Vorbereitungen erforderten viel Geduld und Umsicht; auch die eigenhändige Durchsicht und Ordnung von 3700 Druckbogen und 3000 Correcturtafeln ist gewiß keine geringe Redactionsleistung. Das Alles ist aber nicht zu vergleichen mit dem beispiellosen Kunststück, nicht weniger als sechsundsiebzig verschiedene Autoren zu gewinnen und diese so diplomatisch zu behandeln, daß sie in einem verhältnißmäßig immerhin kurzen Zeitraum die gestellten originellen Aufgaben bewältigten. Diese sechsundsiebzig Naturforscher mußten mit der größten Umsicht für ihre speciellen Untersuchungen unter verschiedenen Nationen gewählt und für die Bedingungen der einheitlichen Herstellung gewonnen werden. Dabei erhielten sie für ihre mehrjährigen Arbeiten entweder nur ein mäßiges Honorar oder statt dessen ein Exemplar des Challenger-Werkes. Mit Recht bemerkt Turner: „Während der fortschreitenden Vollendung des Werkes entwickelte Murray ein ungewöhnliches Verwaltungstalent und eine seltene Fähigkeit, Menschen von verschiedenen Temperamenten und Nationalitäten richtig zu behandeln; denn Männer der Wissenschaft gehören, gleich Dichtern und Künstlern, zum ‚reizbaren Geschlecht' und erfordern umsichtige Behandlung."

Indem John Murray die dreiundzwanzig besten Jahre seines Lebens dem Challenger-Werke widmete, hat er seinen Namen für immer mit demselben verknüpft. Auch sind seine Verdienste um dasselbe neuerdings gebührend anerkannt worden. Die „Berliner Gesellschaft für Erdkunde" hat ihm 1894

die Humboldt-Medaille, die Pariser Akademie der Wissenschaften den großen Preis Cuvier verliehen, und die Königliche Gesellschaft in London hat ihn kürzlich durch eine besondere Medaille ausgezeichnet. Die philosophische Facultät unserer Thüringer Universität Jena darf das Verdienst in Anspruch nehmen, ihn zuerst (schon vor fünfzehn Jahren) zum „Doctor honoris causa“ ernannt zu haben; andere Universitäten und Facultäten sind dann gefolgt.

Im August 1892 hatte mich Murray eingeladen, auf einer Tiefsee-untersuchung in den Canälen an den Hebriden und der Nordwestküste von Schottland ihn zu begleiten. Ich bewunderte täglich aufs Neue das seltene praktische Geschick, mit dem er sein kleines Dampfboot „Medusa“ für die Zwecke der wissenschaftlichen Arbeit im engen Raum der Cajüte ausgestattet hatte. Eines Abends landeten wir in dem Fischerdorf Tarbert. Kaum hatten wir unsere Namen in das Fremdenbuch eingetragen, als schon die alte Wirthin meinen Freund fragte: „Sind Sie der Challenger-Murray?“ Als die Frage bejaht wurde, kamen alsbald eine Anzahl Ortsbewohner, um den „Challenger-Mann“ zu begrüßen; die Kinder aber liefen an den Strand hinab und bewunderten die kleine, vor Anker liegende „Medusa“; denn sie glaubten, das sei der berühmte „Challenger“!

Um seine Schar von sechsundsiebzig Autoren im frischen Zuge zu erhalten, ließ sich Murray keine Mühe verdrießen; mit größter Bereitwilligkeit ging er auf ihre Wünsche, soweit möglich, ein. Wiederholt kam er nach dem Continent herüber und durchreiste die europäischen Staaten, um die einzelnen Mitarbeiter zu besuchen und den Fortgang des Werkes zu überwachen. Dabei verfuhr er stets mit der größten Liberalität und Uneigennützigkeit. Die großen Ausgaben, welche mit diesen Reisen, mit der ausgedehnten Correspondenz und mit dem ganzen Redactionsgeschäfte verbunden waren, wurden durch die Zuschüsse der Regierung nicht gedeckt. Als im Jahre 1889 der Finanzminister sich weigerte, neue Mittel für die Vollendung des Werkes vom Parlamente zu verlangen, erbot sich Murray, die Kosten dafür aus seiner eigenen Tasche zu bestreiten. Erst nach längeren Verhandlungen entschloß sich dann die Regierung, noch einen Zuschuß von 1600 Pfund Sterling (32 000 Mark) zu zahlen, die einzige Subvention, welche sie während der letzten sechs Jahre noch leistete.

Es dürfte von Interesse sein, bei dieser Gelegenheit einige Angaben über die finanzielle Seite der großen Unternehmung einzufügen. Selbstverständlich sind die Kosten derselben, an sich betrachtet, sehr bedeutend; sie erscheinen aber gering, wenn man den wissenschaftlichen Werth ihrer Resultate richtig schätzt. Die Gesammtkosten während der dreiundzwanzig Jahre vom Beginn der Ausrüstung (Frühjahr 1872) bis zur Herausgabe der letzten Bände (Frühjahr 1895) belaufen sich auf 3 Millionen und 360 000 Mark (160 000 Pfund Sterling). Allein davon kommt die größere Hälfte auf die maritimen Ausgaben (Besoldung der Mannschaft, Reisekosten 2c.), und diese würden fast dieselben sein, wenn der Challenger während dieser 3½ Jahre irgend eine militärische Uebungsreise gemacht hätte. Für den rein wissenschaftlichen Theil der Unternehmung wurden kaum mehr als 1⅛ Millionen Mark ausgegeben, und zwar 400 000 Mark während der Reise, 960 000 Mark für die achtzehnjährige

Arbeit nach der Reise (Druckkosten für 750 Exemplare des Werkes, Honorare, Sammlungsausgaben u. s. w.). Bis zu einem nicht geringen Betrage wurde diese Summe wieder gedeckt durch den Verkauf eines großen Theils der Exemplare, während ein anderer Theil derselben von der englischen Regierung in liberalster Weise an die beitragenden Autoren, an wissenschaftliche Institute und Akademien des In- und Auslandes verschenkt ward.

Die Finanzminister des europäischen Continents (und besonders die deutschen!) würden wohl große Augen machen, wenn ein Parlament an sie die Zumuthung stellen wollte, für eine rein wissenschaftliche Reise die Summe von 1⅛ Millionen Mark auszugeben; ja, man darf selbst bezweifeln, ob irgend ein continentales Parlament dafür zu gewinnen wäre, besonders wenn es sich um solche Forschungsobjecte handelt, wie die Meerestiefen und ihre stummen Bewohner. Regierung und Parlament von Großbritannien sind in dieser Beziehung anderer Ansicht gewesen, und die Wissenschaft wird es ihnen Dank wissen. Das Tiefseenetz des Challenger hat nicht nur die wunderbaren, bis dahin unbekannten Lebensformen der geheimnißvollen Meerestiefen dem hellen Tageslichte der modernen Biologie zugänglich gemacht, sondern es hat zugleich aus den verborgenen Tiefen der Naturphilosophie, d. h. der ursächlich forschenden Naturwissenschaft, eine Menge wichtiger Fragen ans Licht gezogen und ihrer Beantwortung näher geführt. Andere Tiefsee-Expeditionen werden in Zukunft auf dem vom Challenger gelegten Grunde noch weiter forschen und noch viel Einzelnes entdecken können. Aber die Richtung der Forschung ist durch diese Unternehmung festgesteckt, deren Ergebnisse an Zahl und Wichtigkeit Alles überstrahlen, was früher auf diesem Gebiete jemals erreicht worden ist.

Francesco Petrarca in seinem Briefwechsel.

Von

Franz Xaver Kraus.

[Nachdruck untersagt.]

VI.

Es kann hier nicht an eine eingehende Darstellung von Petrarca's Verhältniß zur Wissenschaft gedacht werden. Die Briefe allein reichen nicht aus, es klar zu stellen, und über den Rahmen derselben soll hier nicht hinausgegangen werden. Zudem ist, was im Vordergrund der Erörterung zu stehen hätte, das Verhältniß des Dichters zum Humanismus, durch die in der Einleitung genannten Arbeiten, namentlich aber jüngst durch P. de Nolhac, in glänzender Weise erledigt worden. Es kann sich daher nur darum handeln, zur Abrundung unsers Gegenstandes diejenigen Gesichtspunkte hervorzuheben, welche die Briefe zunächst an die Hand geben. Auch dies soll nur in gedrängtester Kürze geschehen.

Es gibt kaum eine Seite der Briefsammlung, auf der der Vorzug des Studiums der Alten vor jedem andern nicht betont wäre. Aus ihnen spricht der „Geist der Bildung"; „uns (Humanisten)," sagt er einmal, „gilt die Beredtsamkeit (darunter hat man bei Petrarca stets den Gesammtinhalt der humanistischen Bildung zu verstehen) mehr als das Leben und das Studium des Alterthums mehr als die Tugend." Mit voller Klarheit schaut er das Nahen einer neuen, ganz andere Anforderungen an den menschlichen Geist stellenden Epoche. Die bisherige Schulweisheit, deren Scholastik ist ihm verhaßt und lächerlich, und wenn er ihren großen Meister, Aristoteles, als antiken Philosophen in Ehren hält, so fällt es ihm doch nicht ein, ihm eine Unfehlbarkeit zu vindiciren — scio maximum, sed hominem, urtheilt er über ihn (Var. 9). Neben der Antike entgeht ihm auch jenes andere constitutive Element der Renaissance nicht: das Studium des Menschen selbst und dessen, was ihn umgibt. Jener, meint er Boccaccio gegenüber, sei doch ein ewig interessantes Problem der Erörterung; „denn der Mensch ist doch das merkwürdigste Gebilde der Natur — das beste und zugleich das schlimmste aller Geschöpfe." Unter den Schriftstellern des römischen Alterthums steht ihm Cicero obenan,

den er zwar nicht wie einen Gott, wohl aber wie ein göttliches Genie verehrt; ihm zunächst kommt in seiner Werthschätzung Virgil — „beide zusammen bilden die Augen unserer Sprache“ [1]). Die poetischen Episteln, welche er an die großen Männer des Alterthums richtete, lassen nächst diesen Seneca, Varro, Quintilian, Livius, Horaz als die ihm vertrautesten Autoren erkennen. Sein ganzes Leben hindurch hat sich Petrarca von der Vorstellung nicht frei gemacht, daß die römische Literatur der griechischen überlegen war. Seine Versuche, zuerst durch Barlaam (um 1342), dann durch Leontius Pilatus (1359) das Griechische zu erlernen, waren von keinem großen Erfolg gekrönt und blieben hinter denen seines Freundes Boccaccio weit zurück. Er mußte sich mit lateinischen Uebersetzungen behelfen. Immerhin bleibt ihm das große Verdienst, Homer zuerst wieder für das Abendland entdeckt und Plato seinen Ehrenplatz zurückgegeben zu haben [2]). Von seiner höheren Auffassung des philosophischen Studiums zeugt der Brief an Zenobius (Fam. XII, B), wo er die Grammatik, und die sieben sog. „liberalen Künste“ als den Anfang, nicht aber als das Ziel wissenschaftlichen Strebens hinstellt. Wie sehr er aber Werth auf gute Texte legt, und welch' hohen Rang das Geschäft der Textkritik in seiner Werthschätzung einnimmt, erfahren wir aus einem der Briefe an seinen Bruder.

Für das Interesse, welches Petrarca an der Geschichte so im Allgemeinen wie insbesondere an derjenigen des Alterthums nahm, sprechen seine historischen Abhandlungen [3]) und der unerschöpfliche Schatz von Vergleichen, Anekdoten und Beziehungen, mit denen seine Briefe geradezu gespickt sind. Wenn er die Historiker des Alterthums noch nicht mit den kritischen Augen der Gegenwart angesehen hat, so ist doch bei ihm ein Erwachen historischer Kritik zu constatiren. Eine ihm vorgelegte „Urkunde“ Julius Cäsar's und Nero's für Oesterreich hat er sofort als lächerliche Fälschung erkannt (Sen. XVI, 5). Virgil's Bericht über Dido wird von ihm als unhistorisch erklärt. Dagegen ist nicht ersichtlich, worauf hin Cesare Cantù ihm das Verdienst zuschreibt, die Unechtheit der constantinischen Schenkung zuerst erkannt zu haben [4]).

Das philosophische Interesse zog nothwendigerweise das antiquarische nach sich. Petrarca konnte der literarischen Hinterlassenschaft des Alterthums seine Begeisterung nicht widmen, ohne zu den Monumenten übergeleitet zu werden [5]). Seine Reisen lehren ihn auf die Denkmäler achten, auch auf mittel-

[1]) Tr. della fama III, 21, wozu schon Dante zu vergl. Purg. 7, 16. Vergl. jetzt die eingehenden Abhandlungen de Nolhac's über Petrarca's Stellung zu Virgil und Cicero, Pétr. et l'Humanisme p. 105, 176, 436. Ebenda p. 224, 268 betreffs der römischen Historiker und Prosaisten, p. 136 betreffs der übrigen lateinischen Dichter.

[2]) Fam. XVIII, 2. Var. 29. Sen. III, 6; VI. 3; VI, 2. Vergl. dazu de Nolhac, wo auch dieser Gegenstand ausführlich behandelt ist.

[3]) So das Werk „De Viris illustribus“, vergl. dazu jetzt P. de Nolhac, Le „De Viris illustribus de Pétrarque“. Paris 1890. Dazu Koerting S. 507.

[4]) Vergl. Fracassetti zu Sen. XVI, 5 (II, 497) gegen Cantù, Arch. stor. Ital. XII, 1 (1860).

[5]) Vergl. die Würdigung Petrarca's nach dieser Richtung bei Stark, Handbuch der Archäologie der Kunst. Leipzig 1880. Bd. I. S. 81, 85, 93, 105.

alterliche. So erwähnt er die Gräber des h. Augustin, des Königs Luitprand, ebenso die vergoldete bronzene Reiterstatue auf dem Marktplatz und das prächtige Schloß der Visconti in Pavia. Vor Allem sind es selbstverständlich die Ruinen Roms, welche ihn anziehen und die er sowohl in der „Africa" (v. 862—991) als in seinen Briefen eingehend beschreibt, deren Verschleuderung und Verschacherung nach auswärts durch römische Adlige er scharf geißelt und deren zunehmenden Verfall er bitter beklagt. Allenthalben zeigt er sich auf die Erhaltung der Kunstdenkmäler bedacht; auch den Inschriften wendet er bereits seine Aufmerksamkeit zu [1]). Petrarca ist auch der Erste, welcher römische Münzen sammelt, aus ihnen und aus Büsten die Kaiserbilder zusammensucht. Er schenkt Kaiser Karl IV. eine Anzahl kostbare Gold- und Silbermünzen, die jenen hoch erfreuen; er untersucht die Siegel und Bullen der kaiserlichen Urkunden. Daß seine Betrachtung dieser Dinge sich zu einer kritischen Prüfung dieser Denkmäler und einer Verwerthung derselben im Dienste archäologischer Wissenschaft noch nicht erhebt, ist gewiß [2]); aber immerhin war seine und Cola Rienzo's Schwärmerei für die Monumente Roms wieder ein erster Schritt auf einer neuen, unermeßliche Perspectiven eröffnenden Bahn.

Es ist schon daran erinnert worden, daß die zunehmende religiöse Vertiefung, welche Petrarca's spätere Jahre aufweisen, ihn mehr und mehr der christlichen Literatur zuführte. Seine Bibliothek wies eine gute Anzahl von Kirchenvätern auf. Augustinus, dessen Confessionen er über alle andern Erzeugnisse der Patristik schätzte, Hieronymus, Gregor d. Gr., Ambrosius waren hier seine Lieblingsautoren, er kannte aber auch Prudentius, Prosper von Aquitanien und Sedulius und schätzte offenbar die Werke dieser christlichen Dichter. Auch nach dieser Seite ist seine Erudition nicht unbeträchtlich [3]).

Daß ein Mann, der so viel gelesen, gar manche Reminiscenzen seiner Lectüre in seine eigene Darstellung aufnimmt, oft ohne sich dessen bewußt zu sein, ist eine erklärliche Erscheinung, die übrigens zu allen Zeiten und bei vielen anderen Schriftstellern, selbst ersten Ranges, uns entgegentritt. Petrarca ist darum der Anklage des Plagiats so wenig wie Milton oder Victor Hugo entgangen (vgl. Fracassetti zu Sen. II, 95). Er für sein Theil huldigt der Ansicht, das Wissen sei ein Gemeingut; was immer wir irgend lernen, sei unser Eigenthum.

Dieser Auffassung entsprechend war Petrarca in der Philosophie wesentlich Eklektiker; aus den Gärten der Denker wie der Poeten sucht er sich die

---

[1]) Vergl. de Nolhac S. 430.

[2]) Vergl. über Petrarca und die Monumente: De Rossi, Bull. dell' Istit. arch. 1871, 8 f.

[3]) Vergl. Fracassetti zu Sen. II, 353, 355. — Petrarca und die Kirchenväter bei Nolhac S. 424, 96. Es darf hier daran erinnert werden, daß das nachweisbar früheste Datum von Petrarca's literarischer Thätigkeit übrigens schon mit dem Namen des heiligen Augustin verknüpft ist. Vergl. betreffs der Auffindung einer Augustin-Handschrift Petrarca's vom Jahr 1325 Girardi, La nuova data coperta dal sign. Pietro de Nolhac nella vita di Petrarca, Padov. 1892; dazu Rev. critique 1893, 179.

schönsten Blüthen heraus. Wenn er sich im Gegensatz zu der Scholastik weiß, so verzichtet er doch nicht auf die principielle Auffassung des Verhältnisses, in welchem sich die Scholastik Plato und Aristoteles zu Christus, dem höchsten Lichte, dachte. Doch ist er freilich der Ansicht, Plato sei der christlichen Wahrheit näher gekommen, als irgend ein anderer Philosoph des Alterthums; er stellt sich damit in einen Gegensatz zu Aristoteles[1]). Noch schärfer aber ist derjenige zu Averrhöës, dem großen arabischen Pantheisten, in welchem das Mittelalter die Verkörperung des dem Christenthum entgegengesetzten ketzerischen Gedankens sah, und dessen in Dingen der Logik und Psychologie doch auch von den Scholastikern bei allem Hasse hochgehaltener Name um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von einer in Italien sich geltend machenden philosophischen Schule auf die Fahne geschrieben wurde. Gegen diese Averrhoisten ist der Dichter unerbittlich, und er nimmt keinen Anstand, ihren Meister einen „rasenden Hund“ zu schelten.

Vorurtheilsfrei, wie in vielen Dingen, erweist sich Petrarca auch hinsichtlich der Astrologie und Medicin. Daß er die ganze Weisheit der Sterndeuter für Unsinn hält, spricht er in dem Schreiben an Francesco Bruno offen aus[2]). Vielleicht ist es der geringen Meinung, welche er von diesen Leuten hat, zuzuschreiben, daß er auch der Astronomie gegenüber sich gleichgültig verhält, welche ja damals noch Hand in Hand mit der Astrologie zu gehen pflegte. Als ein Cardinal ihn zur Abfassung eines astronomischen Gedichtes aufforderte, weigerte er sich des mit der Erklärung, astronomische Kenntnisse weder zu besitzen noch nach solchen zu verlangen. Noch viel ungünstiger aber war er auf die Medicin und die Aerzte seiner Zeit zu sprechen. An Satiren gegen die Aerzte hat es zu keiner Zeit gefehlt und wird es nie fehlen, solange es unter den Schülern Aeskulap's gewissenlose Charlatane und unter den Kranken Solche gibt, die vergebens an allen Thüren um Heilung angeklopft haben. Ewig classisch bleibt der Spott, mit dem Molière und Beaumarchais die suffisante Unfähigkeit der Arzneiwissenschaft ihrer Zeit gegeißelt haben, während uns in der Gegenwart Tolstoi und der junge Daudet das Beispiel einer Feindschaft gegen die Mediciner geben, die schon als komische Marotte zu bezeichnen ist[3]). Auch bei Petrarca gewinnt die Abneigung gegen die Aerzte geradezu den Charakter einer Idiosynkrasie, obgleich er mehr als einmal Veranlassung nimmt, zu betheuern, daß er an sich weder der Arzneiwissenschaft noch den Aerzten gram sei. Als Clemens VI. krank daniederliegt und eine ganze Schar von Aerzten sein Lager umsteht, schreibt Petrarca dem Papste, um ihn vor den letzteren zu warnen, und ruft ihm das Epitaph jenes Mannes ins Gedächtniß, der auf sein Grab schreiben ließ: „an den vielen Aerzten bin ich gestorben“ — turba medicorum perii. Das haben ihm die Herren von der medicinischen Facultät natürlich sehr übel genommen, und es entspann sich ein bitterer Streit zwischen beiden

---

[1]) Vergl. die den übrigen Schriften Petrarca's folgende weitere Ausführung dieses Sujets bei Koerting S. 410 f. Geiger S. 91 f. Voigt S. 54 f.

[2]) Ueber Petrarca's Verhältniß zur Astrologie s. Voigt S. 42. Geiger S. 87, 267. Koerting S. 311.

[3]) Vergl. Léon A. Daudet, Les Morticoles, Par. 1894, und dazu A. Z. 1894, 169.

Parteien, in welchem unser Dichter es an Maßlosigkeit und kleinen und großen Bosheiten nicht fehlen ließ. Es sind namentlich Unfähigkeit, Schwindel, Habgier, welche er den Aerzten zum Vorwurf macht. Was den letzteren Punkt anlangt, so scheinen in der That die Berühmtheiten damaliger Zeit hinsichtlich ihrer Honorare wenigstens hinter den Herren Nélaton und Mackenzie nicht zurückgestanden zu haben. So ließ sich ein Chirurg in Ligurien von einem kranken Herrn außer der Reise die Kleinigkeit von 3500 Ducaten in Gold zahlen, was, verglichen mit heutigen Verhältnissen, wohl 50—60000 Mark gleichkommt. Der Kranke wurde natürlich nicht geheilt, und der große Doctor, der leider ein Deutscher war und sich „il medico del Vallese“ nennen ließ, rieth schließlich dem Patienten, zur Magie seine Zuflucht zu nehmen. Man sieht an diesem Beispiel, daß Petrarca's Polemik gegen diese Charlatane wohlberechtigt war; sie galt aber, über die Person hinaus, der Sache, d. h. dem gänzlich verrotteten Zustand einer Medicin, die den Weg wissenschaftlicher Beobachtung und Forschung noch nicht eingeschlagen hatte, und die theils von den unverstandenen Recepten Galen's, theils vom krassesten Aberglauben lebte. Mit dieser „Kunst“ mußte freilich tabula rasa gemacht werden, und Petrarca war gewiß einer der Ersten, die das einsahen. Wenn er auch noch nicht im Stande war, etwas Besseres an die Stelle zu setzen, so war wenigstens seine Kaltwassermethode ein Fortschritt, vorzüglich in einem Lande, wo der Gebrauch des Wassers zum Waschen und Baden auch jetzt noch breiten Schichten des Volkes vollkommen unbekannt oder wenigstens unsympathisch zu sein scheint.

VII.

Nur wenige Worte können hier Petrarca als Dichter gewidmet werden. Ich muß für dieses Capitel auf die ausführlichen Biographien verweisen, kann aber nicht umhin, zu bemerken, daß wir keine Analyse der Gedichte besitzen, welche an Feinheit und Eindringlichkeit z. B. mit derjenigen zu vergleichen wäre, welche Sainte-Beuve den belletristischen Werken Chateaubriand's und seiner Zeit hat angedeihen lassen. In unserer deutschen Literatur ist der Abschnitt Gaspary's über den Canzoniere (I, 460) das Geistvollste, was wir über diesen Gegenstand besitzen; in der italienischen steckt das Beste in einzelnen Commentaren zu dem Liederbuch, unter welchen mir derjenige Muratori's immer noch besondere Beachtung zu verdienen scheint.

Die Briefe können zur Beurtheilung des Dichters selbstverständlich nur insofern in Betracht kommen, als sie seine Auffassung von der Poesie und ihren Gesetzen aussprechen. Im Vordergrund steht hier die klare Erkenntniß, daß Naturwahrheit oberstes Gesetz der Poesie sei. Die Beobachtung der Natur und die Erfahrung ist Petrarca darum die Mutter aller wahren Kunst. Damit zusammen hängt seine Freude an der Natur — sein Verlangen, neue Länder, andere Menschen, hohe Berge, die vielbesungenen Meere und Seen, Quellen und Flüsse kennen zu lernen. Er liebt die Wälder, das Landleben, er kostet die Herrlichkeit der Alpenwelt, die viele Jahrhunderte später erst Rousseau wieder entdecken sollte und die immerhin noch auf Chateaubriand und auf Goethe verhältnißmäßig geringen Eindruck gemacht hat. Die Naturschilderung

muß ihm daher vorzüglich gelingen. Aber auch die plastische Darstellung von Vorgängen geräth ihm nicht schlecht, wie der Brief an Donato (Sen. V, 5) beweist. Freilich, in den Gedichten wechselt, wie das oft bemerkt wurde, wahre und echte Empfindung mit dem, was die Italiener „freddura" nennen[1]). Auch die Briefe zeigen denselben Wechsel. Man hat, mit vollem Recht, auf den kalten, herzlosen Ton mancher „Trostschreiben" (wie Fam. IV, 10. 11. 12) hingewiesen, denen nun freilich, wie schon erwähnt, auch mancher Erweis echter, warmer Empfindung gegenübersteht. Viel schärfer muß man urtheilen über die hohle Phraseologie der moralphilosophischen und polemischen Dialoge und Tractate. Die Discrepanz zwischen der Reinheit, Klarheit und kunstvollen Schönheit des Canzoniere und den Tiraden und Gemeinplätzen, den innerlich meist hohlen, affectirten, Alles übertreibenden Declamationen der Dialoge ist geradezu merkwürdig. Es ist, als ob seit einem bestimmten Zeitpunkt ein plötzlicher Niedergang in Petrarca's Geist eingetreten sei. Sein Gebiet war nur das des ästhetischen Empfindens; auf allen anderen war er ein reines Kind, namentlich da, wo es aufs Handeln ankam, verworren, phrasenhaft, zur That unfähig Die Dialoge sind der Unlust entsprungen, welche Petrarca darüber empfand, daß ihm im Leben nichts gelungen war. Ueber die Frage, wie viel Petrarca aus dem eigenen Leben und Herzen in seine Lieder hineingelegt hat, werden wir noch zu sprechen haben.

So entschieden Petrarca auf der einen Seite in die naturalistische Richtung einlenkt, so fest hängt er anderseits noch in den Banden der mittelalterlichen Allegorie. Nicht bloß in den „Trionfi". Auch in den prosaischen Schriften und in den Briefen belegt er das ausgiebig. So in der, übrigens stark an die Allegorie der „Divina Commedia" erinnernden symbolisch-allegorischen Ausdeutung der Aeneide (Sen. IV, 5, zu Aen. I, 514) oder in der allegorischen Beschreibung der Tugend (Var. 50, 61).

Beachtenswerth ist das Urtheil, welches unser Dichter über den Styl fällt, den er durchaus persönlich, individuell will — womit er freilich, ohne daran zu denken, — seine eigene Nachbildung Cicero's und Seneca's verurtheilt. Wie sich seine schriftstellerische eigene Individualität ausgesprochen haben würde, wenn er Prosa in der Volkssprache geschrieben hätte, das können wir jetzt leider nicht beurtheilen. Denn die von Hortis zuerst herausgegebene Rede von 1354[2]) ist zwar italienisch überliefert, es ist aber doch sehr zweifelhaft, ob wir das Original oder eine Uebersetzung vor uns haben.

Man fragt sich natürlich, wie Petrarca über die bildenden Künste und ihr Verhältniß zur Poesie gedacht habe. Daß er, der Dichter, letzterer den Vorzug gegeben, kann nicht überraschen. Unter jenen stellte er die Plastik über die Malerei. Er sagt das in einem Briefe an den Erzbischof Guido Sette,

---

[1]) Zu der Frage des Geliebten Atala's (wo sie eine Thräne vergießt): „Orage du cœur, est-ce une goutte de votre pluie," sagt der boshafte Kritiker Chateaubriand's, Morellet: „Dies ist ein vollkommenes Beispiel dessen, was die Italiener ‚freddura' nennen, und es ist in der That nicht möglich, sich etwas vorzustellen, was kälter und in einem solchen Momente weniger am Platze wäre, als eine ähnliche Frage."

[2]) Hortis, Scritti inediti di Fr. Petrarca, p. 335. Vergl. dazu Nolhac.

(Fam. V, 17), wo er sich über die Thatsache verbreitet, daß, obgleich der Geist im Körper seinen formalen Aus- und Abdruck erhalte, doch Menschen, die keineswegs schön gebildet sind, herrliche Werke hervorbringen. Er erinnert dabei an Phidias und Apelles, von denen Niemand berichte, daß sie schön gewesen, während wir ihre Werke doch über Alles preiswürdig nennen. Von Apelles urtheile man hier auf den Ruf hin, den er im Alterthum hinterlassen; von Phidias zeigten es seine uns erhaltenen Marmorsculpturen. Aus dieser Notiz geht hervor, daß man im Zeitalter Petrarca's an die Erhaltung echter Werke des Phidias glaubte. Petrarca geht dann zu seiner eigenen Zeit über und sagt: „Ich habe zwei ausgezeichnete Maler gekannt, die übrigens auch beide nicht schön waren: den Florentiner Giotto, der sich unter Neuern eines außerordentlichen Ruhmes erfreut [1]), und Simone von Siena. Ich kannte auch etliche Bildhauer, die aber geringern Ruf genossen, denn in diesem Punkte leistet unsere Zeit nicht so viel, wie in der Malerei."

Daß Petrarca Giotto besonders verehrte, daß er überhaupt ein Freund der Malerei war und gute Bilder zu schätzen wußte, das geht, abgesehen von seinen Beziehungen zu Simone de Martino, auch aus jener Clausel seines Testaments hervor, in der er aus Dank gegen den Beherrscher Padua's diesem sein Madonnenbild von Giotto, das ihm Michele Vanni einst aus Florenz gesandt hat, hinterläßt — ein Bild, fügt er hinzu, dessen Schönheit zwar die Ignoranten nicht, wohl aber alle Kenner anstaunen. Die Notiz scheint unseren Kunsthistorikern gänzlich entgangen zu sein; Niemand hat, meines Wissens, über dies seither verschwundene Tafelbild Giotto's Nachricht gegeben.

Petrarca's gesammte poetische und schriftstellerische Thätigkeit, in Verbindung mit seiner Bedeutung als Begründer des Humanismus, fordert zu einer Parallelle mit Goethe heraus. Koerting (S. 540 f.) hat sie gezogen. Er findet, daß, während unsere beiden deutschen Dichterfürsten sich mit Bewußtsein und klarer Erkenntniß dem classischen Alterthum zuwandten, also reflectirend handelten, bei Petrarca die Hingabe an das Alterthum das Werk nicht speculativer Reflexion, sondern genialer Intuition war. Er schließt daraus, daß, wenn Goethe und Schiller ohne Zweifel die höher gebildeten und reiferen Geister, Petrarca ebenso zweifellos der höhere Genius war — „denn Schaffen ist mehr, als Neuschaffen". So bestechend diese Argumentation für den Bewunderer unseres Dichters sein mag, so ist sie „zweifellos" doch falsch. Petrarca's Begabung reicht weder an Weite noch an Tiefe an das Genie Schiller's und Goethe's. Aber das ist wahr: es führt eine gerade Linie von jenem zu diesen, und man darf Goethe und Schiller nicht genießen, ohne dankbar dessen zu gedenken, welcher sie vorbereitet und möglich gemacht hat.

---

[1]) In dem „Itinerarium Syriacum" erwähnt der Dichter auch Giotto's Fresken in der Capella Regia zu Neapel, eine Angabe, die unverschuldeter Weise zu Verwechslungen und Irrthümern Anlaß gegeben hat; vergl. dazu Crowe und Cavalcaselle, Geschichte der italienischen Malerei (D. A.), I, 269.

VIII.

Unter den Briefen Petrarca's ist ein großer Theil politischen Angelegenheiten und Verhandlungen gewidmet. Einen breiten Raum nimmt die Correspondenz mit Kaiser Karl IV. ein, dessen Romfahrt der Dichter leidenschaftlich betreibt, und mit dem er viele Jahre hindurch in enger Verbindung bleibt. Andere Schreiben gelten der von ihm so heiß befürworteten Rückkehr des Papstes nach Rom oder den Bestrebungen Cola di Rienzo's, an denen er anfänglich so lebhaften Antheil nimmt. Wieder andere beschäftigen sich mit den Missionen, welche der Dichter, meist mit geringem oder geradezu schlechtem Erfolg, übernimmt; mit den Geschäften, welche ihm die Signori von Mailand oder Padua übertragen, mit den Versuchen, die streitenden Republiken Genua und Venedig auszusöhnen, Pavia von einem Tyrannen zu befreien oder das heilige Land den Türken zu entreißen. In allen diesen Actenstücken spricht sich eine glühende patriotische Gesinnung aus. — Die Befreiung Italiens von fremder Herrschaft, die Einigung von Italiens Völkern und Fürsten, die Beilegung ihrer Streitigkeiten, die Wiederherstellung Roms und seiner Weltmacht (. . publica mater Italia, et Italiae caput Roma; Fam. XIX, 1), die Rückführung des allgemeinen Friedens: das sind die Ziele, die ihn bewegen und lange Jahre in Athem halten, das die Absichten, denen er nirgend einen schönern Ausdruck verliehen, als in der berühmten, noch heute die Herzen aller Italiener erfüllenden Canzone „Italia mia". Man kann, außer den großen und löblichen Absichten, die der Dichter hier überall hervorkehrt, und die tiefster Ueberzeugung entsprechen, nicht verkennen, daß er hier und da einen richtigen Blick gehabt hat. Klarer, als leider die venezianischen Staatsmänner hat er erkannt, welch' ungeheuren Fehler Venedig beging, als sein Neid Genua's Macht zerstörte, denn der Vortheil fiel nur den Türken in den Schoß, und die Republik arbeitete damit an ihrem eigenen Niedergang, wie sie, anderthalb Jahrhunderte vorher, durch Zerstörung des byzantinischen Kaiserthums das erste Bollwerk, das zwischen ihr und dem Sultan lag, vernichtete. An diesen beiden Irrthümern ist Venedig zu Grunde gegangen; Andrea Dandolo war durch Petrarca gewarnt. Ganz brauchbar waren auch die Lehren, welche Letzterer den Königen gab. Aber im Allgemeinen bleibt wahr, daß er ein schlechter Politiker gewesen: er ist sich darüber selber ziemlich klar (nihilo melior oeconomicus quam politicus sum, Fam. XXII, 12). Er war das, nicht weil er ein Geistlicher und wenigstens standesgemäß Theologe war. Die Theologen haben in alter und neuer Zeit Hinreichendes geleistet, nicht bloß auf dem Felde der Kirchenpolitik, sondern auch der profanen, um nicht erst nöthig zu haben, den „Hamburger Nachrichten" ihren Fähigkeitsnachweis in diesem Artikel beizubringen. Von den großen Kanzlern des Mittelalters abgesehen, die fast alle Priester waren, scheinen mir auch die letzten Jahrhunderte einige Belege zu bringen. Rosmini und Gioberti waren beide von Hause aus Theologen und, was noch schlimmer ist, sogar Philosophen. Das hat sie nicht gehindert, die Hand fest an den Pulsschlag ihrer Nation zu halten und für Italiens Wiedergeburt mehr zu leisten, als die meisten zünftigen Diplomaten fertig brachten. Und auch auf dem eigentlich diploma-

tischen Gebiete dürften sich einige (wenn auch wenig) geistliche Herren, wie Richelieu und Talleyrand, sehen lassen und sogar neben Bismarck, der immerhin die ethisch-nationale Grundlage seiner Politik voraushat, leidlich gute Figur machen. Man sieht auch schwer ein, weshalb, wenigstens für das Verständniß und die Behandlung kirchenpolitischer Fragen, ein ganzes, dem Studium der Geschichte der Kirche und der römischen Politik gewidmetes Leben nicht eine bessere Vorbereitung sein sollte, als das Herumstehen der Attachés in den diplomatischen Salons und die berufsmäßige Betheiligung an den officiellen Diners. In dem einfachen Servitenmönch Paolo Sarpi hat die Republik Venedig Jahrzehnte hindurch einen Consultor gehabt, dem an fachmännischem Wissen, an Technik der Staatskunst und Genialität des Geistes wenige Cultusminister der neuern Zeit an die Seite gestellt werden können. Hätte etwa die Republik auf den Rath ihres besten Sohnes verzichten sollen, weil derselbe nicht die übliche Laufbahn des Berufsdiplomaten hinter sich hatte?

Nein, Petrarca war ein unpraktischer Politiker, weil er ein nervöses Temperament und zudem die unbequeme Eigenschaft besaß, ein großer Dichter zu sein oder vielmehr ganz Dichter zu sein. Das nervöse Temperament, dessen er sich erfreute, war das ungeeignetste für eine Thätigkeit, die vor Allem ein kaltes Herz und einen ruhigen Kopf verlangt. Daß Dichter selten gute Politiker sind, wird kaum eines Beweises bedürfen. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß einige talents d'agrément nicht mit einem tüchtigen Staatsmann zusammenwohnen können. Um von der Gegenwart zu schweigen, war Massimo d'Azeglio Künstler und Dichter und nebenbei, wenn auch kein Staatsmann ersten Ranges, doch ein sehr angesehener und hochverdienter Politiker. Disraeli hat eine Reihe schöngeistiger Schriften verfaßt, was ihn nicht hinderte, der beste Premierminister gewesen zu sein, den England seit Pitt gehabt hat. Und Herr von Keudell, obgleich ein großer Musiker, hat als Botschafter in Rom seines Amtes so vortrefflich gewaltet, daß seine Abberufung heute noch unverständlich bleibt. Anders liegen die Dinge, wo eine Persönlichkeit ganz in dem ästhetischen Interesse aufgeht, wie bei Petrarca, und wo alle geistigen Fähigkeiten, den Thatsachen des realen Lebens abgekehrt, nur auf die künstlerische Aufgabe angelegt und ausgebildet sind. Da bin ich denn freilich entschieden Du Camp's Ansicht, daß solche Talente in der Literatur und Kunst bleiben und sich nicht in die Politik hineinwagen sollen: „ich bin der Politik aufrichtig böse deshalb, weil sie der Literatur, ohne allen Nutzen für das Vaterland so viele hervorragende Männer entrissen hat — Dichter, Historiker, Moralisten. Chateaubriand hat nichts dabei gewonnen, Victor Hugo dabei verloren, Lamartine ist darin untergegangen. Besser als all' seine politischen Reden ist Benjamin Constant's ‚Adolphe'."[1])

Analysirt man Petrarca's politische Ideen, so zeigt sich zunächst, daß derselbe hinsichtlich der Hauptfragen noch von den Ansichten beherrscht ist, die Dante in der „Commedia" und in der „Monarchia" vorgetragen hatte; frei-

---

[1]) Maxime Du Camp, Souv. litt. II, 296.

lich mit einem stärkeren guelfischen Einschlag. Als erstes Axiom steht auch ihm, wie Dante, die Continuität der römischen Monarchie fest, auf welche alle Fäden der geschichtlichen Entwicklung hingeführt haben, und wie Dante macht ihn der Umstand in dieser Auffassung durchaus nicht irre, daß der Inhaber dieser Monarchie nunmehr ein Deutscher ist. Karl IV. ist ihm „Augustus noster“, „die Deutschen mögen ihn für sich reclamiren, für uns ist er Italiener“. Von der Wiederherstellung des kaiserlichen Einflusses in Italien erwartet er, wie einst Dante, die Wiederaufrichtung des Weltfriedens. Wie Dante erkennt er Papst und Kaiser als Inhaber aller höchsten Macht (summa rerum humanarum; Sen. VII, 1) an, und wie jenem ist auch ihm die Monarchie die für Italien tauglichste Regierungsform. Auch die dem hohen Mittelalter eigene, gleichfalls von Dante vorgetragene Lehre von den zwei Lichtern der Welt und den zwei Schwertern der Gerechtigkeit ist ihm geläufig, und ebenso fühlt man überall heraus, daß die französische Politik und ihre Vergewaltigung des Papstthums wie Italiens ihm, gleich dem Dichter der „Commedia“, als das Hauptthinderniß einer Gesundung der Verhältnisse erscheint (Fam. XIV, 6). Aber weit mehr als dieser täuscht er sich über die Wirklichkeit und über die realen Machtverhältnisse seiner Zeit. So meint er, Italiens Reichthum und maritime Macht seien nie so entwickelt gewesen, als in seinen Tagen, und er übersieht die völlige Zerfahrenheit der mittelalterlichen Dinge, wenn er dem Papst und den Cardinälen versichert, nirgend in der Welt könne die Curie sicherer als in Rom existiren. Der schlimmste Irrthum seiner politischen Laufbahn war sicher der, daß er eine Zeit den wahnsinnigen Traum Cola di Rienzo's mitgeträumt hat. Diese demokratischen Velleitäten, denen er unter dem Einfluß des Volkstribunen wenigstens vorübergehend verfiel, haben ohne Zweifel hauptsächlich dazu beigetragen, ihn in Avignon zu discreditiren und ihn in den Augen der Curie als politisch nicht verwendbar erscheinen zu lassen. Das wird auch der Grund gewesen sein, weshalb Petrarca die Cardinalswürde nicht zu Theil wurde, welche nach Sicco Polento ihm von Innocenz VI. angeboten worden sein soll[1]). Wäre das der Fall gewesen, so würde unser Dichter sicher davon gesprochen haben.

War Petrarca in der Politik weder geschickt noch glücklich, so hat er doch gute und reine Absichten gehabt. Man kann dafür citiren, was er über die Regierungen (Sen. XVI, 1), über die Eigenschaften der Fürsten (Fam. I, 1; Sen. VIII, 3), wo sich der gute Ausspruch findet: („der Kopf, nicht die Füße haben zu commandiren“), über den Werth des politischen, dem Wohl der Nation gewidmeten Lebens vor dem Klosterleben (Fam. III, 12), über das, was zu einem Feldherrn gehört Sen. IV, 1), schreibt. Das kann freilich an der Thatsache nichts ändern, daß unser Ideolog von der Realpolitik keine Ahnung hatte

[1]) Bei Tomasini, Petrarca Redivivo, p. 185, und bei Traversari ed. Mehus, p. 198. Man hat auch aus Eclog. VII: „invisa regione satum, quem florea vallis paverit“ auf eine ähnliche Absicht bei Clemens VI. schließen wollen, gewiß mit Unrecht (s. Rossetti, Poes. min. I, 277). Ueber die das Andenken Gherardo's und einer angeblichen Schwester Petrarca's incriminirende Anekdote, welche Lelio de' Lelli in seiner unedirten Biographie Petrarca's erzählt, und die offenbar Fabel ist, s. Hortis a. a. O. S. 282 f.

und niemals aufgehört hat, die Eingebungen seiner Studirstube mit der wirklichen Welt draußen zu verwechseln.

Auch seine Kirchenpolitik trägt einigermaßen diesen Charakter. Unter den zahlreichen Briefen, welche dieses Thema berühren, sind die Epistolae sine titulo die wichtigsten Das Gemälde, welches es hier wie in andern Schriften von den Zuständen in Avignon entwirft, ist überaus traurig. Er nennt die Residenz des Papstes an der Rhone kaum anders, als das abendländische Babylon; es ist ihm ein „tiefer Sumpf", ein „limen infame", das Alles verpestet, ein elendes Gefängniß, wo alle Nichtswürdigkeit und aller Schmutz der Welt sich zusammenfindet, wo nichts mehr heilig gehalten wird, keine Gottesfurcht mehr wohnt, Alles von der Begier nach Gewinn getrieben wird, eine Stadt, deren Anblick und Geruch entsetzlich, jedem Glücke abhold ist. Nichts kann, sagt er, heute dem verkommenen Zustand der Curie gleichkommen, die ihm über alle Maßen zuwider ist, an der man nur seine Seele zu Grunde richten kann. Er warnt alle Freunde, an diesen Flüssen Babylons sich aufzuhalten. In diesem Weinberg wachsen nur saure Trauben, und gedeiht nur blutige Ernte.

„Was immer an Hochmuth, Perfidie, Schamlosigkeit, ausgelassener Begier gehört oder gesehen werden kann, ist hier zusammengehäuft, wo sie Christus kaufen und verkaufen, feilhalten, ihn arm, nackt, gegeißelt von Neuem auf den Calvarienberg schleppen und kreuzigen." (Ep. sine tit. 17, al. 15.)

Raub, Ehebruch, Incest sind hier Spiele und Unterhaltungen; mitten da drin sitzt Satan und lacht. Benedict XII. wird von Petrarca ein vino madidus genannt, der besser den Pflug seiner Väter in der Hand behalten, als die Barke Petri bestiegen hätte. Clemens VI. wird ein geistlicher Nimrod, Kambyses oder Dionysius genannt; sein Verhältniß zu Cäcilia von Turenne, seiner Semiramis, offen angeklagt und der Papst selbst unter dem Namen des Mitio sammt seinem regnum laceratum lascivis animalibus, idest cardinalibus et praelatis, in den Eklogen auf das Furchtbarste bloßgestellt. Innocenz V. hat er seine Falschheit vorgeworfen. Noch schlimmer werden die Cardinäle behandelt, die entschieden seine Freunde nicht sind. Ihr Stolz ist unerträglich; daß einmal ein guter, unbescholtener Mann ins Sacro Collegio Einlaß findet, ist eine Seltenheit. Dem Papste Urban V. sagt er unumwunden, wie wenig er von seinen Cardinälen halte; ein Hauptgrund, weshalb sie nicht nach Rom zurückkehren wollten, sei die Besorgniß, dort ihren herrlichen Burgunderwein nicht mehr zu finden. Ihr Hauptlaster sei der Geiz. Der Papst soll sie reformiren und sie ermahnen, doch hier und da an den Tod und das ewige Leben zu denken. Das nämliche Thema behandelt der Dichter in den drei Sonetten „Fiamma dal ciel", „L'avara Babilonia" und „Fontana di dolore", wo er auch die constantinische Schenkung, Dante folgend, beklagt, wenn er gleich an der Thatsache selbst und den sie begleitenden Fabeln nicht zweifelt [1]). Diese Anklagen erweitern sich dann zu solchen gegen die Sitten der Zeit

[1]) Ugo Foscolo, S. 175, macht Petrarca auch zu einem Gegner der weltlichen Herrschaft der Päpste. Diese Annahme entbehrt jeglicher Stütze. Die Frage des Temporale ist von ihm nicht aufgeworfen worden.



überhaupt, die von obenher durch schlechtes Beispiel verdorben werden; hier ist es namentlich die Frechheit der Prostitution, die ihn anekelt, und die in Avignon ihr Vorbild hat. Kurzum, der ganze Zustand ist so, daß, was zwei Clemens verdorben, die sieben Gregor in vielen Jahrhunderten nicht mehr gut machen können.

Und das Alles, versichert Petrarca, geißele er nicht auf Hörensagen hin, sondern weil er es mit Augen gesehen — visa loquor, non audita. Nun ist freilich gewiß, daß kaum Jemand in jener Zeit authentischern Bericht über die Zustände am Sitz der Curie geben konnte, als er, der so viele Jahre in und bei Avignon gelebt und in den maßgebendsten Kreisen verkehrt hatte. Gleichwohl wird man ein gut Theil dieser gewiß vielfach zu sehr ins Schwarze malenden Schilderung auf Rechnung jener Erregung und Ueberspannung setzen müssen, welche ihn so oft hinderte, die Dinge in ihrem wirklichen Lichte zu sehen. Ein anderes Theil setze ich auf das Conto jener Neigung zum Pathos und zur Declamation, zu bombastischer Rhetorik, die dem Dichter als Erbtheil des Stylus Romanus anhing. Es bleibt dann des Beklagenswerthen immer noch genug übrig. Aus diesen Anklagen auf eine principielle Opposition gegen das Papstthum schließen zu wollen, wäre durchaus verfehlt. Alle Kritiker der Gegenwart sind darin einig, daß Petrarca ganz mit Unrecht von Paolo Bergerio d. J. und Flacius Illyricus unter die Vorläufer der Reformation gezählt und von Fleury hinsichtlich seiner Orthodoxie verdächtigt wurde. Nicht eine antikirchliche Gesinnung, sondern gerade seine Liebe zur Kirche flößt dem Dichter so harte Worte über Diejenigen ein, welche das Verderbniß derselben herbeigeführt haben; um keinen Preis möchte er je einen Papst beleidigen oder der Ehrfurcht und Liebe gegen ihn ermangeln. Freilich, einen tiefen Einblick in die Ursachen des kirchlichen Verfalls können wir Petrarca nicht zuschreiben. In dieser Hinsicht steht er weit hinter Dante zurück, der, einzig unter allen Menschen des Mittelalters, mit voller Klarheit erkannt und in den letzten Gesängen des Purgatorio dargelegt hatte, daß die Quelle des Verderbens in dem Ueberwuchern des politischen über den religiösen Katholicismus liege; machen wir Petrarca keinen zu schweren Vorwurf daraus, daß er dies nicht gesehen, denn es hat fünf Jahrhunderte gedauert, ehe dieser Satz wieder ausgesprochen wurde. Sein eigenes Recept konnte nur ein Stück der Krankheit heilen. Er sah in der Lostrennung des Papstthums von Rom die Ursache alles Uebels und meinte, wenn das Pontificat dem Einflusse Frankreichs entzogen und Rom wiedergegeben werde, so sei damit Alles geschehen. Man kann ihm Glück wünschen, daß er die Zeiten nicht mehr erlebt hat, welche auf die Rückkehr des Papstthums nach Rom gefolgt sind, und welche die Illusionen Derjenigen rasch zerstören mußten, die Petrarca's Standpunkt getheilt hatten.

IX.

Zu den Lichtseiten in Petrarca's Charakter und Leben zählt sein Gefühl für Freundschaft und die Art, wie er mit den Freunden verkehrte. Er legt den größten Werth darauf und gibt auch Unbekannten den Rath, sich möglichst viel Freunde zu gewinnen. Mit Begeisterung schildert er den Segen

wahrer Freundschaft. Sie ist ihm ein innerer Seelenbund, den körperliche Abwesenheit und Trennung nicht zu zerstören vermag; unter den Freunden darf keine Unwahrheit noch irgend ein Verdacht herrschen. Wie es ihm höchster Genuß ist, durch Ohr und Auge mit den Freunden zu verkehren (Sen. XVI, 4: „Die Augen zeigen uns wie zwei Fenster das Innere des Freundes"), so ist ihm die Correspondenz mit ihnen ein Bedürfniß, weil sie ihn in die geistige Gegenwart der Abwesenden versetzt. Rangunterschied kennt er unter Freunden nicht. Den Freunden bietet er Alles, was er hat, an; einige derselben ladet er geradezu ein, in seinem Hause mit ihm zusammenzuleben. Er findet die Freundschaft mit Alten stabiler, als die mit Jungen geschlossene; nichts ist ihm angelegener, als die Pflichten der Gastfreundschaft, und lange vor Kant übt er die Varronische Vorschrift: man solle zu Tisch stets wenigstens so viel Gäste als die Grazien, nicht mehr als die neun Musen laden. Bitter beklagt er den Tod seiner Freunde. Unter den Freunden, verlangt er, daß größte Offenheit herrsche; er selbst bekennt, ihnen jede Regung seiner Seele kund zu geben. Das Gefühl für sie gewinnt bei ihm zuweilen einen Charakter von Zärtlichkeit, die der Liebe zum Weibe gleicht. Wo die Freunde sich unter einander veruneinigen, stiftet er Frieden. Die Ermordung eines derselben verursacht ihm die größte Aufregung, und er setzt Himmel und Erde in Bewegung, diese Unthat zu rächen. Die Ermahnungen der Freunde nimmt er willig entgegen, wenn er auch nicht sehr beflissen erscheint, denselben zu gehorchen.

Petrarca's Freunde und Bekannte gehören verschiedenen Nationen an. Seine Abneigung gegen Frankreich hinderte ihn nicht, mit manchen Franzosen herzlich zu verkehren. Ein Italiener von Geburt, aber in Paris als Lehrer der Theologie und als Dichter thätig, war Dionysius von Borgo S. Sepolcro [1]), dem Petrarca, seit 1333 mit ihm befreundet, seinen Bericht über die Besteigung des Mont Ventoux widmete, und der unleugbar einen bestimmenden Einfluß auf des Dichters Sinneswechslung ausübte. Dionysius besuchte Petrarca 1339 in Vaucluse und brachte ihn auch mit König Robert von Neapel in Beziehung. Er starb 1342 als Bischof von Monopoli. Mehr vorübergehender Natur waren die Beziehungen zu dem englischen Gelehrten und Staatsmann Richard von Bury oder Angerville, dem Verfasser des merkwürdigen Philobiblion, der 1345 als Bischof starb. Unter dem Namen Sokrates verehrte Petrarca einen andern Ausländer, Ludwig von Kempen, also einen Niederländer — wir wissen nicht, ob aus dem holländischen oder rheinpreußischen Städtchen dieses Namens gebürtig — den er in Lombez bei dem Bischof Jakob Colonna hatte kennen gelernt (1330), und dem er dann die Sammlung der Briefe ad Familiares und das Buch De rebus familiaribus widmete. Sokrates starb 1361 an der Pest. Ueber Petrarca's Beziehungen zu der erlauchten Familie der Colonna ist schon oft gesprochen worden. Sie datiren seit 1330, wo er mit dem genannten Bischof von Lombez nach den Pyrenäen ging und längern Aufenthalt dort nahm. Letzterer starb 1341. Von den übrigen Mit-

[1]) Geiger S. 59, nennt ihn Dionysius von Burgos (!), gibt aber S. 60 Florenz als seine Vaterstadt an. Beides ist falsch.

gliedern des Geschlechts werden in den Briefen genannt Agapeto, der Aeltere wie der Jüngere, Ascanio, Benedict, die Schwestern Hagar und Giovanna, Giovanni a S. Vito, der ältere Stefano, das Haupt der Familie, der jüngere, Giordano, endlich der Cardinal Giovanni, dem er am nächsten stand. Der Cardinal starb 1348 ebenfalls an der Pest. Daß politischer Dissens Petrarca's Verhältniß zu den Colonnesen in den Tagen Cola's aufhob oder mindestens beeinträchtigte, ist bereits erwähnt worden, und ebenso, daß sein Verhalten in dieser Angelegenheit von den Einen schnöden Undanks geziehen, von den Andern immerhin befremdlich gefunden wird. Ein treuer Anhänger der Colonna war Lello, der uns in Petrarca's Briefen als Lälius entgegentritt, und der bis 1363 lebte. Dem neapolitanischen Kreise gehörte Barbato, der Kanzler des Königs an, mit dem Petrarca 1341 und 1343 in Neapel verkehrte, um ihn dann bis zu dessen Tode (1363) nicht wieder zu sehen. Ihm sind zahlreiche Briefe und die Sammlung der Epistolae latinae gewidmet. Weniger vertraut war der Dichter mit Giovanni Barili, der am Hofe zu Neapel eine einflußreiche Stellung einnahm. Erst spät lernte er den Seneschall des Königreichs, Nicola Acciajoli, kennen, mit dem er manchen brieflichen Austausch gehabt, und der ihn auch in Mailand besuchte. Aus den höchsten kirchlichen Kreisen stehen unserm Dichter am nächsten Philipp de Cabassoles, Bischof des der Vaucluse benachbarten Cavaillon, der 1361 den Titel eines Patriarchs von Jerusalem, im selben Jahr den Cardinalshut und 1369 das suburbicarische Bisthum Sabina erhielt; er starb in Perugia 1372; weiter sein alter Schul- und Jugendfreund Guido Sette (nicht Settimo, wie Koerting schreibt), der 1368 als Erzbischof von Genua starb. Zahlreich waren die Beziehungen zu dem Cardinal de Talleyrand, der, ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten, schon 1331 den Purpur trug, seit 1348 Bischof von Albano und vom höchsten Einflusse am Hofe zu Avignon war, wo er bei den Wahlen Benedict's XII. und Clemens' VI. eine maßgebende Rolle spielte. Petrarca, der ihn erst 1351 kennen lernte, scherzte einmal über den Cardinal, indem er meint, Päpste zu creiren sei doch noch mehr, als selber Papst sein (Fam. XIV, 2). Dem gelehrten Stande gehörten unter Petrarca's Correspondenten u. A. an Zenobi de Strada, der gleich ihm sich dem Studium des Homer widmete, und den Kaiser Karl IV. zum größten Verdrusse Nelli's mit dem Dichterlorbeer krönte; Guglielmo de Pastrengo in Verona, auch ein Homerbeflissener, dem Petrarca seinen Sohn zum Unterricht übergab; Serico a Lombardo, sein getreuer Secretär und Mitarbeiter; die beiden Aerzte Donato de Albanzanis und Francesco di Bartolomeo Casini da Siena, der 1364 in Siena, 1374 in Perugia lehrte und Leibarzt Innocenz' VI. wurde, ein Correspondent auch der h. Caterina da Siena, welche ihn als einen „Arzt von großem Ruf" bezeichnet. Aber näher als diese standen Petrarca in der zweiten Periode seines Lebens zwei andere Männer, Francesco Nelli, Prior von S. Apostoli in Florenz, und Giovanni Boccaccio. Dem Erstern sind die „Seniles" und zwei der „Epistolae sine titulo" gewidmet. Er ist der Einzige unter Petrarca's Freunden, dessen Briefe uns wenigstens zum guten Theil erhalten sind; schon vor Jahren war die Publication derselben durch Hortis

angekündigt, jetzt besitzen wir sie in einem eleganten Bändchen, mit welchem uns Henry Cochin kürzlich beschenkt hat. Es sind dreißig Briefe, denen der Herausgeber vortreffliche Noten und Einleitungen beigegeben hat, und aus denen wir die Persönlichkeit des Briefschreibers und manche interessante Details erst recht kennen lernen. Nelli, etwas jüngerer als Petrarca, war Florentiner von reinstem Blut und bereits Prior von S. Apostoli, als ihm Petrarca zuerst schrieb (1351). Ein Mann von guter Bildung, keinem außergewöhnlichen Talent, aber erfüllt von der Liebe zu der Literatur und zum Alterthum, Einer von den Wenigen — unus ex paucis—, die sich hinlänglich beglückt fühlen, wenn sie die Achtung der Besten und durch diese diejenige der Nachwelt gewinnen, unbekümmert um das Urtheil der Masse. Hatte Petrarca ihm einmal geschrieben: vale et temne vulgaria, so antwortet Nelli: „ich bin mir um so mehr werth, je weniger ich mit der Menge übereinstimme“ (tanto mea mihi fit opino charior, quanto longius a vulgo dissentio, L. 19). In den dreizehn Jahren seines Verkehrs mit Petrarca hat Nelli unstreitig an Vertiefung des Geistes und an Reinheit seines Stils gewonnen; zugleich sehen wir seine Verehrung für den großen Meister den höchsten Grad der Zärtlichkeit annehmen. Cochin bemerkt mit Recht, daß man erst aus Nelli's Briefen ersieht, welch' unglaubliche Fascination der Sänger Laura's auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat. Nelli nennt sich glücklich, in dem Jahrhundert, welches jenen hervorgebracht, geboren zu sein; er bedeckt seine Briefe mit Küssen; Petrarca gilt ihm als ein vollkommener Mensch, er ist ihm das Steuer seines Lebens, theurer als alles Andere, sein einziger Trost. Er erscheint ihm als der Schönste unter allen Menschenkindern, schöner als eine edle, geschmückte Frau. Die Anreden an Petrarca gleichen einer Litanei, die man vor einem Heiligen recitirt — spricht doch Nelli von des Dichters „nomen et numen“ fast wie von einem himmlischen Wesen. Die Ankunft eines Briefes von Petrarca ist für Nelli's Haus ein Ereigniß. Er genießt das Schreiben zuerst und schließt sich einen ganzen Tag mit demselben ein; dann werden die Freunde zusammengerufen, und die Epistel wird ihnen vorgelesen. Im Grunde ist sie ja auch für ganz Florenz oder Neapel geschrieben. Nelli gibt uns auch manche neue Einzelheiten über Petrarca's äußere Erscheinung, seine Kleidung, die bis zuletzt eine gewisse Eleganz bewahrte, über die Art, wie er seine eigenen Schöpfungen vortrug (L. 13). Danach zu urtheilen kannte unser Dichter sehr gut die Geheimnisse der Declamation und die Kunst des rednerischen Vortrags, auch hinsichtlich der Unterstützung derselben durch die körperliche Haltung und Bewegung. Desgleichen erfahren wir, daß sich in Florenz eine Art Petrarchesker Akademie gebildet hatte; die Freunde vereinigten sich, um des Dichters Werke mit einander zu lesen und zu erklären, und dieser „Cetus“ der „Legio devota“ schloß seine Zusammenkünfte nicht selten mit einem gemeinsamen Mahl, bei dem man Varro's Vorschrift und Petrarca's Beispiel beobachtete. In dieser Bewunderung war Vieles übertrieben; aber sie war löblich, denn sie ging über die Person hinaus und galt im letzten Grunde dem ästhetischen Ideal und der Sache der Wissenschaft.

Giovanni Boccaccio war unstreitig unter allen Freunden Petrarca's der glänzendste Name: sein Verhältniß zu unserem Dichter kann nur demjenigen verglichen werden, welches zwischen Schiller und Goethe bestand. Die beiden Freundschaftsbündnisse werden ein Stolz der Menschheit sein, solange es noch Menschen gibt, denen das poetische Ideal etwas gilt. Petrarca war der Aeltere; Boccaccio war um neun Jahre jünger, hat jenen aber nur um fünf Monate überlebt, da er 1375, am 21. December, starb. An Ruhm, Wissen, Einfluß und Wohlstand überragte Petrarca den Meister von Certaldo; aber an all' diesen Vorzügen und Gaben ließ er ihn großmüthig Theil nehmen. Er unterstützt und tröstet Boccaccio in seiner Armuth, er tröstet ihn und richtet ihn auf, wo der alternde und kranke Dichter durch die Erscheinungen eines unheimlichen Bußpredigers beängstigt, nicht bloß die schlüpfrigen Schöpfungen seiner Jugend bereut, sondern an der Beschäftigung mit Poesie und Literatur überhaupt irre zu werden droht. Die Beziehungen zwischen beiden Dichtern, welche mit Boccaccio's Reise nach Pavia 1351 beginnen, sind für die Wendung der humanistischen Studien zu der Pflege der griechischen Literatur entscheidend gewesen, wie denn überhaupt ersichtlich ist, daß die Interessen, welche beide Männer verbanden, zunächst die gelehrten, auf Erforschung und Wiedererweckung des Alterthums ausgehenden Bestrebungen waren. Die poetischen Versuche beider traten in den Hintergrund. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß Petrarca erst ganz spät, 1373, in Arqua mit Boccaccio's berühmtestem Werke, dem Decamerone, bekannt wird, das er dann mit größtem Genusse liest. Er verhehlt dem Freunde nicht, daß er an manchen zu freien und lasciven Erzählungen Anstoß genommen, entschuldigt ihn aber in Ansehung des Sujets, der Leser, für die, und der Jugend, in der er geschrieben. Nichts kann graziöser sein, als die Art, wie Petrarca ihm ankündigt, daß er die letzte Novelle des Werkes, die rührende Geschichte der Griseldis, ins Lateinische übersetzt habe — ein Tribut an Boccaccio's Talent, den dieser selbst nicht nach seiner ganzen Bedeutung mehr ermessen konnte. Denn diese lateinische Bearbeitung der Griseldis ging durch Chaucer in die englische Literatur über und sicherte Boccacio sein Eintreten in die Weltliteratur.

Ich muß es mir leider versagen, die langjährigen Beziehungen der beiden großen Dichter hier eingehend zu behandeln[1]); dafür sei noch ein Wort gestattet über das Verhältniß Petrarca's zu Dante, dessen glühendster Verehrer, dessen Biograph und Commentator Boccaccio geworden war. Seit Ugo Foscolo ist die gemeine, auch von Fracassetti vertheidigte, von Cantù, Voigt u. A. übernommene Ansicht, daß Petrarca Dante gegenüber von Neid erfüllt war, und daß er aus diesem Grunde die Divina Commedia nicht geliebt und nicht gelesen habe, sodaß ihn erst Boccaccio durch Uebersendung einer Copie des Gedichtes mit demselben näher bekannt machen mußte.

[1]) Man findet das Nähere über diesen Punkt bei Fracassetti in den Noten zu der Fam. (s. Adnot. p. 513). Koerting S. 253, 360, 445. Bartoli S. 297. De Nolhac (vergl. Ind. p. 435). Vergl. jetzt auch Cochin Boccace, Par. 1894 und Landau, Boccaccio, 1894.

Petrarca hat sich bekanntlich gegen den Vorwurf des Neides selber zu vertheidigen gesucht; es ist ihm aber nicht ganz gelungen, sich nach dieser Richtung völlig zu rechtfertigen, und erst die neuesten Untersuchungen Carducci's, Hortis' und de Nolhac's [1]) haben sein Andenken von dem Makel gereinigt, als ob niedrige Beweggründe sein Urtheil über Dante bedingt hätten. Um den Dichter der Divina Commedia nach seiner ganzen Größe und Bedeutung zu ermessen, dazu fehlte freilich dem einseitigen Verehrer der Antike der richtige Maßstab, und Petrarca stand auch zeitlich noch Dante zu nahe, als daß er den rechten Standpunkt zur Beurtheilung seines Werkes zu gewinnen vermocht hätte [2]).

Eine ganz verschiedene Frage ist diejenige nach dem thatsächlichen Einflusse, welchen die Dichtungen Dante's auf diejenigen Petrarca's gewonnen haben. Anklänge an jene sind in des letzteren Canzonen und Sonetten längst gefunden worden [3]); in der neuesten Zeit tritt aber auch die Ansicht auf, es bestehe ein viel engeres inneres Verhältniß zwischen Petrarca und Dante, und es verhalten sich des ersteren Trionfi zu seinem Canzoniere, wie Dante's Commedia zu der Vita Nuova, ja Petrarca sei in seinem Liederbuch geradezu durch die Vita Nuova und den Canzoniere Dante's inspirirt worden [4]). Mit voller Sicherheit läßt sich in diesen Dingen kein Urtheil fällen, solange die Entwicklung des „Stil nuovo", dem Dante gefolgt ist, nicht vollkommener klar liegt, und solange auch die Echtheit so mancher in den Canzoniere Dante's aufgenommener Lieder nicht feststeht. Daß eine starke Einwirkung der Dante'schen Liebeslieder auf Petrarca stattgefunden, wird man auch heute schon bei aller Wahrung seiner Originalität behaupten dürfen, und ebenso ist mir gewiß, daß der eigentliche Inhalt von Petrarca's Canzoniere und der wahre Charakter seiner Liebe zu Laura ohne Berücksichtigung der Vita Nuova und Beatricens nicht zu verstehen ist.

---

[1]) Nach Marco Giov. Ponta, der 1848 seinen „Dante e il Petrarca" schrieb (neu aufgelegt in Passerini's Collez. di Opuscoli Danteschi, Città di Castello 1894, n. 6) widmete G. Carducci dem Gegenstande eine einschneidende Untersuchung in seinen Studi letterari, Livorno 1874. p. 312 f., in der neuen Auflage Bologna 1893, p. 223 f.), deren Resultate sowohl von Bartoli (S. 298) als de Nolhac, S. 420 angenommen worden sind. Zu dem nämlichen Ergebniß sind auch Hortis (Rivista Europ. VI, 2 und Studi, p. 303) und Gaspary gelangt.

[2]) Petrarca hat Dante noch, aber nur einmal, als Knabe gesehen (nunquam mihi nisi semel idque prima pueritiae meae parte monstratum, Fam. XXI, 15). Leider sagt er nicht, wo. Wäre die Begegnung nach Avignon oder Carpentras zu setzen, so hätten wir damit den ersten sicheren Beweis für Dante's Reise nach Frankreich. Aber die Art, wie Petrarca sich ausdrückt, läßt eher vermuthen, daß er Dante zwischen 1305—1311 in Ancisa oder 1311—12 (?) in Pisa gesehen habe.

[3]) Das Verzeichniß dieser Anklänge u. s. f. ließe sich noch um ein Merkliches vermehren; ich hoffe, an einem anderen Orte ausführlicher auf dieses Thema zurückzukommen.

[4]) Vergl. Cesareo, Dante e Petrarca, im Giornale Dantesco, I, p. XI—XII (1893). A. Moschetti, Dell' ispirazione Dantesca nelle rime di Petrarca. Urbino 1894, und dazu Volpi im Bullettino della Società Dantesca Italiana, n. 5, I 182 f. (1894).

X.

Laura's Name wird in den Briefen nicht ausgesprochen. Und doch wäre unsere Betrachtung nicht vollständig, gingen wir an der Liebe vorüber, der Petrarca seine unermeßliche Popularität verdankt. Gerade der Umstand, daß der Dichter von dem Gegenstande seiner Liebe und seiner Lieder in den Briefen so beharrlich schweigt, verlangt eine Erklärung, und wir kommen daher an einer kurzen Erörterung dieser Themas nicht vorbei, so wenig auch daran gedacht werden kann, hier eine systematische und erschöpfende Behandlung desselben einzuflechten[1]).

Petrarca hat uns in dem Brief an die Nachwelt selbst versichert, daß er in jungen Jahren „an einer einzigen und ehrenfesten Liebe gelitten", welcher der Tod der Geliebten ein Ende bereitet habe. Die Einzigkeit und Ausschließlichkeit dieser Liebe wird auch sonst, sowohl in dem Secretum, als in den Canzonen (z. B. in „Amor se vuo ch'i torni al giogo antico", Förster S. 89, und: „Quell' antico mio dolce empio signore", Förster, S. 106) betont und der Versuch einer spätern Liebe, sich nach dem Tode der ersten Geliebten einzuschleichen, als mißlungen hingestellt. Von jeher ist nicht bezweifelt worden, daß diese eine große Liebe Donna Laura galt, welche der Dichter 1327 kennen lernte, und welche laut Sonetts „Tornami a mente etc." (Förster, S. 264) am 6. April 1348 (vgl. Trionfo della morte, IV, 133—135) starb. Die Jahre dieser Liebe werden in den Sonetten oft gezählt, so das elfte, vierzehnte, fünfzehnte, siebzehnte, zwanzigste, einundzwanzigste. Mit dem Tode der Geliebten wachte die schon etwas eingeschlafene Leidenschaft von Neuem auf; wenn die Canzone „Stando mi un giorno solo alla finestra" (Förster, S. 90) wirklich 1361 gedichtet und 1364 überarbeitet ist, so hat die Liebe zu Laura den Tod derselben um viele Jahre überlebt. Der Dichter selbst bekennt (Sonett „tennemi amor" (Förster, S. 275):

„Amor ließ einundzwanzig Jahr mich zagen,
In Gluthen froh und hoffend im Entbehren,
Zehn andre Jahre gab er nichts als Zähren."

Die Geschichte dieser Liebe, welche nie Erhörung fand, hat der Dichter selbst sowohl in dem Secretum, wie man annimmt, als in der Canzone „Quell' antico mio dolce empio signore" (Förster S. 103) und namentlich in dem zweiten Gesang des Trionfo della morte (Förster S. 347) erzählt. Viele andere Züge und Details, welche das Verhalten der Geliebten malen, finden sich in andern Gedichten. Jeden Zweifel schien die Eintragung in dem Virgilcodex der Ambrosiana zu Mailand zu zerstreuen, welche Petrarca unmittelbar nach dem Tode der Geliebten vollzog, und in welcher er erklärt, daß er die durch seine Gesänge berühmt gewordene Laurea (so nennt er sie) zuerst am 6. April 1327 in der Kirche der heiligen Clara zu Avignon gesehen, daß dieselbe am nämlichen Jahrestage 1348 zur Zeit, wo er in Verona weilte, starb und noch am selben Tage in der Minoritenkirche zu Avignon beigesetzt wurde.

[1]) Vergl. hierzu jetzt Foscolo S. 7—91. Geiger S. 211—257. Mezières S. 41 f. Koerting S. 112, 119, 233, 631 u. f. f. Bartoli S. 186—254 f. D'Ovidio Madonna Laura (in Nuova Antologia, 1888. XXIII, 209 f., 385 f.).

Schon die älteren Petrarcaforscher, wie Alessandro Vellutello (um 1520), hatten sich alle Mühe gegeben, in und um Avignon Nachrichten über die Person Laura's einzuziehen. Es war ein großes Ereigniß für die Petrarchisten, als 1764—67 der Abbé de Sade mit seinen Mémoires sur la vie de Pétrarque auftrat, in welchen der Nachweis geliefert wurde, daß Laura um 1307 als Tochter eines Edelmanns Audibert de Noves geboren und 1325, 16. Januar, Hugo de Sade in Avignon angetraut wurde. Diese Behauptungen erschienen gestützt durch eine Reihe von Documenten und durch das im Jahre 1533 in dem angeblichen Grabe Laura's gefundene Sonett Petrarca's. De Sade's Aufstellungen fanden im Allgemeinen Beifall; sie sind im vorigen Jahrhundert von Tiraboschi und Baldelli, in unserm von Ré, Fracassetti, Mézières, Koerting angenommen, zuletzt am eingehendsten von d'Ovidio geprüft und im Wesentlichen gebilligt worden. Der Engländer Woodhonseler (1810), Marsand, Blum, auch Geiger bestritten sie ganz oder theilweise und wollten nicht zugeben, daß Laura eine verheirathete Frau war. Die Erzählung von dem Grabfund ward von Koerting bezweifelt, von Bertoli als Erfindung erklärt. Doch halten alle diese Kritiker an dem historischen Charakter des Kerns der Erzählung und also an der Realität Laura's fest. Diese ist aber schon in älterer Zeit, in neuerer durch den Marquis de Valori (1851) bekämpft worden. „Heute," meint Hr. Mézières, „wird die Existenz Laura's von Niemandem mehr bestritten, ausgenommen vielleicht von einem jener hartnäckigen Skeptiker, deren Unglaube durch keine Beweisführung erschüttert wird." So einfach liegen aber die Dinge doch nicht. Was zunächst die de Sade'sche These anlangt, so bin ich weit entfernt, ihrem Urheber die bona fides absprechen und behaupten zu wollen, das Bestreben, Laura zur Ahnfrau seines Geschlechtes zu machen, habe ihn zu bewußter Unehrlichkeit verführt. Aber etwas Anderes ist es mit der Stichhaltigkeit seiner Beweisführung. Daß, was von der Eröffnung des Grabes (1553) erzählt wird, mehr als verdächtig ist, wird jeder Kritiker zugeben müssen; das in dem Grab „gefundene" Sonett Petrarca's ist eine Farce. Die Leichtgläubigkeit, mit der de Sade und seine Parteigänger diesen Dingen gegenüberstehen, erweckt keine günstige Vorstellung von ihrer Zuverlässigkeit in anderen Fragen. Die von dem Abbé de Sade vorgebrachten Documente sind heute verschwunden, seine Argumentation ist demnach nicht mehr controlirbar. Die Berufung auf die notarielle Bescheinigung, welche er seinen „Urkunden" angedeihen ließ, kann nur bei Demjenigen verfangen, welcher von dem Zustand der Kritik im 18. Jahrhundert und von der Geschichte der zahllosen Fälschungen, von denen alle Jahrhunderte zu erzählen wissen, keine Ahnung besitzt.

Läßt man nun aber die Sade'sche These als wissenschaftlich nicht verwerthbar auf sich beruhen, so ist damit noch lange nicht erwiesen, daß Laura überhaupt nicht existirt habe. Selbst wenn der Eintrag im Mailänder Virgilcodex unecht wäre (was vielfach behauptet wurde, aber Angesichts des ganz Petrarchesken Tenors der Notiz und des Charakters der Handschrift kaum anzunehmen ist), blieben Argumente genug übrig, welche für Laura's Realität sprechen. Sie sind oft genug, am vollständigsten zuletzt durch d'Ovidio vor=

gelegt worden, so daß es hier einer erneuerten Zusammenstellung derselben nicht bedarf.

Gleichwohl bleiben Schwierigkeiten zu lösen; sie liegen wesentlich in dem Verhalten, welches Petrarca diesem Gegenstand gegenüber in seiner Correspondenz beobachtet, und in der höchst auffallenden Art, wie seine Liebe überhaupt hier erwähnt wird. In den Briefen begegnen wir nur äußerst seltenen Anspielungen auf Petrarca's verliebten Zustand. Er deutet darauf hin in dem an Olympius gerichteten Schreiben, wo er erzählt, daß die Einsamkeit der Vaucluse die Flammen seiner Leidenschaft nicht gedämpft, und daß in ihr jene in der Volkssprache gedichteten Jugendlieder entstanden seien, deren er sich jetzt schäme, die aber den an derselben Krankheit Leidenden sehr willkommen gewesen seien. Die Schilderung dagegen, welche er in seinem Briefe an den Cardinal Giovanni Colonna († 1348) von seinem Treiben in Vaucluse entwirft, schweigt ganz von irgend welchem Liebesharme und sagt ausdrücklich, des Dichters Stimmung sei von Fröhlichkeit wie von Trauer gleich weit entfernt gewesen. Auch in dem Briefe an seinen alten Schulfreund, den Erzbischof Guido von Genua, dem er eine Uebersicht seines Lebensganges entwirft, bestätigt Petrarca, daß er an der Quelle der Sorgue viele Jahre in größter Seelenruhe zugebracht, in solchem Frieden und solch seliger Ruhe, daß er wohl sagen dürfe, die Jahre, die er dort verlebt, habe er wirklich gelebt, und alle andern seien nur Pein gewesen. Erst in einem früher unbekannten, zum ersten Mal von Fracassetti aus einer Handschrift der Barberini'schen Bibliothek mitgetheilten Brief erfahren wir etwas mehr. Es ist dies die ingens Epistola, welche Petrarca laut Fam. VIII, 7 an Luca Cristiano richtete, den Freund, welcher in Begleitung des bald darauf insgeheim ermordeten Mainardo Accursio (Olimpio) im Jahre 1349 unsern Dichter vergeblich in Parma aufsuchte. Hier wird etwas ausführlicher erzählt, was bereits in dem Briefe an Mainardo angedeutet war: er, Petrarca, sei in jungen Jahren oft in die Vaucluse geflüchtet, um die jugendliche Leidenschaft, welche ihn viele Jahre hindurch verzehrt, in dem Schatten des Thales zu lindern; in der Einsamkeit sei er aber nur um so heftiger entbrannt, so daß die Flamme seines Herzens in seinen Gesängen ausgebrochen sei. Nun (1349) habe er in einem einzigen Schiffbruch (das ist also Laura's Tod 1348) Alles verloren: sein blühender „Lorbeer" sei plötzlich ihm durch die Pest verdorrt[1]), gerade das, was ihm die Sorgue und selbst die Durance theurer als den Tessin gemacht; und so sei nun der Schleier weggenommen, der sein Auge zugedeckt und ihn verhindert habe, die Vorzüge des herrlichen Italien gegenüber dem Venaissin zu sehen.

Dem gegenüber ist die Thatsache sehr merkwürdig, daß man, wenigstens lange Zeit, in Avignon selbst nicht wußte, ob Laura eine Person von Fleisch und Blut, oder eine Fiction, und wer sie eigentlich sei. Das geht unzweideutig

[1]) Diesem in den Gedichten immer wiederkehrenden Wortspiel der Laurea-Laura begegnen wir auch sonst in den Briefen; vergl. Fam. I, 210, 212, 213, 215. Es muß beachtet werden, daß Petrarca in den Prosaschriften nie anders als „Laurea" oder „Laurus mea" schreibt: so hier, so Fam. II, 9. Wo, in dem Secretum Doal. III (ed. Basil. p. 358) der heilige Augustin den Namen der Geliebten Petrarca's ausspricht, heißt es ebenfalls nur „dominam Laurum" (!).

aus dem Briefe hervor, den der Bischof Giacomo Colonna 1336, also neun Jahre nach Beginn des Verhältnisses, Petrarca schreibt, und den dieser eingehend beantwortet. Der Dichter vertheidigt sich hier gegen die scherzhaften Anklagen seines Freundes. Colonna hatte ihm vorgeworfen, er führe die ganze Welt etwas an der Nase herum, und so unterhalte er auch das Publicum mit der Fiction einer Liebe, der er den erdichteten Namen Laurea beilege, und die Niemand kenne. Petrarca beschränkt sich darauf zu erwidern:

„Ja wohl, wäre das Alles nur Erfindung und nicht wirkliche Liebesraserei! Glaub' mir, so etwas zu erkünsteln, würde Mühe kosten, und es umsonst zu thun, wäre Tollheit. Man kann sich krank stellen, aber man wird von bloßer Simulation nicht bleich ...[1]) Soll der Augustinus, den ich gegen die simulirte Laurea ins Feld geführt, auch nur simulirt sein?"

Es läßt sich gegen diese Simulation ein anderer Grund anführen. Eine innere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß bei Petrarca ebenso Platz greife, was wir bei Goethe, was wir bei Chateaubriand, bei Milton, nicht zuletzt bei Dante beobachten: der wahre Dichter bildet seine Gestalten nach dem Leben; das von ihm selbst Erlebte fließt in seine Dichtung über oder ist und bleibt die eigentliche Quelle derselben. „Wir sind überzeugt," äußert sich der Verfasser der „Atala", „daß jeder große Schriftsteller in seinen Werken seine eigene Geschichte niederlegt. Man kann mit solcher Meisterschaft nur sein eigenes Herz malen, wenn man es auch einem Andern zuschreibt, und das Beste am Genie sind immer seine persönlichen Erinnerungen." Auch Bartoli gibt zu, daß in einem Lyriker Kunst und Leben sich nicht von einander scheiden lassen (S. 234); aber er kommt auch zur Erkenntniß, wie de Sanctis es ausgedrückt hat: „Laura ist kein Wesen, das auf sich selbst beruht." Und damit treten wir der Wahrheit näher, die, trotz Petrarca's Einsprache, sein geistvoller Freund Giacomo Colonna im Wesentlichen getroffen hat.

Schon Bartoli hat richtig erkannt, daß Laura eine doppelte Existenz hat: eine historische, die an vielen Stellen des Liederbuches hervortritt, und eine ideale, psychologische, die mit derjenigen ihres Dichters zusammenschmilzt und alle Transformationen seiner Seele mit erlebt (S. 288). Er erinnert auch mit Recht (S. 283) an Quinet's Anspruch: was Petrarca der Kunst Neues hinzugebracht, sei die ihm zuerst aufsteigende Empfindung, daß jeder Augenblick unseres Daseins die Substanz eines Gedichtes in sich trägt, jede Stunde eine Unsterblichkeit birgt. Es muß aber diese Erkenntniß mit jener weiteren combinirt werden, welche de Nolhac[2]) zuerst vorgelegt hat: der Erkenntniß, daß Petrarca seinen Canzoniere als ein Ensemble, als Fragment eines großen, seinem Ruhm dienenden Werkes angesehen hat. Darum betitelt er es selbst nicht anders als „Rerum vulgarium fragmenta" — d. h. als Materialien

[1]) Hierzu ist das Sonett „Quando giugne per gli occhi al cor profondo" (Förster, S. 153) und des Castelvetro Commentar zu demselben zu vergleichen, welch' letzterer sich eingehend über das „Impallidire" der Liebenden verbreitet (Castelvetro, Le Rime del Petrarca, Basil. 1582, p. 179). Dasselbe Thema behandelt Boccaccio im IV. Buch seiner „Fiametta": („La palidezza del volto esser segno d'innamorato cuore").

[2]) P. de Nolhac, Le Canzoniere autographe de Pétrarque, Par. 1886, p. 28, Anm.

zu einem Gebäude, das er selbst schließlich aufzuführen nicht mehr im Stande ist.

Verbindet man diesen Satz mit der auch durch die neuesten Forschungen gewonnenen Einsicht in den Parallelismus des „Canzoniere" und der „Trionfi" mit der „vita nuova" und der „Commedia" Dante's, so gewinnt man mit einem Schlage den vollen Blick auf Petrarca's poetisches Lebenswerk. Dante's unsterblicher Gesang auf die idealisirte Liebe seiner Jugend hat ihm als Vorbild vorgeschwebt: in anderer Form unternimmt er es, sein Ideal des Weibes und der Liebe zu singen; der „Canzoniere" ist die Sammlung der „Materialien" zu einem Bau, den zu vollenden ihm nicht gegeben war, die „Trionfi" sollen für das Fehlwerk einen Ersatz bieten.

Von diesem Standpunkte aus gewinnt die Frage nach der Realität Laura's ein anderes Gesicht. Die Laura der Liebeslieder und der „Trionfi" hat unzweifelhaft Realität, aber nur eine subjective. Sie lebt im Geiste des Dichters und ist der Inbegriff alles dessen, was seiner Empfindung nach dem Idealweibe zukommt. Was er liebt und leidenschaftlich liebt, das ist ein ideales, geistiges Wesen; in ihm finden sich alle Züge der Schönheit, Anmuth, der Vollkommenheit vereinigt, welche wir hienieden nur zerstreut in den einzelnen und wechselnden Gegenständen unserer Liebe kennen lernen[1]. Die Frau, welche Petrarca 1327 zuerst in der St. Clarenkirche zu Avignon erblickte, und welche 1348 an der Pest starb, hat er ohne Zweifel geliebt; aber sie war nur das Substrat einer anderen, unendlich mächtigeren Liebe zu einem jener verwandten geistigen Wesen, die das Phantasma seines Lebens, wie ihre Verherrlichung ihm das Piedestal zur Erreichung jenes Lorbeers wurde, welcher den Inhalt seines ganzen Strebens gebildet hat. Ein künstlerisches Ziel hat Petrarca in Allem vorgeschwebt, und zu diesem künstlerischen Ziel brauchte er eine Creation, wie die seiner Laura. Wäre ihm die Erscheinung in der St. Clarenkirche nicht geworden, so hätte ihm eine Andere als „Beatrice" gesessen.

Petrarca ist nicht der einzige große Dichter, dessen Leben und Werk von einem solchen „Phantasma" getragen wird. Dante war ihm vorausgegangen, und es ließen sich Analogien bis in die neueste Zeit nachweisen[2]. Das

---

[1]) Es kann Niemand entgehen, daß auch Simone de Martino's berühmtes Porträt der Laura nichts Anderes als die Schilderung eines Idealweibes war: Petrarca spricht das selbst in dem bekannten Sonett „Per mirar Policleto e prova fiso" (Förster, S. 145) aus:

„Mein Simon aber war in Himmelshöhen,
Die meiner hohen Herrin Wohnsitz waren
Da sah er sie und eilt, ihr Bild zu wahren."

Im „Secretum" wirft Augustin dem Dichter vor, daß er stets das Bild einer geliebten Frau bei sich trage. Was aus der Simone'schen Miniatur geworden ist, weiß Niemand. Daß keines der vielen Laurabilder einen Ausprnch auf Authenticität hat, bedarf jetzt kaum der Versicherung. Man vergl. über die „Ikonographie Laura's" H. Cochin, Pétrarque ennemi des femmes (in „Les Lettres et les arts", 1866, Juliheft): Zefirino R. I ritratti di Mad. Laura, Fermo 1859. De Nolhac S. 375. Müntz, Gaz. ant. 1887.

[2]) Sehr merkwürdig und den Fall Petrarca's seltsam illustrirend ist das in seinem Realismus gewiß abstoßende Bekenntniß Flaubert's, welches uns das Journal des Goncourt II, 177 aufbewahrt hat.

„Werk“ des Dichters ist mit dieser Annahme, mit der hier vorgelegten Combination erklärt; es erklärt sich jetzt auch, weshalb der Briefwechsel, der von anderen Vorkommnissen berichtet, fast gänzlich von Derjenigen schweigt, die, wie man glauben sollte, Sinn und Gedanken des Autors völlig in Banden geschlagen; es erklärt sich das künstlerische Interesse, das den Greis Nachts heraustreibt, um Verse zu verbessern, die er vor zwanzig oder dreißig Jahren zu Ehren seiner „Laura“ gedichtet. Das und manches Andere erklärt sich; und die Untersuchung der Lebensumstände und der Familie der Geliebten, die Frage, ob sie Gattin oder Jungfrau war, ob sie wirklich „Laura“ geheißen, oder ob dies ein „nom de guerre“, ein „schermo“ war, wie wahrscheinlich der Name Beatricens es ebenfalls gewesen ist — alle diese Fragen sinken zu dem Rang literargeschichtlicher Curiositäten herab, welche für das Verständniß des Dichters wenig oder gar keinen Werth haben.

XI.

Soviel auch über Petrarca geschrieben wurde, Niemand hat noch daran gedacht, seine „Pensée's“ zusammenzustellen. Und doch hätte ein Schriftsteller, der den größten oder doch einen großen Theil seiner Thätigkeit moralphilosophischen Erörterungen widmete, zu einem derartigen Versuche einladen sollen. Freilich, jener Condensirung des Gedankens, wie sie uns in der französischen Literatur seit Pascal entgegentritt, mußte bei unserem Dichter die rhetorische Declamation hinderlich sein, in welcher sich der Nachahmer Cicero's und Seneca's nur zu sehr gefiel. Aber trotzdem begegnen wir auch bei Petrarca, und zwar sowohl in den Tractaten und Dialogen als in den Briefen, trefflich gedachten und markig ausgeprägten Sentenzen, welche uns über seine oder seiner Zeitgenossen Art und Weise, Menschen und Dinge anzusehen, willkommenen Aufschluß geben. Manchmal kleidet der Verfasser seine Weisheit in Anekdoten oder Fabeln, öfter noch citirt er Sprüchwörter, für deren Literatur die Schriften unseres Poeten auch noch durchzuarbeiten sind. Eine Zusammenstellung der Sentenzen Petrarca's und seiner übrigen Schriften muß ich ebenfalls Anderen überlassen: von dem, was die Briefe in dieser Hinsicht bieten, ist in unserer Darstellung Vieles mitgetheilt worden; ich will zum Schlusse nur eine kleine Nachlese geben, welche nicht den Anspruch erhebt, vollständig zu sein; es soll damit bloß das Bild vervollständigt werden, welches wir im Vorstehenden von der Geistes- und Sinnesart des Dichters zu gewinnen gesucht haben.

Von Allem, was Gott geschaffen, hat unseren Poeten nicht mehr interessirt, als der Mensch selbst; nur freilich hat auch er diesem Wesen sehr verschiedene Seiten abzugewinnen gewußt. Einmal nennt er ihn das Wunderbarste, was es auf Erden gibt; der Revers der Medaille zeigt ihm denselben Menschen als das wildeste Thier und wiederum als das hinfälligste, weichlichste, kurz elendeste Wesen. Bei all' dem ist es doch der Mühe werth und nicht unangebracht, dies sonderbare Wesen zu lieben, wobei wir uns freilich, abgesehen von den allgemeinen Pflichten der Humanität, auf einige durch Blutsverwandschaft und Freundschaft empfohlene Exemplare dieser Rasse zu

beschränken pflegen. Die eine, schönere Hälfte dieser Menschheit erfährt durch Petrarca eine überaus verschiedenartige Beurtheilung. Man sollte meinen, daß ein Dichter, der den größten Theil seines Lebens damit zugebracht hat, das Lob einer von ihm geliebten Frau zu singen und das Idealweib als Inbegriff alles Schönen und Guten zu feiern, wohl nur Freundliches und Gutes von deren Geschlecht zu behaupten hätte. Weit gefehlt. Zwar enthalten auch die Briefe Manches zum Lobe der Frauen (so die Schmeicheleien, welche den beiden Colonnesischen Damen gegenüber zum Besten gegeben werden, Fam. II, 15, und das lange Loblied, welches der Gemahlin Karl's IV. gesungen wird, Fam. XXI, 8); aber in den Herzensergießungen an die Freunde wird den Frauen meist nur Uebles nachgesagt. „All' diese Weiber," schreibt Petrarca an Dionisio di Borgo S. Segolero, „sind von derselben Art: eitel in ihren Wünschen, lächerlich in ihrer Angst um nichts." Einem von Weiberliebe geplagten Unbekannten sagt er: nur dessen thörichte Heftigkeit oder dessen totale Blindheit im Urtheil könne das verständlich machen, was er zur Entschuldigung seiner Mulierculae vorbringe. Er, Petrarca, bekenne sich mit Plautus' berühmtem Ausspruch (Aulularia) einverstanden: „Es gibt keine beste Frau, wiewohl eine schlechter als die andere ist." Die gräulichen Dinge, welche die Ep. III des Fracassetti'schen Appendix über die armen Frauen enthält, kommen nun zwar nicht auf Petrarca's Rechnung, da der betreffende Brief, wie man jetzt weiß, nicht von ihm, sondern von Lombardo da Sete herrührt. Aber immerhin sind die Frauen es nicht werth, daß man sie liebe, sintemalen sie ein leichtfertiges Geschlecht sind, welchem Lügen und Betrügen zur Gewohnheit und eifrig betriebenen Beschäftigung geworden ist. Danach scheint unser Dichter in seiner Jugend mit den Damen von Avignon recht trübe Erfahrungen gemacht zu haben. Es ist nicht zu verwundern, wenn er unter solchen Umständen der Ehelosigkeit den Vorzug gibt. Eine Frau zu haben, ist ihm eine Charybdis; nichts erscheint ihm angenehmer und ruhiger, als das Cölibat. Indessen muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er auch zu wiederholten Malen Vortheile und Nachtheile des ehelichen wie des ledigen Standes ruhiger Erwägung zu Gunsten seiner Freunde unterzieht. Von der Liebe weiß Petrarca natürlich Manches zu singen. Es ist schon hervorgehoben worden, daß seine Denkart in diesem Punkte nicht frivol war; ausdrücklich tadelt er Ausgelassenheit im sittlichen Wandel und alles Obcöne. Daß Liebende im Urtheil blind sind und mit offenen Augen nicht sehen, erörtert er mehrmals.

Das Leben des Menschen und dessen Bedingungen liefern Petrarca nimmer ausgehenden Stoff zum Nachdenken. Lange vor Calderon hat er es „einen Traum" genannt, aus dem nur der Tod uns schüttelt. Ein anderes Mal wird das Leben einem Vogelflug verglichen, oder „besser, der rasche Lauf desselben gleicht dem Flug des Pfeils, der nicht von einem Bogen, sondern von einer balestra abgedrückt wird". Und wiederum erscheint dem Dichter das Menschenleben wie eine Blume, die rasch aufblüht und noch rascher verdorrt. Aber dies Leben, dieser Traum ist nichts weniger als leicht; es ist „ein großes Stück Arbeit und Mühe", zu leben, und zugleich ein großer Schmerz; „eine Wanderschaft, auf der es heißt, Hitze und Kälte, Hunger und Durst, die Betäubung und die Unruhe des Schlafes ertragen, allerlei Umwege

auf sich nehmen.“ In einem Briefe, den wir als Niederschlag der Unterhaltungen zwischen Petrarca und Lombardo da Sete betrachten dürfen, heißt das Leben nur ein Labyrinth von Irrthümern, eine greuliche Wüste, die Wohnung wilder Thiere, ein dorniger Wald. Wie elend dies Leben ist, hat der Dichter nun endlich auch an seinem eigenen Fleische — handgreiflicher als an irgend einer fremden Leiche — erfahren; jetzt sieht er, was für ein erbarmungswürdiges und niedriges Geschöpf dieser Mensch wäre, würde die Misère dieses Körpers nicht durch den Adel des Geistes wettgemacht. Und was dies Elend recht voll macht, das ist die Armuth und Kurzsichtigkeit unseres Geistes. „So oft ich kraft meiner Vernunft zu jener höchsten ätherischen Burg des Geistes aufsteige, die uns wie die Höhen des Olymp die Wolken tief unter uns schauen läßt, wird mir klar, in welcher Finsterniß, in welchem Nebel von Irrthümern wir hier auf Erden wandeln; . . . es sind Hirngespinste, die uns ängstigen, Larven, die wir altgewordene Kinder fürchten, ein Windeshauch, der uns umwirft oder wie ein leichtes Rohr in die Höhe hebt.“ In diesem Leben sind wir Einer dem Andern ein Schauspiel, was schon Epicur vermerkt hat: „alter alteri theatrum“. Und das ist seit Jahrtausenden dieselbe Geschichte; der Mensch bleibt sich im Wesentlichen ganz gleich. Dem Alter, das sehen wir schon, gibt Petrarca den Vorzug vor der Jugend. Es sei, sagt er, ein großes Uebel für den Leib, aber eine ebenso große Wohlthat für die Seele; erst im Alter lernt man den Werth jeder Minute schätzen. Von allen Gütern des Lebens ist keines vornehmer, als die Freiheit des Geistes; wer nicht frei sein kann, verdient nichts Besseres, als Knechtschaft. Darum schätzt auch Petrarca den Vorzug des Klosterlebens, wenigstens desjenigen des Karthäusers, der, zu ununterbrochenem Schweigen verpflichtet, jene süße Muße, jenes „dulce otium“, gewinnt, welches die Grundlage innerer geistiger Freiheit ist, wie denn überhaupt, wer Frieden haben will, sich am besten in völliger Abgeschiedenheit zurechtfindet. Nirgends ist Petrarca glücklicher, als in der Einsamkeit, und er ist es ganz zufrieden, ein Jahr lang zu schweigen, wofür er sich dann freilich, wenn die Freunde ihn besuchen, durch tagelanges Plaudern entschädigt. Aber auch mitten unter den Menschen seufzt er immer nach innerer, geistiger Einsamkeit. Freilich hat auch die Einsamkeit ihre Gefahren. Sie taugt nicht für eine traurige Gemüthsart und ebensowenig Dem, dessen Geist von Leidenschaften besessen ist. Einem Solchen steigen dann freilich, wenn er lange allein ist, sinnliche Gedanken, heftige Anfechtungen auf, und die Liebeskrankheit, jene Pest aller müßigen Seelen, wird nun erst recht schlimm. Auch das hat er selbst an sich erfahren. Wie sehr Petrarca das Landleben demjenigen in den Städten vorgezogen, haben wir mehrfach zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er hat dies Thema aber auch in einem langen Briefe ex professo behandelt. In anderen führt er aus, welchen Segen das Reisen für Geist und Leib biete. Der allgemeinen Anschauung der Romanen entgegen behauptet er, Abwesenheit von Hause sei an sich kein Uebel, und selbst die Verbannung aus der Heimath sei ein Gegenstand, über den man sich schließlich auch trösten könne. Was vor Allem zu meiden sei, wolle man sich das Leben nicht durch eigene Schuld noch trüber, als es ist, gestalten, das sei das Unmaß von Leiden=

schaften, und unter diesen bekämpft der Dichter außer den Verirrungen der Sinnlichkeit hauptsächlich Geiz und Trunksucht. Er weiß sehr Schönes zum Lob der Armuth zu sagen; wir haben indessen gesehen, daß er für seine Person von den Vorzügen dieser „Tugend" doch nur einen sehr beschränkten Gebrauch zu machen geneigt ist. Andererseits war Petrarca frei von Geiz, und er hat nicht Ausdrücke genug, um dies Laster an Anderen, namentlich an Greisen, zu tadeln. Das Allerwiderlichste ist ihm, an Greisen die Verbindung des Geizes und der Lascivität zu beobachten. Eigenthümlich ist, wie er, freilich mit einem gewissen Anschluß an den Weisen des Alten Bundes und an Augustin, die Versuchungen des Lebens gruppirt. Es sind deren, sagt er, im Wesentlichen vier: die erste besteht in der Versuchung durch Irrthum, Unwissenheit, Armuth unserer Rede. Die zweite entspringt der Schwierigkeit, das Gute zu vollbringen und die böse Begierde zu überwinden Die dritte Versuchung ist das Gegentheil der ersten: sie liegt in der Unlust an jeglicher Arbeit und der Entmuthigung. Die vierte kommt uns von den Krisen und Stürmen, welche die gegenwärtige Leitung der Kirche den Seelen bringt. Die letztere Aeußerung ist bemerkenswerth, weil sie eine der wenigen ist, die den Einfluß der kirchlichen Situation auf die religiöse Ueberzeugung bei Petrarca documentiren. Er wird persönlich durch den Anblick der Corruption der Curie nicht an seinem Glauben irre gemacht; wohl aber gibt er hier zu verstehen, daß die Dinge objectiv allerdings so liegen, um die Gläubigen in ihrer Ueberzeugung zu erschüttern.

Neben dem Geiz ist, wie bemerkt, die Trunksucht dasjenige Laster, gegen welches Petrarca am entschiedensten auftritt. Er hat den Eindruck, zu seiner Zeit werde mehr als früher getrunken. „Meiner Ansicht nach," fügt er hinzu, „gehört der erste Becher dem Durst; der zweite der geselligen Freude; der dritte führt zur Wollust; der vierte zur Trunkenheit; der fünfte zum Jähzorn; der sechste zum Streit; der siebente zu Wuthausbrüchen; der achte zum Schlaf; der neunte macht krank." All' diesen Excessen gegenüber wird die Mäßigkeit und die Mäßigung als bestes Recept verschrieben. „Die Stimme aller Weltweisen, vielmehr die Stimme der Natur sagt uns: nichts, was über das Maß hinausgeht, nichts Heftiges hat Dauer."

Petrarca nennt, wie bemerkt, das Leben einen Traum, aber er kommt auch dem Gedanken nahe, den Traum ein Leben zu nennen. Man lese den Brief Fam. I, 7, um sich zu überzeugen, wie starke Wurzeln „die Symbolik des Traumes" bei ihm geschlagen.

Die Kürze des Lebens ist ein Gegenstand, den dieser Dichter oftmals berührt. „Wir stehen niemals still; wo wir glauben, zu ruhen, laufen wir, nämlich dem Tode entgegen; ja, es ist kein Laufen, eher ein Fliegen." Ausführlicher führt er dies Thema in dem Schreiben an den Bischof von Cavaillon aus. Den Tod habe man aber nicht zu fürchten, nicht mehr als den Schlaf oder die Ruhe. „Das, was uns an demselben entsetzt, liegt nicht in der Sache, sondern in der falschen Beurtheilung derselben Seitens der Menschen." Fortlaufen kann man dem Tode doch nicht. „Die Flucht vor ihm ist bei einem Jüngling eine Thorheit, bei einem Greise eine Lächerlichkeit." „Den Tod mögen Diejenigen fürchten, welche nicht zu leben gewußt haben." Es sei ein

seltsames Ding, und hierin glaube er dem Cicero mehr, als den kirchlichen Schriftstellern: unser Leben selbst ist nur ein Sterben, und daher kommt es, daß wir den Tod sowohl über Alles hassen als lieben, so daß das Wort des Komikers uns gilt: „volo nolo, nolo volo“. Denjenigen, welche vor der Pest fliehen, sucht er Muth einzusprechen und ruft ihnen zum Schluß zu: „das einzige Mittel vor dem Tode zu fliehen, ist zu sterben. Addio.“ Bei all' dem sehen wir, daß seine Tapferkeit in diesem Punkte nicht übermäßig war, und er dem angerathenen Mittel persönlich gerne aus dem Wege ging. War Petrarca, wie er wenigstens sich selbst vorredete, wirklich der Ansicht, daß der Tod Niemanden unglücklich mache, so huldigte er jedenfalls hinsichtlich des Begräbnisses einer Auffassung, die für seine Zeit aufgeklärt erscheinen muß. Er hält an dem Virgil'schen „sepulchri facilem esse iacturam“ fest und erklärt es für eine Altweibervorstellung, daß die Seligkeit des Geistes durch die Art der Bestattung beeinträchtigt werden könne.

Daß Petrarca trotz einiger vorübergehenden demokratischen Anwandlungen keine hohen Vorstellungen von dem Werthe der Volksmeinung hatte, haben wir auch bereits gesehen. Sie ist ihm ebenso beweglich als ungerecht. Die sogenannte „öffentliche Meinung“ ist ihm „eine Pest, die die Welt, so weit und breit sie ist, krank macht, denn nur Wenigen gelten Tugend und Wissen etwas; die Meisten sehen nur auf Erfolg, Reichthum, Genuß“. Die höheren Stände, das ist weiter seine Ansicht, sollen sich mit der Menge auch nicht zu sehr einlassen, denn aus der Vertraulichkeit erwachse Mißachtung. Hatte Boccaccio die Besorgniß ausgesprochen, Petrarca verliere durch seine Beziehungen zu Galeazzo Visconti seine Freiheit, so gibt ihm dieser zurück: er wisse nicht, ob sein Joch schwerer sei, als des Freundes: die Tyrannei eines Einzelnen sei weniger hart, als die eines ganzen Volkes.

Den Werth der Zeit weiß Petrarca namentlich mit zunehmenden Jahren aufs eindringlichste zu schildern:

„Daß die Tage kostbar seien, wußte ich; wie unbezahlbar sie sind, ahnte ich nicht. Hört auf mich, ihr Knaben, die ihr noch euer ganzes Leben vor euch habt: die Zeit ist unersetzlich. Das wußte ich leider nicht in dem Alter, wo es mir am nützlichsten gewesen wäre. Ich rechnete wohl mit der Anstrengung des Körpers, mit der Ermüdung des Geistes, mit Ausgaben in Geld; an die Zeit wurde zu allerletzt gedacht, und das wäre doch, wie ich es jetzt sehe, das Erste gewesen.“ (Fam. XVI. 11.)

Abgesehen von dem Uebelstande, daß sie rasch verrinnt und nicht mehr einzubringen ist, hat die Zeit aber auch gute Eigenschaften: sie macht (was ein Dichter zu schätzen wissen wird) „Gedichte, wie den Wein von Tage zu Tage besser“.

Daß die Welt im Argen liegt, und die Zeiten schlecht sind, hat auch Petrarca gewußt. Jene, meint er, wäre so schlimm nicht, wären die Gaben der Natur nicht durch Schuld der Menschen verdorben (was ja unser Schiller bestätigt hat); „der Rauch und Staub, den der ewige Krieg der Menschen unter einander aufwirbelt, verdirbt uns den schönen, heitern Himmel.“ „Ueber die schlechten Zeiten,“ sagt Petrarca, „habe laut Seneca jegliches Jahrhundert zu klagen gehabt“; der seinigen hat aber unser Dichter doch manchen besonderen Vorwurf zu machen. Seit langer Zeit, findet er, seien elementare Katastrophen,

wie diejenigen, welche sein Zeitalter betroffen, nicht erhört worden. Und in diesem Punkte hat er sicher Recht, denn es waren nicht bloß schreckliche Erdbeben, sondern vor Allem Pestseuchen von nie gesehener Heftigkeit, von welchen die Zeitgenossen Petrarca's heimgesucht waren. Er hat das Wüthen des „Schwarzen Tods" mit angesehen und ein Vierteljahrhundert später die Meisterschaft anerkannt, mit der der Certaldese im Eingang des Decamerone „dies großartige Unglück des Vaterlandes" geschildert hatte. Nicht minder war über die geistigen und sittlichen Zustände zu klagen. Die allgemeine Unsittlichkeit, die Zerrüttung der ehelichen Verhältnisse hatten gewaltige Fortschritte gemacht. Der Sinn für Wahrheit und Freiheit war, wenn wir dem Dichter glauben, völlig abhanden gekommen. Seinen tiefen Ekel an der Gegenwart verräth Petrarca in den harten Worten, die er an Olympius schreibt: „Von dieser ganzen Rasse von Menschen seid Ihr Wenige nur noch übrig, mit denen ich leben und sterben möchte." So herb diese Aeußerungen lauten, ich glaube nicht, daß sie wörtlich zu nehmen sind; denn im Grunde seines Herzens dachte Meister Francesco wahrscheinlich genau so, wie einer meiner Pariser Freunde. Wir hatten einst, unter den herrlichen Platanen des Luxembourg wandelnd, dies Thema von der Schlechtigkeit der Zeiten weidlich abgehandelt und stimmten auch darin überein, daß es unsererseits äußerst ungeschickt war, gerade in solche Zeiten hineinzufallen; „et pourtant," meinte am Schlusse mein berühmter College, „c'était bien amusant de vivre."

Als Petrarca starb, feierten ihn die Freunde in Ausdrücken überschwenglicher Begeisterung. Fra Bonaventura de Peraga, dem einst (1369, 1. Nov.) der Dichter seinen ersten Brief aus dem Landhause von Arqua mit dem schönen Datum: „tua in domo rustica collis Enganei" zugesandt, derselbe, der, 1378 Cardinal geworden, bald darauf (1385?) auf der Engelsbrücke zu Rom von unbekannter Hand erschossen wurde, hielt die Leichenrede, in der er von dem Sänger Laura's wie von einem Heiligen sprach. Boccaccio nennt ihn in seiner „Genealogie der Götter" eine Quelle der Wahrheit, Zierde und Freude der Tugend, Vorbild christlicher Heiligkeit, einen frommen, milden, gottesfürchtigen, eingezogenen Mann. Die Freunde mögen nach Freundesart sich getäuscht haben, indem sie Petrarca in ihren Katalog der Heiligen aufnahmen. Darin führte sie ihre Liebe irre; aber worin sie nicht geirrt haben, das war diese Liebe selbst: denn sicher hat die Erde wenige Menschen getragen, welche mehr als jener geliebt worden und liebenswerther gewesen wären. Unter dem Bildnisse des Dichters, welches Zabbora seinem „Petrarca in Arqua" beigab, steht geschrieben: „vixit omnibus dilectus". Nimmt man einige Cardinäle in Avignon, die Doctoren der Medicin und etliche politische Gegner aus, so war das sicher das allgemeine Urtheil seiner Zeitgenossen, und was die Nachwelt anlangt, da dürfen wir auf ihn die Worte anwenden, mit denen er selbst seinem treuen Simonides die Unsterblichkeit zugesichert hat: „diese Nachwelt kann ihn nicht kennen, ohne daß er ihr theuer wird, er lebt im Himmel und in unserem Andenken, so lange wir leben; nach uns aber in der Erinnerung der kommenden Generationen, denen er, irre ich mich nicht in meiner Liebe für ihn, theuer sein wird, wo immer sie ihn kennen lernen werden."



Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's.

(1847—1887)[1].

Zur schleswig-holsteinischen Angelegenheit.

(1864—65.)

[Nachdruck untersagt.]

Der neuerlich erschienene fünfte Band des Bernhardi'schen Memoirenwerkes behandelt in seiner zweiten Hälfte den Beginn der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, insbesondere die Mission nach England, welche der Verfasser auf Wunsch des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg übernahm und während der drei ersten Monate des Jahres 1864 in Ausführung brachte. An diese Reise schloß sich ein Besuch, den Bernhardi seinem inzwischen nach Kiel übergesiedelten Auftraggeber abstattete, und dann eine Besichtigung der Stätten folgte, auf denen die folgenreichen Kämpfe des ersten Vierteljahres ausgefochten worden waren.

Auf den vorstehenden, dem bisher ungedruckten Theile der Bernhardi'schen Aufzeichnungen entnommener Blätter wird zunächst über die oben erwähnte Unterredung mit dem Herzoge und über die tiefgehenden, dabei zu Tage getretenen Meinungsdifferenzen berichtet, welche den Memoirenschreiber zu vollständiger Lossagung von der Augustenburgischen Sache bestimmten. An die Darstellung dieses, für die damaligen Auffassungen außerordentlich charakteristischen, gerade in den Einzelheiten bezeichnenden Gespräches schließt sich die Berichterstattung über eine zwei Monate später geführte Unterredung mit dem Kriegsminister von Roon, welche sich an die inzwischen stattgehabten Vorgänge und an das Bekanntwerden eines von Napoleon III. angestellten Vermittelungsversuchs anreiht.

Dabei darf an das Folgende erinnert werden. Dem Zusammentritt der mit der schleswig-holsteinischen Sache befaßten Londoner Conferenz war bekanntlich eine (am 12. Mai beginnende) sechswöchentliche Waffenruhe gefolgt, deren Beendigung durch das Scheitern der Conferenz herbeigeführt wurde. Unmittelbar darauf hatte Prinz Friedrich Karl den Alsener Sund über-

[1] Vergl. „Deutsche Rundschau", 1894, Bd. LXXX, S. 96 ff. und S. 214 ff.

schritten (Nacht vom 28. auf den 29. Juni) und die Dänen zum Rückzug auf Fünen genöthigt, eine preußische Division die gesammte jütische Halbinsel in Besitz genommen und war eine österreichische Heeresabtheilung über den Ottesund gegangen, während ein österreichisches Geschwader die westfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum u. s. w. von der (in der Person des Capitäns Hammer verkörperten) dänischen Gewaltherrschaft befreite.

Wir erinnern endlich daran, daß acht Tage nach dem auf diese Vorgänge bezüglichen Roon-Bernhardi'schen Gespräch vom 12. Juli 1864 die Wiener Friedensverhandlungen ihren Anfang nahmen, die das Land jenseit der Elbe dem deutschen Volke definitiv zurückgaben.

Soviel von den beiden ersten, auf die denkwürdigen Ereignisse des dänisch-deutschen Kriegsjahres bezüglichen Abschnitte unserer diesmaligen Mittheilung. Die beiden weiteren Abschnitte des Bernhardi'schen Memoirenwerks gehören der zweiten Phase des schleswig-holsteinischen Handels an, den Tagen des preußisch-österreichischen „Condominats" über die Elbherzogthümer, welche zwischen dem förmlichen Abschluß des Wiener Friedensvertrages (30. October 1864) und der Gasteiner Convention vom 14. August 1865 lagen. Die Unmöglichkeit einer Fortdauer des in Wien vereinbarten Provisoriums und die Unvereinbarkeit preußischer und österreichischer Interessen in der schleswig-holsteinischen Frage lagen bereits wenige Monate nach Abschluß der bezüglichen Verhandlung so deutlich zu Tage, daß das am 13. Februar 1865 zwischen unserem Berichterstatter und dem General von Moltke geführte Gespräch die Aussichten eines preußisch-österreichischen Krieges zum Gegenstande haben konnte und daß hinter diese der noch immer als Hauptangelegenheit des Tages behandelte preußische Verfassungsconflict zurücktrat. — Zu den wenige Wochen später (28. Mai 1865) geführten Unterredungen mit dem Geh. Legationsrath Abeken und dem Kriegsminister von Roon hatten die Verhandlungen über Einberufung des schleswig-holsteinischen Landtages und die von Preußen geforderte Entfernung des Herzogs von Augustenburg die Veranlassung geboten. — Tags nach diesem Gespräch fand eine von König Wilhelm geleitete Sitzung des Staatsministeriums statt, an welcher der Kronprinz und General Moltke Theil nahmen. Die Einzelheiten dieser Berathung und des in derselben vorgetragenen Bismarck'schen Votums sind in dem vierten Bande des Sybel'schen Buches (S. 121—124) ausführlich wiedergegeben worden; es genügen darum ein Hinweis auf diese Darstellung und eine Erinnerung daran, daß die Ausfechtung des unlösbar gewordenen preußisch-österreichischen Interessen-Conflicts noch einmal hinausgeschoben und ein Depeschenwechsel angeknüpft wurde, der zu der Gasteiner Convention führte. Daß dem durch diese Festsetzung herbeigeführten zweiten schleswig-holsteinischen Provisorium eine kaum neunmonatliche Dauer beschieden sein werde, ist für die „Wissenden" des Jahres 1865 keine Ueberraschung gewesen. — Zu diesen Wissenden hat auch Theodor von Bernhardi gehört, der kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten als Legationsrath in den preußischen Staatsdienst trat, um in amtlicher Eigenschaft Zeuge der italienischen Ereignisse des Jahres 1866 zu werden.

Kiel, 8. Mai 1864.

Ich gehe zum Herzog; Major Schmitt sehr unzufrieden mit der hiesigen sanften Unentschlossenheit; — langes Gespräch mit dem Herzog, gebe Auskunft über die Lage in England; die Irritation dort beinahe noch größer gegen ihn als gegen Preußen; thun aber wird England glücklicher Weise nichts; um so entschiedener liegt die Entscheidung in Preußens Hand.

Der Herzog: Aber was will Preußen? — Ich: Die erste Forderung, die Preußen auf der Conferenz stellt, wird natürlich die reine Personal-Union sein — wobei man zum Voraus weiß, daß Dänemark sie nicht annimmt; und dann ist Preußen unbedingt darauf angewiesen, sich für einen anderen Plan in Beziehung auf die Herzogthümer endgültig zu entschließen. Ich gebe zu verstehen, daß der Herzog sich mit Preußen verständigen muß, damit diese neuen Pläne Preußens eine bestimmte Gestalt annehmen, und zwar eine Ihm und seinen Ansprüchen günstige.

Der Herzog befürchtet, Preußen wird am Ende isolirt sein (auf der Conferenz und in der europäischen Politik) und aus seiner jetzigen Stellung weiter zurückgedrängt werden (d. h. zu Concessionen an Dänemark).

Ich: Ich glaube das nicht; Gründe: wer sollte Preußen zwingen? England thut ein für alle mal nichts; Frankreich will nicht; es wird nicht für Dänemark gegen Preußen und Dänemark Partei nehmen, und überhaupt, da man in Frankreich jetzt eine sehr hohe Meinung von der preußischen Artillerie hat, wird dieses nach den neuesten Erfahrungen, die man in Beziehung auf die preußische Armee gemacht, jeden Bruch mit Preußen vermeiden, so lange Napoleon nicht glauben kann, daß er seine Artillerie zu gleicher Höhe mit der preußischen emporgebracht hat. Oesterreich ist allerdings dem Herzog feind, aber sein Truppencorps in Preußens Gewalt, seine Politik in der dänischen Frage von der Preußens abhängig geworden. Rußland bedarf Preußens, in Beziehung auf Polen und sonst. Auch muß der Kaiser in Rußland die Rolle eines Romanow spielen, darf nicht als Prinz von Holstein-Gottorp, nicht als ein bei der Frage unmittelbar Betheiligter auftreten; nicht Rechte geltend machen, die er etwa Oldenburg oder Dänemark cediren könnte. — Also Entscheidung immerdar bei Preußen. — (NB. Der Herzog widerspricht nicht; läßt das Alles stillschweigend gelten.)

Der Herzog: Aber wenn Preußen nur eine bestimmte Politik hätte!

Ich: Es käme darauf an, seiner Politik eine bestimmte Richtung zu geben.

Ich werde sodann vermöge einer Einladung zum Diner entlassen. Major Schmitt fragt im Vorzimmer mit großem Empressement, ob ich auch dem Herzog die ganze Wahrheit gesagt habe. — Stutterheim kommt — der Feldmarschall in spe.

Wenig erbaut; immer die alte Verblendung; der Herzog sagt zwar nicht mehr: Preußen steht sehr niedrig in Deutschland, aber nach wie vor will er alles Mögliche, nur nicht Verständigung mit Preußen (das die Herzogthümer und die Macht in Händen hat!).

Frühstück, dann zu Samwer: Er ist krank; der Herzog bei ihm; sehe ihn erst, als der Herzog sich entfernt hat — dann ausführliches Gespräch mit ihm stundenlang. Schildre ihm die Situation wie dem Herzoge.

Samwer gibt zu, daß Preußen „Herr der Situation ist“ — will aber nichts thun, um Preußen zu gewinnen; der König „ist gut“, dem Herzog gewogen, günstig für ihn gestimmt; den zu gewinnen ist nicht nöthig; ein Abkommen mit Bismarck zu treffen ist nicht möglich.

Ich: Ob er es denn schon versucht, etwas in diesem Sinn gethan habe?

Samwer: Fühler sind schon viele angebracht worden; vergeblich.

Ich: Mit bloßem Sondiren wird man allerdings nicht zum Ziele kommen. Man muß einfach und direct bestimmte Anträge machen.

Samwer: Das wäre vergebens; einer Abweisung dürfe man sich nicht aussetzen.

Da ich weiter auf die Nothwendigkeit dringe, sagt

Samwer: Ich solle ihm eine Möglichkeit nachweisen, an Bismarck zu kommen — dann wird es geschehen.

Ich: Was rathen Sie dem Herzog zu thun, für den Fall, daß sich die Möglichkeit eines Abkommens mit Bismarck nicht ergibt?

Samwer: Die Sache gehen zu lassen und abzuwarten, was sich weiter für Chancen aufthun!

(NB. Immer die alte Geschichte! Das hält der Mensch für einen Entschluß, es ist das grade Gegentheil; die Flucht vor jedem Entschluß!)

Einnahme von Düppel besprochen, hat einen großen Eindruck gemacht, im Lande, an den auswärtigen Höfen und in der preußischen Armee selbst, die ein großes Selbstvertrauen gewonnen hat; ihre Stimmung: Zuversicht ohne Anmaßung.

Samwer gesteht, daß er und die ganze Augustenburger Gesellschaft erschrocken sind, wie sie den Geist haben kennen gelernt, der in Nordschleswig herrscht — vollkommene Gesinnungslosigkeit, Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des Landes. — Es war hohe Zeit! — Noch wenige Jahre, und die Dänen erreichten dort ihren Zweck.

Das Gespräch kommt auf den alten Fürst v. Noer; ich sehe, daß man ihm hier nicht recht traut, ungefähr als könne er am Ende wohl eigene Ansprüche geltend machen wollen. Samwer tadelt dessen Auftreten in London.

Ich: Ich halte ihn auch für befangen in Hirngespinnsten; sein Orakel ist Goldstücker; um den zu charakterisiren, erzähle ich die Geschichte der Verschwörung in Kopenhagen, die er seinem Vorgeben nach macht und leitet und hinter der Nichts steckt.

Samwer (sehr enttäuscht): Also, so ein Mann ist das!

Ich: Er ist immer mit Abenteuerlichkeiten beschäftigt; er wollte, die Bundestruppen sollten sich dem Einmarsch der Preußen mit den Waffen widersetzen.

Samwer hat davon abgerathen. Nur wenn daraus ein allgemeiner Krieg hervorgehen könnte, dann wäre das das Richtige gewesen, aber das stand leider nicht zu erwarten. — (Also auch vor einer gänzlichen Zerrüttung Deutschlands, wie sie aus einer Besiegung Preußens und Oesterreichs durch Freunde — wohl im Bunde mit der kosmopolitischen Revolution — hervorgehen mußte, beben diese Leute nicht zurück! — Lieber sogar das, um ihre

dynastischen Zwecke zu erreichen, als sich mit Preußen verständigen! — Welche Verblendung! — welche verkehrte Ansicht der Interessen Deutschlands und Europa's.)

Diner beim Herzog en quatre, Major v. Schmitt und ein junger Rumohr; der Herzog erhält ein Telegramm von der Volksversammlung zu Rendsburg, die zahlreich besucht ist, Alles geht gut. — Ich muß von Garibaldi's Besuch in London erzählen; der Herzog zeigt wenig Sympathien für Garibaldi.

Nach Tisch wieder ein langes Gespräch mit dem Herzog allein; Wiederholung des früheren und ebenso fruchtlos. — Meine Fahrt nach Düppel besprochen, die ich machen will.

Herzog: Düppel macht Epoche in der preußischen Armee (NB. d. h. in ihrem Zustand).

Francke nicht daheim gefunden; außer ihm und Du Plat Niemand hier. Trostlose Nichtigkeit des hiesigen Treibens; die Leute drehen sich in einer lässig, gemächlich betriebenen Scheinthätigkeit herum, in der nicht einmal emsigen Beschäftigung mit vollkommen wesenlosen Hirngespinnsten — und eigentlich bloß, um jedem wirklichen Entschluß, jeder wirklichen That, zu der sie sich nun einmal nicht erheben können, aus dem Wege zu gehen. —

9. Mai.

Spaziergang durch die Stadt — Karte und Plan gekauft — Caricaturen an den Schaufenstern: Dänen und Personal-Union verspottet.

Zu Francke, langes Gespräch; er sieht auch, daß Preußen Herr der Situation ist; behauptet, alle nöthigen Anträge seien von Augustenburgischer Seite bereits gemacht (NB. ist nicht wahr; Samwer scheint auch Francke zu täuschen) — d. h. „so weit als möglich!“ — Manches, z. B. Eintritt in den Zollverein, kann der Herzog nicht auf eigene Hand anbieten, „dazu brauchen wir das Land!“ — Gibt zu bedenken, daß Eintritt in den Zollverein ein Verlust für das Land sei — Consumtion hier stärker als im übrigen Norddeutschland; „sehen Sie nur, wie hier Alles lebt!“ — Wenn die Zolleinnahme aus dem schleswig-holsteinischen Consum in eine gemeinschaftliche Kasse fließt und gleichmäßig vertheilt wird, ergibt sich großer Schaden für das Land.

Die Kreuz-Zeitungs-Partei wolle annectiren.

Ich: Diese Partei ist nicht identisch mit der Regierung; ihre Gelüste schließen die Möglichkeit eines Abkommens mit der Regierung keineswegs aus.

Nach meiner Ansicht sind diese Annectirungsgelüste, die am Ende, wenn die Leute sich intraitable beweisen, maßgebend auch für die preußische Regierung werden könnten, ein Grund mehr, sich so schnell als möglich mit Preußen zu verständigen —: für den Herzog, Samwer und Francke sind sie ein Grund, sich mißtrauisch von Preußen fern zu halten — als ob sie irgend eine andere Stütze hätten oder haben könnten!

Francke gibt die Unvernunft der holsteinischen Deputirten in London zu.

Mr. Bullock kommt, a raw english boy, ist in Polen gewesen, von den Polinnen eingefangen, schwärmt für Polen. Kommt jetzt aus Rendsburg, schätzt die Volksversammlung auf 40000. — Ich gehe zum Herzog mich ver-

abschieden; Bullock läuft mit — wir müssen auf den Herzog warten, der ausgegangen ist; wie er kommt, muß ich Bullock vorstellen. — Der benimmt sich sehr wunderlich, erzählt von der Volksversammlung; man habe deutlich gesehen, „daß sie spontan sei, nicht gemacht." Der Herzog lacht. Am Ende empfiehlt sich Bullock und geht.

Diese Volksversammlung ist ein neues Unglück für den Herzog; er legt großen Werth darauf, sagt: „Man wird sehen, daß mit uns nicht so leicht fertig zu werden ist!" — und wiegt sich in neuen Hirngespinnsten — meint, in dergleichen eine Stütze gegen Preußen zu haben, und glaubt eine Macht zu sein. — Als ob in dergleichen Demonstrationen und Pronunciamentos eine reale Macht läge.

Mexiko wird erwähnt, zum Abschied dankt mir der Herzog — wenn er doch lieber Vernunft annehmen wollte.

Zu Samwer. Der ist in sinnlosen Illusionen noch viel ärger befangen als der Herzog. — Ich suche ihm begreiflich zu machen, daß der Entschluß, „die Sache gehen zu lassen", kein Entschluß ist, sondern das gerade Gegentheil.

Samwer (sehr hochfahrend und zuversichtlich): Heute (NB. nach der Volksversammlung) kann ich Ihnen bestimmter antworten; will man uns ausliefern, dann kommt bewaffneter Widerstand! — der kommt dann ganz ordentlich! — (NB. er merkt gar nicht, daß das nur sehr uneigentlich eine Antwort ist auf die Frage: was man zu thun gedenkt, wenn sich keine Möglichkeit zu einem Abkommen mit Bismarck ergibt; merkt nicht, daß er eine ganz andere Frage beantwortet — und spricht immer in der Voraussetzung, daß Preußen beabsichtige, die Herzogthümer schließlich den Dänen auszuliefern; als ob das möglich — denkbar wäre — nach dem Sturm von Düppel!)

Ich: Gegen wen denn? — gegen Dänemark oder gegen Preußen? — Erhalte keine eigentliche Antwort; das hat sich Samwer nicht klar gemacht.

Suche ihm begreiflich zu machen, daß der bewaffnete Widerstand ein leerer Wahn ist. — Von Auslieferung an Dänemark kann überhaupt nicht mehr die Rede sein; es handelt sich nur darum, ob der Herzog will oder nicht, um anderweitige Händel zu vermeiden. — Aber gesetzt, Preußen schlösse auf Personal-Union ab, dann wird sie so eingeleitet, daß der Widerstand unmöglich bleibt. Preußen ist im militärischen Besitz des Landes, der Widerstand würde weder Zeit noch Raum finden, sich zu organisiren; — der Widerstand ist eine wesenlose Vorstellung.

Samwer bemerkt beiläufig, gegen eine Annexion würde der Herzog nur protestiren.

Da ich auf die Nothwendigkeit zurück komme, sich mit Preußen zu verständigen, bekommt Samwer einen nervösen Anfall von Wuth — wie ich sie kenne —, spricht unzusammenhängendes Zeug; Fühler seien genug versucht worden; Bismarck wolle nicht — in acht Tagen werde er vielleicht wollen — aber jetzt wolle er nicht; mit dem Fuß zurückgestoßen zu werden, dem könne man sich nun einmal nicht aussetzen! — (Wenn man aber keine Wahl hat?)

Endlich flüchtet er in das Geheimnißvolle, wie er zu thun pflegt, wenn er an Gründen zu kurz kommt: Er könne sich darüber nun einmal nicht vollständig aussprechen 2c. — (NB. Hinter diesem Geheimniß steckt gar nichts; das Geheimniß wird nur angewendet, um die Leere zu verbergen.)

Das Treiben der Augustenburger ist vollkommen hoffnungslos.

II.

Berlin, 12. Juli 1864.

Morgens um 10 Uhr bei Roon; langes und merkwürdiges Gespräch mit ihm. Wir sprachen zuerst von den falschen Depeschen, die erfunden worden, um England damit bange zu machen, daß Bismarck die Erneuerung der heiligen Allianz beabsichtige.

Roon: Sie sind im Ganzen so schlecht erfunden, daß man unmöglich dadurch getäuscht werden konnte. Es ist darin das gerade Gegentheil der wirklichen Verhältnisse vorausgesetzt. Nichts liegt so fern als eine Wiederherstellung der heiligen Allianz, davon muß man überzeugt sein, wenn man weiß, wie sehr man in Oesterreich jede europäische Verwicklung fürchtet, wie ängstlich man dort Alles zu vermeiden sucht, was dazu führen könnte, — wenn man weiß, wie sehr Rußland und Oesterreich noch immer gereizt und erbittert gegen einander sind, mit welchem Mißtrauen sie sich gegenseitig beobachten, so daß nur wir es sind, die ein leidliches Verhältniß zwischen beiden erhalten; — wenn man weiß, wie sehr man auch in Rußland eine europäische Verwicklung scheut — wie sehr der Kaiser von Rußland während seines Besuches hier bemüht gewesen ist, unseren König klein zu machen — ihm Besorgnisse einzuflößen, ihn von großen Gefahren zu überzeugen — ihn zum Nachgeben zu bestimmen — und daß der Fürst Gortschakow noch immer an dem Gedanken einer Allianz zwischen Rußland und Frankreich hängt! — Da ist keine Neigung zur heiligen Allianz! — und wir! wir sind Herren der Situation! wozu sollen wir uns die Hände binden?

Ich erzählte ihm von Garibaldi's Anwesenheit in England — von den kosmopolitischen Revolutionärs, die zu gleicher Zeit eintrafen, von der Rathsversammlung bei Mazzini, der Garibaldi präsidirt hat, wer dabei gewesen — und wie dann mit der Anwerbung von Freischärlern der Anfang gemacht wurde. Das Alles ist ihm neu und interessirt ihn auf das Höchste, ebenso was ich von dem Zustand der englischen Armee zu berichten habe. Nebenher erwähne ich, daß ich mit mehreren Parlamentsmitgliedern, namentlich Kinglake, Grant Duff und Bernal-Osborne, in freundschaftlichen Beziehungen stehe, auf ihre Reden einen gewissen Einfluß geübt, und zum Theil das Material dazu geliefert habe.

Ich theile ihm dann mit, was mir Duncker über die Vermittlerabsichten Napoleon's gesagt hat, und welche Stellung England voraussichtlich zu demselben einnehmen wird. — Auch aus Paris habe ich nun aber etwas mitzutheilen. Napoleon erwartet, daß seinen Wünschen entsprochen werde; er wird die Ver-

mittlung übernehmen — als Vermittler aber alsdann auf einer Theilung Schleswigs, und zwar auf der Linie Tondern-Flensburg bestehen. Nicht aus irgend einem besonderen Wohlwollen für Dänemark, sondern damit nicht das Princip des positiven geschichtlichen Rechts zur Geltung komme, das wir vertreten, sondern das der souveränen Nationalität, mit dem er auftritt. Er wird dabei England gern zu Hülfe rufen, und England wird ihm beistimmen. Es wäre wünschenswerth, Dänemark durch rasche Schläge zum Frieden zu zwingen, ehe diese Vermittlung sich eindrängen kann.

Roon behandelt das Alles mit einer gewissen Geringschätzung und spricht geflissentlich, als habe die Politik Preußens von Anfang an immer folgerichtig ein und dasselbe Ziel im Auge gehabt, nämlich die gänzliche Trennung der Herzogthümer von Dänemark (!!) „— Der Vermittlung Frankreichs werden wir uns principiell nicht widersetzen, die Vermittlung Englands aber werden wir sehr entschieden ablehnen. — Daß Napoleon sehr gern bereit sein wird, die Vermittlung zu übernehmen, daran ist nicht zu zweifeln — denn der Arbiter Europa's zu sein, das ist ja sein Ziel! — Aber von solchen Friedensbedingungen kann nicht mehr die Rede sein. — Daß wir davon gesprochen haben, das Londoner Protokoll aufrecht zu erhalten — daß wir die Personal-Union hingestellt haben, daß wir von einer Theilung Schleswigs gesprochen haben — das Alles ist geschehen, um nicht vor Europa das Odium auf uns zu nehmen. Jetzt aber sind das Alles überwundene Standpunkte; von einer Theilung Schleswigs kann nicht mehr die Rede sein: will Napoleon deshalb Krieg mit uns führen so mag er!" (NB. wenn sich diese Entschlossenheit bewährt, soll sie mich gar sehr freuen.)

Ich: Doch wäre immerhin sehr wünschenswerth, es durch eine energische Führung des Krieges dahin zu bringen, daß die Dänen sich unterwerfen, ehe weitere Verwicklungen aus der Sache entstehen können.

Roon: Was nun weiter geschehen soll, hängt größtentheils von Oesterreich ab. Wenn die Oesterreicher jetzt in der Nordsee ernsthaft vorgingen, wo sie den Dänen vollkommen gewachsen sind, nach den Verstärkungen, die sie erhalten haben, kämen die Dänen in die Lage, daß sie entweder die Blockade der Ostsee aufheben müßten, um die Schiffe von dort an sich zu ziehen, oder daß sie sich in der Nordsee nicht behaupten könnten. Ziehen sie ihre Schiffe aus der Ostsee an sich, dann kommt es darauf an, ob unser Ostsee-Escadre ihnen in die Nordsee folgen kann, und ob es ihr gelingt, sich dort mit der österreichischen Flotte zu vereinigen.

Es ist unbegreiflich, daß die Oesterreicher nicht energisch vorgehen in der Nordsee, um so mehr, da der Ruhm ganz ihnen anheim fallen würde, denn wir stehen zur See immer untergeordnet neben ihnen. Der „Adler" bedarf einer Reparatur, er muß einen neuen Kessel bekommen; so haben wir denn in der Nordsee, außer ein paar Kanonenbooten, nur die Corvette „Augusta" und eine zweite Corvette, die wir in vierzehn Tagen erwarten. — Was die Oesterreicher zurück hält, ist immer die Furcht vor einer europäischen Verwicklung, und dann auch der Geldmangel. Aber man kann doch am

Ende nicht glauben, daß sie ihre Stellung in Deutschland darüber werden verlieren wollen.

Ich: Dem gegenwärtigen Zustand der dänischen Armeen gegenüber läßt sich sehr viel unternehmen. Ich glaube nicht, daß die Dänen ihre Flotte daran wagen werden, den kleinen Belt zu vertheidigen. Sie haben es im Alsensund nicht gethan, noch weniger werden sie es im Belt thun, wo die Sache viel schwieriger ist.

Roon: Sehr viel schwieriger!

Ich: Der Gedanke, daß ihnen die Mittel fehlen könnten, Seeland zu vertheidigen, wenn sie ihre Flotte verlieren, um den Uebergang nach Fünen zu verhindern, wird die Dänen abhalten, sie im kleinen Belt auf das Spiel zu setzen.

Roon leitet das Gespräch auf den Herzog Friedrich über. Bei seiner Schwäche sei gar kein Abkommen in zuverlässiger Weise mit ihm zu treffen. Wenn er auch bestimmte Verpflichtungen gegen Preußen übernimmt, er läßt sich davon wieder dispensiren.

Ich: Durch wen?

Roon: Durch das Orakel aller constitutionellen Fürsten: durch das Parlament!

Ich: O, das hat keine Noth! In Holstein ist seine Sache bis zu einem gewissen Grade Sache des Gefühls, da hat man ein Gefühl für ihn; in Schleswig aber gar nicht, da wird die Lage des Landes sehr nüchtern beurtheilt, und er gilt als Mittel zum Zweck. Man erkennt in Schleswig sehr bestimmt, daß man des preußischen Schutzes bedarf, und Sie werden sehen! So wie das Land seine Stimme erheben und mitreden kann, wird gerade das Land dem Herzog sehr scharf zu Leibe gehen und sehr bestimmt darauf dringen, daß er Preußen die nöthigen Concessionen macht.

Roon gesteht, daß Deputationen aus den Herzogthümern, die bei ihm gewesen sind, ihm ganz in diesem Sinn gesprochen haben.

Um auf die Nothwendigkeit energischer Kriegsoperationen zurückkommen zu können, thue ich zunächst der allgemeinen Demoralisation in Dänemark Erwähnung; es werde mich nicht überraschen, wenn das ganze Drama mit einer Revolution in Kopenhagen endet, wenn die Partei der Eiderdänen zuletzt gemeinschaftliche Sache mit der skandinavischen machte.

Roon: Das könnte um so eher geschehen, als zwischen den Eiderdänen und den Skandinaviern von einem principiellen Gegensatz nicht die Rede ist. — Er hält eine solche Revolution ebenfalls für möglich.

Ich: Ich erwarte sie einigermaßen, entweder unmittelbar vor dem Frieden, wenn ernsthafte Anstalten gemacht werden, die Herzogthümer abzutreten, oder unmittelbar nach dem geschlossenen Frieden.

Roon: Ich erwarte sie jetzt!

Ich: Ich fürchte, wir finden Nord-Jütland verlassen.

Roon: General Heyermann soll dort sechs Regimenter Dragoner haben; denen werde man hoffentlich beikommen. (NB. Die Hoffnung, einen Theil

dieser Reiterei zu Gefangenen zu machen, hat also zu dieser Operation geführt, und das könnte allerdings gelingen, da die Einschiffung von Reiterei eine sehr umständliche Sache ist und nicht schnell geht. Meines Wissens aber zählt die dänische Armee überhaupt nur fünf Reiter-Regimeter.)

Roon: ist nicht ganz zufrieden mit der Art, wie General Vogel von Falckenstein diese Operation ausgeführt hat; man habe den Uebergang begonnen, ohne im Augenblick mehr als vier Boote zur Verfügung zu haben; das sei denn doch zu viel gewagt.

Ich: Die Dänen sind wohl in dem Zustand, daß man so ziemlich Alles und Jedes gegen sie unternehmen kann. Sie wissen so gut und besser als ich, daß der echte, wahre strategische Calcül — wovon freilich solche Doctrinairs wie der Erzherzog Carl und Jomini keine Ahnung haben — daß dieser Calcül größtentheils ein psychologischer ist!

Dieser Gedanke macht sichtlich großen Eindruck auf ihn. Mehrere Mal wiederholt Roon, das sei wahr, sehr wahr!

Ich: Eigentlich wünschenswerth ist, es dahin zu bringen, daß Dänemark die Herzogthümer uns abtreten muß, damit wir dann über sie zu verfügen haben.

Roon: Das ist unser Ziel!

Ich (indem ich mich verabschiede): Ich wünsche sehr, wir gingen bald nach Fünen!

Roon antwortet, daß er diesen Wunsch theilt.

Ich bin leidlich zufrieden mit diesem Gespräch. Die Operation nach Nord-Jütland gefällt mir aber nicht sonderlich. Es sollte mich sehr wundern, wenn wir dort das Nest nicht fänden, und einen Stoß in das Leere thäten! Oder sollten die Dänen wirklich, thörichter Weise, eine bedeutende Truppenmacht in Nord-Jütland haben, so wäre das ein Grund mehr, nach Fünen hinüber zu gehen. Denn Alles, was sie in Jütland haben, wird ihnen in Fünen fehlen.

III.

13. Februar 1865.

Besuch bei Moltke. Gespräch über die vorjährigen Operationen in Schleswig-Holstein.

Ich bemerke, es sei schade, daß die Landung am 3. April mißglückte, die dem Kriege mit einem Schlage ein glänzendes Ende und in Europa noch größeren Effect gemacht hätte, als Alles, was nachher wirklich geschah.

Moltke: Es war allerdings sehr zu bedauern. Es war ein vortrefflicher Gedanke Blumenthal's; dem gebührt die Ehre des Gedankens. — Man hatte gehofft, daß unsere Kriegsfahrzeuge, die Kanonenboote, uns dabei helfen würden. Die sollten sich von Swinemünde her, längs der Küste, im seichten Wasser, wo die dänischen Kriegsschiffe sie nicht angreifen konnten, bis zum Alsensund heranschleichen, aber das gelang nicht. Es zeigte sich, daß die Kanonenboote dazu nicht zu brauchen sind; sie haben einen schlechten Gang, und es ist überhaupt gar nichts mit ihnen anzufangen.

Ich: Admiral Eden sagte mir in England, daß sie nicht taugen. Wir hätten an der Fregatte Thetis, die wir in England eingetauscht haben, ein sehr gutes Schiff bekommen, die zwei Kanonenboote dagegen, die wir ihnen dafür gegeben haben, taugten gar nichts, sie gehorchten dem Steuer schlecht und kämen nicht von der Stelle.

Moltke: Man ist auch ganz von diesem System zurückgekommen und wird keine Kanonenboote mehr bauen. Unmittelbar nach dem Waffenstillstand war eigentlich die Absicht, zu gleicher Zeit nach Alsen und nach Fünen überzugehen; in der Ueberzeugung nämlich, daß die Dänen an einem dieser beiden Punkte mit hinreichender Macht aufgestellt sein könnten (NB. der gleichzeitige Angriff auf den anderen also gelingen müsse). Das wurde uns aber nicht erlaubt — die Politik war dagegen und gestattete den Angriff auf Fünen nicht. Es blieb also nichts übrig, als der Angriff auf Alsen allein. Nach Alsen war aber eigentlich sehr viel schwerer zu kommen, als nach Fünen; die Landung auf Fünen wäre leichter gewesen; man hatte da nichts von der dänischen Flotte zu befürchten, sie hätte sich gewiß nicht in den kleinen Belt hineingewagt, um ihn zu vertheidigen, da er leicht — durch Batterien am Strande — der Länge nach bestrichen werden kann. — Uebrigens, wenn der Schlag auf Alsen nicht genügt, den Frieden nicht herbeigeführt hätte, wären wir doch nach Fünen hinüber gegangen — obgleich die Oesterreicher gar keine Lust hatten, mit zu gehen. Es war Alles dazu vorbereitet.

Moltke fügt noch mancherlei zum Lobe der dänischen Soldaten hinzu, von deren Ausdauer in Mühsal und Beschwerden. Im Gefecht zeigte sich freilich, daß die Leute durch Arbeiten erschöpft waren. — Die Werke bei Düppel hatten den Fehler, daß die Grabenvertheidigung fehlte.

Dann spricht Moltke auch seine Ansicht über die gegenwärtige Lage aus, und was nun nach seiner Ansicht weiter geschehen müsse, und zwar das Alles viel offener und bestimmter, als sonst seine Art ist. — Es ist überhaupt seltsam, daß dieser im Allgemeinen so überaus schweigsame, verschlossene, vorsichtige Mann sich immer gegen mich mit großer Offenheit ausspricht.

Moltke, der von Geburt ein Holsteiner ist und seine Laufbahn als dänischer Offizier in der dänischen Armee begonnen hat, verlangt auf das Entschiedenste die Annexion der Elbherzogthümer, und mir wurde sehr bald klar, daß das nicht eine bloß persönliche Ansicht von seiner Seite sei, daß vielmehr die ganze Armee die Annexion mit derselben Bestimmtheit verlangt; das ist von Bedeutung.

Eine Militärconvention mit den selbständigen Elbherzogthümern kann uns nicht genügen, sagt Moltke; wir haben ja eine Militärconvention mit Coburg — hätten wir nun können das coburgische Contingent nach Schleswig marschiren lassen? — Nein! das ist nichts. Die Annexion ist das Einzige, was uns helfen kann! Und sie ist auch möglich, es kommt nur darauf an, Oesterreich dafür zu gewinnen und dahin zu bringen, daß es einwilligt; aber freilich, da liegt auch die Schwierigkeit. Oesterreich verlangt für seine Einwilligung auch seinerseits eine Vergrößerung, eine Abtretung von Land und Leuten.

Ich: Oesterreich möchte die Grafschaft Glatz gewinnen, wie ich höre; die können wir ihnen aber unmöglich geben, es hieße die preußische Monarchie in ihren Grundvesten erschüttern, wenn man einen solchen Theil ihres Gebiets abtreten wollte. Preußen hörte damit auf, ein Vaterland zu sein, und wäre nur noch ein gleichgültiger Ländercomplex.

Moltke gibt das mittelbar zu, indem er sagt: die Hohenzollern'schen Lande könnten wir ihnen allenfalls geben, wenn sie die haben wollen; freilich ist auch das unangenehm, des Namens wegen.

Ich: Ich halte auch diese Abtretung für verderblich, für unmöglich, und nicht bloß des Namens wegen. Preußen würde dadurch seinen Charakter als Staat aufgeben, und der moralische Verlust wäre groß und unersetzlich. Wir können den Österreichern nichts geben, als Geld.

Moltke: Das ist ihnen bereits geboten worden, aber abgelehnt. Das wollen sie nicht, sie wollen Land!

Ich: Die Abtretung eines Gebiets ist aber unmöglich.

Moltke: Die Erwerbung der Elbherzogthümer wäre aber doch sehr wichtig.

Ich: Gewiß! — und sehr wünschenswerth! Aber man muß sie doch nicht dadurch erkaufen, daß man sich moralisch zu Grunde richtet.

Moltke läßt den Gegenstand fallen und geht auf die Einrichtungen über, die in Schleswig getroffen werden müssen. Kiel wird wohl nicht Kriegshafen werden können. Man wird den Kriegshafen nach Eckernförde verlegen müssen, weil der Kanal, der die Nordsee mit der Ostsee verbinden soll, nicht wohl nach Kiel geführt werden kann. Da müßte ein Landrücken von 250 Fuß Höhe durchstochen werden, und der Canal würde fünf Millionen Thaler mehr kosten, als auf der Linie von Brunsbüttel nach Eckernförde. Auf dieser letzteren bleibt man immer im Marschlande, und man hat die Wassermasse der großen Seen, um den Canal zu speisen. — Daß man den Kriegshafen nach Eckernförde verlegen muß, hat freilich sein Unangenehmes, denn der Hafen von Eckernförde ist nicht so leicht (fortificatorisch) zu schließen, als der von Kiel.

Ich bedauere, daß Rendsburg in fortificatorischer Beziehung sehr veraltert ist.

Moltke: Rendsburg ist für uns von gar keiner Bedeutung; aber auf Alsen müssen wir festen Fuß fassen; Sonderburg muß befestigt werden; es muß den Dänen unmöglich gemacht werden, auf Alsen zu landen, was immer sehr unbequem wäre.

Er geht dann auf die seltsame Weise über, in der die Ereignisse dieses Feldzuges von unseren Abgeordneten beurtheilt werden, und das führt auf die Militärorganisation und den Zwist im Innern. — Moltke sagt, die Leute sind zu unvernünftig und verblendet, daß sie behaupten, unser altes Militärsystem, die Landwehr habe sich in diesem Kriege vortrefflich bewährt; da sehe man, daß man weiter nichts brauche, als unsere Landwehren.

Ich: Das ist nicht zu leugnen, denn es ist buchstäblich wahr; buchstäblich diesen Unsinn hat Lette im vergangenen Frühjahr gegen mich ausgesprochen. Die Verblendung ist eine hoffnungslose.

Moltke: Mit den Leuten ist nichts anzufangen; man muß sie gehen lassen; sie müssen sich ableben.

Ich: Ein Compromiß wäre bei alledem sehr wünschenswerth, besonders der auswärtigen Politik wegen, in der man doch nur dann energisch auftreten kann, wenn man gewiß ist, über die Finanzkräfte des Landes verfügen zu können.

Moltke: Es geht auch so; kommt kein Budget zu Stande, so leben wir ohne Budget weiter; das geht auch und ist kein Unglück.

Ich: Es geht allerdings, aber doch nur bis zur nächsten ernsten Krisis und nicht weiter.

Moltke: Wenn uns die Franzosen ins Land marschiren, bekommen wir auch Geld!

Ich: Das ist doch nicht so ausgemacht! — und das Schlimmste ist, daß eine Auflösung des Abgeordnetenhauses zu gar nichts helfen würde. Bessere Wahlen sind nicht zu hoffen. Unmittelbar nach der Einnahme von Düppel und Alsen wäre ein günstiger Augenblick gewesen — denn die Ereignisse hatten allerdings einen großen und günstigen Eindruck im Lande gemacht — aber das ist jetzt schon längst wieder verwischt und spurlos verschwunden. Die Maßregelungen von unbedeutenden kleinen Beamten, mit denen die Regierung seitdem vorgegangen ist, haben viel böses Blut gemacht. Sie sind es, die den günstigen Eindruck der großen Ereignisse verwischt haben. Denn man darf sich darüber nicht täuschen, die politische Erziehung ist bei uns im Lande noch nicht sehr weit vorgeschritten; die Leute haben gar keinen Maßstab für die relative Wichtigkeit der Dinge; ihre Ansichten erinnern uns an die chinesische Landschaftsmalerei, es ist keine Perspective darin, und Grashalme und Palmen haben dieselbe Bedeutung. So sagen sie jetzt: Die Erwerbung der Elbherzogthümer — was kann uns das helfen! — Da in Goldberg ist der Kreisrichter Schmitt gemaßregelt worden, und dieser gemaßregelte Kreisrichter Schmitt in Goldberg, der ist der große Gegenstand, der die Gemüther in Bewegung setzt, über den werden die Elbherzogthümer vergessen.

Moltke gibt zu, dem könne wohl so sein; wiederholt aber seinen Refrain in Beziehung auf die Abgeordneten: Die müssen sich ableben.

Ich: Man müßte aber diesen Zustand politischer Unreife berücksichtigen und die Leute demgemäß behandeln. Ich halte diese kleinlichen Maßregelungen unbedeutender Individuen für einen Fehler, den die Regierung begangen hat; es kommt dabei gar nichts weiter heraus, als daß die Stimmung im Lande immer wieder eine gereizte wird und daß die Fortschrittspartei gewinnt.

Moltke scheint nicht geneigt, dem zu widersprechen. Da ich wiederholt darauf zurückkomme, daß man doch einen Compromiß mit dem Abgeordnetenhause zu treffen suchen müsse, namentlich wenn es vermöge einer unwesentlichen, vielleicht einer bloßen Scheinconcession geschehen könnte, erfahre ich,

was die Leute — das Ministerium — en définitive haben wollen, und worauf sie eingehen würden.

Moltke sagt: Sie sollen uns ein Procent der Bevölkerung geben, als Friedensstand der Armee, und in runder Summe ein Budget von 40 Millionen. Ein Procent der Bevölkerung, das wären 190 000 Mann, und wenn wir dann 10 000 aus den Herzogthümern dazu bekommen, so sind das die 200 000 Mann, die wir gebrauchen. Und ein Procent der Bevölkerung als Princip angenommen, so wächst das Contingent ganz von selbst, wie die Bevölkerung zunimmt, ohne daß es dazu eines neuen Gesetzes bedarf. Und ein Budget von 40 Millionen — was dann der Kriegsminister damit macht, ob er dafür Kanonen gießen oder Hosen machen läßt, darum sollen sie sich nicht bekümmern — sie verstehen auch nichts davon. — Die dreijährige Dienstzeit sei Gesetz, daran brauche nichts geändert zu werden.

IV.

28. Mai 1865.

Zu Abeken in seiner Wohnung, ihm von den Schwierigkeiten und Bedenken zu sprechen, die sich in den Elbherzogthümern ergeben können.

Ich: Ich habe bestimmte Gründe, zu glauben, daß die Stände damit anfangen werden, den Herzog von Augustenburg von Neuem zu proclamiren.

Abeken: Man hat auch diesen Fall wohl bedacht. Es ist allerdings sehr möglich, daß dergleichen geschieht; der Herzog — oder um ganz correct zu sprechen, der Erbprinz von Augustenburg — hat alle Mittel angewendet und intriguirt und wühlt ohne Unterlaß; es ist ihm gelungen, ein Netz über das ganze Land zu ziehen, seine Vertrauten sind überall; alle Behörden im Lande wendeten sich bei jedem vorkommenden Fall auf geheimen vertraulichen Wegen an ihn und seine Rathgeber, um deren Entscheidung einzuholen, so daß also diese sämmtlichen Behörden weit mehr von ihm inspirirt sind, als von den Civilcommissären (dem österreichischen und preußischen). Der Bundesbeschluß vom 6. April hat seiner Partei neuen Muth gegeben, und Halbhuber begünstigt sie jetzt ganz offen. Und doch sind die Ansprüche des Großherzogs von Oldenburg wenigstens nicht so ganz irrelevant, daß man sie unbesehen und ohne Untersuchung abweisen könnte. — Die Stände werden den Herzog proclamiren —: welche Ständeversammlung wird das thun? Die von 1854 oder die von 1848?

Ich: Es möchte ziemlich einerlei sein, welche von beiden man versammelt. Die Stände von 1854 sollen ja, wie ich höre, nur versammelt werden, um ein neues Wahlgesetz zu berathen; sollten sie aber veranlaßt werden, auf die Sache selbst, auf die preußischen Forderungen einzugehen, so würden sie wohl eben auch den Herzog von Neuem proclamiren, wenn auch vielleicht nur mit geringer Majorität, während die Stände von 1848 ihn ganz oder beinahe einstimmig proclamiren würden.

Abeken: Und wird Oesterreich einen solchen Beschluß gutheißen? — Oesterreich hat zwar allerdings keine Principien, wohl aber gewisse Traditionen,

von denen es nicht gern läßt. Der Bevölkerung das Selbstbestimmungsrecht einzuräumen, das ist Etwas, was Oesterreich bei seiner eigenen Stellung in Venetien, in Ungarn, in Galizien, doch nicht gut thun kann.

Ich: Oesterreich lebt von expedients und von einem Tag zum anderen; auf eine Inconsequenz mehr oder weniger kommt es ihnen dabei nicht an; sie nehmen Alles auf, was ihnen für den Augenblick nützt. Einen Beschluß der Stände, der die Unterhandlungen mit Preußen an den künftigen Landesherrn verweist, könnten sie jedenfalls sehr gut brauchen. Mit den Ständen wäre sehr leicht in Ordnung zu kommen, wenn sie lediglich auf Preußen angewiesen wären und keine Stütze mehr an Oesterreich fänden. Werden sie aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen zusammengerufen, so lange Oesterreich noch mitzureden hat in den Herzogthümern, so geschieht, was ich gesagt habe, und es entsteht eine für uns sehr schwierige und bedenkliche und eben so unerfreuliche Situation. — Man muß zuerst und vor allen Dingen das österreichische condominium beseitigen.

Von Roon hatte ich, aus dem Archiv heimgekehrt, eine Mittheilung vorgefunden; es wird ihn sehr freuen, mich heute oder morgen Abend zu sehen; er hofft allein zu sein. — Da ging ich denn zu ihm und hatte ein 1½ Stunden langes, in mancher Beziehung merkwürdiges Gespräch mit ihm in seinem Cabinet.

Ich warnte vor der Zusammenberufung der schleswig-holsteinischen Stände und sagte: Ich habe bestimmten Grund, zu glauben, daß sie den Augustenburger proclamiren werden, anstatt auf die Discussion der preußischen Forderungen einzugehen, und daraus entsteht für uns eine sehr schwierige, nichts weniger als wünschenswerthe Situation; denn dann bleibt eben gar nichts übrig, als die einfache Vergewaltigung der Stände, und das ist nicht der vortheilhafteste Weg, zum Ziel zu gelangen.

Roon (fährt leidenschaftlich auf): Aber können denn die Leute nicht verhaftet werden? (NB. Die Stände der Elbherzogthümer, versteht sich.) Können sie denn nicht auf die Festungen gebracht werden? — Denken sie denn gar nicht daran, daß das geschehen kann, wenn sie solche Beschlüsse fassen? — Landesherren sind seit dem Frieden Preußen und Oesterreich — der Herzog, der ist gar nichts! — Landesherren sind Preußen und Oesterreich, und eine solche Auflehnung gegen die Landesherren wird nicht geduldet werden.

Ich: Wenn man aber genöthigt wäre, auf diese Weise einzuschreiten, das wäre eben Vergewaltigung. Uebrigens kann, wie die Sachen stehen, dergleichen gar nicht verfügt werden ohne die Zustimmung Oesterreichs; ist man deren gewiß?

Roon: Wenn die verweigert würde, dann würde die Sache allerdings sehr große Dimensionen annehmen.

(NB. Das also ist der Punkt, bei dem man es auf einen Bruch mit Oesterreich will ankommen lassen! — Die verweigerte Zustimmung Oesterreichs, gewaltsam gegen die Stände einzuschreiten, soll die Veranlassung zum Zwist werden! — Wie gewagt! — und wie vollkommen verkehrt!)

Ich: Daß man auf das Aeußerste gefaßt sein muß, das liegt in der Natur der Sache; aber wenn es zum Bruch mit Oesterreich kommen muß, so ist es doch in unseren Tagen nichts weniger als gleichgültig, auf welche Veranlassung es geschieht, wie die Sache vor dem Forum der öffentlichen Meinung in Deutschland und in Europa erscheint, und in welchem Licht sie dargestellt werden kann. Sollte der Bruch sich auf diese Weise ergeben, so wäre das gewiß nicht die günstigste für uns; denn wie ließe sich das nicht darstellen, in welchem Licht! — wie würden alle Feinde Preußens im übrigen Deutschland — und deren sind viele — eine solche Wendung der Dinge ausbeuten!

Roon (sehr viel milder): Nun, ich hoffe, daß sich der Sache noch im Guten die Spitze abbrechen läßt! (Sowie das Gespräch aber auf den Augustenburger kam, wurde er wieder leidenschaftlich und heftig.) Der Herzog ist gar nichts! — gar nichts! — und wenn der gegen uns wühlen, wenn der uns Schwierigkeiten machen will, dann wird er sich wundern! — Wir werden mit ihm abfahren, daß ihm die Augen übergehen sollen; er wird auf ein preußisches Schiff gebracht und meinetwegen nach Island geschafft, oder sonst wo hin!

Ich suchte den Herzog persönlich einigermaßen zu decken, indem ich, der Wahrheit gemäß, Samwer als den eigentlichen Urheber der verkehrten Politik bezeichnete, die von Kiel aus getrieben wird.

Ich: Mit welchen Hirngespinnsten die Leute in Kiel sich tragen, das läßt sich ermessen, wenn ich Ihnen sage, worauf sie jetzt eigentlich speculiren; sie speculiren auf den Tod des Königs; das habe ich neulich in einem Gespräch mit einem von den Herren sehr deutlich wahrgenommen; sie denken, der König ist neunundsechzig Jahre alt, wenn sie die Sache nur hinziehen, dann stirbt er vielleicht darüber — und dann stellt sich Alles anders.

Roon (wiegt schweigend das Haupt hin und her und schlägt gewichtig mit der Hand auf die Lehne seines Stuhls; nach einiger Pause): Welche Thorheit, darauf zu rechnen!

Ich komme von Neuem darauf zurück, daß es besser sei, die Stände in den Elbherzogthümern nicht eher zusammen zu rufen, als bis man sich mit Oesterreich vollständig auseinander gesetzt habe, und gehe dann auf einen anderen Punkt über, wo uns bald eine bedeutende Gefahr drohen wird, nämlich Belgien; die Dinge stehen dort sehr schwach!

Roon: Sehr schwach!

Ich: Der König Leopold wird schwerlich mehr lange leben, und seine Söhne sind nicht die Leute, die das Schiff über dem Wasser erhalten könnten. Ich berichte über die kleine, aber nicht unbedeutende französische Partei im Lande. Was ich voriges Jahr von einem geheimen Tractat zwischen Frankreich und Holland, von der projectirten Theilung Belgiens erfahren habe — mein Gespräch darüber mit dem König Leopold, der sich zwar das Ansehen gibt, die Sache leicht zu nehmen, aber keineswegs die Nachricht selbst etwa als ein ungegründetes Gerücht bezeichnet. — Nun kommt vollends noch hinzu, daß Napoleon sich bald in die Nothwendigkeit gebracht sehen könnte, irgend eine große Action in

Europa in Scene zu setzen, damit er gleichsam unter ihrem Schutz Mexico mit Anstand fallen lassen kann.

Roon sieht das sehr wohl ein; die Nothwendigkeit kann sich allerdings ergeben, und es ist natürlich, wenn er dann nach Belgien greift; man muß das erwarten. Das wäre doch nun einer der Fälle, wo alle Großmächte sich vereinigen müßten!

Ich: Auf England dürfen Sie dabei nicht rechnen!

Roon: Auf wen soll man denn rechnen können? — Er schildert, wie schwach es in Wien und Petersburg steht; Rußland gelähmt und mit sich selbst beschäftigt, ohne Mittel, in die europäische Politik bedeutend einzugreifen — Oesterreich in sich zerrüttet und rathlos, Venetiens und Ungarns wegen besorgt vor jeder europäischen Verwicklung, ohnmächtig durch zerrüttete Finanzen und eine desorganisirte Armee. Es ergibt sich, daß man auf Rußland und Oesterreich nicht rechnen kann; gerade auf England müßte man in diesem Fall rechnen können.

Ich: Und dennoch dürfen Sie auf England nicht rechnen; Sie können mir das glauben; ich habe mir die Dinge dort sehr genau und in der Nähe betrachtet. Die Kleinmüthigkeit der Altersschwäche ist schon seit längerer Zeit der Charakter der englischen Politik, und es ist keine Aussicht, daß das zunächst besser werden könnte. Das mächtige und sonst stolze Reich wird von einem alten Narren und einem alten Idioten regiert — denn weiter sind die Herren Palmerston und Russell nichts. Und treten die zurück, dann wird auch nichts Besseres; dann kommen Lord Derby und Disraeli — das ist auch keine große Herrlichkeit; die Leute kennen wir ja schon von früher her. — Und auch unter den jüngeren Leuten zeigt sich keine irgend nennenswerthe Persönlichkeit, auf die man verweisen könnte. — Goschen, der Sohn des Leipziger Buchhändlers, wird als der bedeutendste jüngere Mann im Unterhause genannt. (NB. Darüber erstaunt Roon nicht wenig.) England scheint bestimmt, noch auf lange Zeit hinaus nichtig zu bleiben in der allgemeinen Politik.

Ich komme dann mit Absicht auf den Bonin'schen Antrag und erzähle, welchen Antheil ich daran gehabt habe.

Roon bestätigt ausdrücklich, daß er die Worte zu Vincke-Olbendorf gesprochen hat, die mich — nebst dem Gespräch mit Moltke — bestimmten. Er leugnet keineswegs, daß er ein großes Verlangen trägt nach einem Compromiß mit dem Hause der Abgeordneten, erzählt vielmehr, daß er einen Plan dazu entworfen hatte, der schon im vorigen Jahr fertig war, aber dem Hause nicht vorgelegt werden konnte, weil Grabow zum Präsidenten gewählt wurde, der König sich darüber ärgerte, und erklärte, einem Hause, das Grabow zum Präsidenten erwählt, könne man keine Concessionen machen. — Er läßt mit Absicht sehr deutlich durchschimmern, daß er den Bonin'schen Antrag sehr gerne angenommen hätte.

Ein Vorläufer Leo Tolstoi's.

Von

Sophie von Adelung.

Als Kind habe ich heiße Thränen geweint, so oft ich nachstehende Geschichte las, die in einer meiner russischen Jugendschriften stand[1]), und jedesmal schlug dabei mein Herz in bangem Mitleid für den unglücklichen Stjepàn, während ich fühlte, wie ich Ovinow liebte, und wie hoch er über mir, ja, sogar über den meisten Menschen stand.

Seither habe ich viel gelesen, gute Bücher, mittelmäßige Bücher und auch einige schlechte Bücher, aber jene Erzählung ist mir unvergeßlich geblieben, und immer noch steht Ovinow für mich unerreicht da. Ich sinne darüber nach, was wohl seine späteren Lebensschicksale gewesen sein mögen, und ob auch ihm die Menschen zum Lohn dafür, daß er seine Feinde liebte, eine Dornenkrone geflochten haben; denn man verzeiht an Anderen nichts schwerer, als unbegreifliche Großmuth . . .

Doch noch etwas Anderes drängt sich mir bei der Betrachtung dieser schlichten und lebenswahren Kindergeschichte auf, die eigentlich eine Geschichte für „junge und alte Kinder" heißen müßte.

Fast ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit sie entstanden; aus den „Reisegefährten" weht mir aber, je länger ich über sie nachdenke, desto unverkennbarer und deutlicher ein moderner, bekannter Geist entgegen — der Geist Leo Tolstoi's, wie er dessen allerneueste Werke erfüllt. „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel" scheint überall zwischen den Zeilen zu stehen, dieser alte Gedanke, der so leicht nachzusprechen, so schwer nachzuleben ist. In seiner ganzen Bedeutung tritt er uns hier bereits mit seiner einfachen Größe und seiner erschütternden Gewalt entgegen, und begierig sucht das Auge nach dem Namen des Verfassers. Doch dieser fehlt, und es dürfte schwer sein, ihn nach so vielen Jahren noch zu erkunden. Von Tolstoi selber kann die eigenartige Erzählung nicht herrühren: als sie geschrieben

[1]) „Journal für Kinder". Petersburg, Verlag von E. Pratz. 1856.

wurde, vertrat er noch ganz andere Ideen. Der innige Zusammenhang, welcher aber zwischen beiden Schriftstellern so unverkennbar hervortritt, machte mich nachdenklich. Doch nur auf den ersten Blick war die Sache wunderbar: jener Gedanke ist nicht neu — schon der Weise am Ganges lehrte Sanftmuth, Versöhnlichkeit, Milde und Barmherzigkeit gegen alle Lebewesen, und der, welchen die Juden mit solcher Ungeduld erwarteten, predigte ihnen zu ihrer Aergerniß, Böses mit Gutem zu vergelten, die Feinde zu lieben, ja, dem Uebel nicht zu widerstreben, und bethätigte diese Lehren in seinem eigenen Leben auf Schritt und Tritt.

Tolstoi hat diesem uralten Gedanken eine neue Fassung gegeben. Er ist darum nicht weniger ein schöpferischer Geist. Denn uralte, ewige Gedanken neu fassen, heißt sie neu schaffen. Tolstoi hat auf die denkbar glücklichste Weise den Ausdruck für das gefunden, was seine Zeit trägt, bewegt und durchgährt. Er ist sozusagen der Dolmetscher geworden für all' die leisen, verworrenen, übertönten und oft nur halb verstandenen Stimmen der Gegenwart, und was in Tolstoi lebt und himmelan strebt, lebt schon seit geraumer Zeit in seinem Volke, das von jeher Sinn und Verständniß für das höhere Dasein der Seele hatte. Daher konnte schon vor mehr als vierzig Jahren ein russischer Dichter nachstehende Erzählung fast mit Tolstoi's eigenen Worten und Redewendungen schreiben. Sicherlich würden wir im Alltagleben des russischen Volkes, wenn wir es bei der Arbeit, in seinen Gesprächen, in Leid und Freud, ja, wenn wir erst sein Herz belauschen könnten, Züge und Momente echt Tolstoi'scher Gesinnung herausfinden. Der greise Schriftsteller, der muthige Mann, der lebt, was er lehrt, steht nicht allein — in seinem großen Vaterlande umringen ihn unsichtbar nah und fern ungezählte Sinnesgenossen, und die Zukunft allein wird zeigen, welche Früchte diese Anschauung hervorbringen und zeitigen kann.

Ich lasse nun die kleine Geschichte, von mir aus dem Russischen übersetzt, hier folgen.

Reisegefährten[1]).

Die Städte Pensa und Ssysranj sind durch einen großen Vicinalweg verbunden. Ihn benützen die Kaufleute und Handlungsgehülfen, welche an die Wolga, nach Ssamàra, Jekaterinowka und den anderen großen Hafenplätzen fahren, um Korn einzuhandeln, welches sie dann nach Rybinsk und Petersburg weitersenden. Diese Strecke steht bei den Reisenden in schlechtem Rufe. Da es dort keine Post gibt, sondern selbständig gewerbetreibende Kutscher, welche in den weithin zerstreuten Dörfern wohnen, so gilt das Volk für unruhig, und man sagt, daß ihm nicht zu trauen sei. Die Besitzer der Pferde aber, welche die Fremden fahren, behaupten, das sei nicht wahr; die Handelsreisenden selber seien schuld an solchen Gerüchten. Verliert einer von ihnen

[1]) Die Erzählung trägt, wie bereits gesagt, keinen Autornamen, ist aber vermuthlich von M. Tschistjäkow oder A. Räsin aus den fünfziger Jahren. Seither haben sich die äußeren Verhältnisse in Rußland bedeutend verändert.

das Geld seines Herrn oder veruntreut es unterwegs, so klagt er nachher die „räuberischen" Kutscher an. Oder auch kommt es vor, daß ein ehrlicher, aber furchtsamer Mann des Weges fährt; der hat von der Unsicherheit dieser Strecke gehört und reist mit einem Gewehre, einer großmächtigen Pistole und langem Säbel daher; kommt er nun am Ziele an, lebendig, gesund und ohne jenes Hinderniß, so schämt er sich seiner mörderischen Waffen und prahlt vor den Kameraden: wenn er nicht seine Pistole gehabt hätte, dann — ja dann wären jetzt die Gelder seines Herrn dahin und er selber wohl nicht mehr am Leben.

So entstand der üble Ruf jenes Weges.

Sogar bis zur Obrigkeit drangen solche Gerüchte, aber directe Klagen erfolgen selten, und alle fünf Jahre etwa wird eine Untersuchung geführt.

Auf diesem berüchtigten Wege nun hat sich folgende Geschichte zugetragen.

Es ist eine finstere, tiefschwarze Nacht. Ein feiner Regen, wie ihn sonst nur der Herbst bringt, fällt in dichten Tropfen. Der Himmel hängt so voll Wolken, daß man nichts von der Sommernachtdämmerung ahnt. Die Pferde, ermattet von der vierzig Werst langen Strecke, laufen im allerlangsamsten Trabe, und ihre Hufe klatschen schwerfällig in den Pfützen. Der heiße, schwüle Dampf steigt von ihnen empor, dem Reisenden entgegen. Zu beiden Seiten des Weges kann man nichts unterscheiden: vielleicht sind es Büsche, an denen man jetzt vorüberfährt, vielleicht Dorfhütten. Bei schärferem Hinsehen könnte man die Umrisse nothdürftig erkennen, aber der feine Regen hindert daran. Wenn nur irgend ein Lichtschimmer aus der Dunkelheit tauchen wollte . . . Doch nein, das scheint junger Wald zu sein. Da vorne blinkt ein Flüßchen auf; wie ein bläulicher Bleistreifen legt es sich quer über den Weg. Wie soll man in solcher Finsterniß die Brücke finden? Nein, es ist nur eine große Pfütze. Die Pferde gehen im Schritt, und leise plätschern die Räder im Wasser. Der Kutscher singt mit halber Stimme: „Ach, nicht nur ein Weg führt durch die Felder" . . . und schweigt wieder. Man kann die Tropfen von der Pferde Hufen in die Pfütze fallen hören. Der Reisende fragt: „Höre, Freund, ist's noch weit bis zum Pferdewechsel?"

„Nein," erwidert der Kutscher, „im Ganzen noch vier Werst."

Vier Werst — das soll nicht mehr weit sein! Und daß es gerade so ein schweigsamer, mürrischer Kutscher sein muß, mit dem man kaum ein Wort reden kann!

„Warum singst Du denn nicht weiter, Freund?"

„Hab' keine Stimme — die Seele mag nicht singen."

Traurig wurde es auch dem Fremden zu Muth bei der traurigen Antwort. Der Regen, der Schmutz und die Dunkelheit umher schienen ihm noch trostloser; er sehnte sich nach Licht, nach menschlicher Wohnung, Hundegebell und einer gastlichen Pforte. Gerne hätte er mit dem Kutscher ein Gespräch angeknüpft; doch wozu?

Noch eine Viertelstunde, und ihre Wege würden sich auf immer trennen. Das weiß auch der Kutscher, er weiß, daß er dem Fremden nie wieder begegnen

wird: wozu also seine Seelenwunden noch berühren? Und kann ein Herzenston durch die Stimme dringen, wenn diese von dem Klatschen des Regens und des Schmutzes übertönt wird? Dazu muß man sich Aug' in Auge schauen. Und noch sehnlicher als vorher blickte der Reisende nach Licht, nach menschlicher Behausung aus.

Währenddessen hatten sich die Pferde aus der Pfütze herausgearbeitet und liefen wieder auf ziemlich ebenem Wege dahin. Dann wieder Schmutz und Pfützen. Und nun Gottlob ein Dorf. Ein Strohdach wird sichtbar, ein zweites, ein drittes. Doch es ist schon zu spät: aus keinem Fenster mehr leuchtet Licht. Kein Hund bellt. Nur das schwache Geläut einer Kuhglocke tönt von einem Hofe her, und man hört, wie das Thier seine Füße im dichten Schmutze umstellt. Dafür macht sich jetzt der Regen noch hörbarer, der in Strömen von den Dächern herabrinnt. Nimmt das Dorf denn gar kein Ende, und wo bleibt das Haus, wo die Pferde gewechselt werden? Der Reisende mag des Kutschers traurige Gedanken auch jetzt durch keine Frage stören. Auf fremden Schmerz sieht man mit einer gewissen Angst, wie auf eine schwere körperliche Wunde. Und wer will sagen, was von beiden weher thut?

Aber nun wendet sich das Gefährt, wie es scheint, einem Hofe zu. Der Kutscher steigt vom Bock, um anzuklopfen. Zuerst antwortet nur das heulende Gekläff eines Hundes. Nach einer Weile hört man Schritte, dann eine grobe, heisere Stimme: „Wer ist da? was gibt es?"

„Ich bin's, Schwager — Stjepàn! mach' auf, einen Reisenden bring' ich."

Das Thor knarrte, und in die Finsterniß leuchtete der schwache Schimmer einer Laterne. Die Teljéga fuhr auf den Hof, aber der Wirth blieb noch immer unsichtbar; um den Reisenden zu sehen, hob er die Laterne höher und verschwand selber in ihrem Schatten. Das Thor fiel zu, der schwere Riegel knarrte. Der Wirth ging mit seiner Laterne in den Stall, und der Reisende blieb unter dem Schuppen stehen.

Der Regen fällt noch immer, doch das Hundegekläff hat aufgehört. Jetzt ertönt das müde Wimmern und Stöhnen, der keuchende Husten aus einer gequälten Kinderbrust. Ihm folgt leises Wiegen und ein kunstloses Schlummerlied, von einer Frauenstimme unter Thränen gesungen. Dann verstummte das Lied, doch das schwache Kindergeschrei tönte fort. Endlich rief die grobe Stimme des Kutschers:

„Màrja, he Màrja! Schläfst Du? Warum bringst Du das Kind nicht zum Schweigen?"

„Was soll ich denn thun?" erwiderte Màrja unter Thränen. „Gott im Himmel allein weiß, warum es nicht aufhören will."

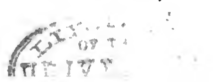
„Welches ist es denn? Fèdja? Ich war ja zehn Tage fort."

„In zehn Tagen ist viel Wasser weggeflossen, sind viel Menschen weggestorben."

„Was meinst Du?"

„Was ich meine? Daß Gott den Fèdja genommen hat. Vorgestern ist er begraben worden."

Stjepàn erwiderte kein Wort.



Der Regen fällt immer noch herab und strömt vom Dache, in der Dunkelheit grunzt ein Ferkel unter der Teljéga; von ferne klingt das träge Läuten der Kuhglocke, und nebenan das Kind hustet und schreit mit halberstickter, müder Stimme . . . . . .

Das Herz des Reisenden zog sich schmerzlich zusammen, und dann wieder war es, als wollte es sich aus der Brust herausreißen, all' diesem fremden Jammer entgegen. Er hätte gerne mit den Armen geweint, hätte Alles gethan, um ihre Thränen zu trocknen, und so beschloß er, über Nacht zu bleiben, um am nächsten Morgen mit den Bewohnern des Hauses bekannter zu werden und mit seiner liebevollen Seele zu versuchen, die Bitterkeit ihres Leides zu lindern.

„Holla!“ rief er in die Richtung, wo sich die Laterne bewegte: „Kann ich bei Euch übernachten? ich bin müde.“

„Meinetwegen,“ erwiderte der Wirth griesgrämig, „auf dem Heuboden, — das Heu ist frisch.“

Er führte den Fremden zu einer dünnen Leiter, welche sich unter diesem bog und ins Schwanken gerieth, sobald er sie betrat, so daß er fast herabgefallen wäre.

„Ihr seid wohl nicht an dergleichen gewöhnt, Herr?“ fragte der Wirth ebenso mißmuthig wie zuvor.

Der Fremde richtete sich etwas verlegen auf, kletterte die Leiter empor und warf sich in das duftende Heu. Nach dem anhaltenden Rütteln der Fahrt umfing ihn eine unwiderstehliche Trägheit. Er hörte das wimmernde Schreien des Kindes noch immer, aber sein Herz zog sich nicht mehr so schmerzlich zusammen, die Ermüdung stumpfte sein Gefühl ab. Er schlief fest ein.

Der Fremde, Iwan Ssergéitsch Owinow, hatte erst vor Kurzem seine Studien beendet und reiste nun in ein entferntes Gouvernement, um als Erzieher in das Haus eines reichen Gutsbesitzers einzutreten. Die Welt war ihm noch ein verschlossenes Buch — Verstand und Gefühl, von der Wissenschaft genährt, waren noch gänzlich unverdorben. Mit offenem Herzen trat er ins Leben, mit dem kindlichen Vertrauen zur Menschheit, welcher er mit Aufopferung zu dienen bereit war. Er ahnte nichts von den Versuchungen, die ihm bevorstanden, und daß, wenn es ihm gelänge, den schweren Kampf zu bestehen, er zu seinem Wahlspruch: „Das Gute, nur das Gute und noch einmal das Gute“ hinzufügen müsse: „was es auch kosten möge!“ Wie er jetzt so sorglos in tiefen Schlaf versank, ahnte er noch nicht, daß die Zeit kommen könnte, wo er auch wachend nichts mehr vom Schreien des kranken Kindes hören würde, nichts mehr vom Stöhnen des Hungers, von der erstickten Stimme der Gerechtigkeit und unterdrückten Wahrheit, und es fiel ihm nicht ein, sich selbst zu prüfen, ob er die Kraft zu dem ihm bevorstehenden Kampfe besitze.

Er schlief schon lange, während Stjepàn, der Kutscher, die Pferde besorgte und die Teljéga unter den Schuppen rollte, um sich in derselben zum

Schlafe niederzulegen. Aber Schlaf fand er nicht. Erstens war er nicht so müde von der Fahrt, und dann waren es die schwarzen Gedanken, welche sich in seinen Kopf eingenistet hatten und ihn wach hielten. Noch vor Kurzem war er ein reicher Posthalter gewesen, seit einem halben Jahre aber gänzlich verarmt. Im Anfang des Winters fiel eins seiner Pferde bei Glatteis und brach den Fuß. Zu thun war nichts. Stjepàn band die Stränge los, nahm ihm das Kummet ab und fuhr weiter. Als er seinen Reisenden ans Ziel gebracht und wieder heimfuhr, kam er bei Mondenschein an der Stelle vorüber, wo das Pferd gefallen war. Schon von Weitem sieht er dort sich etwas bewegen, und wie er genauer hinsieht, sind es — Wölfe. Schade ist's um das Pferd, schade auch um dessen Fell. Seine Pferde schnauben, spitzen die Ohren und wollen nicht weiter. Da hat er sich kerzengerade in der Teljéga aufgerichtet, seine Pferde mit der Peitsche angetrieben und ein so wildes Geschrei ausgestoßen, daß alle fünf Wölfe auseinandergestoben sind. Das gefallene Pferd athmet noch, die Flanken heben sich, aber die eine Seite ist schon bis auf die Knochen abgefressen. Stjepàn schüttelte nur den Kopf, hieb auf sein übrig gebliebenes Paar ein, und wieder kam aus seiner Brust jener wilde Schrei, den man nur bei den Iswóschtschiks[1]) hört, und den man nicht wiedergeben kann.

Im Frühjahr fiel das zweite Pferd. Ein kalter Trunk, den ihm Stjepàn's Söhnchen gegeben, richtete das Unheil an. Mit einem Paar kann man sich noch durchhelfen, wenn man bescheidene Leute fährt, denen es nicht eilt. Aber was ist ein Kutscher mit einem Pferd? Stjepàn blieb nichts übrig, als Lasten mit seinem Gaul zu fahren. Ein einzelnes Pferd dient nicht lange; so ging es auch mit dem seinigen. Der reiche Kutscher Stjepàn mußte in den Dienst treten und konnte froh sein, einen so guten Dienst gefunden zu haben. Aber sein Frohsinn war dahin — der Neid hatte sich seiner Seele bemächtigt. Sobald er einen reichen Reisenden fuhr, wurde er mißmuthig, und es war kein Wort mehr aus ihm herauszubringen. Gegen seinen Herrn war er nicht selten grob, und jedesmal, wenn er ihm das Fahrgeld einhändigte, stieg es wie eine Gewitterwolke in seinem Gesichte auf. Schon lange brütete seine Seele ein Unheil, und in einer so verschlossenen, heimlichen Seele — was kann sich da nicht Alles einnisten?

Hätte ihn Jemand beobachtet, wie er jetzt schlaflos dalag, er hätte sehen können, daß Stjepàn's Augen wie die einer Katze funkelten, wenn er sich nach der Seite wandte, wo Ovínow lag.

Eine halbe Stunde später, als endlich Alles im Hause schlief, klopfte es wieder an das Thor, wieder weckte der Hund den Hausherrn mit seinem Gekläff und wieder fuhr eine ermüdete Tróika[2]) in den Hof. Ovínow wachte erst auf, als der eben Angekommene ihm schwerfällig auf den Fuß trat, strauchelte und ins Heu fiel.

„Wer ist da?" rief Ovínow erschreckt.

---

[1]) Russische Kutscher.

[2]) Dreigespann.

„Entschuldigen Sie, bitte,“ erwiderte eine heisere Stimme neben ihm; „ist das ein Volk! nicht einmal ordentlich leuchten können sie Einem! Sie sind wohl auch auf der Durchreise?“

„Ja.“

„Und wohin führt Sie der Weg?“

„Vorerst nach Ssysrànj — von dort noch weiter.“

„So, so. Dann sind wir ja Reisegenossen. Erlauben Sie die Frage: reisen Sie im eignen Gefährt oder im Miethswagen?“

„Nein, auf einer Teljéga,“ erwiderte Ovínow schläfrig.

„Wenn es Ihnen recht ist, so reisen wir zusammen. Sie zahlen die Hälfte, ich die andere. Ich habe eine Britschka auf Sprungfedern.“

„Gerne,“ erwiderte Ovínow halb im Schlaf.

„Ihre Hand darauf!“ Der Fremde suchte vergeblich im Finstern nach Ovínow's Hand und fuhr fort: „Es ist auch besser so. Der Weg ist nicht geheuer, es sollen Dinge vorkommen . . . . .“

Doch Ovínow schlief schon fest.

Der neue Ankömmling war Nikíta Ssàwitsch Opjénkow, ein vermöglicher Kaufmann, der nach der Wolga fuhr, um seinen Handlungsdienern das nöthige Geld zum Korneinkauf zu bringen und ein Auge auf sie zu haben. Er galt für einen rechtschaffenen, gottesfürchtigen Mann, denn in seinem Orte hatte er eine Kirche gebaut mit dickvergoldetem Kreuze. Seinem Bruder, der abgebrannt war, hatte er ein neues Haus errichtet und eine Kuh geschenkt, und seine Schwestern mit einer schönen Aussteuer bedacht. Den Neffen half er im Handel und nahm nicht mehr als sechs Procent von ihnen, mit der Bedingung, daß sie ihre Vorräthe nur bei ihm kauften. Mit seinen Untergebenen war er freundlich und patriarchalisch und lud sich gerne bei ihnen zu Gaste ein. Als junger Mann hatte er selber mit den Kornverkäufern gehandelt und verstand es mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit, die Bauern einzuschüchtern und die Preise herabzudrücken, indem er mit schlauer Berechnung ihre Ermüdung von der langen Reise ausnützte.

Schnarchend und sich auf dem Heu wälzend bewegte Nikíta Ssàwitsch schlürfend die Lippen, als trinke er im Traume den vorzüglichsten Karawanenthee. Aber sein Erwachen war furchtbar.

Ein lauter Schrei Ovínow's riß ihn aus dem Schlafe. Auf dem Heuboden war es noch ziemlich dunkel, aber draußen dämmerte es bereits. Der Regen hatte aufgehört, am Himmel spielte das Morgenroth. Im Dorfe war es noch still, nur ein frisches Lüftchen schüttelte die Tropfen von den Bäumen.

Ovínow's Schrei und seines Reisegenossen Angstruf weckten den Hund, der sofort jämmerlich zu heulen begann. Der Wirth, noch ohne Stiefel, kam aus der Isbà[1]) gelaufen. Unter dem Heuboden, neben der herabgefallenen Leiter, lag Stjepàn, vom Falle betäubt, und nicht weit davon ein Messer mit Blutflecken. Der Wirth faßte sich an den Kopf, indem er mit Entsetzen seinen

[1]) Theil des Gehöftes, in welchem die Familie wohnt.

Schwager anstarrte. Zu ihm gesellten sich die Wirthin und der andere Kutscher, welcher den Kaufmann in der Nacht gebracht hatte.

„Was hat er gethan — der Bösewicht, der Seelenmörder!“ flüsterten sie, Stjepàn umringend.

Der Wirth stellte die Leiter wieder an und stieg hinauf, um nach dem Ermordeten zu schauen. Es graute ihm vor dem Anblick, der sich ihm auf dem Heuboden bieten würde. Doch kaum hatte er die zweite Sprosse erklommen, als er wieder herabsteigen mußte, denn ihm entgegen auf der Leiter kam Ovínow. Seine Hand hatte er zwischen die Knöpfe des Paletots gesteckt, und aus einem breiten Schlitz im Aermel zwischen Schulter und Ellenbogen sickerten Blutstropfen. Im Aermel hatten sich schon mehr angesammelt. Der junge Mann war bleich, und man sah ihm die Schwäche an. Schweigend traten die Zuschauer auseinander; er setzte sich auf die unterste Sprosse der Leiter, angesichts des Verbrechers. Langsam öffnete dieser seine schweren Lider, blickte verstört auf Ovínow und schloß sie wieder. Ovínow's Augen füllten sich mit Thränen. „Der Unglückselige!“ flüsterte er kopfschüttelnd, „der Unglückselige!“

Unterdessen lief die Wirthin rathlos umher, bald zu ihrem schreienden Kinde, um seine Wiege zu schaukeln, bald wieder zu Stjepàn. Endlich nahm sie das Kind auf ihre Arme, um nicht mehr vom Bruder wegzugehen. Stjepàn öffnete seine Augen und setzte sich aufrecht. Sein Blick war düster; unter den zerzausten Haaren blickten die Augen in wildem Feuer seitwärts. Sein Kopf, vom schweren Falle betäubt, hing ein wenig auf die Schulter. Aus einer Wunde am Nacken träufelte Blut.

„Warum bindet Ihr mich nicht?“ fragte er mit hohler, rauher Stimme, welche klang, als komme sie nicht aus seinem Munde, sondern irgendwoher aus der Tiefe.

„Binden, ja, binden!“ rief nun auch Nikita Ssàwitsch vom Heuboden herunter. „Aber auch die Füße bindet ihm, dem Räuber, dem verfluchten Mörder!“

„Deine Seele hast Du verdorben, Bruder Stjepàn,“ sagte der Wirth und ging über den Hof, um aus der Teljéga einen Strick zu holen.

Da brach die Wirthin in lautes Schreien und Schluchzen aus, ohne weiter auf das Weinen ihres Kindes zu achten. „Hast Du denn keinen Gott mehr in Dir, Räuber, der Du bist? Was hast Du angerichtet?“

Der Verbrecher hob seine rechte Hand, bemerkte die Blutspuren daran, und am ganzen Körper zitternd, suchte er sie abzuschütteln.

„Was schreist Du denn?“ sagte Ovínow zur Hausfrau mit sanfter und vom Blutverlust geschwächter Stimme. „Gib Acht, daß es die Nachbarn nicht hören. Hilf mir lieber den Rock ausziehen und die Wunde verbinden — schau, wie groß sie ist!“

Die Wirthin begann nun in höchster Aufregung hin und her zu laufen. Sie legte ihr Kind in die Wiege und half Ovínow den Rock ausziehen, indem sie mit Entsetzen den vom Blut gefeuchteten Aermel berührte und dabei nach ihrem Bruder hinüberschaute, der nichts sah, nichts hörte und noch immer unbeweglich dasaß, während sein Schwager mit dem Strick über ihm stand.

„So binde ihn doch!“ rief Nikita Sſàwitſch vom Heuboden herab. „Und Sie, Verehrtester, Sie hat Gott recht sichtbar durch ein Wunder errettet. Ja, sagen Sie mir nur, ich bitte Sie, wie Alles gekommen ist? Wird Ihr Arm auch ordentlich heilen?“

„Versteht sich, das ist nicht so schlimm,“ erwiderte durch die Zähne Ovínow, denn er hielt das eine Ende eines langen Leinwandstreifens im Munde, während er mit dem anderen seinen Arm verband.

„Ja, was bindest Du ihn nicht?“ schrie Nikita Sſàwitſch den Wirth an.

Dieser senkte den Kopf und begann langsam, den Strick auseinanderzuwickeln.

„Nein,“ sagte Ovínow, der seinen Verband beendete, während ihm die Wirthin den Rock bereit hielt; „nein, verbinde ihm lieber den Nacken. Sieh nur, wie der Arme sich zerschlagen hat; es muß ihn mehr schmerzen, als mich.“

Die Wirthin lief nun zum Bruder. Doch er gab kein Zeichen von Bewußtsein, selbst als die Schwester ihm die Wunde auswusch und dann verband, was sie nur mit Angst und einem gewissen Widerwillen zu thun schien.

„Wie hat Sie denn der gnädige Gott gerettet?“ fragte Nikita Sſàwitſch wieder, „auf die Brust muß der Räuber gezielt und das Ziel verfehlt haben.“

„Wahrscheinlich,“ erwiderte Ovínow, dem Verbande mit großem Antheil folgend.

„Wie ist er aber herabgestürzt?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Ovínow zerstreut.

„Also, wie er mit dem Messer nach Ihnen gestochen hat,“ fuhr Opjènkow fort, „da haben Sie ihn wohl im Schlafe mit dem Fuß gestoßen, und er, der Seelenmörder, stand am Rande. Ja, ja, so wird es sein. Das nenne ich Glück, wahrhaftig Glück ....“

Währenddessen war des Verbrechers Gesicht unter dem Verbande noch schrecklicher anzusehen, und immer noch standen seine Angehörigen unschlüssig um ihn her. Nikita Sſàwitſch, der schon heruntersteigen wollte, bemerkte dieses und rief: „Gibt es denn hier zu Lande kein Gericht? Auf den Rücken die Hände, und binden, sage ich, auf den Rücken, sonst komme ich nicht herunter!“

„Rühr' ihn nicht an,“ sagte Ovínow zum Wirth, „er wußte nicht, was er that, — er ist nicht schuldig.“

„Aber ich bitte Sie! Da wäre ja ein ehrlicher Mensch seines Lebens auch am Tage nicht mehr sicher! Binde ihn, Wirth, sonst verklage ich auch Dich, wenn das Gericht kommt.“

„Da braucht's kein Gericht,“ sagte Ovínow, dem Verbrecher in das Gesicht sehend; „er war nicht zurechnungsfähig, als er die That beging. Nicht nur, daß ich ihm nichts zu Leide gethan habe — ich besitze nicht einmal so viel Geld, daß es sich lohnte, mich zu tödten; aber vielleicht haben Sie welches bei sich?“ fragte er und erschrak selber bei dem Gedanken.

„Ja, ja, ja!“ schrie Nikita Sſàwitſch jetzt noch lauter als vorher. „Er wollte mich tödten! Nicht — nicht daß ich Geld mit hätte; Geld habe ich gar keines .... das ist ja eine Räuberhöhle, in die wir gerathen sind! Hülfe! Mord! Hülfe!“ schrie er und kroch von der Leiter wieder weiter zurück aufs Heu.

Bei dem Rufe „Hülfe!“ war der Verbrecher aufgesprungen, streckte seinem Schwager beide Hände entgegen und zog sie durch den Strick. Trotz Ovinow's Zureden wollte Nikita Ssàwitsch um keinen Preis der Welt herabkommen, ehe Stjepàn gefesselt sei. Da riß Ovinow die Geduld und er sagte: „Sitzen Sie meinetwegen dort oben, solange Sie wollen. Aber ich erlaube nicht, daß man Stjepàn etwas thut.“

„Das ist ja wunderbar! Also Sie halten es mit diesen Räubern? Dann wird man auch Sie binden müssen, Väterchen.“

„Beruhigen Sie sich, Verehrtester,“ erwiderte Ovinow mit Bitterkeit im Herzen, „wie Sie sehen, ist eine meiner Hände bereits gebunden, zur Strafe dafür, daß ich es mit Stjepàn halte. Sie können also ruhig heruntersteigen.“

Ovinow gelang es endlich, Nikita Ssàwitsch zu beschwichtigen; er stieg vorsichtig die Leiter herab, umging den Verbrecher und die Uebrigen in großem Bogen und trat in die Isbà, nachdem er befohlen, den Ssamowàr aufzustellen und dann anzuspannen. Drinnen nahm er eine der Holzbänke und stemmte sie fest gegen die Thüre. Dann fing er an, sich vor den Heiligenbildern zu bekreuzen.

Als Ovinow den Kaufmann überredete, herabzusteigen, malte sich ein Gefühl der Angst in Stjepàn's Gesicht. Seitwärts blickte er von Zeit zu Zeit in Ovinow's Gesicht und wäre gerne vor dem Menschen geflohen, der ihn so warm und schlicht vertheidigte. Dieser näherte sich ihm jetzt und fragte theilnehmend: „Nun, Bruder, wie ist's mit Deinem Kopf? Schmerzt er noch sehr?“

Ohne Ovinow anzusehen, erwiderte Stjepàn in gereiztem Tone: „Bis zum Zuchthaus werde ich gehen können.“

„Sage mir, Freund,“ fuhr Ovinow fort, „warum zürnest Du mir eigentlich?“

„Hör' auf, Herr!“ erwiderte ungeduldig der Verbrecher.

„Nein, ich werde nicht wegfahren, bis wir beide uns versöhnt haben.“

„Binde mich, Gavrilo!“ schrie Stjepàn, seinem Schwager die Hände hinstreckend, „das Gericht soll entscheiden!“

„Wozu das Gericht? Hast Du denn in Deiner Seele so viel Haß gegen mich, daß Du von keiner Versöhnung wissen willst? Wirth! ist Stjepàn Dein Verwandter?“

„Freilich,“ erwiderte der Wirth, „meine Hausfrau ist seine Schwester.“

„So höre: wenn Jemand fragt, wie sich Alles zugetragen hat, so ist mir das Unheil im Schlafe geschehen. Und nun spanne Deine Pferde an, es ist Zeit zu fahren.“

Er gab Stjepàn einen leichten Schlag auf die Schulter. Dieser stützte seine Arme auf den Rand der Teljéga, legte seinen Kopf darauf, und heiße Thränen flossen aus seinen Augen über die blutbefleckte Hand.

„In was für Dinge hast Du Dich eingelassen!“ sprach der Wirth, indem er daran ging, die Räder der Teljéga einzuschmieren, und erzählte Ovinow, wie Stjepàn reich gewesen und wie er verarmt und seitdem düster und mißmuthig geworden sei. Die Hausfrau, welche ein paarmal bei Stjepàn vorüber

ging, sagte jedesmal: „Bist Du Einer! Was hast Du denn jetzt? Nicht einmal danke sagst Du dem Herrn! Zu Füßen solltest Du ihm fallen, ja, zu Füßen!"

Dann rief sie Ovínow zum Thee: Nikita Ssáwitsch ließe ihn bitten, zu kommen.

„Nun, so leb' denn wohl, lieber Freund," sagte Ovínow im Gehen, „sei mir nicht böse."

Stjepàn erhob sich, warf einen schüchternen Blick auf Ovínow und sagte mit dem Ausdruck bittersten Leidens: „Hättest Du mich lieber getödtet, Herr, als mich mit Deiner Güte zu martern! Deine Güte dringt durch die Seele, schärfer als jedes Messer!"

Es war jammervoll anzusehen, wie er sich bei diesen Worten krampfhaft an die Brust griff, so daß der Kragen seines Kumatschhembes[1]) zerriß.

„Ich will Dir nicht wehe thun, ich gehe schon," erwiderte Ovínow — „leb' wohl!"

„Nein, nein, nein! um Christi willen! um Gottes willen! geh' nicht fort!" rief der Verbrecher. „Ich fürchte mich ohne Dich — ich fürchte mich!" und seine Augen funkelten in Todesangst.

„Vor was fürchtest Du Dich? Es wird Dir Niemand etwas zu Leide thun."

„Nicht vor dem Gericht, nicht vor dem Gefängniß, nicht vor der Hinrichtung — vor mir selber! Leer wird's sein ohne Dich, leer, als wärest Du nicht mehr — als hätte ich Dich — als wärest Du nicht mehr in der Welt! Geh' nicht fort, setze Dich ein wenig zu mir her."

Ovínow setzte sich wieder auf die unterste Stufe der Leiter, und Stjepàn kauerte sich vor ihm nieder. Einmal über das andere, indem er in das offene und gute Gesicht Ovínow's sah, wiederholte er schluchzend: „Golúbtschik ty möi, golúbtschik!"[2])

Der junge Mann hielt es nicht lange aus; er sagte, selbst unter Thränen lächelnd: „Nun lasse mich aber gehen, um meinen Thee zu trinken," und ging eilig fort.

Ein wenig später kam die Hausfrau mit ihrem Kinde auf dem Arm heran, um ihrem Manne zu sagen, er solle nur die Britschka einspannen, die Teljéga sei nicht nöthig, die beiden Herren würden zusammen fahren. Sie sah finster drein, schnäuzte sich heftig und wischte die Augen mit der Schürze.

„Was ist's, daß Du so sauer drein schaust, Bàba?"[3]) fragte der Mann.

„Was geht das Dich an?" erwiderte sie scharf, die Augen wieder trocknend.

„Hat Dich Jemand beleidigt?"

„Ach, Du — wenn der dabei ist? Wer sollte mich vor ihm beleidigen?"

„Aber so sprich doch!"

„Nun ja, der Herr, der junge, der ist ein ganz Sonderbarer."

„Wie so denn? Er ist, wie sich's gehört — ein guter Mensch."

„Ja hör' nur! Er bittet beim Andern um Geld; sagt, für Stjepàn, er müsse ihm helfen."

---

[1]) Kumatsch — rother Baumwollstoff, aus welchem die Bauernhemden gemacht werden.

[2]) „Du mein Täubchen", gebräuchliches Schmeichelwort im russischen Volke.

[3]) Weib.

„Nein, so etwas!"

„‚Geld habe ich wenig,‘ sagt er, ‚kaum genug zum Reisen; aber wenn ich ankomme, schicke ich's Ihnen zurück.‘ Unterwegs wolle er ihm, dem Andren, dafür den Sack und den Kasten tragen, in der Britschka schlafen, um die Sachen zu hüten, und für den Herrn sorgen. Seine Uhr hat er ihm dafür als Pfand gelassen."

„Und der Andere?"

„Er sagt, er wolle das Geld bei der Abreise geben."

Bald darauf traten die Reisegefährten auf die Schwelle, zuerst Nikita Ssàwitsch, der sich vorsichtig nach allen Seiten umsah; ihm folgte Ovinow mit strahlendem Gesicht, den Kasten des Kaufmanns in der gesunden Hand. Das Wetter war schön, der junge Morgen lächelte heiter, und der Hof, welcher in der Nacht so traurig ausgesehen, war sehr malerisch in seinem schmutzigen Durcheinander.

„Wo ist Dein verfluchter Seelenmörder?" fragte Nikita Ssàwitsch die Hausfrau, „rufe ihn hierher. Oder nein, halt, gib Du ihm diese fünfzig Rubel — sage, sie seien von dem Herrn da. Und sage ihm auch, dem Räuber, daß man mich auf dieser Straße nicht mehr sehen wird; dreihundert Meilen Umweg mach' ich lieber und fahre mit der Post."

„Danke, danke," sprach die Hausfrau, sich tief verneigend.

„Nur dem Herrn da habt Ihr's zu verdanken — ich hätte die Sache vor Gericht gebracht."

Sie stiegen ein. Ovinow stieß dabei mit dem Kasten an den Rand des Bockes, weil er nur die eine Hand gebrauchen konnte. Nikita Ssàwitsch mißfiel das sehr.

„Hören Sie," sagte er vorwurfsvoll, „wenn man einmal etwas übernommen hat, so muß man es auch ordentlich machen. Warum verderben Sie meinen Kasten? Er hat Geld gekostet, und zwar ein hübsches Stück Geld . . ." Die letzten Worte brummte er vor sich hin, denn Ovinow hatte ihm einen verächtlichen Blick zugeworfen und lief noch rasch, um von Stjepàn Abschied zu nehmen. Dieser warf sich ihm zu Füßen; Ovinow sprach nicht lange mit ihm, um Opjènkow nicht ungeduldig zu machen. Er küßte ihn frohen Herzens und wandte sich zum Wagen. Als er sich gesetzt hatte, stand die Wirthin mit ihrem Kinde an seiner Seite.

„Warte, warte ein klein wenig!" sagte sie zu ihrem Manne, der auf dem Bocke saß und schon die Zügel in die Hand nahm. Dann wandte sie sich zu Ovinow: „Du, mein Täubchen, meine Seele! Segne meinen Mitùschka! Deine ehrliche Hand muß ihm Gesundheit und Glück, Gottes Segen und jedes Gedeihen bringen. Segne ihn."

Ovinow erfüllte ihre Bitte, dann fuhr der Wagen hinaus.

„Ja, ja," sagte nach einiger Zeit Nikita Ssàwitsch, „ein gutes Werk ist es ja — aber die Leute so zu verwöhnen, besonders wenn man erst Geld dazu entlehnen muß — das gehört sich nicht — denn Räuber sind sie doch Alle."

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Januar.

Den würdigsten Abschluß fanden die Gedenktage der deutschen Großthaten im Kriege von 1870—71 mit der am 18. Januar veranstalteten Erinnerungsfeier der Neubegründung des Reiches. Im Weißen Saale des Berliner Schlosses hatten sich die Bevollmächtigten der deutschen Fürsten, die Mitglieder des Reichstages, sowie diejenigen Männer eingefunden, die damals an dem Werke der Einigung in hervorragender Weise mitgewirkt. „Umgeben von den Fahnen und Standarten ruhmreicher Regimenter", verlas Kaiser Wilhelm II. die zur Feier des Tages verfaßte, von dem Reichskanzler Fürsten Hohenlohe gegengezeichnete Botschaft, in der er das von seinem Großvater bei der Annahme der Kaiserwürde abgegebene Gelöbniß wiederholte, „in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, Frieden zu wahren, sowie die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken. Mit allgemeiner Zustimmung durfte auch in der Thronrede daran erinnert werden, daß in freudiger Begeisterung über die heiß ersehnte und schwer errungene Einheit und Machtstellung, in festem Vertrauen auf die Führung des großen Kaisers und auf den Rath bewährter Staatsmänner, insbesondere des Fürsten Bismarck, die werkthätigen Kräfte sich rückhaltlos in den Dienst der gemeinsamen Arbeit stellten. Ebenso muß mit Genugthuung begrüßt werden, daß die Thronrede mit der Versicherung ausklang, das Deutsche Reich werde in Zukunft ebenfalls eine starke Stütze des Friedens bleiben. Diese Betonung des Friedens wurde auch nicht durch die Thatsache abgeschwächt, daß Kaiser Wilhelm II. nach der Verlesung der Botschaft die Fahne des ersten Garderegiments zu Fuß ergriff und das Gelübde erneuerte, für des Volkes und des Reiches Ehre einzustehen, sowohl nach innen als nach außen.

Das Glückwunsch-Telegramm, das Kaiser Wilhelm an den Präsidenten der Südafrikanischen Republik Krüger gerichtet, hat nicht bloß in Deutschland, sondern überall, wo Mannesmuth und Unabhängigkeitssinn in Ehren gehalten werden, einen lebhaften Widerhall gefunden. Daß es dem Präsidenten der Boeren-Republik, ohne an die Hülfe befreundeter Mächte zu appelliren, mit seinem Volke gelungen ist, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Schaaren, die als Friedensstörer in sein Land eingebrochen, den Frieden wiederherzustellen, ist eine Thatsache, die von allen billig Denkenden in England nicht bestritten werden dürfte. Auch die englische Regierung hat sich beeilt, das Vorgehen der Chartered-Company sofort zu desavouiren, und die unverzügliche Zurückberufung des Dr. Jameson angeordnet, der von der Capcolonie aus an der Spitze einer bewaffneten Bande in das Gebiet der Südafrikanischen Republik eingefallen war. Daß in dem Glückwunsch-Telegramme des Kaisers an den Präsidenten Krüger zugleich hervorgehoben wird, es sei diesem gelungen, die Unabhängigkeit seines Landes gegen Angriffe von außen zu wahren,

erscheint gleichfalls der Situation so angemessen, daß schwer verständlich ist, weshalb ein großer Theil der englischen Presse über die Constatirung offenkundiger Thatsachen sich so lebhaft erregt hat. Falls nicht angenommen werden sollte, daß die Mißbilligung des revolutionären Vorgehens der Chartered-Company nur zum Scheine erfolgt wäre, hat der deutsche Kaiser nichts Anderes bekundet, wie die englische Regierung selbst, indem sie Stellung gegenüber dem Friedensbruche des Dr. Jameson und seiner Bande nahm.

Einzelne englische Blätter wollen allerdings von der Unabhängigkeit der Südafrikanischen Republik nichts wissen und berufen sich in dieser Beziehung auf die im Jahre 1884 zwischen der britischen Regierung und derjenigen Transvaals abgeschlossene Convention. Gerade in dieser wird aber die Unabhängigkeit der Südafrikanischen Republik ausdrücklich anerkannt. Nur sollen Verträge, welche die Republik mit einem Staate oder mit einem eingeborenen Volksstamme zu schließen beabsichtigt, der englischen Krone zur Genehmigung übermittelt werden, worauf dann die Königin von England innerhalb einer Frist von sechs Monaten ihr Vetorecht geltend machen kann. Abgesehen davon, daß diese Bestimmung sich nicht auf Grenzverhandlungen mit dem Oranjefreistaate bezieht, kann sie auch selbstverständlich nicht etwa die Ausdehnung finden, daß der Präsident der Südafrikanischen Republik nicht berechtigt wäre, die Hülfe befreundeter Mächte für den Fall in Anspruch zu nehmen, daß gerade von der englischen Capcolonie aus Angriffe und Friedensstörungen erfolgen wie diejenige des Dr. Jameson. Lord Salisbury ist ein viel zu gewandter Staatsmann, als daß er nicht den Widersinn erkennen sollte, der darin läge, daß England die „armenischen Greuel“ zum Anlasse einer großen diplomatischen Action gegenüber der Pforte nimmt, während es in der Südafrikanischen Republik einer revolutionären Bewegung der schlimmsten Art mittelbaren Vorschub leisten würde.

Die Sprache einer Anzahl englischer Blätter gestattete allerdings den Schluß, daß nach dem Einbruche des Vertrauensmannes der Chartered-Company und seiner Bande es nicht ungern gesehen worden wäre, wenn Dr. Jameson in Johannesburg seinen Einzug gehalten hätte. Um so erfreulicher war der Sieg der Boeren bei Krügersdorf, der sich ihren früheren Heldenthaten bei Laings-Nek, am Ingogo und am Majubaberge würdig anreiht. Wie die Engländer durch die im Januar und Februar des Jahres 1881 erlittenen Niederlagen genöthigt wurden, die Unabhängigkeit Transvaals anzuerkennen, so bietet der jüngste Waffenerfolg der Boeren die sicherste Bürgschaft, daß neue Flibustierzüge von der Capcolonie aus unter der Aegide des Sir Cecil Rhodes so bald nicht mehr unternommen werden.

Der deutsche Kaiser und die Reichsregierung haben sich jedenfalls ein Verdienst um die Civilisation erworben, als sie rechtzeitig gegen den in Südafrika versuchten Rechts- und Friedensbruch protestirten und deutlich erkennen ließen, daß sie bereit wären, dem Proteste auch, falls es erforderlich wäre, den geeigneten Nachdruck zu geben. Das kaiserliche Glückwunsch-Telegramm kann nur in dem Sinne gedeutet werden, daß ein Appell der Südafrikanischen Republik „an die Hülfe befreundeter Mächte“ nicht vergeblich gewesen wäre. Daß Deutschland in Folge seines Colonialbesitzes in Südwest-Afrika ein Interesse an der Aufrechterhaltung des status quo hat, leuchtet ohne Weiteres ein. Präsident Krüger und seine Boeren werden aber vor Allem erkennen, daß Deutschland ihnen gegenüber nicht von selbstsüchtigen Absichten geleitet wird, wenn es mit seinen Sympathien und im Nothfalle mit thatkräftiger Unterstützung gegenüber der Südafrikanischen Republik nicht zurückhält.

Allerdings ist die Situation noch nicht völlig geklärt, obgleich die Gefahr ernsterer Verwicklungen beseitigt erscheint. Der Einbruch des Dr. Jameson und seiner Bande stand in innigem Zusammenhange mit anderen Bestrebungen, die, gleichfalls von der Capcolonie ausgehend, darauf abzielten, die insbesondere ihres Goldreichthums wegen begehrten Gebiete gewissermaßen durch eine Bewegung von innen heraus zu gewinnen. Begreiflicher Weise verhalten sich die Boeren den

„Uitlanders“ gegenüber spröde, da sie in ihr Land nur gekommen sind, um von dessen Reichthümern Nutzen zu ziehen, ohne die ernsten Bürgerpflichten übernehmen, insbesondere ihm Kriegsdienste leisten zu wollen, während sie doch eifrig ihre Gleichberechtigung mit den Boeren anstreben. Als letztes Ziel faßten diese „Ausländer“ ihren maßgebenden Einfluß im „Volksraad“ und die Angliederung der Südafrikanischen Republik an die Capcolonie ins Auge. Ohne die von der Chartered-Company unternommene Friedensstörung hätten die Bestrebungen der „Uitlander“ jedenfalls mit größerer Aussicht auf Erfolg ihren Fortgang genommen, auch wird es sicherlich nicht an neuen Versuchen dieser Art fehlen; allein die Boeren werden nunmehr unzweifelhaft die ihrer Unabhängigkeit drohende Gefahr noch deutlicher erkennen als zuvor. Weitergehende Zugeständnisse, die vor dem Einbruche des Dr. Jameson möglich gewesen wären, erscheinen nunmehr in die Ferne gerückt, wenn anders nicht neuen revolutionären Bestrebungen Vorschub geleistet werden soll.

Bezeichnend ist, daß, wie in Deutschland, auch in Frankreich die öffentliche Meinung durchaus auf Seiten der Südafrikanischen Republik steht. Allerdings darf nicht verhehlt werden, daß der englische Colonialminister Chamberlain eine tadellose Haltung beobachtete, als er das Vorgehen der Chartered-Company mißbilligte und Schritte that, um Wandel zu schaffen. Trotzdem gewinnt es den Anschein, als ob die auswärtige Politik Englands auch nach dem Rücktritte Lord Rosebery's und dessen Ersetzung durch Lord Salisbury von Fehlschlägen heimgesucht wird. In der ostasiatischen Angelegenheit ebenso wie in der armenischen Frage kann freilich zur Entschuldigung des Tory-Cabinets angeführt werden, daß das frühere Ministerium in falsche Bahnen eingelenkt hatte, so daß es schwierig war, den richtigen Ausweg zu finden. Eine günstige Gelegenheit bot sich jedoch, als der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Cleveland, in dem Grenzconflicte zwischen England und Venezuela die Monroe-Doctrin anrief und den Widerspruch der europäischen öffentlichen Meinung herausforderte. War England bis zu diesem Zeitpunkte isolirt, so vollzog sich gerade in Folge der Botschaft Cleveland's ein Umschwung zu Gunsten der britischen Politik; auch zeigte sich, daß es immer noch eine gewisse Solidarität der europäischen Interessen gibt. Ist doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß in den Vereinigten Staaten von Amerika der Versuch gemacht werden könnte, die sogenannte Monroe-Doctrin im panamerikanischen Sinne auch auf das wirthschaftliche Gebiet auszudehnen, so daß bei Zeiten Verwahrung gegen alle solche Versuche eingelegt werden muß.

Anstatt nun aber von der günstigen Wendung Nutzen zu ziehen, ließ die englische Regierung in der Angelegenheit der Südafrikanischen Republik es zum mindesten an der erforderlichen Vorsicht fehlen. Gerade weil anerkannt worden ist, daß der Colonialminister Chamberlain, nachdem Dr. Jameson seinen Piratenzug unternommen hatte, correcte Erklärungen abgab, bleibt zu bedauern, daß dem Verhalten der englischen Regierung in Bezug auf die Vorgänge in der Südafrikanischen Republik eine gewisse Zweideutigkeit anhaftete. Durchaus verfehlt wäre andererseits die Annahme, daß Deutschland sich durch eine feindselige Stimmung gegen England leiten läßt, wenn es für die Unabhängigkeit der Boeren-Republik eintritt. Auch mangelt es nicht an falschen Ausstreuungen, nach denen das europäische Friedensbündniß gefährdet sein soll, indem Deutschland seine Annäherung an Rußland und Frankreich auf Kosten der Allianz mit Oesterreich-Ungarn und Italien durchführen könnte. Tauchte diese Auffassung bereits auf, als die deutsche Regierung in Gemeinschaft mit Rußland und Frankreich eine diplomatische Action in Tokio zu Gunsten Chinas unternahm, so hat sich inzwischen gezeigt, daß gerade durch dieses Zusammengehen der Aufrechterhaltung des Friedens wesentlich gedient, mithin der Zweck der Tripelallianz gefördert worden ist. Sicherlich wird auch nunmehr sehr bald die berechtigte Ansicht überwiegen, daß Deutschland sich durchaus nicht durch kriegerische Anwandlungen leiten ließ, als es gegen den in der Südafrikanischen Republik von Seiten der Chartered-Company unternommenen Friedensbruch Front machte.

Der Premierminister der Capcolonie, Sir Cecil Rhodes, hat inzwischen die Consequenzen seines unverantwortlichen Verhaltens gezogen, als er seine Demission einreichte, da er durch die jüngsten Vorgänge nicht nur in seiner Eigenschaft als Präsident der Chartered-Company schwer compromittirt war. Der Gouverneur und Obercommandant der Capcolonie, Sir Herkules Robinson, der die Demission des bisher als Premierminister fungirenden Sir Cecil Rhodes annahm, wird sich jedoch nicht verhehlen können, daß es für die Südafrikanische Republik ausreichender Bürgschaften für die Zukunft bedarf.

Die englische Regierung wird vor Allem darauf verzichten müssen, die Suzeränetät über die Südafrikanische Republik zu erlangen, nachdem der Vertrag von Pretoria vom 3. August 1881 durch die am 27. Februar 1884 in London abgeschlossene Convention ersetzt worden ist. Mag immerhin durch die im Artikel 4 dieser Convention festgesetzte Bestimmung, wonach Verträge mit fremden Staaten der englischen Regierung zur Genehmigung unterbreitet werden müssen, eine gewisse Beschränkung der Südafrikanischen Republik erfolgt sein, so handelt es sich doch eben nur um diesen einen Punkt. Von einer Suzeränetät Englands kann dagegen so wenig die Rede sein, daß Lord Derby am 15. Februar 1884 unmittelbar vor der Abschließung der Convention mit der transvaalischen Regierung an deren Abordnung wörtlich schrieb: „Durch Weglassung derjenigen Bestimmungen des Vertrages von Pretoria, durch die Ihrer Majestät und dem britischen Residenten gewisse besondere Rechte und amtliche Befugnisse in Bezug auf innere Verwaltung und auswärtige Beziehungen des Transvaalstaates eingeräumt worden waren, wird Ihre Regierung in den Stand gesetzt sein, das Land ohne Einmischung zu verwalten, seinen diplomatischen Verkehr zu regeln und seine auswärtige Politik zu bestimmen, die *nur* der im Artikel 4 des neuen Entwurfs vorgesehenen Bestimmung unterworfen sein wird, daß kein Vertrag mit einem fremden Staat ohne die Zustimmung der Königin Geltung haben soll." Den englischen Kronjuristen würde es jedenfalls schwer fallen, diese authentische Interpretation der Convention vom 27. Februar 1884 zu entkräften. Ueberdies waren die transvaalischen Delegirten damals lediglich zu dem Zwecke in London erschienen, um ihre Wünsche und Beschwerden geltend zu machen, insbesondere aber die Unabhängigkeit Transvaals, die im Princip bereits anerkannt war, in der abzuschließenden Convention verbrieft zu sehen. Sobald erst in England ruhige Ueberlegung an die Stelle der durch die Vorgänge in Südafrika hervorgerufenen Erregtheit getreten sein wird, darf angenommen werden, daß auch die Verstimmung gegen Deutschland der besseren Einsicht weichen wird. England ist als alte Colonialmacht noch nicht daran gewöhnt, eine jung aufstrebende, wie Deutschland, ohne Anwandlungen des Uebelwollens zu betrachten, während doch zu Eifersucht und Mißgunst um so weniger Veranlassung vorliegt, als es sich in der Südafrikanischen Republik keineswegs um eine Erweiterung der deutschen Machtsphäre, sondern lediglich um die Aufrechterhaltung des bisher geltenden Besitzstandes handelt.

Als ein Symptom der in den maßgebenden Kreisen Englands sich geltend machenden Besonnenheit dürfte auch die Meldung betrachtet werden, daß im Namen der Königin Victoria vom Gouverneur des Caplandes an die Behörden der Südafrika-Gesellschaft in der Hauptstadt des Matabelelandes, Buluwayo, die Aufforderung gerichtet worden sei, den Munitionsvorrath der Gesellschaft an einen zu diesem Zwecke von der englischen Regierung nach Buluwayo entsandten Officier zu übergeben. Zugleich wurden den Civilbehörden dieser Stadt, von der aus ein neuer Flibustierzug nach der Südafrikanischen Republik unternommen werden sollte, bestimmte Weisungen ertheilt, laut denen sie die Bürger aufforderten, die Ordnung aufrecht zu erhalten und von jeder Betheiligung an feindseligen Bewegungen Abstand zu nehmen.

Die Königin von England hat andererseits den Staatssecretär für die Colonien, Chamberlain, angewiesen, durch Vermittlung des Gouverneurs der Capcolonie,

Sir H. Robinson, dem Präsidenten der Südafrikanischen Republik Krüger für die Schonung zu danken, die er dem Dr. Jameson und den übrigen Gefangenen angedeihen ließ. Wenn aber hierbei hervorgehoben wird, daß diese Schonung im friedlichen Sinne zum harmonischen Zusammenwirken der englischen und der holländischen Rasse beitragen werde, das für die Entwicklung und für das Gedeihen in der Zukunft nothwendig sei, so wird es doch auch von Seiten Englands an ernsten Bemühungen in demselben Sinne nicht fehlen dürfen. Das Cabinet Salisbury wird auch nicht umhin können, seine rechtlich durchaus nicht zu begründenden Ansprüche auf die Suzeränetät über die Südafrikanische Republik fallen zu lassen.

Die jüngsten Vorgänge haben gezeigt, daß die Colonialpolitik aufgehört hat, ausschließlich für England Bedeutung zu haben. Für Deutschland erfreulich lauteten die Nachrichten aus Ostafrika, wo es gelungen ist, Dank dem Ansehen, das der Gouverneur Major von Wißmann genießt, ohne blutige Kämpfe die Unterwerfung einiger bisher feindseligen Häuptlinge herbeizuführen, so daß die Beruhigung des Landes als vollzogene Thatsache angesehen werden darf. Die Ernennung des Majors von Wißmann war jedenfalls die glücklichste, den Verhältnissen am meisten angemessene Wahl, die getroffen werden konnte. Auch ist nunmehr in Folge einer Entschließung des Kaisers das Verhältniß des Gouverneurs zur Schutztruppe in einer Weise geregelt worden, die ihn in den Stand setzt, seine bewährte Leitung der Colonie auch fernerhin in vollem Maße zu bethätigen.

Die Franzosen auf Madagaskar und die Italiener in Eritrea haben noch manche Schwierigkeiten zu überwinden. Nach der bei Amba Adadschi erlittenen Schlappe mußte die Lage der italienischen Expeditionstruppen bedenklich erscheinen. Der Heroismus, mit dem Major Toselli und die übrigen Officiere und Unterofficiere gekämpft hatten — die Mannschaften bestanden aus Eingeborenen — flößte jedoch den Tigrinern und Schoanern zunächst heilsamen Schrecken ein. Erst nachdem der Negus von Abessinien, Menelik, die Führung übernommen hatte, erfolgte der erste Ansturm auf das Fort Makalle. Der wegen seines tapferen Verhaltens sehr bald zum Oberstlieutenant ernannte Commandant, Major Galliano, wies jedoch diesen Ansturm ebenso erfolgreich zurück, wie spätere, bei denen die Schoaner schwere Verluste erlitten. Nur complicirte sich die Lage der Besatzung dadurch, daß sie eine Zeitlang von der Wasserquelle abgeschnitten war. Vor Allem kam es darauf an, daß von Adigrat aus der Entsatz des Forts Makalle erfolgte. Hatte General Baratieri zuvor das Eintreffen der aus Italien abgesandten Verstärkungsbataillone abwarten müssen, so lag ihm nach deren Ankunft als hauptsächliche Verpflichtung ob, der eingeschlossenen Besatzung zu Hülfe zu kommen. Der Heldenmuth, mit dem die Italiener bei Amba Adadschi gekämpft haben und in Makalle den Schoanern entgegengetreten sind, läßt die Kriegstüchtigkeit der gesammten Armee im besten Lichte erscheinen.

Am mißlichsten gestaltete sich die Lage der Spanier auf Cuba. Als Marschall Martinez Campos, zum Generalgouverneur der Insel und Oberbefehlshaber der Expeditonstruppen ernannt, dorthin gesandt wurde, war in Spanien allgemein die Ansicht verbreitet, daß es dem stets erfolgreichen Heerführer auch diesmal gelingen werde, des Aufstandes Herr zu werden. Sehr bald zeigte sich jedoch, daß die Bedeutung der Insurrection im Mutterlande unterschätzt worden war. Immer neue Truppensendungen erwiesen sich als nothwendig; auch stellten sich die Aufständischen nicht etwa in offener Feldschlacht, vielmehr zogen sie vor, unter Benutzung der ihnen günstigen Verhältnisse des Geländes, völlig unerwartet bald hier, bald dort aufzutauchen und kleine Abtheilungen der regulären Truppen zu überraschen. Nicht minder schüchterten sie die großen Pflanzer ein, indem sie deren Plantagen zerstörten. Die spanische Regierung ließ inzwischen optimistische Nachrichten verbreiten, so daß der Ernst der Lage nur aus den Meldungen unabhängiger Blätter, insbesondere auch der amerikanischen Presse, erhellte. Erscheint doch sogar Havanna selbst von den Insurgenten bedroht, während das gelbe Fieber unter den zum Theil ungeübten, dem Klima nicht

gewachsenen Expeditionstruppen Verheerungen anrichtet. Andererseits darf betont werden, daß alle Parteien in Spanien sich in Bezug auf Cuba von patriotischen Gefühlen beseelt zeigen und keine Opfer scheuen, um den Besitz der großen Antille zu behaupten. Das conservative Cabinet Canovas del Castillo darf daher nicht bloß auf die Unterstützung der Liberalen unter der Führung Sagasta's, sondern auf das ganze Land zählen, das Cuba im Interesse der Machtstellung Spaniens für unentbehrlich hält. Allerdings sind gerade in jüngster Zeit Verwicklungen im Innern entstanden, die durch das Ausscheiden des Unterrichtsministers Bosch und des Justizministers Romero y Robledo keineswegs beseitigt sind. Diese Complicationen stehen mit den Enthüllungen des Marquis de Cabrinana über die Corruption eines Theils des Madrider Gemeinderathes in innigem Zusammenhange.

Auch der vom Conseilpräsidenten Canovas del Castillo früher in Schutz genommene Unterrichtsminister Bosch ist beschuldigt worden, in der Zeit, in der er als Alcalde von Madrid functionirte, grobe Unregelmäßigkeiten begangen zu haben. Die Krisis des hauptstädtischen Gemeinderathes mußte daher die Regierung selbst in Mitleidenschaft ziehen. Von dem Ergebnisse der eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung wird es abhängen, ob das gegenwärtige conservative System ernsthaft betroffen ist. Sehr bezeichnend ist, daß das Ministerium Canovas del Castillo in der Deputirtenkammer keineswegs über eine geschlossene Mehrheit verfügt. Vielmehr vermochte es sich nur deshalb am Staatsruder zu erhalten, weil der liberale Parteiführer Sagasta im Hinblick auf die obwaltenden schwierigen Verhältnisse erklärt hatte, daß er und seine Anhänger der Regierung bei der Budgetberathung keine Schwierigkeiten bereiten würden. Canovas del Castillo wird sich aber sehr bald genöthigt sehen, zur Kammerauflösung zu schreiten, zumal auch der ungünstige Verlauf der cubanischen Expedition geboten erscheinen läßt, daß die Regierung durch eine starke Mehrheit in den Cortes unterstützt werde. So lange es sich um die Unterdrückung des Aufstandes auf der großen Antille handelt, sind alle Parteien einmüthig; wäre aber der Mißerfolg entschieden, so würde es sicherlich nicht an wechselseitigen Anschuldigungen fehlen.

Unzweifelhaft ist, daß das frühere Aussaugungssystem, das auf der Insel Cuba herrschte, den verschiedenen Parteien im Mutterlande gleichmäßig zur Last fällt. Hieraus erklären sich auch die autonomistischen Bestrebungen, die, wie durch den Aufstand erhärtet wird vielfach durch separatistische abgelöst worden sind. Erschien früher der Marschall Martinez Campos regelmäßig als Retter in der Noth, gleichviel ob es sich um innere oder äußere Verwicklungen handelte, so ist dessen Prestige augenblicklich ziemlich verblaßt, da der Erfolg ihn nicht begünstigt. Die Abberufung des Marschalls und dessen Ersetzung durch den Generalcapitän von Catalonien, Weyler, ist denn auch erfolgt.

Literarische Rundschau.

Hans von Bülow's Jugendbriefe.

[Nachdruck untersagt.]

Hans von Bülow. Briefe und Schriften. I. Briefe von Hans von Bülow. Herausgegeben von Marie von Bülow. Band I und II. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1895.

Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.
Goethe.

Wenn Goethe Recht hat, woran Mancher zweifeln mag, so ist Hans von Bülow des höchsten menschlichen Glückes theilhaftig geworden; denn er war eine Persönlichkeit von seltener Kraft, das heißt eine Natur mit vollem Bewußtsein ihres Ichs und mit dem Willen, dies Ich ohne Rest im Leben aufgehen zu lassen. Und weil sich diese scharfe Prägung des Charakters schon in frühester Jugend zeigt, darum gewährt die Lectüre der vorliegenden Briefsammlung, die schriftliche Aeußerungen Bülow's aus den Jahren 1841 bis 1855 enthält, einen so eigenen und großen Genuß.

Die Signatur aller Bülow'schen Briefe ist die Frühreife: der Knabe schreibt wie ein Jüngling, der Jüngling wie ein ganzer Mann. Im Grunde ist der Bülow des elften Jahres schon genau der Bülow der späteren Zeit; fast alle Züge, die am Mann hervorstechen, lassen sich auch beim Knaben nachweisen, nur die Dimensionen wachsen mit den Jahren. Schon seine ersten Briefe haben erstaunlich wenig Conventionelles. Alle zeigen sie die Spuren jener Sicherheit des Urtheils, jener Rücksichtslosigkeit im Aussprechen des als wahr oder richtig Erkannten, kurz das, was er selbst in einem Briefe an Cornelius von 1853 etwas herbe den „Ton der Frechheit" nennt. Aus Leipzig schreibt er 1841 an die Mutter nach der ersten Aufführung von Bellini's „Montecchi e Capuletti", die er gesehen: „Demoiselle Kreutzer . . . spielte die Julia . . . sie hat mir sehr gefallen, ihre Stimme und Gestalt ist schön, nur verzerrt sie ihr Gesicht beim Singen. Romeo, Madame Schmidtgen, hat mir nicht gefallen. Die übrigen drei Herren haben mir gefallen. Nur die Chöre waren recht schlecht gesungen, ich habe sie mir viel besser vorgestellt." In diesem naiven Urtheilserguß des elfjährigen Jungen haben wir die ganze Musikästhetik in nuce. „Es hat mir gefallen — es hat mir nicht gefallen," das ist ja am Ende aller kritischen Weisheit letzter Schluß. Auslassungen solcher Art bilden auch in den Briefen der folgenden Jahre den Kernpunkt; aber der Ton wird schon schärfer, kleine Bosheiten fließen unter. „Wenn die Jüdin noch öfter gegeben werden sollte, so bitte ich Dich, dem Herrn von Lüttichau zu sagen, er möge dem

Vielzizki vor meiner Zurückkunft recht viel Blutigel setzen lassen, damit er, wenn ich wieder da bin, hübsch singen kann," schreibt er 1843, und aus Kissingen nörgelt er in demselben Jahre: „Die Chöre (in Bellini's ‚Montecchi') bestanden aus vier Personen, die ganz piano sangen, aus Furcht, man möchte hören, wie falsch sie sängen. Die Recitative sprach der Souffleur lauter als die, welche sie sangen; eine Schlafmütze mit Brille dirigirte, das Orchester spielte falsch, wußte nicht, wo es war; ganze Tacte wurden ausgelassen."

Neben solchen Censuren über gehörte Musik und den Angaben über seine eigenen Studien, über das, was er am Clavier neu einübt oder repetirt, spielt der Circus in den Briefen dieser Zeit eine wichtige Rolle. So oft es irgend geht, sieht Hans sich Kunstreitervorstellungen an und übermittelt getreu die empfangenen Eindrücke den Eltern oder der Schwester. Der Vorliebe des Knaben für diese Vergnügungen ist der Mann treu geblieben; nach den nervenreizenden Anstrengungen seines Berufes kannte er keine liebere Erholung, als sich an Circusspielen zu ergötzen.

Auch andere kleine Eigenheiten ziehen sich durch Bülow's ganzes Leben und verrathen sich schon in diesen Jugendbriefen, so die Lust am Wortwitz und das Bedürfniß nach gutem Essen. Bei einem Besuch in Leipzig gefällt ihm ein Herr Schrader besonders, weil er gute Witze macht, und er selbst leistet in allerlei Kalauern, namentlich in den späteren Briefen an vertraute Freunde, das Menschenmögliche. Ueber „copieuse" Diners schreibt er 1843 und 1844 mit einer gewissen Genugthuung nach Hause. Zehn Jahre später haben's die Hamburger Gastereien ihm angethan; melancholisch klingt es aus einem Braunschweiger Brief an die Mutter: „Jetzt merke ich, wie wohl sich mein physisches Selbst, mein Magen vor Allem, in Hamburg befunden. Ich könnte sentimental werden, denke ich daran zurück! Das materiell gute Leben heißt viel, sehr viel. Es lebe der Materialismus!" Und dann aus Sagan, wo er als Gast der Herzogin einige Tage verweilt: „Von der Tafel schweige ich — davon könnte man nur in knieender Anbetung sprechen. So möchte ich bis zum jüngsten Tage täglich speisen." Man verwechsele nicht die Feinschmeckerei dieses Aristokraten der Geburt, des Geistes und der Gesinnung mit dem inbrünstigen Verlangen, das banausische Naturen nach den Genüssen der Kochkunst haben. Für Bülow bedeuteten die Tafelfreuden nur eine Vervollständigung der ästhetischen Ausschöpfung seines Daseins; für jene Anderen sind sie Selbstzweck.

Meist behandeln die Briefe äußere Ereignisse; sie bilden einen fortlaufenden Commentar zu Bülow's Lebensgang. Seine Bemerkungen sind nicht immer sanftmüthig, denn das Leben hat ihm nichts geschenkt: es hat ihn in fortwährendem Kriegszustand gehalten, im Kampf um die künstlerische Existenz und um die gemeine Nothdurft und Nahrung. Seine glücklichste Zeit sind die Kinderjahre in Dresden und Stuttgart. Zwar klagt er öfter über Kränklichkeit, über Katarrhe und Körperschwäche — Leiden, die ihn auch später viel geplagt haben, ihn aber bei seinem eisernen Willen nie vom Arbeiten abhalten konnten — sonst jedoch fühlt er sich in der geistig belebten Atmosphäre des Elternhauses wohl wie ein Fisch im Wasser. Doch schon die Studentenzeit bringt ihm Enttäuschungen. Der junge Brausekopf hatte von akademischer Freiheit geträumt und kam nun im Hause seines Onkels, des Kammerraths Frege, und seines Vetters, des Professors Woldemar Frege, in einen Kreis von so conservativen Anschauungen, von einer Gesinnung, die Allem, was in den denkwürdigen Jahren 1848 und 1849 die jugendlichen Geister bewegte, so abhold war, daß Reibungen zwischen dem heißblütigen Studiosus juris und seiner an ihm herum hofmeisternden Umgebung nicht ausbleiben konnten.

Im Jahre 1849 fand die Ehescheidung der Eltern Hans von Bülow's statt. Der Vater verheirathete sich noch in demselben Jahre mit Louise von Bülow und kaufte sich in Oetlishausen in der Schweiz an; die Mutter zog mit den Kindern nach Berlin, wo Hans seine Rechtsstudien fortsetzen sollte. Sollte! Denn je mehr Mühe er aufwendete, um sich in seine Fachwissenschaft zu vertiefen, um so mehr stieß sie ihn zurück, und um so mehr befestigte sich in ihm der Entschluß, die

Musik, die von Jugend auf sein ganzes Sinnen und Trachten in Besitz hatte, zum Lebensberuf zu machen. Zwei Besuche in Weimar und die Aufmunterung, die er dort von Liszt erfahren hatte, mögen dazu beigetragen haben, die Katastrophe des nächsten Jahres herbeizuführen: bei einem Besuch in Oetlishausen entfloh Hans aus dem Elternhause und ging nach Zürich, um sich unter Richard Wagner's Leitung im Dirigiren auszubilden. Die Künstlernatur des Vaters verstand den Sohn und verzieh ihm bald den scheinbar übereilten, innerlich aber wohl erwogenen Schritt; doch die sehr „ästhetische" und bei aller umfassenden Bildung in ihrem Gesichtskreis durch Vorurtheile eingeengte Mutter konnte sich lange nicht mit ihrem Kinde versöhnen: trotzdem Wagner und Liszt sich schriftlich an sie wandten, um sie für des Sohnes Berufswahl zu gewinnen, blieb sie doch über ein halbes Jahr lang ohne alle Beziehung zu ihm; dann knüpfte sich langsam wieder ein kühler Briefwechsel an. Wärmer wurde das Verhältniß — und das ist rührend und echt mütterlich — als Hans in der Oeffentlichkeit Unglück hatte, und sie ihn darüber zu trösten suchte. Eine volle Verständigung fand aber erst statt, nachdem sich der künstlerische Erfolg höchstselbst für Hans von Bülow entschieden.

Damit hatte es nun vorläufig noch gute Weile. Nach der Uebungszeit bei Wagner folgte ein halbes Jahr praktischer Thätigkeit voll Arbeit, Aerger und Entbehrungen an einer kleinen Bühne in St. Gallen, unter einem Director, den Bülow gelegentlich einen „Brutus im Accusativ" nennt. Dann vervollkommnet er in Liszt's Schule seine pianistischen Fertigkeiten, viel von den eigenen Studien abgezogen durch gesellschaftliche Verpflichtungen und durch Gefälligkeitsdienste für Liszt. Und als er endlich den ersten Virtuosenausflug wagte — nach Wien im Jahre 1853 — da mußte er die bittere Erfahrung machen, daß die Welt ihn noch nicht für künstlerisch reif hielt, daß die Kritik ihn „herunter riß", und daß, was ihn damals vielleicht noch viel mehr niederdrückte, sein erstes Concert mit einem Fehlbetrag von 105 Gulden abschloß. Für diese erste große Enttäuschung konnte ihn auch der sehr günstige Erfolg, den sein Spiel in Budapest hatte, nicht ganz entschädigen, um so weniger, als auch hier das pecuniäre Resultat so ziemlich gleich Null war, und er sich auf Unterstützung von Hause angewiesen sah. Unter solchen Umständen mußte ihn eine Notiz in der Leipziger „Illustrirten Zeitung", die ihm nachsagte, er ernte in Ungarn „Ruhm und Gold", zu wildem Hohngelächter reizen. Der Glaube an sich und seinen Beruf zur Kunst blieb indeß ungebrochen. So schreibt er der Mutter: „Und ich mache mir einerseits Vorwürfe und Gewissensbisse, daß ich Dir so viel wirklich theures . . . Geld koste . . . während andererseits das Bewußtsein meines — ich darf es nach den bitteren Erfahrungen, nach den tiefen Entmuthigungen wohl sagen — außergewöhnlichen Talentes mich wieder Muth fassen läßt und mir die Hoffnung gibt, doch einmal zur Geltung und zu Geld zu kommen."

Die nächste Zeit brachte viel Unruhe: es waren rechte Virtuosen- und Wanderjahre. Eine traurige Einleitung erhielten sie durch den Tod des Vaters (September 1853). Bülow liebt es sonst nicht, viel von seinen tieferen Gefühlen und Empfindungen nach außen dringen zu lassen, er empfiehlt sogar einmal seiner Schwester: „Ueberhaupt, liebe Isidore, wenn Du mir Deine Briefe noch angenehmer machen willst, so schreibe doch etwas weniger gefühlvoll. Ich selbst bin leider sehr Gefühlsmensch — und mit viel Innerlichkeit, desto odiöser ist mir aller überschwängliche, in die Breite gehende Ausdruck der Gefühle." Aber der Tod des geliebten Vaters erschütterte ihn so stark, daß er hier einmal ganz sein Inneres aufdeckte und Alles aussprach, was ihn bewegte. Die Briefe an die Mutter und die Schwester aus dieser Zeit gehören zu den schönsten Aeußerungen seines großen und guten Herzens. Und gleich darauf, in einem Briefe an Cornelius, verfällt er in eine förmlich hysterische Lustigkeit. Die feinsinnige Herausgeberin der Briefsammlung, die an manchen Stellen zur Ausfüllung von Lücken in Bülow's Mittheilungen Bruchstücke aus Briefen des Vaters, der Mutter und anderer Personen, oder auch wohl eigene

Bemerkungen einschaltet, empfand an dieser Stelle den Stimmungscontrast als so schroff, daß sie, wie zur Rechtfertigung Bülow's, auch hier das Wort nimmt. Was sie sagt, ist treffend genug, um — mit einigen Auslassungen — hier wiedergegeben zu werden. „Daß eine Seelenstimmung, eine Heftigkeit und Tiefe des Schmerzes, wie sie sich in den vorstehenden Briefen offenbart, nicht ohne Unterbrechung fortbestehen kann, liegt in der menschlichen Natur überhaupt begründet. Ganz besonders trifft dies aber bei einer Natur wie die Bülow'sche zu. Sie hieß ihn jede seiner Stimmungen auf die äußerste Spitze treiben; war diese Stimmung eine schmerzliche, so schlug sie morgen durch das leidenschaftliche Bestreben nach Wiedererlangung des Seelengleichgewichts in eine lärmende Lustigkeit um, die den oberflächlichen Beobachter über den wahren Grundton seiner Stimmung leicht täuschen konnte. Daraus entstanden viele scheinbare Widersprüche, die in unzähligen Fällen Anlaß zur falschen Beurtheilung seines Wesens gaben."

Die Ausübung des Claviervirtuosenthums hatte vor Allem das praktische Resultat, Bülow über die Richtung seiner Begabung aufzuklären. Anfangs war sein Sinn vornehmlich auf das Componiren gerichtet, und zwar wollte er dramatischer Componist werden. Schon als vierzehnjähriger Knabe sehnt er sich nach einem Operntext, und noch aus St. Gallen (1851) schreibt er an die Schwester: „Wozu mich der Himmel, d. h. meine Neigung, mein Beruf bestimmen, das ist der dramatische Componist." Das Clavierspielen und Dirigiren sah er nur als die Hülfsmittel zur Gewinnung einer auskömmlichen Lebensstellung an, in der er seine schöpferische Thätigkeit mit Ruhe ausüben könnte. Durch das pianistische Wirken in der Oeffentlichkeit ging ihm aber die Erkenntniß auf, daß er doch wohl berufen war, als Clavierspieler vorbildlich zu wirken, und auch die weitere Erkenntniß, daß, wie er an Liszt schreibt, das Beethoven-Spiel gerade als Specialität für ihn geeignet sei. Wie viel er als Dirigent vermochte, sollte sich ihm erst später offenbaren.

Nach vielfachen Kreuz- und Querzügen im Norden und Süden Deutschlands, nach einem tragikomischen Hauslehrerintermezzo im Polnischen machte sich Hans von Bülow endlich im April 1855 in Berlin seßhaft, wo ihm am Stern-Marx'schen Conservatorium eine Lehrstellung als Nachfolger Kullak's angeboten war. Mit Schilderungen von mancherlei Nöthen aus dieser Berliner Periode schließt der zweite Band der Briefe.

Hans von Bülow ist als Künstler viel verehrt, als Mensch viel verkannt worden. Wer die beiden Bände dieser Briefsammlung durchgelesen hat, dem wird der Künstler in dem hartnäckigen Ernst seines Strebens, in dem flammenden Enthusiasmus für Wagner und seine Gefolgschaft vielleicht noch verehrungswürdiger erscheinen; der wird aber auch den Menschen besser verstehen und liebenswerth finden. Und das ist wohl das Ergebniß, das die Herausgeberin der Briefe am meisten herbeigewünscht hat, das sie als den schönsten Lohn ihrer Arbeit ansehen wird.

Carl Krebs.

xy. **Erinnerungen aus dem Leben von Hans Victor von Unruh** (geb. 1806, gest. 1886). Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Mit Bildniß H. von Unruh's. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1895.

Der emsige Herr Herausgeber, mit seinem Werke „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ beschäftigt, wurde auf die nachgelassenen Memoiren von Unruh's durch einen Parteifreund desselben hingewiesen und legt uns dieselben in dem stattlichen Buche vor, das wir hier zur Anzeige bringen. Es mag zweifelhaft bleiben, ob diese „Lebenserinnerungen“ die Bedeutung einer „wichtigen historischen Quelle“ in Anspruch nehmen dürfen, wie der Herr Herausgeber annimmt. Aber gewiß verdienten sie an die Oeffentlichkeit gebracht zu werden — nicht gerade so sehr um dessentwillen, daß sie wesentlich neue Züge für die Kenntniß der preußischen Geschichte dieses Jahrhunderts darböten, sondern vielmehr deshalb, weil eine hervorragende Persönlichkeit aus dem Geschlechte der Politiker von 1848 hierin ihren Lebenslauf erzählt und damit ein Bild der vergangenen Generationen liefert, welches der jetzt lebenden Generation lehrreich und heilsam sein sollte. Das preußische Staatsbeamtenthum der dreißiger und vierziger Jahre, die Wandlungen, die sich in demselben damals zu vollziehen beginnen, die vierziger Jahre selber und die Bewegung, mit der sie abschließen, die Polizeiwirthschaft, die darauf folgt, der Verfassungsconflict, die Begründung des neuen Reiches — bei alledem ist die Gesammtansicht die wohlbekannte; aber die Einzelheiten haben die Frische der selbständigen Individualität, und sie ergänzen Manches, was man bisher in dieser Weise nicht gewußt hat. Die Schreibweise ist weniger diejenige eines geübten Schriftstellers, als die des energischen Geschäftsmannes. Auch die Eintheilung in zahllose kleine Unterabschnitte dient der Unabhängigkeit und Klarheit. — Bei den Anmerkungen hätte vielleicht deutlicher hervorgehoben werden können, daß sie die Zusätze des Herausgebers, nicht des Verfassers sind. Diese Undeutlichkeit wirkt gelegentlich verwirrend auf den Leser.

πβ. **Un témoignage sur un point d'histoire. — La campagne monarchique d'octobre 1873,** par **Charles Chesnelong.** Paris, Plon, Nourrit et Cie. 1895.

Chesnelong, einer der angesehensten Führer der royalistischen Partei in Frankreich, hat am 14. October 1873 in Salzburg mit dem Grafen von Chambord die entscheidenden Verhandlungen geführt, welche dessen Zurückberufung auf den Thron der Bourbonen als König Heinrich V. vorbereiten sollten. Es glückte der Gewandtheit des Unterhändlers, die Zustimmung des Grafen zu constitutionellen Formeln zu finden, welche die obwaltenden Schwierigkeiten zu beseitigen schienen; die Mehrheit der französischen Nationalversammlung war für den Gedanken einer monarchischen Restauration gewonnen, als ein Schreiben des Grafen Chambord an Chesnelong vom 27. October mit der Erklärung, daß er nicht „der legitime König der Revolution“ sein könne, die unüberbrückbare Kluft zwischen dem alten bourbonischen Königthum und der modernen französischen Demokratie schroff enthüllte und den Versuchen der royalistischen Parteien ein rasches Ende machte. In dem vorliegenden Buche erzählt Chesnelong alle diese Verhandlungen mit unverkennbarer Treue und Aufrichtigkeit, in einer Sprache, deren edler Ton von dem häßlichen Gezänke vieler französischer Parteischriften sich vornehm abhebt. Wie Alle, welche neuerdings über diese Vorgänge geschrieben haben (Dreux-Brégé, Haussonville, Broglie) findet Chesnelong die Ursache des Scheiterns einer monarchischen Restauration nur in der unüberwindlichen Abneigung des Grafen Chambord, die weiße Fahne Heinrich's IV. zu Gunsten der Tricolore aufzugeben. Ueber die wechselnden Stimmungen des Prätendenten und deren tiefste Gründe weiß freilich auch Chesnelong keine volle Aufklärung zu geben.

βλ. **Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten.** Herausgegeben von Dr. Theodor Schiemann. Bd. IV. Constantin Kawelin's und Iwan Turgenjew's social-politischer Briefwechsel mit Alexander Herzen. Mit Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Prof. Michail Dragomanow. Stuttgart 1894. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Die Correspondenz Turgenjew's, des Rechtshistorikers Professor Kawelin und des einst so gefeierten Publicisten Aksakow mit Alexander Herzen, dessen Briefe übrigens in diesem Bande durch ihre Abwesenheit glänzen, führt in die ersten sechziger Jahre zurück. Damals war Alles in Gährung in Rußland. Nach dem Tode des Zaren Nikolai unternahm sein Sohn Alexander II. mit der Bauernbefreiung das größte innere Reformwerk, von welchem die Geschichte Rußlands weiß. — Zu jener Zeit verlangte Kawelin, man solle durch Landvertheilung an die Bauern Rußland vor einem Proletariat bewahren. Wie Turgenjew auch, war Kawelin voll Haß gegen die Mißbräuche der Administration und voll Hoffnung auf die Selbstverwaltung, die er als Vorstufe der künftigen Verfassung betrachtete. Beide Männer, der Dichter und der Gelehrte, entzweiten sich mit Herzen und dem destructiven Sturmläuten der „Glocke“, als Jener, von Bakunin und Ogarjow hingerissen, der Regierung den socialistisch-revolutionären Fehdehandschuh hinwarf und dem Nihilismus die Wege ebnete, an dessen Theorien er selbst zerschellen sollte. Anders Turgenjew. Gesinnung und Geistesanlage bestimmten ihn zum Führer einer gemäßigt-liberalen Partei, die den anarchistischen Leidenschaften ebenso fern wie den panslawistischen Schwärmereien gestanden hätte. Er blieb ein Bürger der Zeiten, die da kommen werden, und gab sein Bestes der Literatur, nicht der Politik. Warum, sagen seine hier gedruckten Briefe. —

βλ. **Ch. de Larivière.** Catherine II et la Révolution française. Paris, Librairie Le Soudier, 1895.

Die Fata morgana der russischen Allianz

veranlaßt französische Historiker, sich mit Vorliebe der Geschichte der großen Kaiserin zuzuwenden, welche der Fürst Ligne „Catherine le Grand" zu nennen pflegte. A. Rambaud, Sorel, Vandal, Wassilewsky und nun auch Ch. de Larivière haben ihr eingehende Studien gewidmet. So verschieden ihre Auffassung über die Persönlichkeit selbst und den Werth ihrer Epoche für Rußlands Entwicklung, darin stimmen sie doch alle überein, daß die Haltung der Kaiserin von 1789 bis zu ihrem 1796 erfolgten Tode eine bittere Enttäuschung für die modernen Franzosen ist. Sie hatte der Philosophie des 18. Jahrhunderts in ihren vornehmsten Vertretern gehuldigt und diese selbst wie verhätschelte Schoßkinder an ihrem Hofe begünstigt oder im Auslande mit Pensionen und Geschenken bedacht. Als ihre Theorien zu Thatsachen sich umsetzten, hatte sie nichts für sie übrig, als die tiefste Verachtung. Ohne Unterscheidung und ohne Prüfung verurtheilte sie das ganze Werk von 1789. Dann zog sie ihren Vortheil daraus, erwies der sinkenden Monarchie Ludwig's XVI., dessen Schwäche sie kannte, die platonische Theilnahme, die zu nichts verpflichtete, und nahm Polen. Larivière bringt neue Documente zum Beleg dieser längst festgestellten Thatsachen. Das interessanteste derselben ist eine eigenhändige Denkschrift der Kaiserin aus dem Jahre 1792. Sie spricht darin die Ueberzeugung aus, daß ein Corps von 10000 Mann genügen würde, um in Frankreich einzudringen und „die Banditen" zu verjagen. Eine halbe Million dafür ließe sich ja in Genua finden. Allein sie bietet keinen Heller und stellt keinen Mann, um „der destructiven Anarchie" Herr zu werden, und läßt errathen, daß sie die Prinzen und Emigrirten durchschaut hat, welchen sie das Befreiungswerk mit kaum verhehlter Ironie überträgt.

ζ. **Finland im 19. Jahrhundert.** In Wort und Bild dargestellt von finländischen Schriftstellern und Künstlern. Helsingfors, F. Tilgmann. 1894.

Eine Reihe namhafter Fachgelehrter hat es in dem vorliegenden, prächtig ausgestatteten Bande unternommen, der civilisirten Welt ein treues Bild der Lage und Verhältnisse Finlands vorzuführen. An der Spitze steht Z. Topelius, welcher ausführlich die geographische Beschaffenheit des Landes und das Leben und Treiben seiner Bewohner schildert. Ihm folgt L. Mechelin, der einen Abriß der Geschichte Finlands im 19. Jahrhundert gibt. Diesen eingehenden Abschnitten gliedern sich Monographien über die volkswirthschaftlichen Einrichtungen an, und zwar sind das Münz-, Bank- und Versicherungswesen von Schybergson, Landwirthschaft, Industrie und Handel von Mechelin, das Verkehrswesen von Heikel behandelt. Die zweite Hälfte des Buches ist der Darstellung des geistigen Lebens in allen seinen Zweigen, dem Unterrichtswesen, den verschiedenen gelehrten Gesellschaften, der Wissenschaft, der schönen Literatur, der Poesie, der Kunst und dem Theater gewidmet. Zahlreiche Illustrationen und Karten erläutern den Text. Besonderes Interesse erweckt die sorgfältige Wiedergabe von Bildern und Sculpturen finischer Künstler. — Finland liegt ziemlich abseits vom Weltverkehr. Der Tourist sieht höchstens einmal Helsingfors oder besucht von St. Petersburg aus den Imatrafall; von der ganz eigenartigen Natur des dünn bevölkerten, aber ausgedehnten Landes haben wohl nur einige Geographen von Fach eine Vorstellung. Von der finischen Literatur kennen die Gebildeten allenfalls das epische Gedicht Kalewala, und von den politischen Verhältnissen gewinnt man aus den Zeitungen auch kein rechtes Bild. Sich nähere Auskunft zu verschaffen, war bisher bei dem Mangel an deutsch geschriebener Literatur nicht leicht. Das jetzt vorliegende Werk hilft diesem Mangel ab und füllt eine wirkliche Lücke aus. Wir wünschen ihm, daß es rechte Verbreitung und Beachtung in Deutschland finden und die hier für Finland vorhandenen Sympathien aufs Neue beleben und stärken möge.

δγ. **Wanderbuch für die Mark Brandenburg** und angrenzende Gebiete, bearbeitet von Dr. E. Albrecht und Dr. B. Graupe. Verlag von Alexius Kießling. 3 Bändchen mit 32 Karten. 1895.

Dieses verdienstliche Unternehmen ist entstanden, um wie es im Vorwort heißt, „Kenntniß und Liebe zur Mark" zu wecken und zu fördern. Fontane hat zuerst durch seine Schilderungen eine Art romantischen Gefühls für die Mark hervorgerufen. Die Bearbeiter des vorliegenden Buches wünschen, daß möglichst Viele selbst hinausgingen und mit eigenen Augen sähen, was der leicht und oft bespöttelten Mark an wahrer Schönheit zu Theil geworden ist. Wir zweifeln nicht, daß dies mit größter Sorgfalt, Knappheit und historischem Verständniß hergestellte Wanderbuch, besonders auch der erste Theil über die „Nähere Umgegend Berlins", seinen Zweck erreichen wird.

γ. **Die Hohenzollern und die Städte der Mark im 15. Jahrhundert.** Von Felix Priebatsch. Berlin, Weidmann. 1892.

Man ist gewohnt, an der Aufgabe, die den Hohenzollern in der Mark Brandenburg 1411, bezw. 1415 gestellt war — eine staatliche Autorität zur Geltung zu bringen —, nur die eine Seite ins Auge zu fassen: den Kampf gegen den trotzigen Adel, als dessen Verkörperung der gewaltthätige Dietrich von Quitzow erscheint. Allein die Aufgabe war erheblich verwickelter, als diese gewöhnliche Betrachtung annimmt. Es galt für das neue Herrschergeschlecht nicht minder, die Städte der Mark, vor allem Frankfurt a. d. O., Stendal und Berlin-Kölln selbst, ihrem Regiment zu unterwerfen. Gegen den Raubadel hielten die Landesherren und die Bürgerschaften in natürlicher Interessengemeinschaft zusammen; als aber die Kurfürsten anfingen, von den Städten allerlei Leistungen zu fordern, theils für sich selbst, theils — der Hussitengefahr wegen — für das Reich, da bemächtigte sich der Bürgerschaften, etwa 1428 bis 1429, eine tiefe Gährung, die in gewaltsamen Zusammenstößen mit den Kurfürsten, öfters auch

in Kämpfen zwischen den Zünften und den Rathsherren sich entlud. Die märkischen Stadtgemeinden erhoben auch auf den Landtagen Widerspruch gegen die Regierung; sie schlossen unter sich 1431 einen Bund, vermöge dessen sie sich verpflichteten, jedem bedrängten Bürger in allen Nöthen beizustehen: der Landesherrschaft ward dabei mit keinem Worte gedacht — ja es wurde ein Bündniß mit dem Adel erwogen, das seine Spitze nur gegen die Hohenzollern richten konnte. Auch eine andere Möglichkeit der Abwehr der Landesherren wird versucht: der Anschluß an die Hansa, die selbst durch das Vorschreiten des Landesherrenthums bedroht wurde; im Jahre 1442 sind die märkischen Gemeinden, Berlin voran, theils an Lübeck, theils an Hamburg als Vorort angegliedert worden. Man sieht, mit welchen Schwierigkeiten die Hohenzollern zu ringen hatten, indem sie aus ihrem Lande ein wirklich in sich geschlossenes Herrschaftsgebiet, einen territorialen Staat machen wollten. Am Ende ist es ihnen aber gelungen, wodurch die Grundlage für den preußischen, späterhin — so eng hängt hier Alles zusammen — den deutschen Staat gewonnen worden ist. Priebatsch hat dem, was wir bisher durch Zimmermann, Droysen, Sello und Schmoller wußten, viel Neues hinzugefügt und ein nicht lückenloses, aber im Ganzen verständliches und übersichtliches Bild des ganzen folgenreichen Processes entworfen.

ρ. **Rom und die Campagna.** Von Dr. Th. Gsell Fels. Vierte Auflage. Mit 5 Karten, 47 Plänen und Grundrissen, 63 Ansichten. Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut. 1895.

Ein Stück Weltgeschichte liegt zwischen der ersten Auflage dieses Buches, die noch das päpstliche Rom geschildert, und der vierten, die das königliche, die Hauptstadt des geeinten Italiens, uns vor Augen führt. Vieles, was Rom eigenthümlich war und ihm seinen intimeren Zauber gab, ist in diesen fünfundzwanzig Jahren geschwunden: aus einer mittelalterlichen Stadt ist Rom im Wesentlichen eine moderne geworden — breite Straßen mit Miethss- und anderen Kasernen bedecken jetzt den Boden, auf dem einst das Ghetto (dessen Verlust allenfalls zu verschmerzen wäre), die Sallustianischen Gärten lagen, und mit gar seltsamem Blick die Thermen des Diocletian auf die glänzenden Häuserreihen der Via Nazionale schauen. Doch unzerstörbar ist, was dieser Stadt den Namen der „ewigen“ und die geistige Herrschaft über die Menschheit gegeben: sie hat das „imperium“ überdauert; kein politischer Umschwung hat diese Macht zu zerstören vermocht, sie dauert fort trotz aller Neuerungen, und auch heute noch, wie zu den Zeiten Winckelmann's und Goethe's, ist sie das letzte Ziel der Sehnsucht, nur mit dem Unterschiede, daß unendlich viele mehr als damals diesem Drange folgen können. Diesen empfehlen wir das vorliegende Rombuch als guten Führer und Begleiter. Dr. Gsell Fels kennt sein Rom; er hat nicht aufgehört in dem Vierteljahrhundert, das seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen ist, das Emporwachsen des Neuen zu verfolgen und — was mehr werth, denn deswegen würde Niemand gen Rom ziehen — die Kenntniß des Alten zu vertiefen. Er spricht wie Einer, der Alles, was er beschreibt, auch wirklich gesehen und studirt hat: den Leser, der nach Rom kommt, um zu lernen, will er belehren: aber seine Darstellung hat die Frische der unmittelbaren Anschauung bewahrt und wird durch zahlreiche Pläne, Karten und Ansichten illustrirt, welche die praktische Brauchbarkeit des Buches erhöhen und dem auch sonst trefflich ausgestatteten Werke zur Zierde gereichen.

βι. **Raffaele Mariano.** Il Ritorno delle Chiese Christiane all' Unità cattolica. Napoli, Tipografia della Regia Università. 1895.

Der Verfasser war ein großer Freund des großen Stiftspropstes Döllinger, den er mehrmals in München aufsuchte. Seit den sechziger Jahren hat er sich in zahlreichen Arbeiten an den kirchenpolitischen, socialen und philosophischen Problemen der Gegenwart betheiligt. Er hat Gregorovius übersetzt, über Giordano Bruno, Kant, den Buddhismus geschrieben und in der vorliegenden Denkschrift der Akademie von Neapel, deren Mitglied er ist, der Sehnsucht aller Guten, dem Gedanken der Wiedervereinigung der christlichen Confessionen, Ausdruck gegeben. Vor beinahe einem Vierteljahrhundert, im Frühling 1872, hielt Mariano's Lehrer und Freund sieben Vorträge über denselben Gegenstand, die keiner seiner Hörer wohl jemals wieder vergessen hat. Sie haben der Arbeit des italienischen Jüngers, die auf parallelen Linien sich bewegt, das Siegel aufgedrückt. Und wesentlich hat sich denn auch in der Spanne Zeit, die zwischen Döllinger's Vorträgen und Mariano's Wiederaufnahme desselben Problems verflossen ist, die Situation nicht verändert. Beide müssen gestehen, daß die Wiedergewinnung der Orientalen unter Leo XIII. nicht weniger aussichtslos, als unter Pius IX. geblieben ist: beide halten eine Aussöhnung der getrennten Glieder der christlichen Gemeinschaft nur auf dem gemeinsamen Grunde des evangelischen Wortes für möglich, beide erweitern den Begriff der Katholicität, und beide sind gläubige, begeisterte Christen; sie lesen die Zeichen der Zeit, das Wirrsal menschlichen Strebens, das ewig sich gleiche Bedürfniß der Seelen nach Frieden und nach Licht im Sinn nicht ihrer Wünsche, sondern des Wortes Christi: „Es wird ein Hirte und eine Heerde sein.“ —

δτ. **Geboren von der Jungfrau.** Dritte Aufl. Berlin, Hermann Walther's Verlag. 1895.

Die unter vorstehendem Titel erschienene, dreimal aufgelegte und trotz der Bescheidenheit ihres Umfangs (35 S.) außerordentlich gehaltvolle Streitschrift kann nach Form und Inhalt als Muster für die Behandlung von religiösen Fragen bezeichnet werden, rücksichtlich welcher kirchliche Ueberlieferung und Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchung auseinandergehen. Seine Aufstellung hat der Verfasser in klarer, einfacher, unserer Meinung nach unwiderleglicher Weise dargethan: wohlbekannt mit der zarten Natur der Sache und mit dem engen Zusammenhang, der zwischen der herrschenden Auffassung derselben und den intimsten Ueberzeugungen gläubiger und warmer Christenherzen besteht,

weiß er seinen Ausführungen indessen Alles fern zu halten, was verletzend und zerstörend wirken könnte. Ohne seiner Auffassung das Geringste zu vergeben, beschränkt der Verfasser sich darauf, für dieselbe Gleichberechtigung mit der traditionellen Formel, bezw. Anerkennung der Thatsache zu verlangen, „daß unser Neues Testament über die Geburt Jesu keine einheitliche, sondern eine doppelte Anschauung enthält". Daß die Grenze zwischen den Gebieten logischer Ueberzeugung und religiösen Glaubens respectirt werden müsse, steht auch für den Verfasser ebenso unerschütterlich fest, wie die Thatsache, daß Dinge, „die dem Zweifelnden auch durch hundert Zeugen nicht bewiesen werden können", für den Glaubenden von Zeugen überhaupt nicht abhängig sind. Im Uebrigen könnten wir Gesinnung und Standpunkt des Verfassers nicht treffender bezeichnen, als durch die Wiedergabe zweier Sätze seiner Schrift, die an den Ausgang derselben gerückt sind. „In der Ueberzeugung, daß die Religion das Höchste im menschlichen Leben ist, stehen uns die Orthodoxen nahe, viel näher als die auchchristlichen Liberalen" — und „Es werden nicht Alle, die das „Herr Herr" des Apostolicums hersagen, das Brod essen im Reiche Gottes, sondern die den Willen thun des Vaters unseres Herren Jesu Christi im Himmel." — Sollte nicht auch für diejenigen, welche Untersuchungen über Gegenstände ihres Glaubens principiell abzulehnen gewohnt sind, einige Veranlassung geboten sein, der vorliegenden Schrift näher zu treten?

xs. **Charles Cotard**. Richard Wagner, Tristan et Iseult. Essai d'Analyse du Drame et des Leitmotifs. Paris, Librairie Fischbacher, 1895.

Der Verfasser ist nach eingehendem Studium von Wagner's „Tristan" und nach Durchsicht der verschiedenen „Leitfäden" zu der Ueberzeugung gekommen, daß keins aller vorhandenen Werke Wagner's Meisterdrama in seinem musikalischen Theile erschöpfend analysire, und er hat sich daran gemacht, diesem Mangel abzuhelfen. Es muß ihm ohne Weiteres zugestanden werden, daß in einer so peinlich ins Detail eindringenden Art, wie er vorgeht, die Sache bisher noch nicht angegriffen worden ist. Er legt das Stück fast Satz für Satz auseinander und löst die Musik in nicht weniger als 223 Leitmotive und Ausdrucksmotive auf. Aber man darf auch aussprechen, daß eine solche Zerpflückung des lebendigen Kunstwerks kaum ernstlichen Gewinn verspricht. Denn wenn jede ausdrucksvolle Melodiephrase zum Typus erhoben wird, wenn alle zufälligen, aus verwandter Stimmung entsprungenen Aehnlichkeiten der Motive als bewußte und folgerichtige Ableitungen betrachtet werden, so kann in dem Leser solcher Betrachtung leicht die Meinung entstehen, es handle sich um ein künstliches Rechenexempel mit musikalischem Untergrund, nicht um eine Schöpfung aus reichster Phantasie. Und das wäre eine Auffassung, die Wagner bitter Unrecht thäte. Immerhin verdient der Fleiß und die liebevolle Sorgfalt, mit der Cotard seine Arbeit ausgeführt hat, alle Anerkennung.

dd. **Die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung.** Erster Band: Das Strafrecht der Staaten Europa's. Herausgegeben von Dr. Franz von Liszt. Berlin, Otto Liebmann. 1894.

Auf ihrer im Jahre 1890 zu Bern stattgehabten Versammlung hatte die internationale criminalistische Vereinigung auf Antrag des Professors von Liszt zunächst den Beschluß gefaßt, eine rechtsvergleichende Darstellung des heute in Europa geltenden Strafrechts in Angriff zu nehmen. Der zur Durchführung dieses Beschlusses gebildete Redactionsausschuß erachtete jedoch eine Beschränkung dieser Darstellung auf Europa für undurchführbar und entschloß sich sehr bald, über Europa hinauszugreifen und eine Darstellung der gesammten Strafgesetzgebung der Gegenwart zu geben. Unter Mitwirkung namhafter Rechtsgelehrter der verschiedenen Länder ist nunmehr nach Jahre langen mühsamen Vorbereitungen der erste Band dieses großen Unternehmens zu Stande gekommen. Derselbe enthält das Strafrecht der Staaten Europa's und soll zusammen mit dem folgenden ersten Halbband des zweiten Bandes, welcher das Strafrecht der außereuropäischen Staaten enthalten wird, die systematische Einführung in das Strafrecht der sämmtlichen einzelnen Culturstaaten und ihrer Colonien bilden. Er schildert für jedes einzelne Land die geschichtlichen Grundlagen, auf welchen das heutige Recht beruht, faßt in großen Zügen den Inhalt des gesammten Strafrechts dieses Landes, mag es in dem Strafgesetzbuch selbst oder in anderen Gesetzen enthalten sein, zusammen und verweist überall, um den Bedürfnissen des Theoretikers wie des Praktikers zu genügen, in genauen Angaben auf Quellen, Literatur und Rechtsprechung. Mit vollem Recht ist von einer Wiedergabe des Wortlautes der einzelnen Strafgesetze Abstand genommen und die systematische Darstellung gewählt worden, da nur eine solche durch die Erörterung der Entwicklungsgeschichte jedes einzelnen nationalen Strafrechts, seiner Grundgedanken, seiner Literatur und seiner Rechtsprechung ein tieferes Eindringen in den Geist des Gesetzes ermöglicht. — Den folgenden Bänden ist die rechtsvergleichende Darstellung selbst vorbehalten. Sie sollen nicht nur die Strafrechtswissenschaft über die ihren Aufschwung hemmenden nationalen Grenzen hinaus heben, sondern auch die erste Grundlage für eine in ihren Grundzügen international gleiche Strafgesetzgebung liefern. Damit soll das gesammte Unternehmen in erster Linie der Gewinnung einheitlicher Grundgedanken für eine den Forderungen der Criminalpolitik Rechnung tragende Strafgesetzgebung der Zukunft dienen. — Den zahlreichen Freunden der vergleichenden Strafrechtswissenschaft wird die erfolgreiche Durchführung dieses für Wissenschaft, Rechtspflege und Gesetzgebung gleich bedeutsamen Planes dringend erwünscht sein: möge es dem unter den günstigsten Verhältnissen begonnenen Werk an äußerem Erfolg behufs seiner Vollendung nicht fehlen!

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allmers. — Aus längst und jüngst vergangener Zeit. Von Hermann Allmers. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Biedermann. — Dreißig Jahre Deutscher Geschichte. Von Dr. Karl Biedermann. Liefg. 2—6. Breslau, S. Schottländer. 1896.

Björnson. — Über unsere Kraft. Schauspiel in zwei Teilen von Björnstjerne Björnson. Leipzig, Albert Langen. 1896.

Bohn. — Gelöste Fesseln. Drama in fünf Akten von Franz Bohn. Frankfurt a. M., A. Blazek jun. 1895.

Brandes. — Das junge Deutschland. Von Georg Brandes. Uebersetzt von A. v. d. Linden. Mit Namen- und Sachregister. Leipzig, H. Barsdorf. 1896.

Brümmer. — Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts. Bearbeitet von Franz Brümmer. Vierte, völlig neubearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. Erste Lieferung. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Brunner. — Der pfälzische Wildfangstreit unter Kurfürst Karl Ludwig (1664—1667). Von Dr. Karl Brunner. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1896.

Carpin. — Des deutschen Studenten Liebesleben. Von Dr. Carpin. Leipzig, Oskar Gottwald's Verlag.

Conrad. — Schillers Realismus. Von Dr. Hermann Conrad. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1895.

Das Wort. — Fünftes Heft: Wirthschaftlich-socialer Neubau des Staates auf dem bestehenden monarchischen Fundament. Krieg gegen zwei Fronten. Von Ludwig Marschall von Bibelung. Wiesbaden, Hans Baumeister.

Dühr. — Homers Ilias in niederdeutscher poetischer Uebertragung von August Dühr. Kiel, Lipsius und Tischer. 1895.

Ehrenfels. — Allegorische Dramen, für musikalische Composition gedichtet von Christian v. Ehrenfels. Wien, Carl Konegen. 1895.

Ehrenfels. — Zur Klärung der Wagner-Controverse. Ein Vortrag von D. Christian von Ehrenfels. Wien, Carl Konegen. 1896.

Engel. — Briefe von Fritz Reuter an seinen Vater aus der Schüler-, Studenten- und Festungszeit (1827—1841). Herausgegeben von Dr. Franz Engel. Zwei Bände. Braunschweig, George Westermann. 1896.

Ertl. — Liebesmärchen von Emil Ertl. Zweite Auflage. A. G. Liebeskind. 1896.

Eulenburg. — 25 Jahre. Das Deutsche Reich von 1871—1896 in Wort, Bild und Statistik. Bearbeitet von Dr. Paul Eulenburg. Redigirt und herausgegeben von der Lehmann'schen Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung, Dresden. 1896.

Friedmann. — Fundgruben. Einaktige Novellen von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1896.

Gitschthaler. — Wetterleuchten. Erzählungen aus den Bergen. Von Anton Gitschthaler. Villach, Gebr. Gitschthaler. 1895.

Hartleben. — Angelus Silesius. Von Otto Erich Hartleben. Dresden, bei Georg Bondi. 1896.

Hartmann. — Auf der Wittekindsburg. Altsächsische Erzählungen von Hermann Hartmann. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag.

Heiberg. — Das große Loos. Schauspiel in fünf Akten von Gunnar Heiberg. Einzig berechtigte, vom Verfasser durchgesehene deutsche Ausgabe von Gustav Morgenstern. Leipzig, Emil Gräfe. 1896

Jacobowski. — Aus Tag und Traum. Neue Gedichte von Ludwig Jacobowski. Berlin, S. Calvary & Co. 1896.

Jaëll. — La musique et la psychophysiologie. Par Marie Jaëll. Paris, Félix Alcan. 1896.

Jahne. — Poetische Bekenntnisse von Ludwig Jahne. Klagenfurt. Druck von Ferd. v. Kleinmayer.

Jähns. — Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung. Ein Rückblick bei der Feier des viertelhundertjährigen Bestehens des neuen deutschen Reiches von Max Jähns. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Jähns. — Ein preußisches Festspiel von Max Jähns. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Kampffmeyer. — Zur Geschichte der Bibliothek in Celle. Von F. G. Kampffmeyer. Berlin, Th. Kampffmeyer. 1895.

Lemmermayer. — Belladonna. Roman von Fritz Lemmermayer. Berlin, Freund und Jeckel. 1896.

Lindheimer. — Leben, Lieben, Singen. Gedichte von Franz Lindheimer. Heidelberg, J. Hörning. 1896.

Marx. — England in Indien. Von Th. Marx. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1895.

Norrenberg. — Allgemeine Literaturgeschichte von Dr. Peter Norrenberg. Zweite Auflage, neubearbeitet von Dr. Karl Macke, Gymnasialoberlehrer. In drei Bänden. Erster Band. Münster i. W., Adolph Russel's Verlag. 1896.

Oertgen. — Jugendwege. Neue Novellen von Margarethe Marie von Oertgen. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag.

Oettingen. — Daniel Chodowiecki. Ein Berliner Künstlerleben im achtzehnten Jahrhundert. Von Wolfgang von Oettingen. Mit Tafeln u. Illustrationen im Text nach Originalen des Meisters. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Paul. — Deutsches Wörterbuch von Hermann Paul. Erste Lieferung. Halle a. S., Max Niemeyer. 1896.

Pfungst. — Laskaris. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Zweiter Theil: Der Alchymist. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig. Wilhelm Friedrich.

Platen's Werke. Herausgegeben von G. A. Wolff und V. Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Pohlman. — Gedichte und Uebersetzungen von Adolf Pohlman. Hohenaspe. 1895.

Rauscher. — Die Erzählung des Werksherrn. Von Ernst Rauscher. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1896.

Roese. — Schule zur Erlernung der Lutherzither von F. Roese. Wismar i. M., Selbstverlag. 1896.

Schiffer. — Der neueste Entwurf zur Reform des Strafverfahrens. Von Eugen Schiffer. Kattowitz, O.-S., Gebrüder Böhm. 1896.

Schmidt. — Deutschlands coloniale Helden und Pioniere der Cultur im schwarzen Continent. Von Rochus Schmidt. Erster Band. Mit sechs Portraits. Braunschweig, Albert Limbach. 1896.

Scholz. — Die Charakterfehler des Kindes. Eine Erziehungslehre für Haus und Schule. Von Dr. Friedrich Scholz. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

Sincerus. — Der deutsche Student fin de siècle. Offener Brief an Herrn Prof. Theobald Ziegler. Von Dr. Sincerus. Fünftes Tausend. Leipzig, Oskar Gottwald's Verlag. 1895.

Thielmann-Jacobsdorf. — Deutsche Volkswirthschaft oder Weltwirthschaft? Von Freiherr v. Thielmann-Jacobsdorf. Breslau, C. Dülfer. 1895.

Toeche-Mittler. — Die Kaiserproclamation in Versailles am 18. Januar 1871. Von Dr. Th. Toeche-Mittler. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1896.

Trowitzsch's Damen-Kalender auf 1896. Neunundvierzigster Jahrgang. Berlin, Druck und Verlag von Trowitzsch & Sohn.

Trowitzsch's Volks-Kalender 1896. Neunundsechzigster Jahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Turner. — Die zerstreute Materie, von A. Turner. Leipzig, Theodor Thomas. 1895.

Ueberhorst. — Das Komische. Eine Untersuchung von Dr. Karl Ueberhorst. Band I.: Das Wirklich-Komische. Leipzig, Georg Wigand. 1896.

Villinger. — Aus dem Kleinleben. Erzählungen von Hermine Villinger. Dritte Auflage. Lahr, Moritz Schauenburg.

Weddigen. — Novellen und Erzählungen von Otto Weddigen. Leipzig, Rob. Friese. Sep.-Cto. 1896.

Wegener. — Herbsttage in Andalusien. Von Georg Wegener. Mit 21 Vollbildern. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. 1895.

Widmann. — Die Weltverbesserer und andere Geschichten. Von J. V. Widmann. Wien, Verlag der Literarischen Gesellschaft. 1896.

Wilbrandt. — Die Rothenburger. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1895.

Wollny. — Das causale Denken. Eine Antikritik auf Professor Wundt's neueste Kritik des Causalitätsbegriffs. Von Dr. F. Wollny. Leipzig, Oswald Mutze. 1895.

Wollny. — Philosophie und Naturwissenschaft. Von Dr. F. Wollny. Leipzig, Oswald Mutze. 1895.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

Briefe der Königin Luise
an die Oberhofmeisterin Gräfin Voß.
(1796—1810.)

Herausgegeben und erläutert
von
Paul Bailleu.

[Nachdruck untersagt.]

Bei der Feier des hundertjährigen Geburtstages der Königin Luise im Berliner Rathhause erwähnte der Festredner, Heinrich von Treitschke, mit Bedauern, daß „von den schönen Briefen der Königin nur allzu wenige" erst bekannt geworden seien. Seitdem sind zwanzig Jahre vergangen, ohne daß die Zahl solcher Briefe erheblich vermehrt worden wäre; nur Horn, in seinem „Buche von der Königin Luise" (Berlin 1883), hat einige werthvolle Stücke, besonders aus dem Briefwechsel der Königin mit ihrem Bruder Georg, veröffentlichen können. Um so mehr freue ich mich, daß es mir vergönnt ist, den kleinen Schatz von Briefen der Königin fast zu verdoppeln durch die nachfolgende Veröffentlichung, welche, so viel mir bekannt, zum ersten Male Briefe der Königin in französischer Sprache mittheilt [1]). Sämmtlich sind sie gerichtet an die Oberhofmeisterin Gräfin Voß, die strenge Wächterin der Etikette am preußischen Hofe, die tapfere Frau mit dem klugen Kopf und dem treuen Herzen, deren Andenken mit der Erinnerung an Königin Luise untrennbar verbunden ist. Ihren täglichen Aufzeichnungen, so weit sie in dem bekannten Buche „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe" gedruckt vorliegen, verdanken wir fast das Meiste und Beste, was wir bisher von der Königin wissen [2]); aus den an sie gerichteten Briefen aber tritt uns die einzige Gestalt der Königin noch reiner und klarer entgegen.

[1]) Um den Briefen den eigenartigen Reiz ihrer frischen Ursprünglichkeit zu lassen, haben Herausgeber und Verleger der „Deutschen Rundschau" eingewilligt, sie in den französischen Originalen zu veröffentlichen.

[2]) Der gegenwärtige Besitzer der Tagebücher gestattete mir Einsicht in die Originale, wofür ich ihm auch an dieser Stelle aufrichtigst danke.

Königin Luise selbst hat von sich gesagt, daß die Geschichte sie nicht zu den großen Frauen rechnen werde. Auch in ihren Briefen findet man nicht viel große Gedanken und noch weniger große Worte; keine Enthüllungen über tiefliegende Ursachen großer Ereignisse, nichts von den geistreichen Spielen eines scharfen Verstandes. Aber wie die Macht der Königin bei ihrem Leben und fast noch mehr nach ihrem Tode in dem Zauber ihrer sieghaften Persönlichkeit ruht, so liegt auch, wenn ich nicht irre, die Bedeutung dieser Briefe darin, daß sie uns die Erscheinung der Königin in all' ihrem Reiz und in all' ihrer Anmuth auf das Lebendigste vergegenwärtigen. Königin Luise wußte es wohl und hat es einmal gegen ihren Vater ausgesprochen, daß sie „ihre Seele, ihr Herz" in ihre Briefe lege. Das gilt auch von den hier mitgetheilten Briefen. Es ist unmöglich, einfacher und natürlicher, gütiger und herzlicher zu schreiben. Jener steife und gezwungene Ton, wie ihn nach der früheren Derbheit das achtzehnte Jahrhundert an den deutschen Fürstenhöfen zur Herrschaft gebracht hatte, weicht hier vor dem ungekünstelten Ausdrucke anmuthigster Weiblichkeit. Man muß sich durch die Sandwüste fürstlicher Correspondenzen des achtzehnten Jahrhunderts hindurch geschleppt haben, um den frisch sprudelnden Quell dieser Briefe recht genießen zu können! Französisch in der Form, deutsch in ihrem Wesen, zeigen sie uns die Tiefe der Empfindung in einem weiblichen Gemüthe und die liebenswürdige Heiterkeit eines weiblichen Herzens. Scheint es nicht, als ob aus den Briefen zuweilen das fröhliche Lachen der holden Königin heraus klingt? Als spreche sie zu uns mit jener sanften Harmonie ihrer Stimme, deren der greise Philipp Ségur noch ein halbes Jahrhundert, nachdem er sie einmal vernommen, mit Entzücken gedacht; als schaue sie uns an mit jenen lachenden Augen, deren strahlenden Glanz der jugendliche George Jackson seinen Schwestern in schwärmerischen Worten geschildert hat [1]).

Zwischen Rhein und Main, auf rheinischer Erde und in rheinischer Luft, ist Königin Luise empor gewachsen; in das von der harten Hand König Friedrich's gestaltete Preußen trat sie ein wie ein warmer, lachender Sonnenstrahl, der süddeutsche Lebenslust und süddeutsche Fröhlichkeit mit sich führte.

Gleich aus den ersten der folgenden Briefe sieht man den Wandel, den der Zauberstab der „fée enchanteresse", wie Lombard sie nannte, hervorrief, sieht man das Bild eines Hofes und eines Hoflebens, wie es die Mark vorher nicht gekannt hatte. Die junge Königin im Glanz ihrer Schönheit, im Genuß reinsten häuslichen Glückes, an der Seite eines liebenden und geliebten Gemahls, in einem Kranze lieblich aufblühender Kinder. Wir sehen sie in Charlottenburg und in Potsdam, dessen melancholische Stille ihrem heiteren Sinne mißfällt, in dem ländlichen Paretz und auf der Pfaueninsel, wo um die Ufer der blauschimmernden Havelseen ewig die Erinnerung an Königin Luise schweben wird. Am liebsten aber weilt sie doch in Berlin, ihrem „lieben Berlin", ihrer „guten Stadt Berlin". Mit inniger und rührender Theilnahme folgt sie den Schicksalen naher und ferner Verwandter, wie Aller,

---

[1]) Ségur, Mémoires: „Il y avait dans le son de sa voix une douceur si harmonieuse." G. Jackson, Diairies and letters: „glance of her bright laughing eyes".

die ihrem Hofe angehören, immer gütig und voll zartester Rücksicht, immer voll sonniger Fröhlichkeit, in die nur das Schicksal der Schwester, der Tod einer lieben Freundin leichte Schatten werfen (II., XI.). Gibt es etwas Herzlicheres, als ihre Theilnahme bei der Geburt eines Urenkels ihrer lieben „Voto", ihres Contessinchens und Madamchens, und wie die Koseworte lauten, mit denen sie die gute Gräfin überhäuft (IV., V.). In der traulichen Harmlosigkeit dieses glücklichen Familien- und Hoflebens ist es ein Ereigniß, wenn aus Rußland Geschenke kommen von dem „lieben Kaiser" Alexander, mit dem das preußische Königspaar in Memel die innigste Freundschaft geschlossen hatte (XI.). Aber diesem friedlichen Glück war nur eine kurze Dauer beschieden. Im Sommer 1805, bei dem Ausflug in das Bayreuther Oberland, in Alexandersbad, sollte die Königin die letzten Stunden sorglosen Glücks verleben (XXVI.); nur wenige Monate später kamen die ernsten Tage des Herbstes 1805, wo der Krieg zwischen den drei Kaisermächten des Festlandes auch Preußen zu ergreifen drohte. Es war in Paretz, bei der Feier des zehnjährigen Geburtstages des Kronprinzen und seines Eintrittes in die preußische Armee, als die Nachricht von den ersten Niederlagen der Oesterreicher eintrafen und Trauer über die festliche Stimmung verbreiteten (XXVIII.). „Gott segne den Kronprinz," so schreibt sie damals, „und seine neue Laufbahn und den König und die Armee und ganz Preußen." Die Vorsehung hatte es anders beschieden. Schon im nächsten Briefe (XXIX.) finden wir die Königin auf der Flucht in Graudenz, verfolgt von den Schmähungen des siegreichen Emporkömmlings, der in ihr die Verkörperung der sittlichen Mächte faßte, denen er einst unterliegen sollte. „Und man lebt und kann die Schmach nicht rächen!" Die Flucht geht weiter bis in das letzte Stück Landes, das noch preußisch ist. „Ich bin hier, weil Gott es gewollt hat, denn eigentlich hätte ich unterwegs umkommen müssen," schreibt sie in Königsberg nach der entsetzlichen Reise von Kydullen, von deren Schrecken wir hier zum ersten Male erfahren (XXX.). Zu dem Unglück des Vaterlandes gesellt sich häusliches Leid, die schwere Erkrankung ihrer Alexandrine, die in Todesgefahr schwebt, in dem Augenblick, wo sie selbst einen Neffen über die Taufe hält (XXXII.). Weder Rußlands Hülfe noch die Berufung des „prächtigen" Hardenberg, den sie immer hoch geschätzt hat, können Preußens Schicksal wenden; einige Tage bevor die Entscheidung bei Friedland fällt, hören wir, wie wenig sie selbst zu hoffen wagte (XXXIV.).

Die letzten Briefe führen uns wieder in das stille Potsdam, wo die Königin mütterlich sorgt für die Ausstattung einer Nichte, willig mittheilend von „ihrem bißchen Armuth" (XXXV.); sie enden erst unmittelbar vor jener Reise nach Hohenzieritz, von der sie nicht mehr lebend zurückkehren sollte.

I.

Potsdam, 4 septembre 1796.

Je serais bien ingrate, chère Madame de Voto, si je ne reconnaissais pas la bonté que vous avez de m'écrire et de me donner de si bonnes nouvelles de mon petit ange[1]), qui me manque tout partout, et que je suis tentée à tout moment d'aller chercher dans ses chambres. Je suis toujours si charmée quand je vois arriver de vos lettres, parce qu'en me parlant du cher petit Fritz, elles me disent en même temps que vous me voulez toujours un peu de bien et que vous avez réellement de l'amitié pour moi, à laquelle vous savez que je mets beaucoup de prix. Comme vous me mandez que vous ne voulez point venir ici, je réclame la continuation de votre charmante exactitude, et j'espère que vous voudrez vous entretenir quelquefois avec moi.

J'ai beaucoup ri de votre fureur contre le *Patron*[2]), parce qu'il a remporté sur vous la victoire auprès du *Spitz*; au reste, cela n'a pas dû vous étonner, comme c'est déjà une ancienne passion de mon petit garçon, und was mehr ist, ich gönne ihm von Herzen den Sieg. Nur ärgert sich die Excellenz, und ich liege zu Ihren Füßen und bitte um Gnade!

Nous avons dîné jeudi chez le Roi, qui a très bon visage, et qui était extrêmement gracieux. En partant il m'a dit qu'il avait chargé le comte de Lindenau[3]) de me choisir un beau cheval, qu'il me prie d'accepter. Vous ne sauriez croire le plaisir que cela m'a causé; et je suis pénétrée de reconnaissance. Il y avait plusieurs étrangers, j'y fis la connaissance du prince de Würtemberg et de M. et Mme de Lüttichau[4]). Le premier est très aimable, le plus aimable de ses frères, les derniers sont — plus riches que vous et moi, car ils ont *sept cent mille écus* de biens. Monsieur ne *parle*, ne *mange*, ne *crache*, ne *respire qu'argent*. Il a acheté pour cent mille écus de terre à Bischoffwerder, et il a reçu l'aigle rouge. Voilà toutes nos nouvelles. Aujourd'hui nous sommes chez le Roi et si l'occasion se présente, je présenterai vos respects.

Faites, je vous prie, que le petit s'exerce à marcher dans ses souliers.

La comtesse Castell trouve ici mille belles choses, et bien des compliments à M. de Schilden[5]). Comme je plains cette pauvre nourrice, dites-lui un mot de consolant de ma part, en l'assurant que je prends bien de la part à son chagrin. La Flesche trouve ici mes compliments avec votre permission, dites-lui sie möchte den Kleinen recht artig ziehen und nicht eigensinnig werden lassen.

Adieu, chère Madame de Voss, persuadez-vous de plus en plus que je suis votre amie sincère Louise.

---

[1]) Der am 15. October 1795 geborene Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm IV., der unter der Obhut der Oberhofmeisterin in Berlin zurückgeblieben war.

[2]) Wohl Anspielung auf den Wettbewerb um die Gunst eines Spitzes.

[3]) Der Oberstallmeister Graf Lindenau.

[4]) Nach einem Bericht des österreichischen Gesandten in Berlin, Prinzen Reuß, vom 2. November 1796 kaufte Graf Lüttichau von dem General Bischoffwerder (dem Adjutanten und Günstling des Königs) für 240 000 Thaler Gratialgüter und verlangte dafür den Posten des bevollmächtigten Ministers (ad honores) im niedersächsischen Kreise und den rothen Adlerorden.

[5]) Gräfin Castell-Rüdenhausen, Tochter der Gräfin Voß. Baron Schilden ist der langjährige Kammerherr der Kronprinzessin und Königin.

II.

Potsdam, 31 mars 1799.

Je reçois en ce moment votre lettre, chère Madame de Voss, et m'empresse à y répondre pour vous dire tout le plaisir que vous m'avez causé par là. Ma santé est bonne, mais voilà aussi tout ce que je peux vous dire de supportable de moi, car du reste je suis si triste et si abattue, que je ne sais que faire pour tenir contenance quand il le faut absolument. Je sens plus que jamais que les comparaisons ne valent rien, et ce sont celles que je fais de mon séjour ici dans l'automne passé et celui d'à-présent qui occasionnent ma tristesse. Alors j'étais entourée d'une sœur[1]) à mes yeux innocente et chérie, maintenant séparée d'elle il me paraît que son souvenir se retrace avec plus de force ici, où je n'ai pas encore été depuis son départ, et que je dois la trouver toute part. Les raisons qui nous séparent déchirent mon cœur, et j'ai perdu pour quelque temps le repos d'âme dont je commençais à jouir.

Je viendrais sûrement à Berlin mardi, si ma santé le permet, mais je crains fort reprendre un abcès aux dents, si cela est, je vois bien qu'on ne m'aime plus tant que sans cela, car sûrement les prières d'autrui m'auraient fait du bien.

Si Vetterchen[2]) vient demain chez vous, faites-lui mille compliments et dites-lui que je me réjouirais beaucoup de le voir chez Arnims et que j'espérais qu'au moins on lui aura fait mes compliments dont j'avais chargé ses compatriotes chez Kunheim[3]).

Mes enfants se portent bien, et Fritz ne trouve rien d'aussi délicieux que Potsdam. Pourquoi tout le monde ne pense-t-il pas comme lui?

D'être deux fois chez Mme la P. H.[4]), c'est fort; je suis charmée qu'elle soit contente de sa nouvelle dame d'honneur.

J'ai les yeux tout rouges et gros, et du reste je suis pâle à effrayer les morts.

Adieu, ma chère amie, n'oubliez pas dans vos fêtes, dîners et soupers votre meilleure amie Louise.

III.

Potsdam, 1er avril 1799.

Je viendrai sûrement, chère Madame de Voss; ma santé, mon humeur, tout est rentré dans son ancienne assiette. La raison a triomphé d'une trop

---

[1]) Friderike, Wittwe des Prinzen Louis, deren heimliche Vermählung mit dem Prinzen Solms einige Monate vorher bekannt geworden war und auf die Königin den schmerzlichsten Eindruck gemacht hatte (vergl. Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe, S. 219). Am 7. Januar erfuhr die Gräfin Voß davon und schrieb in ihr Tagebuch: „Je pleurais beaucoup avec la Reine . . . J'allais chez la Reine qui me fend le cœur." Am 10. mußte die Prinzessin den Hof verlassen, am 11. schreibt die Gräfin: „(La Reine) pleure toujours . . . elle me fait une horrible peine, me lut une lettre qu'elle avait écrite l'année dernière à sa sœur, superbe. Enfin c'est un ange, Dieu me la conserve."

[2]) „Vetterchen" ist der Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien, später König Wilhelm I. der Niederlande.

[3]) Minister Graf Arnim, Chef des Forstdepartements, und Generallieutenant Graf Kunheim.

[4]) Prinzessin Heinrich, die „divina" und „belle fée" des Hofes.

grande sensibilité, qui est le partage de mon cœur, mais qui, avec un peu de réflexion, rentre dans les bornes nécessaires pour vivre dans la société dont je suis un membre. Cependant je suis sûre que vous ne me blâmez pas trop, et qu'avec votre sensibilité vous trouverez ma mélancholie pardonnable.

Le Roi n'a pas été bien hier au soir ni ce matin; un terrible rhume de cerveau a été le fond de son incommodité, mais cette après-midi, après avoir pris du Bitterwasser, il se porte wie ein Fisch im Wasser. Rien ne s'oppose donc à ma petite course de demain, dont je me réjouis fort, même l'abcès dont je fis mention hier s'est ouvert, et je me porte à ravir. Grâce à une montagne de charbons ardents et d'un feu effroyable, je suis parvenue à me réchauffer. Mais, hier, j'ai presque succombé au froid violent qui glaçait toutes mes veines. Dans ce moment, il neige, aspect ravissant et amusant au possible, c'est pour devenir folle. Potsdam est d'un triste terrible, tout est si froid, tout est si tranquille. Heureux celui qui joint à la tranquillité de dehors la tranquillité d'âme qui fait supporter tout. En jetant un regard sur le passé, je ne frémis pas et je ne crains pas d'être seul avec moi-même pour découvrir quelque chose qui puisse me donner des inquiétudes. Mes enfants, mes livres, l'écriture m'occupent tant que ces deux journées se sont passées bien vite. Il est 5 heures, je vais encore écrire à ma sœur d'Hildburghausen[1]), dont je reçus une lettre hier et qui est folle de joie de me revoir. Qu'il est doux de se savoir aimée! A 6 heures, nous prenons le thé, il faut que je me hâte de finir. Je vous embrasse en idée et suis votre amie Louise.

A 6 et demie, je verrai la comtesse Nogarola[2]), pour lui je ne puis lui donner audience avant le Roi. Faites dire bien des belles choses à Mimi et à Betterchen[3]). Il se porte mieux, j'espère. L'oncle George[4]) trouve bien du beau ici.

IV.

Le 15 août 1801.

Point de réponse par écrit, ma chère et bonne comtesse. C'est l'inquiétude de savoir votre petite-fille[5]) dans les douleurs de l'enfantement qui ne me laisse pas de repos, c'est le désir de la savoir bientôt délivrée qui occasionne ces lignes. Puissiez-vous être au moment où j'écris arrière-grand-maman et quitte de vos alarmes. Je fais mille et mille vœux pour l'intéressante Louise, Dieu lui accorde sa grâce et les forces nécessaires. Je suis dans inquiétudes sans égales, ayant fait l'expérience de tout ce qu'elle a en-

---

[1]) Charlotte, Gemahlin des Prinzen Friedrich zu Sachsen-Hildburghausen, der die Königin im Sommer 1799 einen Besuch abstattete.

[2]) Gräfin Voß, 1. April: „Le comte Nogarola et sa femme qui sont ici de Munich, personnes très aimables."

[3]) Mimi ist Wilhelmine, Schwester des Königs, Gemahlin des Erbprinzen von Oranien („Betterchen"). Vergl. Deutsche Rundschau, 1885, Bd. XLV, S. 225. „Prinz Louis Ferdinand".

[4]) Onkel Georg, der Bruder der Königin.

[5]) Am 14. October 1800 hatte der Enkel der Oberhofmeisterin, Graf August Voß, sich mit Luise von Berg (Tochter der Verfasserin des 1814 erschienenen Buches „Luise, Königin von Preußen") vermählt, die am 15. August 1801 einem Sohne, Felix, das Leben gab.

core devant elle. Comment cela va-t-il? Ses souffrances sont-elles supportables? Si tout cela est ainsi, faites-moi dire: Nach den Umständen geht alles gut. Dieu vous bénisse et toute la famille, dont je suis l'amie sincère
Louise.

Je pars pour la ville. Envoyez au Palais votre réponse, de bouche s'entend.

V.

[15. August 1801.]

C'est à la promenade que j'appris l'heureuse nouvelle. Dieu soit mille fois béni! Je vous félicite du fond de mon âme, chère arrière-grand-maman, et fais mille vœux pour la maman, pour le jeune papa et pour l'intéressante grand-maman. Que le nouveau-né soit toujours comme ses parents l'objet chéri d'une famille respectable et qu'il suive les traces de ceux qui lui donnent le jour. Je suis fâchée des souffrances et de la peine qu'il a données à sa pauvre mère, qu'elle en ait toujours autant de satisfaction dans la suite qu'elle en a aujourd'hui à le presser contre son sein maternel. Pourvu que la veillée, la chaleur, les angoisses ne vous fassent pas de mal, chère et bonne amie. Personne de vos amies ne partage l'allégresse de la famille comme moi. Dieu vous bénisse tous et vous rende aussi heureux que je le désire. La Providence bienfaisante qui m'a exaucée si souvent, ne refusera pas cette fois-ci les vœux venant d'un cœur qui lui appartient, qui aime la vertu et qui prie pour elle.

Adieu, chère comtesse, ne croyant pas vous voir demain à dîner, j'entrevois la matinée pour vous parler au Palais. J'embrasse tout le monde avec le petit-né et suis à jamais votre amie
Louise.

VI.

Paretz, le 27 août 1801.

Voici votre petit papier, ma chère comtesse, qui vous dira les oui et les non[1]). J'ai marqué ceux qui doivent être priés et ceux qui sont effacés sur la liste le restent pour ce jour. J'espère qu'au jugement dernier le bon Dieu ne voudra pas en agir avec eux comme les hommes et les ressusciter malgré leur exclusion ici-bas. N'oubliez pas d'offrir à la duchesse logements, équipage, service de cavalier et de pages et de laquais. Putzen Sie sich hübsch, waschen Sie alles niedlich, so daß alles glänzt wie Karfunkelstein im Ofenloch (dicton de grand-maman). Moi avec le Roi et toute la société se prosternent. Wenn sie das wüßte. Schlagen Sie doch einen Kammerherrn vor, im Fall die Herzogin einen annimmt. Samedi nous arriverons à midi. Und dann gekämmt und geschmückt und brillantirt etc.

Bien du beau à la maman, grand-maman et ayeule. Le Roi vous fait faire bien des compliments und Sie sollten es nicht fehlen lassen an Ehren-

[1]) Es handelt sich um die Einladungen zu einem Essen in Charlottenburg (29. Januar), gelegentlich des Besuches einer Herzogin.

bezeugungen. Dites à la duchesse que je me réjouis extrêmement de la voir et de faire sa connaissance; si vous voyez la Schröder, aussi bien des compliments. Adieu, je grelotte, car il fait froid dans les chambres. Le soleil est beau et vous attend lundi. Votre amie Louise.

George hélas! est parti hier à midi.

VII.

L'Ile des Paons, ce 28 (20?) août 1801.

Il ne sera pas dit, chère et bonne Voto, que vous n'ayez pas reçu de mes nouvelles d'ici, et il faut avouer que je serais bien ingrate, si je ne vous marquais pas ma reconnaissance de toutes les marques d'amitié que vous m'avez données depuis mon séjour à l'île enchantée, et je vous prie de croire que je ne vous en aime que davantage. Je suis bien charmée, ma chère comtesse, que la santé de l'intéressante accouchée continue à bien aller et je fais mille vœux pour la continuation de son bien-être ainsi que du nouveau-né, de papa, de grand-maman et de la bonne et chère ayeule. Faites nos compliments à toutes ces bonnes et chères gens et dites-leur que je les aime tous qui m'intéressent fort, et que je serais toujours bien heureuse, si je pouvais contribuer à leur bonheur.

Hier, nous avons passé tranquillement ici; vers le soir, nous avons fait une promenade sur l'eau, et ensuite sont arrivés les moutons et les buffles du comte de Magnis. Vous savez qu'il en fait don au Roi. Celui-ci est bien charmé d'apprendre que la mission de votre fils[1]) vous fait plaisir et vous fait bien des compliments. Aujourd'hui a été grand jour de fatigue. Le réveil ne fut pas très gai, parce que nous avions projeté une partie de campagne et qu'il pleuvait à verse; cependant à 10 heures, la caravane se mit en route, cinq dans une voiture, elle arriva heureusement et à bon port à Potsdam, grand-maman vu mes chambres[2]), ensuite la parade, puis les nouvelles chambres que Massow fit arranger du théâtre, qui par parenthèse sont charmantes, enfin nous revînmes dans mes appartements couverts de sueur, car malgré la pluie, il fit très chaud en chambre. A midi, j'allais chez la bonne Kleist, où grand-maman m'accompagna, je ne la trouvais pas changée mais souffrante, ayant craché beaucoup de sang hier. Elle paraissait très heureuse de me voir, sa petite Louise est très charmante. A une heure, je fus rendue au nouveau jardin, où nous dînâmes à l'Orangerie, le général Rüchel, les deux princes de Neuwied, le major Degingk et Grawert y furent. Après un dîner de Luculle, grand-maman et moi nous nous mîmes en petite voiture et vîmes tout ce qu'il y avait à voir. Après 5 heures, nous nous embarcâmes auprès de la maison de marbre, et à 6 heures nous prîmes le thé dans la salle et sur la place dont je vous écris. Peut-être que mon bavardage amusera l'accouchée, car je sais que quand on n'a rien à faire, tout jusqu'aux moindres bagatelles amuse.

---

[1]) Graf Voß hatte in Frankfurt a. O. die Großfürstin Anna von Rußland, Gemahlin Constantin's, Prinzeß von Sachsen-Coburg, eine vertraute Freundin der Königin, begrüßt.

[2]) Ueber den damaligen Umbau des Stadtschlosses in Potsdam und die Zimmer der Königin vergl. Horn, Das Buch von der Königin Luise, S. 99 ff. Massow war Hofmarschall.

Maintenant une commission de grand-maman. Elle voudrait donner une bague à la concierge Brandes[1]), et vous devez avoir la bonté de la lui envoyer, mais pas trop chère, et quelques-unes pour choisir. Nous ne reviendrons que dimanche après-midi. Dites cela au cher George, avec mille tendresses et remerciements pour son billet. Ne pourrait-il venir ici samedi! Ce serait charmant. Pour vous, je n'y pense pas, car il faut que vous emmaillottiez le petit-fils et la maman. Adieu, ma chère comtesse, aimez toujours votre amie

Louise.

Grand-maman vous fait dire bien des belles choses.

VIII.

Potsdam, ce 23 [November 1801]
à 10 heures.

Bon jour, ma chère comtesse. Je n'aurai pas le plaisir de vous voir aujourd'hui, ne venant point à Berlin. Ce ne sera que le jeudi. Le mauvais temps et une petite indisposition m'en empêchent. C'est ce que vous ferez dire à Iffland, qui m'attend et aussi à la princesse Louise, qui voulait venir au spectacle et à Charles[2]). Mais ce sera pour le jeudi que je les verrai.

Je vous remercie des charmantes manches que vous m'avez envoyées, j'en ai gardé une paire pour 9 écus. Au cas que je n'aie point de compte avec Vorost (?), faites-en le déboursé. Mille grâces de votre papier, mais il m'en faut encore, de grâce, du papier, du papier! Cuvry, Schreiber Vorost, Nitze, Knitel, tout en a, j'espère! Si vous voyez encore la Lebrun[3]), dites-lui que son immortelle Sibylle m'a empêché de dormir, tant elle m'a occupée. Dieu qu'elle est belle! de ma vie, je n'ai rien vu de pareil, faites-lui mes compliments.

Mon frère n'est pas venu, hélas! J'ai été à sa rencontre par la pluie et la neige. Si vous en apprenez quelque chose par la Voss ou la Berg, faites-moi le savoir. Il dépendra absolument de vous de rester jusqu'à jeudi où je trouverai par vos bons offices une chambre bien chauffée, j'espère. Vos enfants revenant, vous avez à leur parler. Rien de nouveau d'ici, outre que le prince de Neuwied est tombé du cheval, sans se faire du mal, car il a livré bataille avec le Roi qui vous fait ses compliments. Et nous, nous avons lu la description des caricatures de Hogart par Lichtenberg que Delbrück nous a portée. Ce n'est pas le même Lichtenberg de Darmstadt qui est à la bonne et chère ville de Berlin, mais c'en est un qui avait plus d'esprit dans l'ongle de son petit doigt, que moi dans tout mon corps et tête.

Adieu, chère Voto, aimez toujours votre plus sincère amie Louise.

IX.

Potsdam, ce 1er avril 1802.

Votre amitié pour moi, ma chère comtesse, se manifeste d'une manière bien agréable; la charmante exactitude, qui en est une suite, que vous mettez à me donner des nouvelles de tout ce qui m'est cher, m'en est une preuve

[1]) Castellanin im Stadtschloß von Potsdam.

[2]) Karl von Mecklenburg, Bruder der Königin. — Luise, Prinzessin Radziwill.

[3]) Die Malerin Lebrun, die eben ein Bild der Königin vollendet hatte.

touchante. Recévez-en mes remerciements, ma chère amie, ainsi que les assurances de ma tendre reconnaissance. C'est avec impatience que j'attends le moment qui doit me réunir pour quelques instants (à la vérité que des instants) à mes chers enfants. Leur bien-être me rend heureuse. Puisse leur vertu un jour me faire éprouver les mêmes sensations.

Je ne me porte pas bien aujourd'hui, j'ai des migraines affreuses[1]). Je crois que c'est une suite du congé d'hier[2]) qui, par le chagrin qu'il m'a causé, m'a fait lever plus tôt qu'à l'ordinaire et par une confusion deux heures trop tôt, de manière qu'à 5 heures j'étais sur pied. Je pris une faim canine vers les 11, et je mangeais deux œufs, à table . . . de vanneaux, et je crois que j'ai dérangé mon estomac. Je serai à jeun de la journée et demain, si Dieu veut, à 3 heures au cher Berlin, à ma bonne ville de Berlin. Je dînerai à midi, et partirai à une heure. Faites en sorte que mes appartements soient chauffés. Les bonbons de la princesse Wiasemsky sont, je crois, bons. Adieu, je n'y vois goutte, et dois penser à ma toilette. Louise.

J'embrasse mes enfants et fais bien des compliments aux vôtres.

X.

Charlottenbourg, ce 23 juillet 1803.

J'étais déjà toute jalouse du baron de Schilden[3]), qui avait reçu avant moi une lettre de votre part, ma chère comtesse, lorsque, le lendemain, je fus réveillée avec une aimable lettre de votre part. J'ai été étonné des postes, qui malgré les grâces de M. de Seegebarth[4]) sont allées si mal. Mais vous savez que je prétends que les pouls agités par la bière sont lents et incapables d'agilité, et votre sort prouve que je n'ai pas tort.

Notre séjour à l'île des paons a été agréable, très chaud, jusqu'au dernier jour où nous avons eu un orage qui a duré au delà de trois heures. J'ai été charmée d'apprendre par la lettre à Schilden que vous avez trouvé tout à Giewitz d'après vos désirs: ménage heureux, petit-fils remis, belle-fille aimable et grande ménagère en même temps, maison bien huppée, arrière-petit-fils la huitième merveille du monde, et des cœurs bien dévoués à la bonne grand-maman. Tout ceci me fait un plaisir réel, sachant, ma chère comtesse, combien cela vous rend heureuse et combien vous jouissez de ces bienfaits d'une Providence juste.

Les nouvelles que nous avons de Schwerin sont bonnes, le mieux continue, et la bonne princesse[5]) a eu l'amitié de m'écrire quelques mots elle-

---

[1]) Die Gräfin Voß schreibt am 1. April: „La Reine m'écrivit, elle n'est pas bien, je le crois, Potsdam n'est pas fait pour cela.“ Die Königin litt unter der Kälte des Potsdamer Schlosses.

[2]) Die Fürstin Therese von Thurn und Taxis, Schwester der Königin, war am Tage vorher abgereist.

[3]) Die Gräfin Voß war am 15. Juli zum Besuch ihres Enkels nach Giewitz in Mecklenburg-Schwerin, Besitzung der Familie Voß, gefahren.

[4]) Chef des Postwesens.

[5]) Helene Pawlowna, Gemahlin des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, die leidend war und am 24. September 1803 starb. Einige Briefe der Königin an den Leibarzt Brown,

même; elle se plaint de faiblesse, sa main le prouve, cependant elle marche déjà seule dans les appartements, ce qui est beaucoup. Brown y est allé par l'ordre de l'impératrice-mère pour le consulter si elle doit aller par mer en Russie ou non. On croit qu'un voyage de mer lui fera grand bien.

Le Roi se porte, grâce à Dieu, bien et vous fait bien des compliments, ainsi que mes cinq marmes. J'ai été à Freienwalde, très contente de ma course, et j'y ai trouvé maman[1]) in dulci jubilo. Mes beaux-frères y restent jusqu'au 31, elle leur fait jouer la comédie, même le pauvre Louc (?) doit jouer.

Le conseiller Lentz est de retour de Hildesheim[2]), il assure que tout a été splendide, magnifique et d'un ordre exemplaire. Le pauvre Schulenburg exténué de fatigue. On parle de son mariage avec sa nièce à Hildesheim comme ici, ce serait une folie du premier rang.

N'irez-vous pas à Rostock voir une frégate et un vaisseau de ligne de notre Alexandre? Je désirerais beaucoup aller à Ludwigslust prendre congé de ma pauvre cousine, mais les occupations du Roi m'en empêchent.

Adieu, ma bonne comtesse, mille belles choses à votre petits-fils, un baiser pour l'aimable Louise et pour Felix. Dites à la maman qu'elle se baigne et qu'elle prenne du quinquina. Louise.

XI.

Paretz, ce 2 octobre [1803?].

Ma chère comtesse. Je vous dois bien des obligations des aimables lettres que vous m'écrivez, votre bonne humeur y préside et y répand le charme habituel. J'ai besoin que la gaieté me vienne du dehors, car mon intérieur est bien noir toujours[3]). Cependant, grâce à Dieu, ma santé est bonne, et l'air, le grand air de la campagne me convient fort bien. Nous faisons de grandes promenades à pied et en voiture. Aujourd'hui nous n'avons été qu'à Falkenrehde à l'église, où nous avons entendu un bon sermon. Demain, nous irons à Potsdam pour dîner et pour nous faire présenter maintes gens et les chevaux russes. Les cadeaux russes[4]) que je dois à l'amitié de notre cher Empereur me font un grand plaisir, et j'espère les voir sûrement jeudi. Vous qui êtes si bonne commissionnaire, vous me ferez le plaisir d'avoir soin de ce qui suit: 1° que la glace soit dépaquetée, ainsi que tout ce que je reçois de l'Empereur; 2° que vous me fassiez le plaisir de m'écrire ce que c'est ou de m'en procurer une liste, sans cependant m'indiquer la grandeur et la largeur du miroir, voulant jouir de la surprise; 3° de faire

---

die sich auf die Krankheit der Prinzessin beziehen und die rührendste Theilnahme zeigen, sind in Facsimiles verbreitet.

[1]) Die Königin-Wittwe.

[2]) In Hildesheim, das in Folge des Reichs-Deputationsschlusses an Preußen gefallen war, hatte am 15. Juli Graf Schulenburg-Kehnert die Huldigung eingenommen.

[3]) Der Tod der Prinzeß Helene hatte die Königin aufs Tiefste erschüttert.

[4]) Gräfin Voß, 1. October: „J'écrivis à la Reine. Les beaux cadeaux russes, un grand miroir et malachites sont arrivés." Von preußischer Seite waren einige Monate früher Arbeiten der Porzellan-Manufactur nach Petersburg geschenkt worden.

chercher à Charlottenbourg le 1er tome des voyages en Suisse, ainsi que les tableaux des révolutions politiques par Ancillon. En voilà assez.

Croyez-vous bien, ma chère comtesse, que votre petite-fille restera jusqu'à jeudi à Berlin? Je serais bien charmée de voir mère et fille et fils et arrière-petit-fils. Le sieur Lentz oublie de m'envoyer les desseins des tapisseries chinoises. Avez-vous vu les jeunes princesses de Hohenlohe[1]), et paraissent-elles aux cours? La Polonaise est-elle encore à Berlin avec les Russes et son mari? Je suis charmée que la cadette de Goltz soit surnuméraire chez maman, nous en voilà débarrassées, la jeune Tauentzien me plaît infiniment mieux.

Adieu, ma chère comtesse, bien des compliments au bon Brown; j'ai envoyé la rhubarbe à Kobes et regarde journellement mes drogues, me portant bien. Le Roi et les princes vous offrent leurs compliments, et moi je suis votre sincère amie Louise.

J'embrasse mes fils et mon neveu.

XII.

Potsdam, ce 12 octobre 1803.

Ma chère comtesse. Quand je prends la plume pour vous écrire, elle a toujours à s'acquitter des mêmes devoirs envers vous. Votre aimable exactitude exige de ma part la plus vive reconnaissance, et j'espère que vous êtes persuadée de la sincérité de mes sentiments. Votre lettre d'avant-hier qui me dépeint l'état, l'embarras et le caractère estimable de la comtesse P. m'a fait une peine réelle, comme je ne vois pas comment lui aider. J'en ai parlé au Roi, qui m'a dit qu'il (le comte P.) ne produisait point les certitudes nécessaires. Enfin j'ai obtenu la permission d'en parler à Beyme[2]), que je verrai dans cette matinée, et je saurai ce qu'il y a à espérer, comme aussi la pension que le père Vrintz sollicite pour sa fille Piper à Erfurt. . . .

Il me paraît que j'ai noté toutes dettes imaginables, je ne sais pourtant pas pour sûr si les 50 louis pour la Calenberg y sont compris, payables à la Saint-Michel. Comme je ne sais pas quand ce saint est né, je ne sais pas non plus quand il faut payer. . . .

XIII.

Potsdam, ce 1er novembre 1803.

Madame la grande-maîtrise. Vous qui êtes non seulement la Oberhofmeisterin, mais aussi la Oberaufseherin des Königlichen Gesichtshäutchen, elle gronderait fort si elle savait que j'écris après table, le nez rouge et échauffé. Mais mon dévouement filial m'y force. Je vous prie d'envoyer cette lettre par messager à papa et Großmama, comme il y a un siècle que je ne leur ai écrit, je franchis nez rouge, échauffement, teint gâté etc.

---

[1]) Gräfin Voß, 2. October: „Je fus l'après-midi chez la princesse Sacken, où les Hohenlohe, ses petits enfants sont arrrivés avec la tante et deux garçons assez jolis."

[2]) K. W. Beyme, der bekannte langjährige Geh. Cabinetsrath König Friedrich Wilhelm's III.

Le général Bischoffwerder[1]) est mort, faites dire un mot de politesse à la fille de ma part. Sa mort a été douce et sans agonie.

J'ai vu hier la malheureuse P. Elle m'a fendu le cœur, et je vous prie d'envoyer cette lettre. Si elle vous fait visite, dites-lui aussi qu'elle doit persuader son mari qu'il accepte l'arrangement que le Roi lui conseille et pour lequel je lui écris aussi.

Adieu, chère comtesse, je fais des choses inouies aujourd'hui, j'ai déjà écrit 4 lettres, j'ai lu, mangé, et me voilà sur le point d'aller à la promenade. Alexandrine a pris sa seconde dent, gaie, bien portante, comme si de rien n'était. Dites-le à Brown, car c'est son bijou. J'arrive samedi, peut-être je reste le dimanche, cela n'est pas bien sûr. Dites à Lentz que si mes oreillers dans mon lit ne sont pas faits encore, que je le prie de les faire faire couleur de rose, de taffetas ou satin, c'est égal. Puis la couverte de satin blanc, gesteppt. Je désirerais voir les tapis de Charlottenbourg samedi dans les galeries. Si ma bonne Gélieux[2]) lisait tout ceci, elle dirait avec raison „voilà bien des phantaisies mesquines". Adieu Frau Boten, Rex et Regina vous aiment. Les princes vous disent bien du beau. Louise.

XIV.

Potsdam, ce 10 décembre 1803.

Je suis bien charmée, ma chère comtesse, que votre santé va mieux, que vous êtes moins faible, et que Brown est content de votre bien-être. Pour moi, Dieu merci, je suis parfaitement bien, et mon estomac se porte à merveille depuis que je ne mange que de trois plats et presque rien que de la viande. Préparez-vous à être bombardée de commissions. La première est de demander au sieur Weiss combien une garniture de Zibeline autour d'un Mameluck pourrait coûter et une autre autour d'une anglaise (ou tunique comme on le nomme très à faux à Berlin). Vous me feriez le plaisir de le demander comme étant pour vous-même, car s'il se doute que la Reine est im Hintergrunde, alors il faudra payer le double. La seconde est de faire demander à l'amie Eichel si les franges en pièces sont achevées? Elle doit y être assidue et préparer les pièces de ce genre, voulant me faire broder une robe de bal comme cela et en paillettes. La troisième est de dire à Lentz qu'il fasse préparer des Ueberzüge par-dessus les candélabres de bronze et les vases, le tout de gaze, comme on a au-dessus des lustres. Mais on ne les couvrira pas avant que j'aie tout vu, tout admiré, tout savouré. Puis il faudra penser aux meubles bleu-foncé qui doivent aussi être überzogen. Faudra-t-il encore de l'argent à Lentz? Vous ne me répondrez pas en détail sur cette question, n'étant pas sûre, si ma lettre sera lue ou vue d'autres gens. Vous ne me direz donc que Lentz dit non ou oui ou Lentz l'ignore. . . .

Der 14. ist juch, juch he! göttlich![3]) Louise. en hâte.

---

[1]) Bischoffwerder, vergl. S. 324, Anm. 4.

[2]) Die frühere Erzieherin der Königin.

[3]) Die Königin freute sich, wie immer, auf die Rückkehr nach „ihrer guten Stadt Berlin", die am 14. December erfolgen sollte.

XV.

Potsdam, ce 11 avril 1804.

Ma chère Poschen. Je suis un monstre, mais un monstre hideux. Mon œil gauche est un peu entré dans l'enflure de ma joue, et je ne puis pas bien écrire ni voir. Tout ce qui arrive dans ma chambre éclate de rire en me voyant, et je reste seule avec mes douleurs et mes maux, sans inspirer même de la compassion, car on me trouve d'une laideur atroce. Mimi et Auguste[1]) qui sont assises sur mon lit vous disent bien du beau. Je suis bien charmée que vous êtes si bien, Dieu vous bénisse et vous donne des forces in aller Art. Sans cette fluxion, je serais venue samedi, mais à présent Dieu sait quand et quand je pourrai voir la princesse Sophie[2]).

Adieu, ma chère Voss, aimez toujours votre amie Louise.

XVI.

[Potsdam] ce 21 avril [1804].

Outre le Ziegenpeter, je suis une bête et M. Klipfel[3]) aussi. Moi d'avoir fait dire à mes fils de porter les vases à la princesse Ferdinand, tandis que le Roi leur a ordonné d'être ici pour demain à 9 heures, pour voir les revues spéciales des gardes. De grâce, chère Voss, remédiez à cet acte de Ziegenpeter, et faites en sorte qu'ils soient ici à 9 heures du matin au plus tard. Je me porte mieux. Je suis levée pour la première fois, mais faible comme après une grosse maladie, et tout en eau pour vous tracer ce peu de mots.

Je fais mille vœux pour votre bien-être et pour la réussite des bains. Adieu, je vous embrasse et suis pour la vie votre amie Louise.

XVII.

[Potsdam, 27. April 1804?]

Ma chère comtesse. Le sieur de Buch[4]) pourra vous dire comme quoi je suis florissante de santé, ayant mes deux joues d'une égale grosseur, et étant très fermement résolue d'aller demain à Berlin voir la comédie de maman[5]). Ensuite, je vais souper chez les Ferdinand. Elle m'a invitée quatre fois tant par écrit que de bouche, ainsi je n'ai pu le refuser. Je me réjouis beaucoup de vous revoir à Berlin, mais je ne veux pas de vous ici, jusqu'à ce qu'il fasse beau temps, pas avant, vos chambres étant humides. Puis vos enfants restent encore jusqu'au 25, faites-leur mes compliments et restez avec eux.

---

[1]) Die Kurprinzeß von Hessen.

[2]) Eine andere hessische Prinzessin.

[3]) Hofrath bei der Porzellan-Manufactur.

[4]) G. C. M. von Buch, Kammerherr der Königin.

[5]) Tagebuch der Gräfin Voß, 28. April: „L'adorable Reine, vers 12 heures, j'étais hors de joie de la voir, aussi le Roi, l'un et l'autre restèrent longtemps . . . . . L'après-dîner la Reine revint, nous parlâmes beaucoup, elle alla chez la princesse Ferdinand, puis à la comédie . . ."

Les nouvelles du manége de mes trois dames d'honneur m'ont fort amusée. J'ai trouvé un mari tout près pour la Dondon[1]), c'est Grabow du régiment Garde.

Notre comédie a été charmante hier. Les jours de fête en ont été réellement pour moi d'avoir mes fils et mon neveu[2]) ici. Ils étaient sages et gais et leurs mères heureuses à un point —

Adieu, je n'ai pas voulu arrêter plus longtemps Buch, c'est pourquoi je finis. Louise.

XVIII.

[Pfaueninsel, gegen Ende Juli 1804.]

Je vous remercie, chère Voto, de la lettre que vous m'avez écrite hier. Je suis bien fâchée que le départ de ma bonne Solms soit si près et fixé à lundi. Je la perds avec un sincère regret. Nous ne reviendrons que dimanche après-dîner, et quoique le temps soit détestable, nous trouvons toujours le moyen de nous promener une heure par jour. Le reste du temps je travaille comme un forcené à ma chaise destinée au Roi pour le 3[3]). Il me charge de bien des compliments, ainsi que les princes et la princesse.

Je connais l'intérêt que vous prenez à mes enfants, c'est pourquoi je m'empresse de vous dire que j'ai fait enfin un choix pour Charlotte[4]). Je crois vous avoir déjà parlé d'une demoiselle Karl de Cassel. Delbrück vous en dira le reste, comme je dois aller à dîner. Adieu, chère Voto, je suis charmée des bonnes nouvelles de vos enfants. Votre amie

Louise.

Bien du beau au général[5]).

XIX.

[Pfaueninsel, Anfang August 1804.]

Bien obligée, ma chère Voto, de votre lettre et des incluses. Je vous prie de prendre des informations s'il y a eu des lettres pour Papa à la poste, et en ce cas que Seegebarth les lui fasse parvenir sans délais. Encore une chose, c'est de dire à Delbrück que le congé de papa et son malaise m'avaient si fortement bouleversée, que je n'avais pas du tout aperçu l'indiscrétion qu'il y avait à prétendre qu'il se chargeât de quatre enfants, vifs comme le vif argent, que je le priais donc de laisser les deux cadets à la maison, cela lui donnerait trop de peine.

J'ai été ce matin à Potsdam par un temps incroyable. Surtout le retour était un déluge en forme. Rien de nouveau d'ailleurs. Grand-maman se porte bien, on la tourmente et elle se défend avec esprit, contenance et tournure. Adieu, bien du plaisir au dîné fraternel, j'embrasse la marmaille et

---

[1]) Wie es scheint, Spitzname der jüngeren Viereck.

[2]) Fritz Ludwig, der älteste Sohn der Prinzessin Solms.

[3]) 3. August, Geburtstag des Königs.

[4]) Prinzeß Charlotte war am 13. Juli fünf Jahre alt geworden. Delbrück, Erzieher des Kronprinzen.

[5]) General Köckritz, Adjutant des Königs.

suis au désespoir de savoir la Bock toujours souffrante, dites-le-lui. Votre amie Louise.

XX.

Mercredi, après 10 heures. [Herbst 1804?]

Madame la grande maîtrise recevra mes remerciements de ses deux charmantes lettres et la prière de vouloir remettre celle-ci à S. A. R. M. la Pr. de Pr. Je suis revenue hier à une heure et un quart, donc trop tard, cependant le Roi n'était pas fâché. Hier au soir j'ai été à une manœuvre de nuit, qui m'a fait grand plaisir. S. E. a oublié de dire à la Baronne de Bergmann, comment on fait la Kalbsknochengeschichte, mais ma royale tête s'en souvient tant bien que mal et en fait cuire ce soir de quoi laver tout le 1er bataillon des gardes, qui seront éblouissants quand ils seront lorgnés par l'excellente Excellence. Adieu, assez de folie voilà. Faites de hübsche Redensarten chez les Suédois, hören Sie. Je crains manquer votre fille, car on dit qu'il y aura manœuvre vendredi à Charlottenbourg, cela me procurera le plaisir de vous voir, car j'entrerai en ville pour sûr. Votre amie Louise.

XXI.

Paretz, ce 7 septembre 1804.

Madame de Poschen a excité toute ma reconnaissance en me donnant des nouvelles du départ de grand-maman, dont j'étais fort avide de savoir des détails[1]). Dieu veuille la conduire à bon port jusqu'à Fürstenberg, où elle arrivera exténuée de chaleur et de fatigue, car jugez qu'il fait même très chaud ici. Nous avons 19 degrés à l'ombre, et Paretz est plus que délicieux par ce beau temps. Le village a extrêmement embelli, et tout le monde est content. Notre dîner et souper était bien en miniature hier, mais aujourd'hui, nous sommes déjà beaucoup plus répandus, car nous avons le général Rüchel[2]), le colonel Plötz et Thümen et le major Löwenstein, dont vous ne vous souviendrez pas, ayant été créé major depuis 24 heures et servant dans le régiment de Wartensleben. Le monarque vous salue très gracieusement et la Sirette de même, qui ne cessera d'être votre amie

Louise.

J'embrasse du fond de mon cœur la petite et grande marmaille, et salue Delbrück et la Bock.

Si la Viereck pouvait prendre les deux petites tables, celle nouvellement arrivée et celle qui se trouve à Charlottenbourg, dans sa voiture, une devant elle et l'autre devant la fille de chambre, j'en serais charmée, sinon les petits a s i n u s me feront le plaisir de les traîner, langsam und bedächtlich, wohleingepackt hieher. La lettre de Wittgenstein[3]), qui était déjà arrivée à

---

[1]) Tagebuch der Gräfin Voß, 7. September: „La grand-maman partit, bien faible, à 9 heures, elle veut aller jusqu'à Fürstenberg."

[2]) Generallieutenant v. Rüchel, Commandant von Potsdam. F. M. v. Plötz, Oberst und Commandeur des Regiments des Königs.

[3]) Graf von Wittgenstein, Oberhofmeister der Königin-Wittwe.

Charlottenbourg, mais dont le Roi ne m'a dit le contenu qu'ici, relativement à la Reine-mère, est: non habeo pecuniam, cela arrive quelquefois an die ehrlichsten Leute!

XXII.

Paretz, ce 12 septembre 1804.

Ma chère Madame! Quand je demandais le journal des modes de Paris, je ne demandais pas celui de Leipzig qu'elle m'a fait l'honneur de m'envoyer. Ist also ein Falsum, et pour agrandir et augmenter ses connaissances, je joins ici un de ces journaux, pour qu'elle puisse le reconnaître à la forme. Je vous prie de me le renvoyer avec les autres.

Nous attendrons le maréchal [1]) et Krusemarck avec tout le plaisir que la vue d'un respectable vieillard doit inspirer à chaque cœur honnête. Comme le Roi exerce ce jour, on ne dînera pas d'aussi bonne heure que de coutume. J'ai vu hier Charles, mon frère, qui a la fièvre quarte et est bien faible. Wibel espère l'avoir sur pieds pour les manœuvres. Guillaume [2]) n'est pas arrivé encore, et les gardes du corps sont entrés sans lui. Je désire que Henri tienne mieux parole.

Un messager de Strelitz m'a apporté hier deux lettres, Papa m'écrit qu'il a été lui-même à la rencontre de grand-maman jusqu'à Fürstenberg, qui n'a plus vu le vendredi, parce qu'elle est arrivée à une heure de la nuit, faible, mais bien du reste. A 3 heures, le lendemain, elle arriva à Strelitz, ne passa pas trop bien la nuit, eut des maux de tête, mais du reste fort bien. Voilà ce qu'on nomme de bonnes constitutions, celles qui sont nées en 1729 [3]).

Adieu, Madame, Gott erleuchte Dero Augen beim Suchen der Journale! J'embrasse ma chère marmaille et dis bien du beau à Delbrück et la Bock. N'oubliez pas ma commission à celle-ci de chercher une aide. La chose ira maintenant. Votre amie Louise.

XXIII.

Potsdam, ce 10 [1804?].

Vous ne trouverez pas mauvais, chère Comtesse, d'avoir ouvert votre lettre de Mme de Verdy. J'étais persuadée qu'elle ne contenait que des détails relatifs à Julie; dans les paquets rien que des échantillons de son ouvrage et de ses progrès. Je vous renvoie le tout par la voiture de bagage, sur laquelle j'ai encore fait mettre le pauvre messager de la Verdy, qui, je crois, sera charmé de parvenir à Berlin par cette voie. Si vous en avez le temps, dites à Mme de Verdy que je suis enchantée des progrès et de la diligence de Julie. Mais en même temps, je ne puis assez exprimer combien Mme de Verdy me paraît respectable de prendre un soin si maternel de Julie. Je ne sais ce que je dois le plus estimer en elle: si c'est son esprit qui est

---

[1]) General-Feldmarschall Möllendorff und sein General-Adjutant Major v. Krusemarck.

[2]) Wiebel, der General-Chirurg. Wilhelm und Heinrich, die Brüder des Königs.

[3]) Die Landgräfin-Großmutter und die Gräfin Voß waren beide 1729 geboren.

si bien orné et qui déploie ici toute sa richesse, ou si c'est son cœur qui se montre d'un côté aussi aimable. J'apporterai moi-même les dessins et les ouvrages etc. de Julie, le bien-heureux 14 qui me ramènera à ma bonne ville de Berlin.

Pour ce que Mme de Verdy dit de l'entêtement de Julie, je suis sûre qu'avec l'âge cela changera encore beaucoup. Quand on commence soi-même à réfléchir, quand on voit et qu'on reconnaît qu'on ne peut être heureux et aimé qu'en étant bon, on désire tant de devenir meilleur, qu'on abandonne volontiers tous les défauts qui jusque-là ont fait nos compagnes par entêtement. Je ne puis vous en dire davantage, davant faire ma toilette pour le dîner.

Adieu, chère Comtesse, portez-vous toujours bien et que tout aille de mieux en mieux.

Votre amie Louise.

XXIV.

Potsdam, 4 mai 1805.

Madame La Comtesse Voudra Recevoir Mes Excuses Du Long Retard De Ma Réponse. Mais En Revanche, Elle Trouvera Tout Ce Qu'Elle Et Monsieur L'Ex-Secrétaire[1]) De Sa Majesté La Reine Peut Seulement Désirer. Lettre De Recommandation, Argent, Lettre Pour L'Excellence De Voss, Enfin Ma Grande Ame A Tout Rempli.

J'ai l'Honneur De Vous Prier De Faire Dire Au Tailleur Bergemann D'Envoyer La Robe De Soie Blanche, Pour Que Je Puisse M'En Parer Lundi A Dîner. Il Faudrait Donc Qu'Elle parte Dimanche.

Adieu, Contessinchen, Je Dois Me Faire BElle Et Par conséquent Finis.

Votre Amie Louise.

Je veux enchanter le général de Wintzingerode[2]) lundi dans cette fameuse robe blanche, qu'elle ne me manque de grâce!?!

Heureux voyage à Fontane.

XXV.

Potsdam, ce 6 mai 1805.

Bien obligée, ma chère Voto, de vos lettres et de la commission. Si j'avais su que le pauvre halten zu Gnaden n'a reçu la robe qu'hier, je n'aurais assurément pas pensé à la demander pour aujourd'hui, mais l'ayant ordonnée par Mlle Meltzer[3]) il y a huit jours, j'ai cru qu'elle avait suivi mes ordres. J'ai terrassé le général Wintzingerode en sang de pêche, n'ayant pas du tout compté sur cette robe blanche, et j'avais bien fait, car je l'ai reçue dans ce moment même à 4 heures.

Si vous voyez peut-être encore le général Wintzingerode, dites-lui que j'avais cru qu'il resterait encore pour les revues, et que son congé m'avait

---

[1]) Dieser Secretär der Königin, der damals seinen Abschied nahm, ist der Großvater Theodor Fontane's. Vergl. „Meine Kinderjahre" von Th. Fontane (Berlin 1894).

[2]) Ueber Wintzingerode und seine damalige Mission in Berlin s. Ranke-Hardenberg, Bd. II, S. 132 ff.

[3]) Eine der Kammerfrauen.

été si imprévu, que j'avais oublié de lui dire ce qu'il y avait de plus intéressant pour moi, s'entend de lui parler de ma joie et de ma reconnaissance de ce que l'Empereur lui a dit de me dire qu'il espérait et désirait me revoir un jour à un rendez-vous égal à celui de Memel. Vous sentez de quel prix un tel espoir doit m'être, et je vous prie, s'il est possible, de le lui faire savoir encore, pour qu'il dise à l'Empereur tout le prix que j'y mets et toute la reconnaissance que je lui porte pour ce témoignage de son souvenir et de son amitié. Si le général Wintzingerode vient encore chez vouz, je vous prie de lui lire ce passage de ma lettre, en lui faisant toutefois bien mes compliments.

Je ne puis rien ajouter à cette lettre. Adieu donc, ma bonne Voto, aimez toujours votre amie Louise.

Gott stärke Ihre Augen, denn ich schreib wie eine Katze.

XXVI.

Alexandersbad, ce 28 juin 1805.

Ma chère Voto. La nouvelle de votre parfait bien-être m'a réjoui le cœur et l'esprit, et je vous prie de croire que tout ce qui vous arrive de bon fait plaisir à votre amie. Comme l'excellente Voto est une femme d'or, mais pas la bouche d'or qui dit tout ce qu'elle pense, je m'en vais lui communiquer un grandissime secret, un grandissime secret, entendez-vous? Le Roi a le projet (qu'il n'a communiqué jusqu'ici qu'à moi) de se rendre mardi à Franzensbrunnen[1]. Madame Voto, sous prétexte de s'y plaire, y restera et nous donnera à dîner mardi. S'entend que nous en payerons les frais, mais vous donnerez le nom, pour éviter un second dîner du général Zedtwitz.

Adieu, chère Voss, avant d'arriver vous aurez sûrement encore une fois de mes lettres. Votre amie Louise.

Votre fille et le prince-évêque[2]) mes compliments.

XXVII.

[Paretz, 4. October 1805].

La Voto a ordonné et je m'empresse de suivre ses ordres et d'écrire aussitôt que possible pour qu'elle ne se thut kein Leides an. Ma sœur de Solms[3]) arrivant demain, le Roi permet à son fils Fritz Louis de venir demain à Potsdam, de là avec sa mère et Reimann ici, et d'y passer les deux jours que Frédéricque passera avec nous. Vous aurez la bonté de le faire savoir tout de suite à Fritz Louis et à son mentor.

---

[1]) Gräfin Voß war am 27. Juni von Alexandersbad über Eger nach Franzensbad gereist, wohin König und Königin mit dem ganzen Gefolge am 2. Juli einen Ausflug machten.

[2]) Der Fürstbischof von Breslau.

[3]) Gräfin Voß, 5. October: „La princesse Solms arriva à 7 heures, hors de joie, repartit à 8 pour Paretz.“

Rien de nouveau, pourtant le prince Dolgoruki[1]) arrive en courrier de la part d'Alexandre, mais la Voto n'en sait rien du tout! et ne compromettra pas son amie Louise.

Thérèse[2]) vous dit bien du beau, et j'embrasse mes fils et fais mes compliments à Delbrück. S'il sait encore quelque chose qui puisse faire plaisir à mon fils aîné, qu'il me le fasse dire, c'est-à-dire pour sa fêtedu 15. Je vous prierai encore, chère Voto, de monter dans ma chambre de toilette, d'ouvrir la dernière caisse d'argent qui se trouve près du mur à gauche, elle est fermée à clef, et d'en sortir une petite bourse, so von Kloster-Arbeit, et de me l'envoyer. Je crois qu'elle est rouge et or et mille vilains clinquants, mais elle fait tout le bonheur de Fritz.

XXVIII.

Paretz, ce 19 octobre 1805.

Bien obligée, ma chère Voto, de l'exactitude que vous avez mise à mes commissions. Je vous prie de faire agréer mes remerciements à la princesse Ferdinand pour les pastilles bienfaisantes qu'elle m'a envoyées, elles me font derechef un bien infini de même qu'au Roi.

Naturellement Mlle de Lützow étant logée doit être éclairée et nourrie. Si vous aviez la bonté de l'avoir chez vous pour les repas, ce serait un véritable bienfait pour cette malheureuse personne.

Le canevas que vous m'avez envoyé n'est pas celui que je vous ai demandé. Comme la plupart vous appartient, je vous en remercie un million de fois, j'en ferai usage. La Schadow s'est souvenue tout d'un coup après avoir fait trois commissions analogues pour l'avoir, qu'elle l'avait enfermé dans une grande armoire fermée à clé. Or, sans clé, il n'y a que les voleurs qui ouvrent les meubles.

J'ai eu un plaisir infini de revoir Brown, il m'a remise au régime de quinquina et de mousse d'Islande. Il me paraît avoir beaucoup de chagrin et de peine, la mort de Richard surtout le mine. Je ne vois pas le moyen d'aller à Strelitz dans ce moment, et pourtant je le désire tant, une distraction pareille vaudrait de l'or pour ma santé, mais cependant je ne le puis. Le Roi a été hier et est aujourd'hui à Potsdam pour voir les régiments. Les nouvelles de l'armée autrichienne toujours désolantes. J'embrasse mes fils et mon neveu. Le Roi est très content de Fritz[3]), de son air et de ses ma-

---

[1]) Ueber Dolgoruki's Sendung vergl. Ranke-Hardenberg, Bd. II, S. 259 ff. Während seiner Audienz bei dem König (6. October) kam die Nachricht von dem Durchmarsch der Franzosen und Bayern durch Ansbach-Bayreuth.

[2]) Die Prinzeß von Thurn und Taxis. Gräfin Voß, 3. October: „La Reine et la princesse de la Tour vinrent me voir à Potsdam . . . il ne sera rien du voyage de Strelitz, elle en pleure . . ."

[3]) Am 15. October, seinem zehnten Geburtstag, war der Kronprinz in das erste Garde-regiment eingetreten. Auch die Gräfin Voß lobt in ihrem Tagebuch das Verhalten des Prinzen bei dem damals in Paretz gefeierten Feste. Die Stimmung war übrigens eine gedrückte, da gerade an diesem Tage die Nachricht über die ersten Niederlagen der Oesterreicher eintrafen. Die

nières. Dites-le à Delbrück. Ce que mon cœur ressent, est indicible! Dieu merci! Mais il est vrai qu'il s'est extrêmement bien conduit le jour de sa fête. Dieu le bénisse et sa nouvelle carrière et le Roi et l'armée et toute la Prusse[1]).

Adieu, chère Voss, s'il n'y a pas de changement, nous partirons lundi d'ici pour Potsdam. Votre amie Louise.

Pressez la manufacture de porcelaine pour avoir les tasses et les assiettes de Lapis Lazuly. Envoyez-moi ceux qu'il y a dans ma chambre à Charlottenbourg, mais pas par un palefrenier exprès, mais par une autre occasion.

XXIX.

Graudenz, 13 novembre 1806.

Ma chère Voto. Ce matin, je reçus votre lettre du 10 du courant[2]) qui me donne la consolante nouvelle du mieux durable d'Alexandrine. Je vous remercie un million de fois de l'amitié que vous avez eue pour moi d'accompagner ma fille, et soyez persuadée que ce nouveau gage de votre amitié et de votre attachement pour le Roi et moi nous pénètrent de la plus grande reconnaissance.

Je suis bien fâchée que votre santé soit dérangée, le temps est si mauvais depuis plusieurs jours qu'on doit s'attendre à tout. Prenez-en bien soins, je vous prie, vous savez si elle nous est chère.

Vous me feriez un bien grand plaisir si vous vouliez envoyer en mon nom à Holstein chez le général Rüchel faire demander de ses nouvelles et lui faire savoir que je prends une part infinie à son mieux.

J'embrasse mes chers enfants et dis bien du beau à mes dames et à tous ceux qui prennent soin de mes enfants. Je me flatte que la diarrhée de Charlotte n'aura aucune suite. Ma santé va bien, et depuis que les malheureuses nouvelles ne sont plus aussi assommantes, le calme renaît en mon âme. J'ai beaucoup maigri et je me trouve avoir mauvaise mine, suite des pleurs, des nuits passées en alarmes et inquiétudes de tout genre et de chagrins dévorants. Chère Voss, qui nous aurait dit cela il y a 6 semaines! et vous qui êtes si véritablement attachée à la maison royale, que devez-vous souffrir?

Des lettres arrivées de Mecklenbourg ne portent rien de nouveau. Frédéricque vous communiquera la lettre de Charles. Je voudrais bien que le Roi puisse aller à Königsberg, je serai alors avec vous tous, ce qui serait d'une grande consolation pour moi. On a tout lieu d'espérer que le prince Solms est sauvé, quelques lignes de sa main que vous demanderez à ma sœur vous en persuaderont.

Königin richtete an den Kronprinz die bekannten Worte: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, da Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen."

[1]) Am 21. schreibt sie: „Dites à Reiman de faire faire l'uniforme des gardes pour Fritz, c'est-à-dire le petit. Le Roi ne veut pas que ce soit le grand."

[2]) Gräfin Voß war am 9. November mit der erkrankten Prinzeß Alexandrine in Königsberg angekommen.

On n'apprend rien de Berlin. Bonaparte vomit des injures et des infamies contre moi. Ses aides de camp ont été étendus sur mes sophas avec leurs bottes dans mes salons de Gobelins à Charlottenbourg. Le palais à Berlin a encore été respecté, lui demeure au château. Il se plait dans la ville de Berlin, mais il a dit qu'il ne voulait pas des sables, qu'il laisserait ces sablières au Roi. Und man lebt und kann die Schmach nicht rächen!

Adieu, chère Voto, aimez-moi et écrivez-moi tout ce que vous faites. Je suis fort contente de la Truchsess, si vous voyez sa tante, dites-le-lui avec bien des compliments. Votre amie Louise.

Le Roi vous fait bien des compliments ainsi qu'aux enfants et à ma sœur.

XXX.

Königsberg[1]), 17 avril 1807.

Chère Voto! Je suis ici, parce que Dieu l'a voulu, car au fond j'aurais dû périr en route. J'ai payé cher le séjour charmant de Kydullen, en faisant le voyage le plus détestable que j'aie fait de ma vie, par des chemins dont je n'avais réellement aucune idée jusqu'à présent, où malheureusement il fallait passer par-là. J'ai passé par des rivières débordées au risque de ma vie, et ma voiture est restée embourbée au milieu du grand chemin, où deux chevaux ont disparu dans la boue. Ce n'est qu'à force de bras qu'on a retiré du gouffre de la crotte Menschen und Vieh. Arrivée ici en trois jours plus morte que vive, incommodée de la route, des fatigues du voyage et de l'air vif d'une voiture ouverte (que j'ai dû prendre à Kydullen, ma grande voiture étant en cannelle), du mauvais temps, de la pluie et du vent au visage, il m'a fallu du repos pendant quelques jours pour me remettre un peu, car, hélas! mes forces ne sont pas encore ce qu'elles ont été, et je bénis Dieu, que tout ait fini sans une rechute de maladie. J'ai tout de suite écrit au Roi pour lui dire que je comptais rester ici jusqu'à ce que je puis faire la route de Memel sans danger de vie, et j'attends d'un moment à l'autre ses ordres ultérieurs. Les mauvais chemins, les fleuves et les rivières débordées ont empêché Leurs Majestés Impériale et Royale de bouger de Kydullen, ils ont voulu partir le 12, point de possibilité, le 14 était le dernier terme. Dieu sait s'ils ont pu partir, je ne le crois pas, car je n'ai aujourd'hui. 17. aucune nouvelle de Schippenbeil, où ils s'établissent.

Ma sœur[2]), Dieu merci, est bien portante et a un superbe enfant; moi, au rhume près, suis bien aussi. Je ne puis rien vous dire de mon arrivée, elle dépend des bons chemins, de mes forces et du Roi. Embrassez mes chers enfants de ma part. Je bénis Dieu que Fritz est mieux et que Guillaume va bien. Ma belle-sœur[3]) et cousine trouvent ici mille tendresses, et je vous

[1]) Am 4. April waren der König und die Königin von Königsberg nach Kydullen gereist, wo ihnen Kaiser Alexander die russischen Garden vorführte. Am 10. kehrte die Königin allein nach Königsberg zurück, während der König und der Kaiser am 14. nach Bartenstein gingen (vergl. über das damalige schlechte Wetter und die Wege Ranke-Hardenberg, Bd. III, S. 341, 351).

[2]) Die Prinzessin Solms.

[3]) Prinzeß Marianne (Wilhelm) und Prinzeß Radziwill.

prie de leur communiquer ma lettre. Les officiers prussiens et russes ont demandé une cour et en ont eu, les dames qui désirent me voir viennent peu à peu les soirs pour le thé.

Les nouvelles satisfaisantes des Suédois[1]) vous auront fait grande joie comme à nous tous. Deux de cette nation ont été envoyés de la part de leur maître au Roi, qui étaient comme sur la braise à attendre ses ordres où le trouver. On dit qu'il est sage une fois de sa vie et qu'il veut aider autant qu'il peut. Wenig hilft wenig, mais cela vaut mieux que le Schaden.

Voici les lettres que j'ai eues pour vous de Copenhague. Ne m'en voulez pas, chère Voto, d'avoir rompu deux cachets, mais étant persuadée que j'y trouverais des lettres pour la Moltke[2]), j'ai osé risquer cette incongruité. Je vous jure que je n'ai rien lu et que je les ai empaquetées d'abord après avoir trouvé les lettres pour la Moltke. Pardonnez-moi, chère Voto, mais jugez que tout le monde est trop heureux quand on a l'espoir de voir l'écriture de ce qui nous est cher. Encore une fois, pardonnez-moi et aimez toujours votre amie Louise.

Mes compliments aux dames, je suis très contente des deux, et à Köckritz et Delbrück. Frédérique vous embrasse, elle est bien.

XXXI.

Königsberg, ce 8 mai 1807.

Non, mon excellente Voto, on n'écrit pas mieux que vous. Quelle charmante lettre[3]), quelle délicieuse description, quelle charmante humeur, quelle remarque judicieuse, et surtout quelle bonté de procurer à mes chers enfants un plaisir qu'on goûte si bien à leur âge et qui est fait pour leur donner de l'émulation pour leurs petites études. Dites-leur cela de ma part, avec mille et mille tendres baisers. Le petit couple de 13 ans est assez particulier, et notre aînée à 41 ans die es noch nicht so weit hat bringen können a eu sûrement la mine de ... [einige unverständliche deutsche Worte]. Je suis aux anges qu'aucun voyage ne vous fait mal, cela me prouve votre vigueur, et tout ce qui tend à me faire espérer votre longue conservation m'enchante. Ma santé est bonne, le temps a été très beau, mais un fort orage qui a commencé à trois et fini à cinq heures a rafraîchi l'air et fait tomber la pluie.

L'Empereur de Russie a créé chevalier de l'ordre de Sainte-Anne seconde classe le bon et honnête Goerke[4]). La joie que j'en ressens est sans bornes, il le mérite si fort, et le saint que nous révérons a bien fait son affaire.

Je plains les gens qui tombent sous les griffes de la T. Les personnes communes ne connaissent pas ce qui est la véritable délicatesse, et voilà son cas, en y ajoutant encore un grain de méchanceté. La Tr. a perdu son oncle,

---

[1]) Vergl. Gräfin Voß, 18. April (Neunundsechzig Jahre, S. 294).

[2]) Gräfin Moltke, Hofdame der Königin.

[3]) Am 4. Mai hatte die Gräfin Voß, wie aus ihrem ungedruckten Tagebuch hervorgeht, mit den Prinzen, Radziwill's, den Hofdamen, Hufeland und Anderen eine Landpartie nach Krottingen, dem ersten russischen Ort jenseits der Grenze, unternommen.

[4]) Goerke, Chirurg.

ce qui l'afflige, mais soit dit entre nous, la pauvre enfant me fait peine, mais elle aime véritablement le grand-duc Constantin. Je suis contente d'elle. A Tilsit, je l'ai prise à part et lui ai lavé la tête avec une bonté de mère, et cela a fait son effet. La coquetterie a absolument nachgelassen, et elle s'est très bien conduite à Kydullen. Je ne sais si elle est guérie à jamais de ce défaut horrible.

A propos, vous allez bien rire. Imaginez-vous que lord Gower[1]) me dit hier soir que Wilson allait arriver ici, du moins qu'il en parlait dans sa lettre. Das nenne ich einen galanten Fiedelbogen. Je vous ferai un récit exact de son séjour quand je l'aurai vu et parlé.

J'ai écrit au Roi pour lui demander de mettre le deuil pour l'impératrice d'Autriche[2]). Quand il m'aura répondu, je compte vous écrire d'abord et vous faire parvenir la lettre de manière que nous mettrons le deuil le même jour à Königsberg et à Memel. Je crois qu'il vaudra le mieux le faire annoncer ici par la comtesse Moltke comme première dame d'honneur à la noblesse, comme ma grande-maîtresse n'y est pas. Qu'en croyez-vous?

Adieu, ma chère Voto, embrassez mes chers enfants grands et petits, et aimez toujours votre amie Louise.

J'aurai soin de Mussin-Puschkin à la première occasion où j'écrirai à l'Empereur. Schrötter et Zastrow seront d'une belle humeur envers Hardenberg[3]). Il n'y a que Schladen qui partage le bonheur ou plutôt qui prend une part sincère au bien que Hardenberg va nous faire.

XXXII.

Königsberg, ce 19 mai 1807.

Ma chère Voto. J'ai passé de cruels moments[4]), j'ai voulu partir, voler vers mon enfant, mais les bonnes nouvelles du 17 et la volonté du Roi me retiennent ici. Jugez, chère comtesse, que je reçus votre lettre et celle de Hufeland avec les très mauvaises nouvelles au moment où je devais sortir pour le baptême de l'enfant de ma sœur, dans une société de 50 personnes au moins. Les efforts que je fis de prendre sur moi de ne pas pleurer, l'acte solemnel, l'analogie des noms d'Alexandre que porte ce charmant petit, l'idée qui ne pouvait être que très vive que peut-être dans le moment où j'installais pour ainsi dire cet enfant dans le monde, que je perdrais peut-être dans le

[1]) Lord Gower, der englische Gesandte; Robert Wilson, der englische Officier und Militärschriftsteller.

[2]) Die am 13. April verstorbene Kaiserin Maria Theresia, zweite Gemahlin Kaiser Franz' II.

[3]) Durch Cabinetsordre des Königs vom 26. April 1807 war Hardenberg an die Spitze der Staatsverwaltung gesetzt, wodurch die bisherigen Minister Schrötter und Zastrow sich gekränkt fühlten (vergl. Ranke-Hardenberg, Bd. III, S. 387 ff.). L. H. von Schladen ist der Verfasser von „Preußen in den Jahren 1806 und 1807".

[4]) Mitte Mai war in Memel Prinzeß Alexandrine erkrankt, während die Königin am 17. (ersten Pfingsttag) der Taufe des am 12. März geborenen Prinzen Alexander von Solms beiwohnen mußte. Vergl. ihr Schreiben an den Vater vom 15. und 17. Mai bei Horn, Das Buch von der Königin Luise, S. 153.

même moment mon enfant chérie, tout ceci prit si fort sur moi, que je me trouvais fort incommodée après. Dieu merci que votre chère exactitude et celle du bon Hufeland m'ont redonné de la tranquillité et de l'espoir, et j'en bénis Dieu. J'attends avec impatience les nouvelles d'aujourd'hui. Je vous prie d'offrir mes plus sincères remerciements à M. Hufeland pour ses soins et pour ses rapports qui sont d'une grande consolation pour moi étant absente.

Le temps a été très beau ici hier et avant-hier, mais une pluie, une averse a rafraîchi l'air et tellement embourbé les promenades que tous les avantages que la belle saison nous donne ont disparu. Je serai bientôt de retour à Memel. Je me réjouis beaucoup de vous revoir et mes chers enfants que j'embrasse tous avec tendresse. Dites à Fritz que le Roi m'avait écrit que pour le moment il n'y avait point de Russes à Pillau, mais que ce qui était remis n'était pas perdu pour cela.

Adieu, je vous aime de tout mon cœur. Louise.

J'embrasse ma chère Alexandrine et suis bien charmée d'apprendre qu'elle est si sage et si obéissante. Dites-lui que je lui apporterai quelque chose à mon retour.

Mes compliments à Marianne et la cousine[1]. Frédérique vous fait dire qu'elle vous aime malgré que vous la négligiez. Les lettres de Voto sont des fêtes pour nous — werden alle gelesen und 3 Mal.

XXXIII.

Königsberg, ce 26 mai 1807.

Ma chère amie. Comment assez vous remercier de la constante bonté que vous avez pour moi de me donner si exactement des nouvelles de ma chère Alexandrine? Dieu merci que tous les jours j'en ai de meilleures. Je vous embrasse mille fois en idée de votre bonté. Je serai chez vous lundi ou mardi[2]. Le Roi est arrivé ici avant-hier dans la matinée, est reparti hier à midi pour Pillau, y reste aujourd'hui, revient demain et restera à Königsberg jusqu'à samedi. Lui ira à Tilsit, et moi, je cheminerai à Memel.

Wilson est ici, d'une humeur absolument couleur de rose, parle beaucoup de vos bontés et de vos aimables qualités, et vous paraît réellement bien attaché. Nous avons bu deux fois le thé dans un très joli jardin[3], et la soirée s'est terminée en allant sur l'eau. Hier, les trois grands personnages de la Russie, Nowossilzow, Strogonow et Czartoryski[4] ont été avec nous ainsi que le superbe Hardenberg, le comte Dohna et sa femme, et la journée s'est terminée par un souper arrangé à la hâte et pris au salon dudit jardin. On a été fort gai und es war alles sehr anständig. Les Anglais y étaient aussi et

---

[1]) Vergl. S. 342, Anm. 3.

[2]) 1. und 2. Juni. Thatsächlich kam die Königin erst am 10. Juni wieder in Memel an.

[3]) „Holstein, ein göttliches Landhaus, was an dem Pregel liegt und eine herrliche Aussicht hat." (Königin Luise an Prinz Georg von Mecklenburg, 28. Mai, Horn S. 155.)

[4]) Die drei Rathgeber und Günstlinge Kaiser Alexander's, der sogenannte „Wohlfahrts-ausschuß".

encore quantité de Russes tous très aimables. Aujourd'hui nous irons sur eau dans des barques anglaises, avec le monde d'hier, à Holstein y boire le thé. Frédérique vous embrasse et moi mes chers enfants de tout mon cœur.

Adieu, ma chère Voto, pour la vie votre amie Louise.

XXXIV.

Königsberg, ce 9 juin 1807.

Chère Voto. Je pars mercredi, arriverai le soir de mercredi, embrasserai mes chers enfants et la chère Voto du fond de mon âme. Je quitte Frédérique avec un serrement de cœur difficile à dépeindre. Avec cela, ma santé est un peu dérangée. Dieu veuille que ce soit un reste de faiblesse de maladie. Je vous prie de ne pas en parler. Adieu, votre bien sincère amie

Louise.

Bennigsen a eu deux succès près de Gutstadt, le 6 il a pris la ville de Gutstadt, avant-hier à deux milles de cette ville, il a battu pour la seconde fois le maréchal Ney, a fait deux mille prisonniers, un général, 5 Stabsoffiziere et 30 subalternes. La perte n'a pas été énorme, cependant on arrange de nouveaux hôpitaux pour les Russes, il y a déjà place pour deux mille blessés. L'Estocq a une force contre lui qui passe deux fois la sienne, on a de vives inquiétudes pour lui et pour Königsberg. Ne parlez pas de ceci qu'aux princesses auxquelles je l'ai mandé. Notre sort doit se décider dans ces jours, je suis bien inquiète, n'espérant pas grande chose [1]).

XXXV.

Potsdam, 5. Mai 1810.

Jamais trousseau ne m'a fait endurer comme celui de Hildburghausen [2]). Comme je ne suis pas sorcière, je ne puis faire que ce qui est possible; comme je ne suis qu'une faible humaine, je dois me soumettre aux décrets de la Providence. Ces décrets ont été durs depuis le 10 mars [3]) jusqu'à aujourd'hui, et je n'ai guère eu de temps de penser à des d e s s i n s, à des b r o d e r i e s et à des robes de cour. Voici la lettre pour ma sœur que je vous prie de lui faire parvenir tout de suite par estafette. Je lui ai promis d'envoyer le tout au moment que cela serait achevé par un Courierwagen. Vous aurez la bonté d'a r r a n g e r cela d'avance avec S e e g e b a r t h [4]). La boîte en toile cirée ci-jointe doit partir avec l'estafette que vous expédierez s u r l'h e u r e. Comme ce sont des diamants que Charlotte me demande à

---

[1]) Wenige Tage später, am 14. Juni, war die entscheidende Schlacht bei Friedland.

[2]) Vermählung ihrer Nichte Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen mit Kronprinz Ludwig von Bayern.

[3]) Letzter Geburtstag der Königin, an dem die Spannung mit Frankreich wegen der rückständigen Kriegscontributionen den höchsten Grad erreichte. Vergl. Ranke-Hardenberg, Bd. IV, S. 216.

[4]) S e e g e b a r t h, vergl. S. 330, Anm. 4. Am 6. Mai schreibt Gräfin Voß: „Envoyé une estafette à Hildburghausen;" am 7. (nach einem Essen mit der Königin und den königlichen Kindern): „On n'eut que le trousseau de la princesse d'Hildburghausen en tête."

corps et à cri, recommandez-les, je vous en prie und lassen sich ein Schein darüber geben. Car c'est une partie de mein bißchen Armuth. Je vous prie de dire à la North de faire ordonner ein Besatz auf ein Schlepprock von grünen Blättern aber in Folio unächt. Je crois que Nitze sait où on les fait faire. Ich glaube, Kleeblätter in Bouquets gebunden, sodaß es ein Touff machte wie ohngefähr eine Hortensiablüthe so rund, wäre sehr hübsch. Je veux en voir l'échantillon lundi matin à 11 heures à Berlin où je me rendrai pour sûr. On doit y travailler jour et nuit, pour l'avoir fini mercredi. Aussi les guirlandes de roses blanches ordonnées chez la Götz doivent être faites vers ce temps, et elle doit les empaqueter tout de suite. Les feuilles vertes de paillons faux doivent être commencées tout de suite. Je veux en voir l'échantillon, pour voir seulement comment cela deviendra, mais on ne doit pas attendre ma décision lundi, aber immer Arbeiten. Adieu, faites signer la boîte avec mes diamants chez le président Seegebarth, comme vous le trouvez sur la lettre de ma sœur. Adieu, ich bin todt.

Luise.

Nehmen Sie das Geschmier nicht übel, Voto. Ce 5 mai 1810.

XXXVI.

Potsdam, ce 12 juin 1810.

Je me flatte, chère comtesse, que vous êtes heureusement arrivée à Berlin, et que la course qui nous a fait à tous tant de plaisir vous aura procuré une bonne nuit. Je vous prie de faire avoir cette lettre tout de suite à Ancillon, parce qu'elle presse beaucoup à cause de la proximité de notre retour ou plutôt de notre départ pour Charlottenbourg qui est fixé à vendredi, si le temps est beau. Je vous prie encore bien ardemment de ne rien dire à Nagler[1]) de ma part. Tout au plus, vous pouvez lui dire ce que je vous ai chargé hier pour lui comme vous l'ayant dit en manière de conversation. Doch lasse ich es Ihrer Klugheit über. Parlez-en à la Berg, si vous le trouvez bon. Adieu, chère Poschen. J'embrasse le petit ange et Kraußnäschen du fond de mon cœur. Louise.

M. de Goltz ne m'a rien fait savoir que le duc de Nassau avait gemeldet au Roi le décès de feu ma grand-tante de Nassau. C'est bien mal à cause du deuil. Faites-moi savoir combien est le deuil. Elle est pourtant assez grande dame pour que je porte le deuil pour elle? Antwort Matam?

---

[1]) Der Geh. Legationsrath Nagler, der spätere Gesandte am Bundestage und Postmeister, war damals durch zweideutiges Verhalten bei der Königin in Ungnade gefallen (vergl. Horn, S. 194) und bei Ernennung Hardenberg's zum Staatskanzler (4. Juni) entlassen worden. Am 11. schreibt die Gräfin Voß nach einem Besuch in Potsdam: „La Reine me parla beaucoup des changements, très bien, mais Nagler a eu tort, il est trop emporté."

XXXVII.

[Potsdam] Le 17 juin 1810[1]).

Chère comtesse, bon jour. Nous sommes à Sanssouci à grelotter de froid et d'humidité, car il pleut à verse. Si le temps reste comme cela, alors point de Charlottenbourg, ce que je désirerais fort pourtant. En tout cas, je viendrai à Berlin le mardi, car voilà 15 jours que je n'ai pas vu mon petit ange et Monsieur Abetele[2]).

Je vous prie, chère Voschen, de m'envoyer trois araignées arrangées dans une demi-noix couverte de gaze. M. Ancillon sait où l'on peut avoir de ces boîtes contre la fièvre, car il m'a dit qu'il savait qu'il existait un Spinnen-Bureau au cher Berlin. Le pauvre Musche a la fièvre et Zollikofer. Adieu, chère Poschen. Louise.

---

[1]) Das letzte Billet der Königin an die Gräfin Voß, ganz mit Bleistift geschrieben, wenige Tage vor der Reise nach Mecklenburg, von der sie nicht lebend zurückkehren sollte (die letzten bekannten Zeilen ihrer Hand sind vom 28. Juni). Am 19. schreibt die Gräfin: „J'allais à Charlottenbourg, avec la Reine qui vint ici (Berlin), le Roi allant aux manœuvres de Charlottenbourg, l'on y dina en famille. L'après-diner il fut résolu que la Reine irait le 25 à Strelitz et que j'irais avec . . ."

[2]) Der am 4. October 1809 geborene Prinz Albrecht.

Die Flinte von San Marco.

Von

L. Forster.

[Nachdruck untersagt.]

V.

Und schon fing Cattarino zu leiden an. Seinen Brauch, unter allerhand Vorwänden dem Barozzi aus dem Wege zu gehen, den er bisher mit Nicolò's Vorschub zum stillen Ergötzen seines Herrn ziemlich unverhohlen durchgeführt, gab er jetzt auf. Er wollte wenigstens sehen, was vorging, vielleicht durch seine Gegenwart die Vertraulichkeit der Beiden etwas hemmen. Er beneidete die Pagen, die der Herrin ans Land folgen durften. Aus der eigenen Pein heraus verstand er jetzt des Herzogs Miene kalthöflichen Ertragens ihr gegenüber. „Aber," sagte er sich bitter, „er hat es leicht! ihm geht es eben nicht ans Herz." Der Anblick seiner gemessenen Ritterlichkeit reizte ihn fast zur Verachtung. „Wenn man darf wie er! Aber danke Deinem Engel, thörichtes Herz: wenn sie seiner Mabel gliche, wenn er gegen sie wäre, wie Du an seiner Stelle —"

Es wurde ihm dunkel vor den Augen bei dem bloßen Gedanken; er wagte nicht, ihn auszudenken.

Aus alledem riß ihn des Herzogs neu erwachende Lust an den Lagunenfahrten. Gab es auch keine Jagd in dieser Jahreszeit, so wollte ihm heut' nichts frommen als ein Bad am Lido, morgen die Besichtigung eines Alterthums auf irgend einer entlegenen Insel; er war ebenso erfinderisch an Vorschlägen wie früher Cattarino.

Der traute seinen Ohren nicht, als ihm zum ersten Mal wieder der Befehl wurde, den Sandolo zu rüsten. Es war ihm seltsam zu Muth draußen in der alten Einsamkeit zu Zweien, mit dem Unausgesprochenen zwischen ihnen. „Ist es möglich, daß er nicht sieht —?" fragte er sich. „Oder will er mich fern halten?" Aber der Gedanke konnte nicht aufkommen vor des Freundes offenbarer Herzlichkeit und Schonung. Beschämt suchte er sich zu erinnern, wie er selber noch vor Kurzem diese Lebensweise zurückgesehnt, und sogar ihm Dank zu wissen für die erzwungene Ruhe dieser Abwesenheiten nach all' den heimlichen und vergeblichen Schmerzen und Gluthen.

Aber der Herzogin war damit nicht gedient. Eines Tages, als eine Fahrt nach Torcello im Werke war, fing sie von einem Gelübde an, das sie der Mutter Gottes geleistet, und erklärte, sie wolle mit, dort ihre Andacht zu verrichten. Giuditta's Warnung, die Sonne werde sie zurichten wie die Fischweiber von Chiozza, fand kein Gehör, und daß Andrea Barozzi es ihr ausreden wollte, bestärkte sie noch: „Ich will auch einmal dies Lagunenwesen kennen lernen, das meinen Herrn aller Lustbarkeit Venedigs und sogar meiner Gesellschaft abspenstig macht."

Also wurde die Gondel gerüstet. Nicolò redete zwar von schlechtem Wetter, aber zu Cattarino's Freude achtete Niemand darauf. Der Tag ging auch still und golden genug über den Wassern auf, und Cattarino hatte seine Jagdgründe noch nie so schön gefunden, wie bei Egeria's Freudenruf, als sie aus dem morgendlichen Schatten der Canäle hinaus ins Offene glitten. Unter dem Zeltdach sitzend, sah sie sich in bester Laune nach allen Seiten um und erkundete neugierig die Namen der Punkte, die hier und da am Horizont auftauchten. Bald langweilte sie aber die einsame Weite. Sie klagte über die Hitze, that ihren Mantel ab und ordnete ihren Anzug. Dabei fand sich im Sammettäschchen, das Giuditta ihr reichte, ein Stück alter Spitze: sie breitete es auf ihrem Schoß aus und ließ es von dem Gemahl bewundern.

„Die hat mir gestern Andrea Barozzi geschenkt," sagte sie. „Es sind ganz besondere. Cattarino, Du kannst mir am Ende darüber Bescheid sagen."

Der Herzog lachte. „Müssen Gondoliere sich auch auf Spitzen verstehen?"

„Warum nicht? Der weiß Alles. Nämlich, Don Andrea kam gerade dazu, wie die Händlerin ihren Preis machte; natürlich, was mir am besten gefiel, war das Theuerste. ‚Nimm Dich in Acht, wie Du forderst,' sagt er ihr: ‚ich bin von hier und Kenner.' — ‚Dann gebt Ihr mir Recht, Illustrissimo,' antwortete sie: ‚es ist ein echtes Stück von Donna Ginevra, ich lasse es so schon nur der neuen Kundschaft zu Liebe. Hier ist das Zeichen, wenn Ihr Euch überzeugen wollt.' Da wirft er sein Geld auf den Tisch, ohne nur hinzusehen: ‚Plunder!' und geht weg ans Fenster — was soll das nun heißen? Wären die Spitzen neu, so könnte ich mir wohl einen Reim darauf machen; aber so? Die Ginevra hätte können seine Großmutter sein. Und weiter war nichts aus ihm herauszubringen."

„Das glaub' ich," sagte Cattarino höhnisch, „wer kann all' die alten Geschichten im Kopf haben? Aber bei mir kommt Ihr an den Rechten. Darf ich einmal sehen?"

Er legte sein Ruder hin, nahm die Spitzen, die der Page ihm reichte, und ließ sie vorsichtig durch die Finger gleiten, bis sein Blick mit fast andächtiger Rührung auf dem Zeichen heften blieb. Dann faltete er sie sorgfältig wieder zusammen und gab sie der Herzogin zurück mit einer Gebärde, als sei er es selber, der ihr das kostbare Geschenk machte.

„Es ist ein echtes Stück," sagte er. „Haltet es in Ehren: es bedeutet das Brot und die Thränen einer edlen Frau."

Sie lachte. „Seht Ihr, Mylord? Du übertriffst Dich selber, Cattarin. Aber woran siehst Du es? Sind diese kleinen Schnörkel ihr Name?"

„Ginevra Valier? Nein; der Wahlspruch ihres Hauses: ‚Non incedo per ignes suppositos cineri doloso.‘ Nicht wahr, das steht da, wenn man lesen kann?“

„Die Anfangsbuchstaben. Aber was soll das heißen? ‚Ich trete nicht in die Gluthen, die unter trügerischer Asche verborgen sind‘.“

„Ein Anklang an Horaz,“ sagte der Herzog, „wo er die Schrecken des Bürgerkriegs schildert, denke ich. Wie kam aber so ein streitbares Geschlecht zu dem Spruch?“

„Das wißt Ihr nicht, Herr? Ich sage ja immer, man merkt Euch die Verwandtschaft nicht an. Es war, als Alvise Valier nach dem Sieg von Cattaro seinen Einzug hielt: Da kam ihm Michele Barozzi mit diesem Wort entgegen, zum Schluß einer großen lateinischen Lobrede: ein Held, wie er, dürfe getrost durch Blut und Flammen zum Gipfel der Ehren hinansteigen: ‚ich,‘ erklärte er, ‚beuge mich dankbar dem Verdienst und setze meinen Fuß nicht wieder in die versteckten Brände des Parteizwistes; non incedo per ignes suppositos cineri doloso.‘ Es wußten aber Alle, daß er die Dogenwahl meinte, die zwischen den Beiden schwebte, und lobten seine Klugheit, daß er freiwillig zurücktrat. Aber dann, als er ihn mit so schönen Worten ganz sicher gemacht, lud er die Valieri insgesammt auf seine Villa am Festland und führte sie, als sie heiß und müde von der Jagd ihre Waffen abgelegt, bis das Essen fertig wäre, zur Erfrischung in ein köstlich hergerichtetes Badehaus. Nur das Kind Gentile blieb draußen, denn dem hatte Michele, als er die schönen glatten Jagdfalken bewunderte, in seiner falschen Freundlichkeit gleich den hübschesten geschenkt; und nun schlich der Knabe unbemerkt nach dem Zwinger hinaus, sich an dem neuen Besitz zu weiden. Da hört er in einem Gewölbe nebenan die Stimme des Hausherrn: ‚Heizt nur tüchtig ein, daß wir das ganze Wespennest auf einmal ausräuchern. Es darf keine Seele davonkommen —‘ guckt, neugierig, wie Kinder sind, durch ein Gitter und sieht eine Art großer Esse, an der Knechte mit mächtigen Blasebälgen hantiren, grade unter dem Badehaus. Da begriff er, was es damit auf sich hatte, stürzt hinaus, dem draußen lagernden Gefolge seine Weisung zu geben, und geht dann, ein Paar Aexte und Messer unter dem Kleide, den Falken noch auf der Faust, als wäre nichts geschehen, den Seinen nach. Man läßt ihn auch ein, aber hinter sich hört er den Zugang mit starken Riegeln abschließen. Und gerade als die Barozzi standen und horchten, ob die Gäste wohl schon alle verbrannt und erstickt wären, krachten unter gewaltigen Hieben die Thüren auseinander und in geschlossener Schar brachen die Valieri hervor, während von unten ihre Knechte mit Keulen und Bratspießen zum Entsatz heraufstürmten. Da versuchte noch der Wirth, Beschönigungen zu stammeln: aber Alvise zeigte mit grimmigem Lachen hinter sich in die Flammen: „Non incedo per ignes suppositos cineri doloso!“ und mit diesem Schlachtruf drang er auf die falschen Gastgeber ein. Aber auch jetzt noch hätten leicht die Nackten gegen die Bewaffneten den Kürzeren gezogen, da gab es plötzlich ein Schwirren in der Luft und wilden Flügelschlag zwischen den Kämpfenden: das war der Falke, der mit blutigen Schnabelhieben in Gesicht und Augen Gottes Gericht an seinem

verrätherischen Herrn vollstrecken kam. Da ergaben sich die Barozzi auf Gnade und Ungnade und wurden zu öffentlicher Buße verurtheilt: Alvise aber ließ nachher als Doge Münzen mit dem Spruch schlagen und nahm ihn in sein Wappen auf, wie Ihr noch heute an den Denkmälern sehen könnt."

„Die Barozzi werden die Sache wohl auf ihre Weise erzählen," sagte der Herzog mit Lächeln. „Aber der Spruch ist schon beherzigenswerth. Wer nur immer seinen Schritt zu wahren wüßte, daß ihm nicht unversehens die Lohe darunter hervorschlägt —"

„Wo sind aber diese Valieri, Mylord, daß man sie nirgends antrifft? Oder meiden sie uns der alten Fehde wegen?"

„Ausgestorben, denke ich. Im Krieg und Schiffbruch —"

„Und die Dame mit den Spitzen, Cattarino? Du hast ja meine Frage noch gar nicht beantwortet."

„Das war eben damals, Madonna, als sie am Untergehen waren, und ihr Vermögen — aber das wißt Ihr ja; oder vielmehr, Ihr wißt wahrscheinlich nicht, durch welche Mittel die Barozzi es allmälig ziemlich Alles an sich gebracht haben. Da hielt es auch der Letzte, Marco, in seinem verarmten Hause nicht lange aus, und sobald ihm ein Erbe geboren war, brach er auf, im Türkenkrieg sich ein neues Glück zu schaffen. Es kamen auch zuerst glänzende Nachrichten; aber dann wandte sich plötzlich das Blatt, eine Schlappe folgte der andern, es war, als hätten die Feinde all' seine Maßregeln vorausgewußt, und darauf hatte Niemand Acht, daß der Secretär, durch den Alles ging, ein Geschöpf des Procurators Barozzi war. Man fing an, Verrath zu wittern, und sofort wurde auf des Procurators Antrag Marco Valier des Befehls entsetzt und zu einer unerschwinglichen Buße verurtheilt, die gleich, damit er nicht entkäme, auf den Palast, seinen einzigen Besitz, erhoben wurde; was aber dabei der Procurator noch für Geschäfte gemacht haben mag, ist nie an den Tag gekommen. Dann, ehe Marco heimkehren konnte, sein Recht zu suchen, starb er etwas plötzlich, und seine Wittwe sah nichts von ihm wieder, als den Ring und die paar Habseligkeiten, die sein alter Diener und Leibgondolier Piero ihr zurückbrachte. Da hat sie bitterlich geweint; aber als ihr Piero seinen Argwohn entdeckte, es sei kein gewöhnliches Fieber, an dem sein Herr gestorben, versiegten ihr selbst die Thränen; sie drückte ihren Knaben an die Brust und sagte nur: ‚Der wird mit ihnen abrechnen.'

„Die Barozzi konnten kaum erwarten, daß sie nun ausgepfändet und der feindliche Name ganz aus der Stadt getilgt würde; aber mit Piero's Hülfe gelang es ihr, ehe es dazu kam, den Palast einer Genossenschaft fremder Kaufleute als Speicher zu vermiethen und so mit knapper Noth die Gläubiger zu befriedigen und ihn doch dem Kinde zu erhalten. Und um ihr Brot zu verdienen, fing sie an, Spitzen zu machen, was sie in der Klosterschule gelernt, und die Nonnen, die gute Arbeit zu schätzen wußten, ließen es an Aufträgen nicht fehlen. Piero arbeitete dazu tagüber an den Fähren, und so ging es eine Weile doch ganz erträglich.

„Dem Barozzi ließ es aber keine Ruhe, daß er nicht auch noch den Palast sein eigen nennen sollte, und eines Tages erklärten die Kaufleute, ob angestiftet

oder aus eigenem Antrieb, weiß ich nicht, sie brauchten für ihre Waaren die trockenen und luftigen oberen Stockwerke. Da mußte Ginevra mit dem Kinde hinunter in das dunkle Erdgeschoß, und mit ihrer Arbeit wäre es vorbei gewesen, hätte nicht im Hause gegenüber eine mitleidige Seele sie einen Spiegel anbringen lassen, der einen hellen Sonnenfleck gerade hinunter in ihr Fenster warf.

„Eines Morgens aber, wie sie früh an ihren Platz tritt, ist Alles dunkel; kein Schein mehr von drüben, der Spiegel verschwunden. Mit schlimmer Ahnung schickt sie Piero hinüber; der kommt finster wieder: das Haus sei verkauft, der neue Wirth dulde keine Verzierungen. ‚Es wird ein Irrthum sein,‘ sagt sie noch. ‚Im Gegentheil: sein allererster Befehl.‘ — ‚Und wer?‘ — ‚Der, den Ihr wißt,‘ bricht er mit einem Fluch heraus; ‚Bonifazio Barozzi.‘

„Da wandte sie sich ohne ein Wort an ihren Platz und versuchte, im Dunkeln weiterzuarbeiten. Aber über die Natur hinaus kann kein Mensch. Als sie die Spitzen, die sie fast das Augenlicht gekostet, zum Verkauf brachte, wiesen die Nonnen sie ab: so nachlässige Arbeit könnten sie nicht brauchen.

„Nun entschloß sie sich zu dem bittersten Weg ihres Lebens, nahm den Knaben bei der Hand und ging, den Barozzi um Erbarmen anzuflehen. Und sogar die Diener am Eingang hatten Mitleid und thaten, als sähen sie sie nicht, so daß sie bis hinauf in sein Zimmer kam, wo er am Tisch saß und Geld zählte; er aber fuhr sie an, als kennte er sie nicht, was sie da wollte? Und als sie ihre Bitte vortrug, höhnte er: wenn es ihr beliebte, so feine Handarbeit zu machen, möchte sie sich doch ein helleres Quartier suchen. Da kniete sie nieder um des Kindes willen und beschwor ihn bei seinem Leben und Augenlicht; und er hätte darauf vielleicht doch noch gehört; aber in dem kam seine junge Schwiegertochter vom Altan herein, in aufgelösten Haaren, die sie sehr schön und lang hatte, aber roth, wie jetzt ihr Enkel Don Andrea; darum hatte sie in der Sonne gesessen, sie blond zu bleichen, während ihr der Hauscaplan zur Unterhaltung florentinische Novellen vorlesen mußte. Die verzog das Gesicht gegen die Flehende und sagte: ‚Laßt doch das Geschöpf hinauswerfen, Herr Vater, das uns hier die Ohren volljammert,‘ mit noch ärgeren Worten, die ich jetzt nicht in den Mund nehmen will; aber in dem Buch, das der Engel am Tage des Gerichts daherbringen wird, stehen sie unvergessen aufgeschrieben. Da erhob sich Ginevra, mit Lächeln, denn sie war eine starke Seele, und sagte: ‚Komm, Gentile, diese Leute sind noch ärmer als wir,‘ drehte ihnen den Rücken und ging, unbehelligt wie sie gekommen war, wieder hinunter und hinaus ins Elend. Denn nach drei Wochen nahmen die Barozzi Besitz von ihrem Palast; aber an diesen ihren letzten Sieg lassen sie sich, wie es scheint, noch immer nicht gern erinnern."

„Das sind ja sonderbare und traurige Geschichten," sagte der Herzog. „Ist ihr denn nie Gerechtigkeit geworden, wenn es sich wirklich so verhält?"

Cattarino zuckte die Achseln.

„Lauter Papali im Rath; die Richter Gefreundete der Barozzi — wer sollte da fragen, wie es sich wirklich verhielt?"

„Und woher weißt Du darum?“

„Ich? Da der Nicolò ist Piero's, des Getreuen, Sohn.“

„Also das mit dem Bleichen ist doch wahr,“ fiel Egeria ein. „Elena Barozzi wollte ja nie davon gehört haben. In Paris fabelte man davon, bis die Gräfin Bloyes es versuchte — die Häßliche, wißt Ihr, Mylord, die uns anderen immer Schönheitsmittel empfahl; aber sie hatte nichts davon als Sommersprossen. Die Sonne brennt hier freilich auch anders. Diese Gluth haltet Ihr Tag für Tag zum Vergnügen aus?“

Der Herzog lachte. „Hitze und Kälte müssen Jäger gewohnt sein.“

„Ihr habt gut reden hier im Schatten. Wenn Ihr draußen stehen müßtet und Euch plagen wie die Ruderer —“

„Das wäre auch nicht zum ersten Mal, Cattarino? Uebrigens, in der Gondel muß ich mich doch auch versuchen.“

„Hier, vor den Leuten?“ mahnte sie ab, aber der Herzog war schon aufgesprungen und an Cattarino's Platz getreten, der ihm mit eifriger Anweisung das Ruder in die Hand gab, und dann, als sie über die Fehler des Anfängers in ungütiges Lachen ausbrach, neben ihm zugriff, mit schmiegsamer Bewegung ihm den kunstgerechten Druck und Zug beizubringen.

Des Herzogs Blick ruhte dabei auf ihren beiden ungleichen Händen:

„Was ist das eigentlich für ein Stein in Deinem Ring?“ fragte er plötzlich; „ich hielt ihn immer für unecht; aber er scheint ja ein ganz kostbares Siegel zu sein?“

„Eine Gemme?“ rief Egeria. „Wie englisch, das erst heute zu sehen! Zeigt einmal her; darauf verstehe ich mich aus dem Grunde.“

Die Kammerfrau machte Miene, ihn zu reichen, aber Cattarino verweigerte ihn mit feinem Lächeln.

„Verzeihung, gnädige Herrin. Es ist ein Familienwahrzeichen, das ich nicht ablegen darf bis an meinen Tod. Wenn Ihr den begehrt —“ er verneigte sich, seine Bereitschaft auszudrücken.

Sie lachte. „Sei nicht thöricht, sondern komm her und zeige ihn mir selbst.“

Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Freudeglühend warf er sich dicht zu ihren Füßen und ließ sie das Kleinod auf seiner wettergebräunten Hand beschauen.

„Ein selten schönes Stück,“ sagte sie. „Wie fein und lebendig der Adler; und darunter ein Feuerbrand? Dann ist es wohl der Vogel Phönix, der aus der Asche seines Nestes zu neuem Leben ersteht?“

„Amen!“ sprach da der Knieende inbrünstig. „Wollte Gott, Eure Deutung erfüllte sich!“

Sie zog sich doch etwas vor ihm zurück.

„Was soll das? Steckt auch kein Zauber in dem Stein? Sie haben manchmal geheime Kräfte noch von den Heiden her.“

„O, wenn das wäre,“ rief er mit aufflammendem Blick, „solchen könnte ich brauchen. Aber ich habe noch nie ein Wunder daran erlebt.“

„Undankbares Gemüth," sagte sie leise, „es kommt nur darauf an, zu erkennen, wenn einem eins widerfährt."

Das Herz stockte ihm vor banger Freude, er sah auf, ob er recht verstanden, aber die räthselhaften Augen schauten gleichmüthig über ihn weg nach dem Ruder, das dem Herzog eben wieder vom Kerb glitt.

„Steh' auf, Cattarino," befahl sie, „und geh' an Deine Arbeit, wenn wir je nach diesem gesegneten Torcello kommen sollen: Dein Herr da ist offenbar zum Gondolier verdorben."

„Schade!" Es war fast ein Seufzer, mit dem der Herzog auf seinen Sitz zurückkehrte; „ich wäre es doch, weiß Gott, lieber, als was ich bin."

„Wer das glaubte," spottete sie, „Ihr, dem nichts über seinen Namen geht!"

Der Herzog biß sich auf die Lippen: „Die Schwäche wird mir nachgerade bald abgewöhnt sein."

Cattarino war mit leuchtenden Augen aufgesprungen.

„Das ist nicht Euer Ernst, Herr! Das bleibt doch, wenn auch alles Andere verloren ist: sich sagen zu können, Du bist jener Edlen Sohn: das ist ihr Pulsschlag, ihr Leben selbst, was in Deinen Adern sich regt, Dich ihrer werth sein heißt —"

„Schmeichler!" flüsterte Egeria beifällig. Der Herzog sah ihn erstaunt an. Er verstummte und wandte sich hastig zu seinem Platz.

Mit selbstbewußter Anmuth unter dem Gefühl ihres Blickes setzte er sein Ruder wieder in Gang, daß von den kraftvollen Schlägen die Gondel wie neubeschwingt vorwärtsschoß, und bald tauchte hinter den abnehmenden Wassern das Ziel immer deutlicher auf.

VI.

Die Gondoliere hatten unter dem Schatten der Hafenmauer beigelegt und hielten Siesta, Nicolò in behaglichem Schlummer, Cattarino, den der Schlaf floh, im wachen Traum den Morgen wieder durchlebend, wo die Herrschaften früher als verabredet auf den Landungsstufen erschienen.

„Es thut mir leid, eure Rast zu kürzen," sagte der Herzog im Einsteigen; „aber der Herrin ist nicht wohl, sie will nach Hause."

Nicolò sah mit gerunzelten Brauen nach dem Wetter. „Je eher, je besser, Herr, wenn wir noch vorher —"

Der Herzog nickte. „Fort also. Wo sind Giuditta und die Pagen?"

Zurückgeschickt nach ihrem Rosenkranz, den sie vergessen, erklärte Egeria. Cattarino wollte nach, sie zu rufen, aber der Alte rieth, sie lieber mit dem Marktschiff folgen zu lassen, und ohne Verzug glitt die Gondel ins Freie.

Die Lagune hatte seit dem Morgen ihr Ansehen verändert. Ein weißer Dunst verschleierte den Himmel und hatte allmälig die Sonne ausgelöscht. Der sonst so bewegliche Wasserspiegel lag wie aus Blei gegossen; über dem Festland standen hier und da längs des Horizontes einzelne starre Wolkenmassen aufgethürmt. In der Gondel war Schweigen. Die schöne Frau lag matt zurückgelehnt mit geschlossenen Augen; der Herzog, in seine eigenen unfrohen Gedanken vertieft, saß regungslos an ihrer Seite. Die beiden Gondoliere

arbeiteten stetig im Schweiße ihres Angesichts vor sich hin; in der großen Stille hörte man nach jedem Ruderschlag das einförmige Gemurmel des Wassers gegen den Bug. Plötzlich fuhr die Herzogin auf.

„War das nicht Donner?" rief sie, verstört um sich blickend. „Heilige Mutter Gottes! Ein Gewitter, und wir hier im Offenen!"

Umsonst versicherten die Männer, es sei noch weit im Felde damit. Wie ein Vogel oder Waldgeschöpf von blinder Furcht gepackt, rang sie fassungslos die Hände und gebärdete sich so verzweifelt, daß Cattarino sich kaum des Lächelns erwehren konnte, bis ihn des Herzogs Nachsicht beschämte. Sanft, wie man einem kranken Kinde zuredet, sprach der ihr Muth ein und willfahrte geduldig ihren wechselnden Launen: sie aber, als sei er eigentlich an dem ganzen Schreckniß Schuld, kehrte ihm außer sich den Rücken. „Heilige Mutter von Torcello," jammerte sie, „verdirb nicht die Reinen um der Gottlosen willen! Oder zürnst Du, daß ich nicht bloß Deinetwegen kam? Ich habe Dich doch reich genug beschenkt, und ich will ja Buße thun, opfern und beten, so viel es bedarf —"

Aber der Rosenkranz fehlte. Da brach sie in die heftigsten Vorwürfe gegen den Gatten aus, der sie mit seinem übereilten Aufbruch in dieser Gefahr ihres letzten Gnadenmittels beraubt.

Er verbarg nicht länger die bittere Verachtung, die um seine Mundwinkel spielte.

„Geht es nicht ohne das Ding, Madame? Es wäre doch schade um die Anwandlung. Man sagt ja, es ist nie zu spät, und Gottes Gnade unermeßlich."

Sie sah ihn starr an, solcher Ausfälle ungewohnt.

„Ihr thätet besser, Mylord, wenigstens bei Anderen unsere heilige Religion zu respectiren —"

Sein Blick machte sie doch stocken, als er erwiderte: „Mit solchen Gebeten, meine ich, hat die Religion wenig zu schaffen."

„Ihr wißt eben nicht, was für Ablaßkräfte in dem Rosenkranz waren. Aber Euch ist nicht genug, dies Strafgericht über uns alle gebracht zu haben, Ihr müßt auch noch Angesichts des Todes lästern. Bedenkt Ihr gar nicht, daß jeder Augenblick unser letzter sein kann?"

Er lächelte etwas trübe. „Mir sollte es recht sein. Es wäre jedenfalls bei Weitem das Einfachste, wie die Dinge liegen. Aber beruhigt Euch, Madame: so gut wird es uns nicht."

Sie bekreuzte sich.

„Unmenschlich, unerträglich!" rief sie. „Aber ich kenne schon den Ton: so warst Du immer; immer der Ritter ohne Furcht und Tadel, der Gerechte, der keine Schwäche und kein Mitleid kennt. Woraus ist denn Dein Herz gemacht, daß Du Dich so vermessen darfst, ohne Bangen um die eigene Rechnung?"

Sie sah überrascht, wie ihm bei dem Wort das Blut in die Wangen schoß und er in stummer Betroffenheit den Blick abwandte. Da mußte sie ihre Macht weiter erproben.

„Denkt Ihr, man wüßte nicht,“ fuhr sie lauernd fort, „wo das hinaus will mit den nächtlichen Studien und all' der verbotenen Gelehrsamkeit? Seht Euch vor, Mylord. Ihr seid in unserer Hand, und wenn mich nicht doch noch manchmal Eure beaux yeux dauerten, die mich damals bethörten —“

Sie hatte sich vergriffen. In wortlosem Widerwillen kehrte der Herzog sich weg, und wieder herrschte peinliches Schweigen. Da brauste plötzlich, den Bann der Schwüle zerreißend, der Gewitterwind herüber, daß die schwarze Wasserfläche sich mit schäumenden Wellenköpfen bedeckte, und die Gondoliere mit aller Kraft kaum gegen die Böe ankonnten.

Cattarino, von Gewitterlust begeistert, sah aus seinem Kampf mit Wind und Wellen zur Herrin hinüber. Wie sie da saß, ganz blaß in diesem fahlen Licht, die Haare wirr um die Schläfe geweht, und aus tiefverschatteten Augen in die treibenden Wolken emporstarrte — wo hatte er doch Aehnliches gesehen? Das edle Marmorweib war es mit den Schlangenhaaren, das sie neulich am Dogenpalast aufgestellt: aber wie viel herrlicher war dies athmende, zitternde Geschöpf. Und nun wandte sie den brennenden Blick auf ihn: „Ist keine Rettung?“ klang ihr Flehen durch den Wind zu ihm herüber, „müssen wir hier draußen sein bei dem Wetter? Ihr Männer mögt nichts danach fragen; aber ich habe ganz gewiß den Tod davon.“

Ein Gedanke durchfuhr ihn. „Bei Gott, das sollt Ihr nicht,“ jauchzte er, „so lange ich dazu kann. Mein Wort, Madonna, daß Ihr vor dem Regen zu Haus seid.“

Ein Commando zu Nicolò hinüber, und er griff mit seinem Ruder zu gewaltigem Schwung aus und schlug einen Tact an, wie selbst am Regattatage die Lagune selten mochte gesehen haben. Der Alte folgte, so gut er konnte, und wie in Sprüngen schoß die Gondel vorwärts durch das brausende Wasser, daß rechts und links eine mächtig schäumende Furche mitlief. Der Herzog brach in staunenden Beifall aus, und selbst Egeria, sobald sie die bergende Stadt vor sich sah, athmete auf und gab sich, mit fortgerissen, in heller Lust der tollen Bewegung hin.

„Dein Meisterstück, Cattarino,“ lobte der Herzog, als sie nun mit etwas gemäßigter Schnelle zwischen die Häuser einlenkten. „Aber Du hast doch Dein Wort leichtsinnig verpfändet: sieh' die Wolken da oben, und wir haben noch den langen Weg durch die Stadt.“

„Vor dem Regen!“ wiederholte Cattarino. „Ich halte mein Wort,“ und unversehens brach er in den Warnruf aus und bog scharf in die enge Mündung einer sonst übergangenen Wasserstraße ein.

„Was machst Du?“ rief der Herzog, „Du hast Dich versehen, dies ist die Sackgasse, die in das geschlossene Becken führt: hast Du mir nicht gesagt, daß jenseits kein Ausgang ist?

Cattarino ruderte weiter, ohne aufzusehen.

„Es ist schon recht, Herr,“ sagte er etwas athemlos. „Ich habe Euch falsch berichtet damals. Es ist sogar bei Weitem der kürzere Weg.“

„Ei, was ist da für ein schöner kleiner Palast?“ unterbrach die Herzogin. „Seht doch nur: warum hast Du uns den nie gezeigt, Cattarin?“

Zwischen unansehnlicheren Häusern ragte ein edler Marmorbau gegen den schwarzblauen Wolkenhimmel. Die oberen Stockwerke mit dem feingegliederten Gesims hingen, wie von eigenem inneren Glanze leuchtend, golden im falben Gewitterlicht, während die vergitterte Fensterreihe unten, das Portal, auf dessen Stufen Seegras wucherte, und der offene Gang, der sich zwischen zierlichen Pilastern ins Dunkel verlor, in düsterem Schatten lagen.

Cattarino hatte bei ihrer Frage aufgeblickt, aber sie bekam keine Antwort, denn das Ruder glitt ihm aus, daß die Gondel von einem Schnabel zum anderen zuckte und ohne des Herzogs Hülfe, der Nicolò beisprang, schief gegen die Mauer jenseits geprallt wäre.

Sobald sich das strudelnde Wasser verlaufen, und Ordnung hergestellt war, wiederholte Egeria ihre Frage. Es war Nicolò, der sie hastig bedeutete.

„Wir sprechen nicht gern davon, die Familie ist im Unglück."

„Schade," sagte sie. „Wem gehört der Palast denn?"

Cattarino wandte sich langsam, wie aus einem Traum erwachend. „Gegenwärtig Eurem Vetter, Don Andrea Barozzi," sagte er, „früher hieß er Casa Valier."

„Was, der Palast, von dem Du erzähltest? Da drüben war der Spiegel und hier —"

„Da ist ja auch der Spruch über der Thür," fiel der Herzog ein, „und was für eine Schilderei darunter?"

„Das Wappen, Herr: Gentile's Falke in den Flammen."

„Aber das ist ja der Phönix aus Deinem Ring," rief Egeria erregt. „Leibhaftig, Zug für Zug. Wie kommt der — das sieht ja beinahe aus —" sie stutzte über den Einfall und konnte doch nicht lassen, ihn auszusprechen — „als wärst Du selber, Cattarino, der letzte Valier!"

Er lag ihr zu Füßen. „Der bin ich," sagte er mit blitzenden Augen. Der Freudenstrahl von ihrem Gesicht wirbelte sein innerstes Herzblut auf.

„Ich war immer groß im Räthselrathen," sprach sie gleichmüthig.

Ein blendender Wetterschlag zerriß ihre Rede, daß sie aufkreischte. Cattarino sprang ans Ruder.

„Auf, Nicolò! Es gilt mein Wort. Vor dem Regen, vor dem Regen!"

Pfeilschnell rauschte unter seinem freudebeschwingten Schlag die Gondel durch die leeren Wasserstraßen, während jetzt zu Häupten ein Donner nach dem anderen rollte. Schon bog sie in den großen Canal ein, glitt, rasch gehemmt, vor die Stufen des Palastes, der Herzog hob seine Gemahlin heraus, und im Augenblick, wo sie das Portal betraten, schlugen die ersten schweren Tropfen auf die durstenden Fliesen und in den Canal hinab.

Sie wandte sich auf der Schwelle und suchte Cattarino's Blick.

„Ich danke Euch, Missier Valiero," sagte sie und reichte ihm die Hand zum Kusse. Er sprang herzu und drückte sie wie ein Verschmachtender an seine Lippen.

VII.

Noch stand er, von süßen Schauern durchrieselt, am selben Fleck, während der Regen über den Achtlosen niederprasselte.

„Kriech unter,“ rief Nicolò, „daß Du trocken bist, wenn Dich der Herzog rufen läßt. Ich besorge die Gondel.“

Er gehorchte. In gewaltiger Aufregung schritt er die Bogenhalle auf und ab, während draußen der Wolkenbruch über den Hof in den Canal hinabfluthete und Blitz auf Blitz die verfrühte Dämmerung mit plötzlicher Helle zerriß. Die alten, hochfliegenden Knabenträume, seit er denken konnte, das Ziel all' seiner Arbeit und Sehnsucht, dann halb verwischt von der harten Erfahrung des täglichen Lebens, drängten sich aufs Neue mit überwältigendem Glanz vor seine Seele, und durch alle Adern glühte ihm der Herrin sinnbethörender Blick.

„Cattarino,“ sagte der Herzog, zu ihm tretend, „steh' mir Rede. War das Dein Ernst vorhin?“

„Was sonst?“ Seine Stimme bebte. „Vor Euch, an dem Ort, den ich nicht wiedergesehen, seit mir mein Vater den Ring ansteckte und mich schwören ließ, so wenig je ihn vom Finger zu lassen wie die Vergeltung aus den Gedanken — o, so jung ich war, der Eid ist nicht ins Wasser geschrieben, das sollen sie noch erkennen!“

„Und die Geschichte von dem Marco ist wahr, und Du solltest eigentlich Herr in dem Palaste sein und unsersgleichen, und hast mir nie ein Wort gesagt? Hatte ich denn nicht mehr Vertrauen verdient?“

„Alles, Herr, Alles; es ist mir auch, weiß Gott, schwer genug geworden; zürne mir nicht noch darum! Sieh', erst habe ich mich geschämt, so arm und roh wie ich bin; und dann fürchtete ich, Deine Gunst zu verlieren, weil Deine Vettern doch meine Feinde sind, und zuletzt“ — er erröthete sichtlich unter der Sonnenbräune seines Antlitzes — „als Du mich zum Freunde nahmst, schwieg ich, damit Du nicht denken müßtest, ich hätte Deine Liebe um meiner Sache willen gesucht.“

Des Herzogs Gesicht hatte sich ganz erhellt.

„Dafür soll sie Dir nun zu Gute kommen,“ rief er, „Du bist doch der, für den ich Dich nahm. Gib mir die Hand, mein Valier. Du hast mich nicht das Unrecht meiner Sippe entgelten lassen, aber mir kommt zu, es gut zu machen, so viel an mir liegt. Sieh', eines, weshalb Du meiner schon hättest gewiß sein können: ich weiß, wie es thut; auf meinem Erbe sitzen auch die Fremden.“

„Gott vertilge sie!“ jauchzte Cattarino. „Doch, Herr, Ihr glaubt mir Alles so auf mein bloßes Wort: es sind aber alte Schriften da, darin soll es sonnenklar erwiesen sein; nur ich kann sie nicht lesen, und es ist kein Mensch in ganz Venedig, dem ich so viel trauen dürfte, ihm bloß davon zu sprechen; wenn Ihr die ansehen wolltet — es ist eine Gunst, um die ich mich schon lange sehne, Euch zu bitten. Darf ich sie bringen?“

„Nicht hierher,“ sagte der Herzog. „Ich habe heute erfahren, daß in meinem Hause Späher und Nachschlüssel sind. Ich sehe sie lieber bei Dir; ich habe Dich schon lange einmal besuchen wollen. Ist Dir's recht, jetzt gleich;

der Regen läßt schon nach. He, John" — als der sich in der Hofthür blicken ließ — „Du kommst mir grade zu paß, leih' mir einmal Deinen Mantel zu einem Gang."

Der Alte redete leise auf ihn ein, während er ihm die unscheinbare Capuze umhing, und mit finsteren Blicken auf Cattarino zog er sich zurück.

„Er ist zu alt, um noch gescheidt zu werden," sagte der Herzog. „Was er nur will: ich sollte lieber zu Haus bleiben, ich wüßte nicht mit den Landessitten Bescheid."

Cattarino unterdrückte ein Lächeln. „Darin hat er schon Recht. Ihr seid kein Venezianer."

Der Herzog zog die Hand von der Thür zurück und sah ihm in die Augen. „Und Du?"

„Ich? Ein Valier, und — Dein Schildknappe, mein Fürst."

Da trat er hinaus. „Verzeih' mir," sagte er. „Die Leute machen einen am Ende kopfscheu mit ihren Reden. Laß uns gehen."

„Herr," sagte Cattarino innig, „mich hat lange gedurstet: heute werde ich getränkt."

Während sie bald vor, bald neben einander das Gewirr düsterer, regennasser Gäßchen und Brücken durchschritten, ließ sich der Herzog ausführlicher Marco Valier's Sturz auseinander setzen, bis vor einem hohen, ärmlichen Hause Cattarino's leiser, leidenschaftlicher Redestrom abbrach.

„Hier sind wir. Erlaubt, daß ich vorangehe. Es ist nicht meine Schuld, daß ich Euch nicht besser empfangen kann."

„Sondern meiner Vettern, meinst Du? Ich bin lieber bei Dir zu Gast."

Auf der dunklen Treppe roch es nach Tannenholz, oben standen allerhand Leisten und Verdeckstücke neben der Thür aufgeschichtet.

„Ist denn hier eine Gondelwerft?"

„Nebenan; die vom Checo, unseres Nicolò's Schwager —"

„Und Nina's Vater? So, so! Darum wolltest Du damals nicht bei mir wohnen?"

Beide verstummten; von Nina war lange nicht mehr die Rede gewesen.

Drinnen sang eine helle Stimme. Cattarino öffnete, mit einem Anstand, als stünde er schon auf den Stufen seines Palastes.

Der Herzog stand zuerst geblendet, denn hier oben fluthete frei über die Stadt her das glühende Abendroth des Gewittertags durch mehrere breitgeöffnete Fenster herein. Draußen schossen mit Kreischen die Thurmschwalben vorbei; der Luftzug wirbelte vom Steinboden frische Spähne auf. Ueber den Arbeitstisch am Fenster, den letzten Tagesschein nutzend, beugte sich ein schlanker Knabe im leinenen Kittel; jetzt brach sein Gesang ab, und aus der Umschattung blauschwarzer Locken wandte sich das zarte Oval seines Gesichts den Eintretenden entgegen.

„Was hast Du denn da für ein junges Griechenbild?" rief der Herzog. Cattarino's Augen glänzten.

„Mein Bruder, Herr. Um den blieb ich hier wohnen. Der Herzog, Gentile! Komm her und danke ihm für die Ehre, die er unserem armen Dach erweist."

Der Knabe warf seinen Meißel hin und sprang herzu, die dargebotene Hand zu küssen.

„Willkommen, Herr!" sprach er anmuthig. „Ich hätte Euch gleich kennen sollen; meinem Herzen seid Ihr längst kein Fremder mehr." Und die großen Augen blickten unter seidenen Wimpern neugierig und zutraulich zu dem vornehmen Gast auf. Cattarino, auf der Tischecke sitzend, beobachtete mit inniger Genugthuung des Herzogs Ueberraschung und Wohlgefallen.

„Warum hast Du ihn mir nicht lieber mitgebracht, Du Verschwiegener?" sagte der.

„Herr, in Euer Haus, ehe Ihr um unsere Herkunft wußtet? Das hätte Unzuträglichkeiten mit Euren Vettern gegeben. Es war schon für mich nicht immer leicht, und der — den übersieht man nicht. Er hat auch hier seine Arbeit, die bald soviel einbringt wie meine; alles Schnitzwerk für Checo's Gondeln —" Der Herzog trat herzu und bewunderte, welch' eigene fließende Grazie das hergebrachte Akanthuswerk und Seegethier unter Gentile's Hand gewann; da enthüllte der, auf des Bruders Wink, erröthend auch seinen neuesten und kühnsten Versuch, eine Kanzelfüllung mit singenden Engeln in fast runder Arbeit.

Ueberrascht trat der Herzog zurück.

„Gentile! ist das Dein eigenes Werk? Das ist ja lauter Musik und Andacht und Bewegung. Wer das gemacht hat, braucht keine fremde Hülfe, um zu Ruhm und Reichthum zu gelangen. Nur, verzeih mir: Deine Engel haben nicht all' ihre richtigen Gelenke. Laß Deine Gondelbretter stehen, so hübsch sie sind, und gib Dich zu einem tüchtigen Meister in die Lehre."

Die schwarzen Augen strahlten. „Hörst Du's, Cattarin? Und wirst Du mir nun glauben, was ich Dir so tausendmal gesagt habe —"

„Geduld!" sagte der, „davon reden wir ein andermal. Jetzt vergessen wir ganz, für unseren Gast zu sorgen. Spring hinunter, Kind, und hol' uns zu trinken; aber vom Besten: heute spielen wir die Signori! Und Zukost vergiß nicht, und eine Kerze zum Lesen."

Kaum war er hinaus, so wandte Cattarino sich zum Freunde. „Ich weiß wohl, daß er studiren muß, Herr. Und wenn er es unter Eurem Schutze dürfte, bin ich auch nicht mehr dagegen; aber so — solch' eine Blume, unberufen! gedeiht am besten im Verborgenen. Man weiß doch, was für Gesindel in den Künstlerwerkstätten aus- und einläuft, von den großen Herren gar zu schweigen, deren Sitten den Euren wenig zu gleichen pflegen. Wenn ihn die in ihre Dienste und Abenteuer erst hineinlockten — darauf durfte ich es nicht wagen, denn er ist unsere sicherste Hoffnung, wenn er auch der Jüngere ist, weil seine Mutter — die Phanariotin, wißt Ihr — Prinzessin war; meine ist aber aus keinem großen Haus gewesen. Mein Vater war jung und verliebt damals und hatte alle Hoffnung auf unser Recht aufgegeben; da ließ er sich genügen, daß sie die Tochter des Gastaldo war und von den Nicoloti, die adlig heißen, weil sie von den Aquilejern herstammen; aber ob das vor Gericht gilt —"

Der Herzog that einen Pfiff zwischen den Zähnen.

„Ich fürchte, schwerlich. Wenn sie nicht aus Rücksicht auf die Umstände eine Ausnahme machen —"

„Don Andrea ist Haupt der Papali," sagte Cattarino eifrig. „Man müßte die Gegenpartei gewinnen."

„Wären mir nur nicht selber die Hände gebunden. Nicht durch die Verwandtschaft, das weißt Du; aber — Vertrauen gegen Vertrauen: die Sache, in der ich hier bin —"

„Wie so? Das Bündniß zwischen Frankreich und der Republik, von dem man flüstert?"

„Gilt meinen Feinden in England, Cattarin. Du mußt wissen: die Medicäerin rüstet in Paris gegen die neue Religion und verspricht uns ihren Beistand zu einem Handstreich, wenn Venedig zur See Hülfe leistet. Das wollen mir die Papali erwirken; darum darf ich es mit ihnen nicht verderben. Zwar, ob ich nicht mein himmlisch Erbtheil für das irdische aufs Spiel setze bei solcher Gemeinschaft — ich lebe in Zweifeln, Cattarino: aber die Meinen drängen, und die Heimath, weißt Du, ist mein letzter Wunsch auf Erden — Gott erleuchte mich! Nur so viel weiß ich, Lieber: ich will thun, was ich kann, Dir Deine Treue zu vergelten. Und Deinem Bruder, denke ich, kann gleich sein Wunsch werden, wenn Du meine Hülfe annehmen willst. Aber weißt Du? es will mir scheinen, als wärst Du ein klein wenig eifersüchtig mit Deinem Gentile, und wolltest ihn ganz für Dich behalten."

„Ich habe auch mehr Recht auf ihn als sonst Geschwister," rief Cattarino warm, „mit diesen Händen hab' ich ihn großgezogen. Seine Mutter kränkelte ja immer; sie mag doch weicher gewöhnt gewesen sein: da bekam ich ihn zu warten; und als sie starb — ich weiß noch wie heute, wie sie mich hereinriefen von der Werft, wo wir Nachmittags im Schatten spielten, und sie mich bei den Händen faßte und mit den angstvollen brechenden Augen ansah: ‚Nimm Du ihn: Du bist gut, das weiß ich; versprich mir, ihn zu hüten wie Deine eigene Seele —'. Herr, ich hätte es auch ohne das gethan; aber mehr, denke ich, kann einem sein eigen Kind nicht am Herzen liegen, als er mir von Stund ab. Und seht nun auch, wie herrlich mir all' die Mühe gelohnt ist; muß man nicht seine Freude an ihm haben? Ich habe ja gar nicht erwarten können, ihn Euch zu zeigen."

Indem kam Gentile schon wieder ganz bepackt herauf und setzte triumphirend seine Ausbeute auf den Tisch, den Cattarino sorglich abwischte: die vielverheißende Strohflasche, Brot, Fische, Käse, ein Häufchen schwellender Feigen auf ihren eigenen Blättern, dazu das Licht, denn auch hier oben dunkelte es jetzt. Cattarino rückte Bank und Schemel herbei, lud den Gast zum Sitzen, und alle Drei machten sich über das Festmahl her.

Die beiden Freunde waren fröhlich wie seit lange nicht. Das geheime Bewußtsein drohenden Zwiespalts war von den neuen Aussichten in den Hintergrund gedrängt; unbefangen wie früher lachten und scherzten sie, während Gentile stillvergnügt aus großen Augen ihre Vertraulichkeit anstaunte.

„Weißt Du, Cattarin," sagte der Herzog behaglich um sich blickend, „zu einer Zeit dachte ich nicht, daß es mir heute noch so wohl werden könnte. Auf das Wohl der Valieri! Neues Leben dem Phönix Eures Stammes."

„Und glückliche Heimkehr Dir, mein Fürst!" that der Gondolier Bescheid, daß die Gläser klirrend zersprangen. Er warf sie sorglos in die Ecke: „Laß fahren, wenn unser Bund nur hält!"

„Ein Zeichen," sagte der Herzog, „daß es Zeit ist, an die Arbeit zu gehen. Wo hast Du Deine Schriften?"

Cattarino holte unter dem dürftigen Bette eine Lade hervor, die er nicht ohne Anstrengung auf den Tisch hob; Gentile reichte den Schlüssel von seinem Halse und rückte, während jener öffnete, dem Herzog die Kerze hin. Zu oberst lagen die wenigen Papiere der Brüder, in Sonderheit Cattarino's Gondoliersfreiheit; dann kam ein Bündel griechischer Briefe, deren Inhalt er auch noch kannte: „Von Gentile's Verwandten an seine Mutter; denn sie haben sich nachher mit ihr ausgesöhnt und sogar ihren Beistand gegen die Barozzi zugesagt, aber sie starb darüber weg, da haben wir nie wieder von ihnen gehört."

„Damit läßt sich wenigstens Gentile's Vollbürtigkeit erweisen," sagte der Herzog, Blatt für Blatt, was Cattarino ihm reichte, überfliegend. Dann kamen, wirr durch einander, Actenstücke aus den letzten drei Jahrhunderten, Familienbriefe, Horoskope, Arzeneirecepte, Sonette. Die Kerze war niedergebrannt, und noch saßen die Freunde Schulter an Schulter über den vergilbten Papieren, in die Gentile neugierig mit hineinblickte — er hatte als Kind die Buchstaben gelernt —; aber die Freudigkeit, mit der sie angefangen, war vorbei.

„Wir sind durch," sagte Cattarino, „hier unten sind nur noch der Ginevra Spitzenbriefe."

Aber als er die herauslangte, fiel dazwischen ein Packet hervor, das der Herzog mit neuer Hoffnung zum Licht hob. Sein Gesicht leuchtete auf; was er in Händen hielt, war nichts Anderes, als ein eigenhändiger Bericht des verrathenen Marco an den Dogen über das Complot, das durch Geständnisse eines eben aufgegriffenen Boten leider erst so spät aufgedeckt sei, und dabei zum Beleg die ganze Correspondenz seines falschen Secretärs mit dem Procurator Barozzi, diese freilich ohne Unterschriften. Nur ein Zettel, sorgfältig in orientalische Seide gehüllt, trug Siegel und vollen Namenszug.

Cattarino fuhr auf bei seinem Anblick.

„Der ist es! Den kenne ich; weißt Du nicht, Gentile, wie Deine Mutter uns den zeigte: ‚Das ist ein Schatz, Kinder, wenn wir ihn nur heben könnten!'"

Der Herzog sah rathlos darauf nieder. „Ich kann ihn so wenig lesen wie ihr. Die Schrift ist türkisch."

„Auch auf der Rückseite?"

Er wandte ihn, da stand in den feinen griechischen Lettern der Phanariotin: „Quittung des Procurators Bonifazio Barozzi über zehntausend vom Großvezier für geleistete Dienste empfangene Ducaten."

Die Drei sahen einander an. Cattarino faltete die Hände zum Dankgebet.

„Wenn sie richtig türkisch konnte, habt ihr gewonnen Spiel,“ sagte der Herzog. „Marco's Brief hat Staatssiegel und Unterschrift, der ist nicht anzufechten. Warum hat er ihn nur nicht abgeschickt? Das hätte ihn doch retten müssen.“

„Weil sie ihn weislich vergifteten, sobald sie sich ertappt sahen,“ rief Cattarino mit flammenden Augen: „diese Papiere mögen sie gut gesucht haben nachher. Der brave Piero, der sie uns gerettet hat — Gott schenke ihm die Ruhe im Paradiese! Der ließ nichts umkommen, was er dem Hause erhalten konnte. Seht, die alten Dinger hat er auch noch für uns über Seit' gebracht.“ Und mit Lachen zeigte er vom Boden der Truhe ein Paar große rostige Schlüssel auf.

Der Herzog wog sie verwundert in der Hand: „Wozu sind denn die?“

„Ja, das mag außer uns kein Mensch mehr wissen. Habt Ihr heut' an dem Palazzo die Oeffnung bemerkt, mit so schönen gemeißelten Pfeilern zu beiden Seiten? Das war früher ein Gang unter den Häusern durch nach den Fondamenta jenseits; aber es geschahen so oft Mordthaten darin, wegen der Bequemlichkeit zum Auflauern und Entwischen, daß er zuletzt von Obrigkeitswegen verschlossen wurde, nur die Valieri durften sich Schlüssel vorbehalten. Die hat dann Piero, als sie den Palast räumen mußten, in aller Stille abgezogen: ‚Wer weiß, wozu sie einmal gut sind,‘ hat er gesagt, ‚und wenigstens die Barozzi sollen sie nicht haben.‘ Ich glaube freilich, sie sind nie vermißt worden; die Thüren waren längst vergessen. Nein, was uns eher unsern Palast öffnen mag“ — er zog mit Stolz und Freude aus der Tiefe der Truhe einen Beutel frischgemünzten Goldes hervor; „seht, das sind meine Ersparnisse, seit ich verdiene, und auch von Gentile schon ein Theil. Keine Ruhe haben wir uns gegönnt, keinen Bissen, kein Gewand über die nackte Nothdurft hinaus; kaum eine Lustbarkeit Feiertags mit den Anderen, die es unhöflich wäre auszuschlagen; immer nur gedarbt und gespart auf die Zeit hin, die Ihr uns nun bringen wollt; denn mit einer guten Sache allein, das hat ja schon Ginevra erleben müssen, kommt man bei uns nicht weit. Und hier, wenn das nicht reicht, ist auch noch allerhand Geschmeide von Gentile's Mutter, und diese byzantinischen Schaumünzen. So, nun kennt Ihr alle meine verborgenen Schätze; ich habe kein Geheimniß mehr vor Euch.“

„Du vergißt,“ sagte Gentile unschuldig, „die Goldstücke von der Frau Herzogin, die Du besonders verwahrtest, weil sie Glück bringen sollen.“

Der Herzog hatte sie gleich an dem damastenen Umschlag erkannt. Er blickte weg, um Cattarino's Erröthen nicht zu sehen. Der schob, wie von ungefähr, die Spitzenmuster darüber.

„Mein Fürst weiß,“ sagte er mit etwas unsicherer Stimme, „daß ich jede Gunst in dankbarem Herzen bewahre.“

„Ich weiß auch,“ gab der Herzog leicht zurück, „daß Mitternacht vorüber ist und ein langes Tagewerk hinter uns. Laß uns morgen berathen, was werden soll; jetzt schenk mir noch einen Trunk Wein zur Gutenacht, und dann nach Haus. Geleitest Du mich, Cattarin? Allein finde ich im Dunkeln nicht zurück.“

Gentile, der ihnen hinunter leuchtete, sah mit Erstaunen die stumme Heftigkeit, mit der sein Bruder des Freundes Hand küßte, ehe sie unter den Nachthimmel hinausschritten.

VIII.

Im herzoglichen Palast hatte ein Festmahl stattgefunden, die Gäste brachen auf. Unter mannigfachen Grüßen und Abschiedsrufen lichtete sich die Reihe stattlicher Gondeln an der Landungstreppe; jetzt stieß auch die der Barozzi vom Lande, und Nicolò, der bis dahin den Posten am Hofthor versehen, ließ ihn dem Genossen und ging nach Hause.

Oben war noch Alles hell. Vereinzelte Stimmen und Lautenklänge drangen in die Nachtstille hinunter, die Pagen liefen ab und zu an den Fenstern vorbei. Cattarino ging nach den Laternen zu sehen, nur der Ordnung wegen, denn eben kam der Mond hell genug über die Häuser jenseits hervor; dann streckte er sich zum Schlafen in die Gondel nieder. Aber die Gedanken ließen ihm keine Ruhe.

Aeußerlich war auf seinen eigenen Wunsch seine Lage nicht verändert, bis auf die Uebersiedelung der Brüder in den Palast, seit der Herzog auch Gentile in seine Dienste genommen, um ihn in den Freistunden zum Sansovino in die Lehre zu schicken. Der wenigstens hatte es gut. Der Meister war mit ihm zufrieden, der Herzog unterwies ihn, selbst der alte John machte ein freundliches Gesicht, wenn er ihn im Treppenhaus flink wie ein Eichhörnchen mit fröhlichem Gruß vorbeispringen sah oder im Morgenzimmer vor den Fruchtschnüren und Faunsköpfen des großen Kamins in nachfühlendes Schauen versenkt fand. Und die Herrin — glücklicher Gentile, ihr so nahe zu sein! Aber er —

Nur zu gut hatte er ihre erwartungsvolle Befangenheit nach der Entdeckung verstanden: das neckische Spiel von früher sei nun ernste Möglichkeit geworden. Aber als es dann nicht kam, wie sie gewohnt sein mochte, ließ sie ihn ihre Ungnade fühlen, und Vetter Andrea, der Beflissene, war mehr als je zu ihren Diensten. — Ruhig, Herz! nur ein Weilchen noch Geduld. Dem sollte ja bald ein Ende gemacht werden, nun die ersehnte, tausendfach gelobte Vergeltung nahte —

„Pst, Cattarino!“ drang die schrille Stimme des Pagen Martin durch die Stille: „Bist Du noch unten? Die Frau Herzogin läßt Dich um einen Gefallen bitten; Du möchtest aufbleiben und die Gondel bereit halten, Don Andrea Barozzi nach Haus zu bringen, wenn die Schachpartie aus ist. Sie waren eben mitten darin, als die alten Herrschaften gingen, da ist er hängen geblieben. Seitdem haben sie freilich eine andere angefangen; unter uns gesagt, es sieht mir aus, als könnte es noch eine ganze Weile dauern.“

„Schon gut. Ich stehe zu Diensten,“ schnitt ihm Cattarino das Wort ab. Aber Martin machte keine Miene, zu gehen, sondern streckte sich, an den Thürpfosten gelehnt, wie eine Katze mit behaglichem Gähnen.

„Wie schön kühl hast Du es hier draußen,“ plauderte er in seinem französischen Kauderwelsch. „Beneidenswerth, wenn da oben nicht so viel zu versäumen wäre. Aber heut' ist es wieder die reine Komödie, nur mit anzusehen.

Was die sich Alles erlauben dürfen! Hazardspiele? Gott bewahre! die kosten den Hals. Nur ein bißchen wetten auf die Schachfiguren — das ist ganz was anderes, wenn auch ein Vermögen dabei drauf geht. Sie sind schon den ganzen Abend dabei, er und unsere Gnädige, am Spieltischchen im Morgenzimmer, und er ist so vernarrt — wenn sie das Geld einstreicht und lächelt, setzt er von Neuem. Und dazwischen allemal einen Zug von dem schweren Cyprier, sich den Kopf hell zu halten wahrscheinlich: er merkt schon gar nicht mehr, daß ich immer die Caraffe halbvoll fortnehme, wenn nur gleich eine neue dasteht —"

„Was geht mich das an?" unterbrach Cattarino barsch. „Wo ist Gentile derweilen?"

„Der, das fromme Kind? Vom Herrn zu Bett geschickt schon lange — um seine Unschuld zu schonen, denk' ich mir. Es wäre auch schade drum. Jetzt, wo die Ducaten zu Ende sind," er flüsterte und rückte näher auf seinen unfreiwilligen Hörer ein — „spielen sie weiter um die Rose an ihrer Brust; der Herzog geht ab und zu, das Gesicht wie eine Donnerwolke; todtmüde obenein, aber wenn er ihn nicht geradezu hinauswerfen will — ich sage Dir, es ist zum Todtlachen, wenn man nur nicht dabei um seine Nachtruhe käme."

„Das ist Dein erstes vernünftiges Wort," brach der Gequälte los. „Pack Dich zum Teufel, wo Du herkommst, und laß mich schlafen. Und höre: hüte Deine Zunge, Plappermaul: wenn Du noch einmal so von der Herrschaft sprichst, erfährt der Herzog, wo sein Cyprier bleibt."

„Oho! als ob andere Leute nicht auch naschen möchten, wenn es nur ginge! Wünsche wohl zu ruhen, Gestrenger."

Und mit schadenfrohem Gekicher war er die Treppe hinauf entwichen.

Cattarino starrte zu den hellen Fenstern empor; der Schlaf war ihm vergangen. Einer nach dem anderen klangen die Stundenschläge über die schlummernde Stadt her. Die Schatten der Pfähle, die der Mond auf die Stufen warf, waren schon halb über den Marmor hingewandelt, da traten oben zwei auf den schmalen Balkon heraus. Er erkannte die Herzogin; ihr Geschmeide blitzte, als sie mit dem Pfauenwedel sich und dem Begleiter Kühlung zuwehte; und den errieth er, noch ehe sich das kecke Profil mit dem röthlichen Spitzbart ihm zukehrte. Er schien heftig auf sie einzureden. Sie lachte und bog das Haupt zurück, ihm ins Ohr zu flüstern. Wie schimmerte der weiße Hals im Mondlicht! Er beugte sich darüber — Cattarino schlug die Hände vors Gesicht, um nicht mehr sehen zu müssen, und verachtete sich für die Folter, die er litt.

Endlich wurde es oben still. Er stand auf und wandte sich unter die Halle zurück. Es dünkte ihn eine Ewigkeit, bis abschiednehmende Stimmen und nahende Lichter den Aufbruch des Gastes ankündigten. Unter wüsten Späßen mit der geleitenden Dienerschaft kam der Cavaliere ziemlich unsicheren Schrittes über den Hof daher.

„He, Gondolier!" rief der Page, der ihm die Fackel vorantrug. Cattarino erhob sich.

„Zu Befehl, Excellenz —"

Der Barozzi brach bei seinem Anblick in ein böses Lachen aus. „So, der ist es? Vortrefflich! mußt Du doch auch einmal herhalten, langer Tagedieb, und etwas thun für das Gnadenbrot, das Du meinem Vetter, der guten Seele, so pfiffig abzuluchsen weißt! Nur heran, es gibt auch ein Trinkgeld, ich habe einen guten Tag gehabt heute. Was? Willst Du Dich schon wieder um die Arbeit drücken, oder bist Du plötzlich mit Taubheit geschlagen? Ich habe Dich doch scharf genug aufmerken sehen, wo es nicht Deines Amtes war."

Denn Cattarino war unter seiner Schmähung stehen geblieben, starr wie der Pfeiler an seiner Seite. Aber das reizte den Trunkenen erst recht; ohne zu achten, daß der Herzog mit dem Gefolge, das ihm leuchtete, sich bei dem Lärm aufhorchend unter der Thür zurückwandte, schalt er immer hitziger auf den Wehrlosen ein. Vergebens suchte der Page, dem dabei ängstlich zu Muthe wurde, ihn zum Einsteigen zu bewegen. Schon füllte sich der Hof mit Neugierigen; was noch auf den Beinen war, lief bei dem Geschrei und Lichterschein zusammen, zu sehen, was es gäbe, und etwa thätlich einzugreifen; auch Gentile's verstörtes Gesicht spähte unter der Menge nach dem Bruder umher. Der stand noch immer regungslos, in beharrlichem Schweigen, unter dem Schatten des Vordachs, nur seine Augen funkelten bedrohlich aus dem Dunkel.

„Seht ihr, wie er trotzt?" lallte der Erboste. „Ich will euch auch sagen, warum; es ist zum Lachen! Er dünkt sich zu vornehm für den Dienst. Wirst Du vielleicht auf Deinen Namen hören, Galeerenbrut? An die Arbeit, Cattarino Valier! Du sollst die Ehre haben, einen Barozzi zu fahren. — Beim leibhaftigen Gott, wenn ich Dein Herr wäre, solltest Du Dich anders tummeln. Mit der Hundepeitsche wollte ich Dich lehren, Dich für unsersgleichen zu halten —"

„Deinesgleichen?" herrschte ihn da der Herzog an, unter den Lichtkreis der Fackeln hervortretend in so drohender Haltung, daß der Freche unwillkürlich mit einem Fluch zurückwich. „Thu' ihm nicht zu nah! Vergißt Du, daß Du in meinem Hause bist, und wer die Meinen beschimpft, mich trifft? Sieh' Dich vor, wie Du ihn mit noch einem Hauch Deines Mundes beleidigst; oder ich könnte auch des Gastrechts vergessen und thun, was uns beiden leid wäre."

Er bebte von Kopf zu Füßen von verhaltener Erregung; die Augen schossen Blitze unter den tiefverzogenen Brauen. Don Andrea schlug ein hämisches Gelächter auf.

„Sieh doch! der Hausherr redet dem schmucken Burschen noch selbst das Wort? Es ist ja erstaunlich, wen er hier Alles zum Fürsprecher hat —"

Der Herzog wurde todtenbleich. Sein Gesicht veränderte sich, er rang vergebens nach Worten, die Hände zuckten begehrlich nach dem Dolch in seinem Gürtel. Cattarino hatte ihn nie so gesehen, aber mit einem Blick wußte er, wie es um ihn stand. Don Andrea, für den Augenblick ernüchtert, starrte ihn unschlüssig zwischen Trotz und Verlegenheit an. Es war eine bange Stille umher.

Da trat Cattarino hervor, ein Lächeln um die blassen Lippen. Schmeichelnd legte er die Hand auf des Herzogs Arm.

„Höre mich, mein Fürst," flüsterte er mit dringender Innigkeit. „Weißt Du noch, wie ich versprach, Dein Schildknappe zu sein, Dich zu warnen, wenn Dein Feind im Anzuge wäre? Ich halte Wort. Besinne Dich. Thu' nicht um meinetwillen, was Dich morgen reuen wird. Bedenke: er ist Dein Gast und Blutsverwandter und Parteigenosse und seiner Sinne nicht mächtig jetzt. Was er im Rausch spricht, ist Deines Zornes nicht werth. Wenn Du mich liebst, laß ihn in Frieden fahren."

Der Herzog holte tief Athem und hob einen langen, staunenden Blick auf ihn, wie einer, der aus schwerem Traum geweckt wird. Dann wich die Starrheit seiner Züge einer Art Verklärung, feuchter Glanz brach aus den Augen, seine Hände suchten die des Freundes, und leidenschaftlich stammelte er abgerissene Dankworte.

„Du bist mein Retter, Cattarino: zwiefach jetzt; an Leib und Seele. Du hast mir den Sieg gegeben — zum ersten Mal; die Selige, die mich jenseits erwartet, wird es Dir lohnen, ich kann es nie — niemals."

Don Andrea hatte noch Besinnung genug, den Augenblick zu nutzen, wo er auf gute Art davon konnte. Er saß in der Gondel und rief, als wäre nichts geschehen, nach dem Ruderer. Cattarino machte sich sanft von dem Freunde los, um ihm zu folgen.

„Du willst doch nicht?" rief der Herzog. „Laß Jemand anders —"

„Warum? Nicolò ist fort, und es ist meine Arbeit. Ich werde ihn schon richtig besorgen —"

„Ihn, ihn! es ist mir um Dich!"

Gentile's ängstliche Augen über seine Schulter fort sagten dasselbe. Aber Cattarino stieß schon vom Lande.

„Verlaßt euch auf mich, ich weiß, was ich zu thun habe," sagte er, und mit leisem Plätschern entglitt die Gondel den Nachschauenden in die dämmernde Breite des Canals.

Alle Lichter waren verlöscht, und Nacht und Mondschein hatten allein das Feld, als sie eine Stunde später still wieder an die Stufen anfuhr. Eine dunkle Gestalt sprang aus dem Hofthor dem Landenden entgegen.

„Cattarino? Gottlob, daß Du da bist."

„Gentile, noch auf? und was für kalte Hände Du hast! Komm und hilf die Gondel verwahren, ich bin todtmüde. War das ein Stück Arbeit!"

Der Knabe gehorchte schweigend. Erst als sie zusammen die Stufen erstiegen, wagte er die Frage, die ihm das Herz abdrückte: „Don Andrea?"

Cattarino spie aus bei dem Namen.

„Schläft seinen Rausch aus wahrscheinlich, wenn sie ihn schon zu Bette haben, die trunkene Bestie."

„Cattarino —" er schmiegte sich dicht an ihn —, „ich dachte, Du hättest ihn ermordet."

„Wohin denkst Du, Kind! das hätte ja Alles verdorben. Dann hätten wir das ganze Wespennest um die Ohren, und ob uns der Herzog heraushülfe, ist doch sehr die Frage. Jetzt dürfen wir uns noch nichts erlauben, was uns ins Unrecht setzt. Und so habe ich dem Herzog einen Dienst leisten

können — wie so, muß zwischen ihm und mir bleiben, aber er wird es mir nicht vergessen. Und der Rothfuchs Andrea, siehst Du, wenn der morgen überhaupt noch davon weiß, hält er mich für so ein hülfloses Ding ohne Gräten und Galle, das er treten darf, und es bedankt sich noch. — O Gentile! es ist mir sauer geworden. Aber es soll nicht umsonst gewesen sein. Laß uns nur erst festen Fuß gefaßt haben, und dann — wenn es wahr ist, daß da hinter den Sternen ein gerechter Gott wohnt, so wollen wir den Tag erleben, wo wir ihn auf die Galeere bringen."

„Amen!" sagte Gentile innig. „Wie soll ich nur jemals so klug und gut werden wie Du, Cattarino?"

„Bleibe mir nur, wie Du bist, mein Liebling," rief der mit plötzlich ausbrechender Zärtlichkeit und zog ihn an seine Brust: „Gott weiß, Du bist meine einzige Freude in diesem Leben."

Und Gentile, als er seine Küsse erwiderte, fühlte, daß sein Gesicht ganz naß von Thränen war.

IX.

Don Andrea hielt für gerathen, etwas Gras darüber wachsen zu lassen, ehe er seinem Vetter wieder begegnete; er verabschiedete sich brieflich, mit freundschaftlich entschuldigender Anspielung auf dessen allzu guten Keller, und verschwand auf seine Güter am Festland. Dem Herzog kam seine Abwesenheit gerade gelegen zu einem Ausflug nach Padua, wo er insgeheim einen gewissen berühmten Dolmetscher über die türkische Quittung zu Rathe ziehen wollte.

Cattarino, den mit diesem ersten Schritt seine Sache schon halb gewonnen dünkte, war Feuer und Flamme, aufzubrechen. Er hätte jede Veränderung willkommen geheißen. Eine Zeitlang hatte er versucht, sein Herz mit leidenschaftlichem Groll hinzuhalten, daß die Herrin ihn so leichthin preisgegeben: aber seit sie den Barozzi sicher aus dem Wege wußte und sich daran gab, ihn auf alle Weise zu ihren Füßen zurückzulocken, fing die Rolle an, seine Kräfte zu übersteigen. Er wußte nicht, ob er mehr enttäuscht oder erleichtert war, als im Augenblick der Abreise bekannt wurde, sie komme nicht mit, und bemühte sich, seinen Sinn allein auf seine Hoffnungen zu richten.

Sie waren aber erst den zweiten Tag fort, als der alte John mit langem Gesicht den Pagen Martin melden kam, der ihnen nachgeschickt sei. Die Botschaft galt dem Gondolier. Gentile sei krank, woran, wisse man nicht; aber es sehe bedenklich aus. Cattarino stürzte verstört zum Herzog, Urlaub zu erbitten, und sah mit geheimer Wuth den Warnungsblick, mit dem der Falconier sein Gesuch begleitete.

Ohne ein Wort nahm er aus seinem Busen den türkischen Brief und legte ihn in des Herzogs Hände.

„Geh' mit Gott, Lieber," sagte der. „Sobald ich hier etwas ausrichte, sollst Du Nachricht haben."

Mit seltsam gemischtem Gefühl betrat Cattarino am selben Abend den unlängst verlassenen Palast. Wie hatte er sich noch gestern hergesehnt, und heute! — Ohne Aufenthalt stürmte er hinauf in seine Dachkammer und stand bestürzt, Gentile's Bett leer zu finden. Martin sah ihn mit eigenem Lächeln an:

„Er ist herunter gebracht, vorn nach dem Canal zu wo er luftiger und mehr zur Hand liegt.“

Cattarino schlug das Herz. Schweigend folgte er dem Pagen hinunter, durch das Morgenzimmer in eine Art Vorgemach, das er noch nie betreten. Er konnte nicht hindern, daß derselbe Blick, mit dem er den Bruder suchte, ihm sagte, hier sei er im Bereich der Herrin. Auf dem Tische lag, wie eben abgeworfen, ein Spitzentuch, das er kannte, verrätherisch wehte ihm ein Hauch von Ambra entgegen. Am Krankenbett, das dicht bei den großen Fenstern aufgeschlagen war, empfing ihn Nicolò's vertrautes Gesicht.

„Gottlob, daß Du da bist! Er hat so viel nach Dir verlangt. Nun hat er wieder Arzenei bekommen und ist still.“

Cattarino warf sich mit tausend Liebkosungen und bitteren Selbstanklagen zu dem Schlafenden nieder, ohne ein Zeichen des Bewußtseins zu erlangen.

„Laß,“ mahnte der Alte. „Die Herzogin sagt, er müsse seine Ruhe haben, dann ist er morgen wieder wohl; und die versteht sich darauf, trotz jedes Arztes, das muß ich sagen. Wie eine Mutter hat sie für ihn gesorgt, als ich alter Narr den Kopf verloren hatte; nun, jetzt wirst Du ja nach ihm sehen, ich muß auch einmal nach Hause —“

Cattarino hörte nichts von all' den Rathschlägen und guten Wünschen, mit denen er aufbrach. Ihm schwebte auf den Lippen, zu sagen: „Bleib!“ — aber er zögerte, bis Nicolò hinaus war. Der Page entzündete die große Ampel, schlüpfte still davon und überließ ihn seiner Wache.

Die Stunden gingen schwer und langsam hin. Er heftete die Augen auf das junge, leidende Gesicht und versuchte, nichts Anderes zu denken. Wäre nur diese Umgebung nicht gewesen, die seine Sinne mächtig fesselte. Die Spitzen auf dem Tisch — er empfand ihre Gegenwart wie die eines Lebendigen. Vergebens setzte er sich mit dem Rücken dagegen: er hatte immer vor Augen, wie sie ihr zu Gesicht standen; er hatte sie ihr selbst einmal um die Schultern legen dürfen. —

Es war unerträglich schwül, sogar hier bei den großen Fenstern. Heute mochte sich selbst draußen auf der Lagune kein Lüftchen rühren; aber da wäre doch besser sein, allein unter den Sternen, das Ruder in der Hand — dies Stillesitzen war schwer zu ertragen.

Gentile ächzte unruhig im Schlaf. Kein Wunder; es war ein fader Wohlgeruch in diesem Zimmer, der den Athem beklemmte, von den welkenden Lilien und Rosen drüben auf dem Betpult wahrscheinlich. Er ging und setzte mit halblautem Gebet an die Madonna das Blumengefäß in die entfernteste Fensternische hinaus. Und dann, als er sich zurückwandte, wußte er, als würde es ihm zugeraunt, weshalb er es gethan: nur, um an dem Schleier vorbei zu müssen. Warum auch nicht? Er wollte ihn nicht ansehen, nicht berühren, nur vorbei gehen; doch blieb er stehen. Sein Wille kämpfte noch, seine Hände streckten sich ungeheißen danach aus.

„Einmal, nur ein einziges Mal!“ heischte es in ihm. „Einmal muß ich nachgeben: dies thut ihm keinen Eintrag; diese armselige Befriedigung will ich kosten. Ich muß mein Herz stillen.“

Zwischen Lachen und Weinen riß er den Schleier an sich, schlug ihn sich um Brust und Augen und vergrub unter tausend Küssen sein glühendes Gesicht in das zarte, knirschende Seidengewirk.

Da raschelte es drinnen auf der Schwelle wie von Frauenkleidern. Er schleuderte die Spitzen von sich und raffte sich zusammen, als die Herzogin herein trat.

Sie schien leicht zusammen zu schrecken bei seinem Anblick.

„Du hier, Cattarino? Und meldest Dich nicht einmal?"

„Ich hatte keinen Auftrag," stammelte er, ohne aufzusehen.

„Und hattest mir von selber kein Wort zu sagen?"

Er spürte ihren Blick bis ins Mark.

„Doch, Madonna, Gehorsamen Dank für Eure Güte gegen meinen Bruder —"

Sie lächelte seltsam. „Ich komme auch seinetwegen, mit dieser Limonade — wollt Ihr kosten, ob sie noch kühl ist?"

Er faßte nach dem Becher, ohne den Blick von ihr wenden zu können, und beider Hände verweilten sich am Fuß des Glases.

„Hüte Dich," keuchte da auf einmal Gentile's Stimme, daß sie aus einander fuhren, „es ist keine Arzenei —"

„Er spricht irre," rief Egeria, „das Fieber verwirrt ihn."

Aber schon war Cattarino an seiner Seite. In bewußter Angst starrten die gläsernen Augen zu ihm auf.

„Fieber? Sie hat mich vergeben mit ihren Mitteln, und Du sollst auch daran, ich habe es wohl gehört —"

Noch ehe er ausgeredet, schlossen sich schon wieder die schweren Lider, und er fiel in die vorige Betäubung zurück.

Cattarino durchfuhr der Gedanke an den Barozzi. Kalt vor Entsetzen, wandte er sich gegen die Herrin und las in ihrem erlöschenden Lächeln, im widerstrebenden Blick das Bekenntniß einer Schuld.

„Giftmischerin!" schrie er auf; aber innen braunte ihm das Herz vor toller Lust, sie so allein, gedemüthigt, überführt in seiner Macht zu haben. Wenn er ihr nun den Becher aufzwang, daß wenigstens kein Anderer mehr —

„Sieh mich nicht so an," rief sie bebend, „Deine Augen sind ein zweischneidiges Schwert. Ich schwöre Dir, Dein Bruder soll morgen wieder wohlauf sein. Und dies — sieh her, ob es der Tod ist, den ich Dir zutrinke?"

Geheimnißvoll lächelten die dunklen Augensterne zu ihm auf, während sie schlürfte.

„Ihr kennt das Gegengift," sagte er dumpf. „Ihr habt mich schon einmal verrathen."

„Noch immer das, hartes Herz? Wirst Du denn nie begreifen, daß es Nothwehr war, gegen die Vorwürfe, die ich um Dich erdulden mußte?"

„Und auf dem Balcon, war das auch Nothwehr?"

Sie biß sich auf die Lippen.

„Du bist keck, Cattarino Valier. Ich bin nicht gewohnt, Rechenschaft von meinem Thun und Lassen zu geben. Aber es gefällt mir, daß Du so ein

Neuling bist. Wisse denn: das litt ich, um Dein Leben vor ihm zu retten; was haben wir Armen für Waffen als List und Verstellung? Und nun lohnst Du mir so! Wie soll ich Dir beweisen —? Du zwingst mich, Dir zu gestehen — dieser Trank, ja, er war Dir zugedacht, aber nicht Gift, das schwöre ich — er ist unschuldig für jeden Dritten wie Quellwasser; nur die zwei ersten, Mann und Weib — erräthst Du nicht, Cattarino, was seine Kraft ist, und willst Du mir dafür zürnen, Unversöhnlicher?"

Es war nicht mehr Zweifel, was ihr aus seinem todblassen Gesicht entgegenloderte, als sie liebedürstend die beredten Augen zu ihm aufschlug. Ohne ein Wort faßte er nach dem Becher, leerte ihn und schmetterte das feine Glas zu Boden, daß es in tausend Splittern von dem blanken Marmor aufsprang.

„Du hast es gewollt," rief er aus, „nun komme was will! Armes Herz, wenn uns so leicht zu helfen wäre — weißt Du nicht, daß eher diese Scherben wieder eins werden, als wir Zwei einander zu Theil? Nun laß sehen, ob Dein Zauber stärker ist als mein Wille."

Sie sah ihn unter den langen Wimpern wohlgefällig an.

„Ich glaube, Du weißt, wie Dich der Trotz kleidet," flüsterte sie mit leisem Lachen. „Hast Du auch recht überlegt, Du Seltsamer, was eigentlich Dein Wille ist?"

Die Veränderung in seinen Zügen erschreckte sie doch.

„Mein!" stöhnte er auf, „mir zu eigen, jetzt, hier, und nicht einmal begehren dürfen — Herr Gott! was hast Du in Deinem Paradiese, das mich entschädigen soll?"

„Cattarino," rief sie, „was soll das? Verstehst Du nicht — oder ist es Dir um Dein Seelenheil? Ich will Dir sagen, was uns vor Gott und Menschen rechtfertigt. Des Herzogs eigene Verschuldung gibt uns frei. Weißt Du nicht, daß man einem Ketzer keine Eide zu halten braucht? Sieh, es ist Alles so einfach, wenn Du nur von Deinem thörichten Groll lassen wolltest und mir begegnen, wie Dir wirklich ums Herz ist."

Der Hoffnungsschimmer erlosch aus seinem Gesicht so schnell, wie er gekommen. Er starrte sie an, ohne zu antworten; all' seine Gedanken waren drinnen beim Kampf seiner Seele. Nur wie durch einen Nebel war er sich ihrer hingebenden Augen bewußt, des rothen Mundes, der unter dem Ampelschein erwartungsvoll lächelte, ihres Halsgeschmeides, das so nahe vor ihm sich blitzend hob und senkte, und wie nun Alles ein Ende nehmen müsse.

„Komm, Gentile, hier ist unseres Bleibens nicht mehr," sagte er mit schwankender Stimme, raffte den Bewußtlosen mit starkem Griff vom Lager auf und trug ihn wie ein Kind in seinen Armen zur Thür. Ihr brachen die zornigen Thränen aus den Augen.

„Geh'," rief sie, „Du wirst es büßen. Es ist zu spät zum Fliehen. Du hast den Trank mit mir getheilt und bist mir verfallen, ob Du wollen magst oder nicht."

Er lachte auf. „Deshalb?" Und mit herausfordernder Leidenschaft flammten die blauen Augen in ihre zurück: „Als litte ich nicht ganz andere Gluthen, seit ich Dir zum ersten Male ins Gesicht sah! Nur die Kleinigkeit

vergißt Du, von der uns keine Macht der Hölle hilft; Dein Gemahl ist mein Freund. Aber daß Du mir zugetrunken, daß Dir nun um mich geschieht, wie mir um Dich — Gott verzeih' mir, wenn es Frevel war, Dir Bescheid zu thun! sieh, das ist das einzige Glück, das ich auf Erden kennen werde."

Er öffnete und ging.

Auf der Schwelle trat ihm der alte John entgegen, noch mit Reisestaub bedeckt, wie er aus Padua eintraf; Giuditta suchte vergeblich, ihn draußen festzuhalten.

„Verzeiht, wenn ich ungelegen komme," sagte er, spöttisch beflissen dem Beladenen ausweichend. „Der Herzog meinte, Euch läge viel daran, gleich zu erfahren, dies sei nach Wunsch befunden, und ich hafte mit meinem Kopf dafür, daß es sicher in Eure Hände gelangt."

Es war der türkische Brief, den er ihm reichte. Cattarino riß ihn mit hastigem Dank an sich und wollte vorbei; da vertrat ihm der Alte den Weg.

„Das war mein Auftrag," sagte er. „Aber seid versichert, daß ich nicht verfehlen werde, zu berichten, wie ich es hier gefunden."

Cattarino sah ihn groß an. „Thu das, Alter," sprach er. „Nur sieh zu, daß Du die ganze Wahrheit sagst. Und höre: auch das melde Deinem Herrn, daß ich gehe und sein Haus nicht wieder betreten werde, bis er selber mich rufen läßt."

Damit schritt er, seine Bürde im Arm, durch das Morgenzimmer hinaus und die Treppe hinunter.

„Komödiant!" sagte der Alte mit bissigem Widerwillen hinter ihm drein. „Denkst Du mit ein paar großen Worten euer abgekartetes Spiel zu verdecken? Gottlob wenigstens, daß wir Dich los sind. Aber ach, mein armer Herr Hat er nicht Herzeleid genug, daß er auch noch diesen Undank erleben muß?"

Egeria stand noch immer regungslos in dem leeren Gemach. Schweigend, funkelnden Auges blickte sie dem Scheidenden nach. Dann leuchtete es wie plötzliches Verstehen aus ihrer grübelnden Miene.

„Das war es!" sagte sie sich. „Wo hatte ich nur meine Augen? Ich hätte es ja wissen können; er ist ein Mann wie sie Alle — o ihr kalten Herzen, denen die Liebe zu zweit kommt! Sein Ehrgeiz steht mir im Wege; der Engländer hat seine Sache in der Hand. — Großes Kind, als hättest Du nicht beides haben können! Aber ich sehe doch jetzt den Weg —"

Cattarino's belasteter Schritt über den Hof hin machte sie zusammenfahren. Hinter den Fensterpfeiler geschmiegt, lauschte sie mit verhaltenem Athem in die Nacht hinaus und hörte, wie er seinen Kranken in den Sandolo bettete, das leise Wimmern des im Schlaf Gestörten, den gebrochenen Koselaut, mit dem er ihn beschwichtigte. Sie rang die Hände vor Verdruß. Hätte sie dem Kinde nur den Schlaftrunk stärker gemischt, so war er noch hier oben, in ihrer Macht; nun löste er ohne Erbarmen den Kahn, das Plätschern seines Ruders klang herauf, immer ferner und leiser; nun noch einmal sein Warnruf, dann nichts mehr als das Klopfen ihres eigenen Herzens. Mit einem erstickten Schrei raffte sie das Spitzentuch vom Boden auf, wohin Cattarino es geschleudert, und barg, auf das Bette hingeworfen, ihre wilden Thränen in die Falten, die sie noch warm von seinen Küssen wußte.

X.

Der Herzog war zurück; das erfuhr Cattarino von Nicolò, der die Habseligkeiten der Brüder und ihren rückständigen Lohn aus dem Palast überbringen kam. „Auf John's Befehl natürlich," berichtete er ingrimmig. „Und weiß der Teufel, was er dem Herrn mit seinem verwünschten Englisch in den Kopf gesetzt hat: der ist wie ausgetauscht, so fremd, als wärst Du nie dagewesen. ‚Guten Morgen Nicolò' und ‚schönen Dank' wie sonst, ganz freundlich, aber immer mit der Art, wie es die großen Herren können, daß einem kein Wörtchen dazu zu setzen bleibt. Nur das sieht man, wohl ist ihm nicht dabei; und weißt Du? Den Majordomo hat er angelassen, wie noch nie, als er ihm einen neuen Gondolier empfehlen wollte: ‚das wäre meine Sache' — als würde ich mir nicht die Haut von den Knochen arbeiten, ehe ich einen Anderen an Deine Stelle lasse! Vielleicht, wenn Du klug bist, kannst Du ihn doch noch kirren."

Cattarino nahm seine Ermahnungen in niedergeschlagenem Schweigen hin. „Er wird mich schon rufen, wenn es Zeit ist," war seine einzige Erwiderung.

Aber eines Abends, nicht lange darauf, verweilte sich der Herzog beim Landen und ließ Tonio mit seinem Mantel voran.

„Sansovino sagt mir," begann er unvermittelt, „daß Gentile nicht mehr zu ihm kommt. Es hieß doch, der Junge wäre wieder wohl?"

„Gottlob, ja," antwortete Nicolò froh bestürzt, „nur daß er sich jetzt wieder sein Brot verdienen muß. Damit will es freilich nicht mehr so recht vorwärts jetzt, sagt Checo; ich denke, er bangt sich, das Leben ist doch so anders, als was er hier gewohnt war —"

„Und Cattarino?" unterbrach ihn der Herzog, ohne aufzusehen.

„Lieber Gott, Ihr wißt nicht einmal von ihm? Er dient an der Fähre von San Sebastian nach der Giudecca, eine gute Stelle, sie rathen ihm Alle, sich da einzukaufen. Aber ich sage immer: warte noch ab, Kind, unser Herr wird schon Vernunft annehmen: ein Wortwechsel mit seinen Leuten ist doch nichts so Unverzeihliches —"

„Ich habe Dich nicht um Deine Meinung gefragt," schnitt ihm der Herzog das Wort ab. „Wenn ihm Unrecht geschehen ist, wird er es mir schon selbst sagen."

Der Alte ließ sich nicht irre machen.

„Wäre er nur so gescheidt!" eiferte er. „Aber Ihr wißt ja, wie er eigensinnig sein kann; es drückt mir das Herz ab, mit anzusehen, wie er dasteht, nach solchen Hoffnungen, ohne andere Aussicht, als sein Lebtag das schmutzige Marktvolk überzufahren, wer mit seinem Groschen daher kommt, und die Bettelmönche gar umsonst — aber daß er nur einen Schritt Eurer Gnade entgegen thäte oder mich thun ließe — Gott bewahre! ‚Laß die Hände davon, Compare,' sagt er, ‚das geht Dich nichts an.' Es muß wohl an seinem adligen Blut liegen; ich verstehe die Mucken nicht. Aber darauf könnt Ihr das Wort eines alten Mannes nehmen, Herr — wir stehen ja auf demselben Holz, seit er ein Ruder halten kann — einen, der Euch treuer dient

und sein Handwerk besser versteht als der, findet Ihr von Lido bis Malamocco nicht wieder. O Herr, habt Ihr wirklich das Herz, es dabei bewenden zu lassen?"

Der Herzog war doch stehen geblieben.

„Er ist aus freien Stücken gegangen," antwortete er, „soll ich ihn gegen seinen Willen halten? Aber Du bist ein besserer Anwalt, als Du weißt, Nicolò. Sag' ihm, ich gebe ihm Recht; sag' ihm, er soll daran denken, wie ich ihn schon einmal fortschicken wollte zu seinem Besten; damals ist er geblieben, das werde ich ihm danken, so lange ich lebe. Und nun er doch gegangen ist, darf ich auch nicht bloß auf meinen eigenen Vortheil sehen und sagen, wie ich möchte: ‚ich brauche Dich, komm wieder' — sondern jetzt ist es an mir, seine Gründe zu achten und ihn gewähren zu lassen, wie er für gut hält. Um seine Sache aber soll er ohne Sorge sein, sie ist unvergessen."

Damit wandte er sich hastig ins Haus.

„Das war also umsonst," brummte der Alte hinter ihm drein. „Curioses Volk, die padroni! man weiß doch nie, wo man sie hat; und gar so ein Fremder — wie nur Cattarino immer so gut mit ihm fertig geworden ist? Wenigstens scheint es doch noch nicht ganz aus zu sein. — Ci vuol pazienza!"

Es war Spätsommer geworden, ein heißer Morgen, Cattarino kam vom Nachtdienst, die Taschen gefüllt, mit dem lässigen Gang ermüdeter Kraft nach Haus geschlendert. Im staubigen Helldunkel der alten Werkstatt, durch deren verwitterte Fensterläden die Sonnengluth zu allen Ritzen hereinquoll, saß Gentile wie sonst vor seiner Schnitzerei; aber sie war wenig gefördert. Den Kopf in die Hände gestützt, brütete er in unthätiger Grübelei über den lateinischen Sentenzen, mit denen er das Holz in den Zwischenräumen seines Ornaments bekritzelt hatte. Selbst beim Eintreten des Bruders blickte er kaum auf, und erst als der, sich neben ihn setzend, ihm mit sanfter Gewalt die Hände vom Gesicht zog, bemerkte er die Gaben, die er vor ihm aufgebaut hatte.

„Für mich, Cattarino? Zuckerwerk und Braten und da — eine Sammetkappe, wie neulich die Edelknaben bei dem Aufzug trugen; woher wußtest Du, daß ich mir die wünschte? Und — das ist doch Alles viel zu theuer für uns?"

Cattarino lachte vergnügt.

„Ich kenne doch Deine Augen! Das Geld laß meine Sorge sein, der Nachtdienst bezahlt es schon. Setz einmal auf, mein Edelfalk, und laß sehen, ob wir es nicht mit dem ganzen goldenen Buch aufnehmen können. Und dann zu Tisch; das Huhn muß noch warm vom Spieß sein. Man muß sich auch einmal eine Güte thun; Du hast so lange nichts gehabt, was Dir recht munden wollte. Aber Gentile! Was ist denn? Ich wollte Dir ja Freude machen mit den Sachen —"

Denn der Knabe, nach einem ganz verfehlten Versuch, zu lächeln, wandte sich hastig ab und warf sich plötzlich in Thränen an seine Brust.

„Nimm sie fort," schluchzte er. „Was hilft ein Vergnügen so zwischendurch? Wir müssen ja doch verkommen. O Cattarino, ich kann dies Leben gar nicht mehr ertragen, es ist so öde und armselig und hoffnungslos. —

Gestern war Vitale hier, Sansovino's Gießer, der mein Thonmodell feucht halten sollte; der sagte, der Meister hätte es eindrücken lassen, weil ich doch nicht mehr käme, und ich sitze hier und muß an dieser Zimmermannsarbeit meine beste Jugend vergeuden und komme nicht weiter und werde es nie zu etwas bringen —"

„Aber Kind," rief Cattarino, „ist es das, worum Du Dich grämst? Dann können wir ja lieber unseren Sparschatz angreifen, Du bringst es schon wieder ein, wenn Du erst selbst Meister bist —"

Aber Gentile hing noch immer den Kopf.

„Es ist ja auch nicht das allein, Cattarino; mein Latein, siehst Du, und Alles, was der Herzog eben anfing, mir beizubringen — das vergesse ich schon jetzt, ich mag thun, was ich will, von Tag zu Tage, bis ich bald nicht besser sein werde als die Handlanger unten auf der Werft. Und die wollen auch nichts mehr von mir wissen; ich sei ihnen zu vornehm geworden. Ja, das bin ich auch; mit ihnen aus einer Schüssel zu essen, wie sie von der Arbeit kommen, pfui! und ihre schalen Witze und Redensarten anhören zu müssen — O Cattarino, ich verstehe ja Dein Schweigen, und daß Du es noch schwerer hast; aber wenn Du erst das schöne, heitere Leben da im Palast so gekostet hättest wie ich, gewiß, Du hieltest es auch nicht aus. Ich meine ja nicht den Prunk und das Behagen und all' die Augenlust an Stoffen und Geräthen, obwohl auch das mir fehlt, täglich und stündlich, und wir sind doch dazu geboren; aber des Herzogs sanfte, edle Art und sein Gespräch und selbst sein Tadel, wie er mich so milde zurecht wies, als schmerze ihn selber, daß ich gefehlt — und unsere Herrin, Cattarino, so schön und gütig, wie sie immer war, bis zu dem Unglückstag, von dem Du mir verboten hast zu sprechen — dürfen wir denn nie wieder zurück? Ich möchte ja lieber gleich sterben, als das Alles immer entbehren müssen."

Und er umfing den Bruder von Neuem mit schmeichelnden Händen. Der saß in hartem Kampfe da.

„Du sollst nicht," sagte er endlich. „Warum sollst Du für mich mitbüßen? Wenn Du allein kommst, wird der Herzog Dich nicht abweisen. Du bist das Einzige, was ich noch habe; aber Du hast Recht, wir sind unserem Namen schuldig, Alles daran zu setzen, daß wenigstens Du ihn einst mit Ruhm trägst. Sobald Deine Schnitzerei abgeliefert ist, sollst Du in den Palast und Dein Glück versuchen."

Gentile's Thränen stockten vor Ueberraschung.

„Ohne Dich? Das meinte ich nicht, Cattarin. Und weißt Du, ich glaube, der Herzog meint es auch nicht. Er wartet gewiß nur auf Dich. Er hat es Dir doch nahe genug legen lassen."

„Ich kann nicht," sagte Cattarino sehr leise. „Nicht bis er mich ruft. Wenn Du ahntest, Gentile —"

„Denkst Du, ich wüßte nicht?" rief da der Knabe heiß erröthend. „Meinst Du, weil Du lachst und Dich stellst wie früher, ich soll nicht merken, wie Du Dich härmst und Nachts kein Auge mehr zuthust und blaß und roth wirst, sobald Nicolò sich blicken läßt, bloß weil er vom Palast kommt und vielleicht

den Namen nennen wird, den Du nie über die Lippen bringst? Nein, leugne nur nicht. Warum sollen wir nicht davon reden? Ich bin kein Kind mehr und habe mir längst zusammengereimt, was das für ein Trank war, und daß ich zu spät erwacht bin. Aber weißt Du, was man thun könnte? Nina erzählte mir neulich vom Pater in San Zaccaria, daß er so starke Exorcismen wüßte. Wenn Du bei dem zur Beichte gingst? Ich habe noch einen Ducaten vom Herzog da —"

„Behalt' Dein Geld," sagte Cattarino rauher, als er wollte. „Das ist Blendwerk. Nachher muß man doch allein mit sich fertig werden. Was kann so ein Pfaffe dazu? Die Hölle mit einem Weihwedel löschen?"

Gentile sah ihn mit großen Augen an.

„Du lästerst, Cattarin! Was hilft denn sonst? Oder — um Gotteswillen, kann es wahr sein, was die Leute sagen, daß der Herzog nicht rechtgläubig ist, und Du hast Dich mehr mit ihm eingelassen, als Du solltest?"

Cattarino lachte bitter.

„Sie wissen viel von ihm! Weißt Du auch, was allein mir durchgeholfen hat in all' diesem Wirrsal von Lust und Qual? Niemand als der Herzog selbst. Wenn Du ihn kenntest wie ich — der bloße Gedanke an ihn hat bei mir gestanden wie ein gewappneter Schutzengel, wenn alles Andere mich verließ. Aber weißt Du das Häßlichste, Gentile?" Er sah weg, und seine Stimme sank zu tonlosem Flüstern: „Daß ich ihm gram bin eben um seine Tugend, die zwischen ihr und mir steht; daß ich denke, mir wäre besser, ihn zu hassen? Denn siehst Du, wenn er nicht wäre, der er ist —"

Er brach ab und verbarg das brennende Gesicht an des Bruders Schulter. Der streichelte mitleidig die unruhig arbeitenden Hände, die er in seinen hielt.

„Nimm es Dir nicht so zu Herzen," tröstete er, „Du kannst nicht dafür. Der Zauber ist schuld; wenn Du den erst los bist, wird Alles gut, und wir können zurück."

„Meinst Du?" Cattarino blickte mit dem Lächeln eines Verlorenen auf. „O Kind, das war so, lange ehe an den Trank nur gedacht wurde; und nun — ich sage Dir, wenn es auch der heilige Vater selber versuchte, davon löst mich nichts mehr als der Tod."

„Rede nicht so!" rief Gentile tief erschrocken. „Du brichst mir das Herz. Ist denn gar kein Ausweg, keine Hülfe? Und so umsonst! Sie sagen ja Alle, daß er sich nichts aus ihr macht, und daß sie doch — Höre, Cattarino: wenn er nie darum wüßte? Er hat Dir doch neulich noch seine Freundschaft entboten —"

Cattarino zuckte empor wie von einer Schlange gebissen.

„Gentile! bist Du ein Barozzi?"

Unwillig schüttelte er ihn ab und durchmaß mit hastigen Schritten den Raum.

„Es ist meine Schuld," sprach er ganz erschüttert vor sich hin. „Es verdirbt ihn mit. Ich wollte ihn hüten wie meine eigene Seele — ja, weiß Gott! ich habe ihn nicht besser gehütet."

„Sei nicht so böse," weinte der Knabe. „Es war ja nur um Deinetwillen; ich kann nicht mit ansehen, wie Du leidest."

Cattarino nahm ihn bei den Schultern und sah ihm mit zärtlicher Sorge in die Augen.

„Du bist noch ein Kind," sagte er. „Ich will glauben, daß Du nicht weißt, was Du gesagt hast. Aber höre, vergiß dies Alles. Du hast ganz Recht, es ist der Zauber, der aus mir spricht; ich will noch heute nach San Zaccaria, es mit dem Pater versuchen. Aber Du packst gleich Dein Bündel, zum Herzog zu gehen. Du bist jetzt da besser aufgehoben als bei mir. Weißt Du auch, daß es Niemanden auf Erden gibt, dem ich Dich so abtreten würde, als ihn?"

Gentile ließ sich darin gern Gewalt anthun.

„Bin ich erst da," dachte er, „so wird sich auch für ihn Rath finden."

Und vollends stiegen seine Hoffnungen, als Nicolò berichtete, der alte John sei verreist, auf eine Besitzung seines Herrn im Genuesischen, um die fälligen Einkünfte einzutreiben.

Er wurde auch freundlich genug empfangen, als er am nächsten Abend auf den Stufen des Palastes die Landung der Gondel abwartete und sich dem Herzog zu Füßen warf. Ohne viel Worte hob der ihn auf und nahm ihn mit ins Haus, als könne es gar nicht anders sein; aber nach der ersten Frage des Ueberraschten, dem eine freiwillige Trennung der Brüder gar nicht in den Sinn kam, geschah Cattarino's nicht wieder Erwähnung.

Und Gentile verstand jetzt Nicolò's Klage über des Herzogs verändertes Wesen; bald war er unzugänglich und reizbar, dann wieder von einer gewollten Güte, bei der ihm auch nicht recht wohl wurde; suchte er aber bei der Herrin Entschädigung, die ihn mehr als früher beachtete und heranzog, so schien ihm, daß er erst recht des Herzogs Gunst verlor. So zog er sich ganz in seine Kunst zurück, in der er das alte Glück fand, und ließ sich an jugendlicher Erwartung besserer Dinge genügen.

Eines Abends geschah es dann, daß die herzogliche Gondel bei der Ebbe ihr Fahrwasser durch ein festgefahrenes Lastschiff versperrt fand und den Umweg durch einen entlegeneren Stadttheil einschlagen mußte.

Mit heimlicher Freude begrüßte Gentile die Nachbarschaft seines alten Wohnortes: anheimelnde Landungsplätze, wohlbekannte, winklige Häuser und Brücken, die bunt verwitterte Mutter Gottes an der Ecke; der Herzog schien nichts davon zu merken, er saß, wie jetzt meist, in sich gekehrt, ohne auf die Umgebung zu achten. Aber als sie nun unter die weinumsponnene Futtermauer von Checo's Werft einlenkten, entfuhr dem Knaben ein Ausruf, daß auch er aufblickte. Oben auf dem Rand, mitten im Grünen, stand Cattarino und erntete den großen Feigenbaum ab. Er sah sie nicht, sondern lachte und sprach eifrig zu einem dunkeläugigen Mädchen hinab, das ihm von unten durch das Blattwerk einladend genug den halbvollen Korb und ihr blühendes Antlitz entgegenhob. Sie waren beide so hingenommen, daß der Herzog Zeit hatte, ihrer selbstvergessenen Vertraulichkeit recht inne zu werden, ehe der Gondolier

bei dem nahen Ruderschlag gewohnheitsmäßig den Kopf herumwarf, und das hübsche Kind, mit scheuem Nicken zu Gentile hinüber, tief erröthend in den Garten entsprang.

Cattarino aber leuchtete ganz auf vor Freude, und in unwillkürlicher Regung streckte er sehnlich beide Arme nach den Vorüberfahrenden aus. Und auch aus des Herzogs Miene strahlte ihm in der Ueberraschung des Wiedersehens nichts als die alte, warme Zuneigung zurück. Da riß er in hellem Muthwillen die nächsten Früchte von den Zweigen und warf sie zwischen Lachen und Weinen dem Bruder hinunter, so lange er ihn erreichen konnte; die letzte, die zu kurz fiel, fing der Herzog selber auf und behielt sie mit stillem Lächeln für sich.

„Das war wohl die Nina?“ sagte er, als sie vorbei waren.

Gentile bejahte. „Sie sind ja Gespielen von Kind auf,“ setzte er entschuldigend hinzu, etwas überrascht, den Herzog so wohl unterrichtet zu finden.

An dem Abend wollte es mit seinem Latein nicht wie sonst von statten. Lehrer und Schüler waren zerstreut; der Herzog schloß früher als gewöhnlich.

„Du bist vergnügt heut'?“ fragte er den Knaben, der seine Bücher zusammenpackte.

„Ja, Herr,“ sagte der mit klopfendem Herzen. „Wegen Cattarino's. Es thut doch wohl, wen man lieb hat, einmal wieder mit Augen zu sehen.“

„Wieso? Ich dächte, das hättest Du oft genug gekonnt letzthin?“

„Ich, Herr? Ihr habt es doch noch niemals erlaubt?“

Der Herzog sah ihn befremdet an

„Was? Nicht etwa gestern und Dienstag und jedesmal, so oft Du Urlaub gefordert hast?“

Der Knabe erröthete und blieb die Antwort schuldig.

„Gentile,“ rief der Herzog in wachsender Erregung, „was heißt das? Gesteh' es lieber einfach zu, daß ich nichts Schlimmes von Dir denken muß. Gott weiß, ich will es nicht; aber ihr macht es einem manchmal schwer. Wo warst Du Dienstag, als Du von meiner Frau gingst, und gestern, als Du sie zur Messe geleitet hattest?“

Gentile hing den Kopf und sah nicht die schlimme Falte auf des Herzogs Stirn, sonst hätte er anders geantwortet. So unterdrückte er ein Lächeln.

„Es sollte ein Geheimniß sein.“

„Das glaub' ich,“ klang die Antwort so schneidend, daß er entsetzt aufsah und verstand.

„Herr, ich schwöre Euch — es ist nichts, nur eine kleine Ueberraschung, eine Arbeit, die ich für Euch vor hatte, beim Vitale in der Gießerei. Und was die Frau Herzogin damit zu thun hat“ — er erröthete bis unter seine Locken — „ist nur, daß sie geruht hat, mir für den Kopf zu sitzen, weil es für Euch war, und ich mir nichts Schöneres wußte, als sie. Ich habe das Stück hier, darf ich es bringen, daß Ihr Euch überzeugt?“

Auf des Herzogs Wink schoß er hinaus. Der suchte vergeblich, des Aufruhrs in seinem Inneren Herr zu werden.

„Muß ich schon sehen, um zu trauen?" schalt er sich in hülflosem Ingrimm. „Aber die Lüge geht ihnen so leicht vom Munde hier, und gar mit solcher Lehrmeisterin — o mein Schildknappe, mein Schildknappe! Konnte sie mir denn den Einen nicht lassen, den Einen nur, dessen ich bedarf. Du siehst es ja selbst, Allwissender, wie sehr, wenn ich nicht wieder meinem Dämon anheimfallen soll?"

Gentile, mit seinem Werk zurückkehrend, zögerte bei seinem Anblick in peinlicher Verlegenheit auf der Schwelle. Der Herzog bezwang sich und winkte ihn heran, es unter der Studirlampe zu zeigen. Es war eine sich rüstende Justitia, in getriebener Bronce; das kühn gewendete Haupt trug Egeria's edlen Umriß.

„Die Füllung zu einer Cassette, Herr," erklärte der junge Bildner eifrig; „Checo besorgt mir das Ebenholz; auf die Seiten kommt Euer Wappen, wenn Ihr es vergönnt, und unseres, zum Wahrzeichen unserer Dankbarkeit —"

Der Herzog starrte mit herbem Lächeln darauf nieder.

„Wunderschön," sagte er. „Und treffend; Gottes Gerechtigkeit hat vielerlei Gestalten. Sie wird mich mahnen, wenn ich mich wieder einmal vergessen sollte. Aber nun sage mir, Kind, hab' ich recht verstanden, daß Du Cattarino nicht wiedergesehen hast, seit Du bei mir bist? Ich will nicht wieder böse sein; sprich nur getrost die Wahrheit."

Die schwarzen Augen sahen mit schüchternem Mitleid zu ihm auf.

„Kein einziges Mal, Herr, bei meiner Seligkeit. Nur um den Preis, sagte er, dürfte ich her."

„Das hätte ihn der Teufel lehren müssen, wenn es nicht echt ist!" rief der Herzog mit leuchtendem Blick. „Bei Gott, dies ist das zweite Mal, daß mich der arme Bursche mit seiner Gesinnung beschämt. Ich möchte doch sehen, wie man ihm dies mißdeuten will."

Der Knabe errieth nur so viel aus dem englischen Selbstgespräch, daß die Stimmung günstig war.

„Herr, ich verstehe nicht. Aber wenn ich etwas nicht recht gemacht habe — lieber würde ich ja das Ding mit eigener Hand in den Schmelzofen werfen, als Euch einen Augenblick Verdruß bereiten."

Der Herzog zog ihn mit der alten Herzlichkeit heran und küßte ihn auf die Stirn.

„Du kannst nicht dafür," sagte er. „Ich bin wieder krank, glaube ich, mir fehlt mein Leibarzt. Du hast Deine Sache brav und schön gemacht, und ich danke Dir; morgen wollen wir auch die anderen Stücke ansehen. Aber jetzt laß mich allein, Kind. Gute Nacht."

Er schob ihn sanft zur Thür hinaus und schloß sie sorgfältig hinter ihm. „Aus solchen Augen sieht nur die Unschuld," dachte er, aber wie um ihn Lügen zu strafen blitzte ihm vom Tisch, da er sich zurückwandte, in eherner Reinheit Egeria's Bildniß entgegen. Unmuthig schob er es bei Seite, setzte sich und zog aus einer geheimen Lade ein Bündel Briefe und Streitschriften und ein ganz zerlesenes Neues Testament, um im Suchen nach ewigem Heil einen Ausweg aus seinen zeitlichen Zweifeln zu finden.

Zwischen den Blättern des heiligen Buches traf er auf ein verblichenes Grasgebinde, wie Landkinder sich zum Orakel knüpfen. Seit Jahren hatte er achtlos darüber fortblättern können; heute ließ es ihn nicht los; und mit den Bildern verlorenen Jugendglücks, die dem Einsamen daraus entgegen stiegen, vermischten seine Gedanken unwillkürlich, was er vorhin unter Checo's Feigenbaum gesehen.

Er saß vor dem offenen Buch, bis die Lampe niederbrannte; aber seine Andacht war keine theologische.

Am nächsten Morgen, ehe Gentile zur Arbeit ging, ließ er ihn zu sich hereinrufen.

„Kind," sagte er, „willst Du mir einen Auftrag ausrichten? Geh' zu Cattarino und sag' ihm, wenn er kann, soll er mir die Liebe thun und wiederkommen."

„Hierher, ganz und gar?" jauchzte der Knabe in ungläubigem Entzücken, „und wir dürfen wieder glücklich sein wie vorher?"

„Wir wollen versuchen," sagte der Herzog. „Nein, danke mir nicht so. Ich habe, weiß Gott, kein Recht, mich zwischen zwei Brüder zu stellen, die zusammenhalten wollen. Nur eins, mein Gentile: wenn es gut gehen soll, sorge Du, daß ich Dich nie unaufrichtig finden muß."

„Ihr sollt nicht," betheuerte er, leidenschaftlich ihm die Hände küssend, und stürzte davon, dem Bruder die Freudenbotschaft zu bringen.

(Schluß folgt.)

Episoden aus dem chinesisch-japanischen Kriege.

Von

C. von Hanneken.

II. Die chinesischen Truppen in Korea.

Mit dem Seegefecht vor der Bucht von Yah-shan und der Zerstörung des englischen Kauffahrteidampfers Kau-shing am 25. Juli begannen, praktisch gesprochen, die Feindseligkeiten zwischen Japan und China. Es hätte da wohl kaum noch einer besonderen Kriegserklärung bedurft.

Dies muß wohl auch die Auffassung des Generals Oshima gewesen sein, der die japanische Brigade um Seoul commandirte; denn noch am selben Tage begann er seine Operation gegen Süden, um die Stellung der Chinesen bei Yah-shan zu vernichten.

In scharfem Contrast stand die entschiedene Handlungsweise der japanischen Autoritäten, die selbst auf die Gefahr hin, gegen das Völkerrecht zu handeln, den Krieg heraufbeschworen, gegenüber der Unentschlossenheit China's, das sich nicht einmal darüber entscheiden konnte, ob die einmal eingenommene Stellung bei Yah-shan zu halten oder aufzugeben sei.

In Wahrheit war diese Stellung bereits unhaltbar geworden durch die Erklärung des Vicekönigs Li Hung Chang, daß die Flotte sich vorläufig von aller Betheiligung an den ausbrechenden Feindseligkeiten fern halten solle. Ganz unmöglich aber wurde Yah-shan durch die Zerstörung der Kau-shing. Der japanische Admiral hatte bei der Gelegenheit jedenfalls einen außerordentlich praktischen Sinn und militärischen Scharfblick gezeigt. Wie sehr die chinesische Regierung eines nur annähernd ähnlichen militärischen Scharfblicks ermangelte, beweist der Zustand seiner militärischen Macht, dessen nähere Betrachtung an dieser Stelle unerläßlich erscheint.

Die Streitkräfte China's, wenn man von solchen überhaupt sprechen kann, sind dreierlei Art:

1. die mandschurische Bannerarmee,
2. die chinesische Armee,
3. die irregulären Corps.

Erstere ist die Armee, mit welcher vor zweieinhalb Jahrhunderten die heutige mandschurische Dynastie den Kaiserthron eroberte, d. h. es sind die mandschurischen Truppen, die, in acht Banner getheilt, seiner Zeit unter Führung mandschurischer Prinzen und Grafen den Siegeszug von Mukden nach Peking unternahmen. Diese Bannertruppen, die heute noch ebenso bestehen, wie vor 250 Jahren, wurden nach Etablirung der Dynastie zum Theil in einige Hauptplätze China's, wie Canton, Fuchow, Nanking zur Sicherung gegen chinesische Empörungen gelegt. Der weitaus größere Theil verblieb in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers in und um Peking. Die Soldatenstelle war für jeden Mann dieses mandschurischen Volksheeres erblich, und seine mehr oder weniger große Nachkommenschaft füllt noch heute den Platz in der Bannerarmee, der vor 250 Jahren durch den Ahn eingenommen wurde. Die Zuständigkeit des ausgeworfenen Soldes, so gering er auch sein mag, wird von den theilweise wohlhabenden Familien als ein großes unentbehrliches Familienvorrecht betrachtet und mit ängstlicher Sorgfalt gehütet. Es fällt aber heute weder Chinesen noch Mandschuren ein, von den Bannern als von einer Armee zu reden. Die Summe von Taels, die dieselbe theils in Geld, theils in Naturallieferungen alljährlich verschlingt, sind eine Abgabe, die China willig zahlt, um sich den Luxus einer mandschurischen Dynastie zu gestatten. Von einer regelmäßigen Bewaffnung und Ausrüstung oder von irgend welchem militärischen Streben unter diesen Erbsöldnern ist keine Rede, und nichts ist übrig von der ehemals vielleicht imposanten mandschurischen Armee, als die Organisation, versteinert in dem Princip der Verehrung für das Althergebrachte.

Die zweite Armee, *die chinesische Armee*, häufig als das grüne Banner bezeichnet, besteht als solche überhaupt nicht; nur die Officiersstellen werden durch kaiserliches Patent besetzt.

So wie China administrativ in Provinzen, Districte und Kreise zerfällt, für welche Gouverneure, Präfecten und Landräthe durch den Kaiser ernannt werden, ist auch das ganze große Reich in militärischer Beziehung in Generalcommandos, Divisions-, Brigade-, Bataillonscommandos, Hauptmannschaften und Lieutenantschaften getheilt. Jede Provinz steht unter einem Generalcommando, die Untereintheilung in den Provinzen ist willkürlich und war vielleicht seiner Zeit einmal ganz rationell, indem je nach Wichtigkeit der betreffenden Provinz, der Friedensliebe der Bewohner oder der Bevölkerungszahl eine jede in mehrere Untercommandos mit einer zugehörigen entsprechenden Truppenzahl zerfiel. Heute dagegen haben sich die Verhältnisse so sehr verschoben, da besonders die Küstenprovinzen während der letzten dreißig Jahre in Bezug auf Bevölkerungszahl und nationale Wichtigkeit derartig zugenommen haben, daß dieses alte Eintheilungssystem schief geworden ist.

Für den Zweck der Pacificirung, dem die Armee seiner Zeit dienen sollte, ist sie heute nicht mehr nothwendig, und für den Zweck der polizeilichen Ueberwachung, dem sie jetzt dient, ist sie mehr als ausreichend.

Danach könnte das sogenannte grüne Banner auf ein Zehntel seiner Stärke reducirt werden. In Wirklichkeit ist dies auch geschehen, denn die verschiedenen Commandoinhaber besolden nicht mehr Soldaten, als ihnen für

Aufrechterhaltung der polizeilichen Autorität nothwendig erscheint; aber wie überall, so auch hier, darf officiell an dem alten Herkommen nicht gerüttelt werden. Von dem commandirenden General hinab bis zum Lieutenant beziehen alle Officiere heute noch dieselben Pauschquanten für Erhaltung derselben Anzahl von Truppen, wie vor 250 Jahren. Es werden nach wie vor jährlich 20 Millionen Taels an die jeweiligen Inhaber der Commandoposten bezahlt, um eine papierne Truppe zu erhalten, die im besten Fall, nur zum geringsten Theil existirt und jeder militärischen Bedeutung ermangelt. Den veralteten Bewaffnungsbegriffen dieser Polizeitruppe, „Pfeil, Bogen, Spieß und Schwert", entspricht auch die Schulung der Officiere; die Examina, welche die Aspiranten alljährlich ablegen, beziehen sich lediglich auf technische Fertigkeiten im Gebrauch der alten Waffen. Von einer allgemeinen Schulbildung ist keine Rede; für Officiere ist sie meist geradezu verpönt. Dies ist eine der Hauptursachen, warum die sogenannten kaiserlich-chinesischen Officiere sich aus so niederen Gesellschaftsclassen recrutiren und warum diese Officiere auch ein so geringes Ansehen in ganz China genießen. — Dazu kommt noch, daß dieselben ihre polizeiliche Autorität häufig zu allerlei Erpressungen bei Handwerkern und Kaufleuten benutzen und sich dadurch allgemeine Mißachtung zuziehen, während der Civilbeamte als Gelehrter und Berather des Volkes sich der größten Achtung erfreut.

Der Chinese ist im Grunde außerordentlich friedliebender Natur, und sein Respect vor der eingesetzten Autorität ist nachahmungswerth. Selten kommt es bei Ruhestörungen zu wirklichen Thätlichkeiten, und das einfache Auftreten der uniformirten Macht hat in den meisten Fällen genügt, um die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Als sich aber in den dreißiger Jahren die localisirte Polizeitruppe gegen die Anfangs wohlorganisirte Rebellion der Tai-Ping als machtlos erwies, wurde ein thatkräftiger Mann zum Begründer der heutigen dritten chinesischen Armee, die ich mit dem Namen „die irregulären Corps" bezeichnete.

Die Geschichte der Entstehung dieser Corps ist in kurzen Worten folgende:

Als die Tai-Ping-Rebellen die Grenzen der Provinz Hunan erreichten, scharten sich unter der kriegerischen Bevölkerung zahlreiche Freiwillige zusammen, um die Heimstätten der Ihrigen zu vertheidigen. Der Hunanese Tzeng-kuo-fan, ein ehemaliger Provinzialgouverneur, der in seiner Heimath in Zurückgezogenheit lebte, sammelte die Freiwilligentrupps, ließ ihre Ausrüstung auf Gemeindekosten vervollkommnen, und schlug mit diesen Freicorps einige Angriffe der Rebellenvorhut erfolgreich zurück. Er erregte dadurch die Aufmerksamkeit des damaligen Generalgouverneurs der Huprovinzen, welcher die Zustimmung des Thrones zur Bildung eines ausreichenden Corps unter dem vielgenannten Tzeng-kuo-fan für den speciellen Zweck der Unterdrückung der Rebellen erwirkte. Tzeng-kuo-fan erhielt Machtvollkommenheiten, wodurch er seinen Truppen gegenüber zu einem Souverän wurde. Er ernannte seine Unterführer und Officiere selbst, war vollkommen unabhängig von jeglicher Controle, und es war ihm anheimgestellt, die Kopfzahl seiner Truppe je nach Nothwendigkeit zu bemessen. Die bedeutenden Erfolge, die er bald mit seinem

Corps in den Provinzen Hunan und Hupeh den Rebellen gegenüber erzielte, bewirkten seine Ernennung zum Generalgouverneur der Kiang-Provinzen. Als solcher wurde er mit der Unterdrückung der Rebellion in ganz Mittel- und Südchina betraut und dadurch in die materielle Lage versetzt, seine Corps zu einer Armee zu ergänzen, die, den Namen Hsiang-Chün führend, die große Rebellion vollkommen unterdrückte.

All' die chinesischen Machthaber, die in den letzten Jahren eine Rolle gespielt haben, wie Li Hung Chang, Tzo-Chung-Tang, Leu-Ming-Chuan, Sung-Ching &c. &c. waren Unterführer Tzeng-kuo-fan's, auch die oftgenannte Truppe des Generals Gordon, welche die Engländer „the ever victorious army“ tauften, gehörte einem Theil der Armee Tzeng-kuo-fan's unter der speciellen Führung des nachmaligen Vicekönigs Li Hung Chang an.

Nach dem Tode Tzeng-kuo-fan's erlangte jeder der Unterführer dieselbe souveräne Selbständigkeit, die der Stammvater des ganzen Systems gehabt hatte; ihre Corps führten Namen, die sich auf sie, respective ihre Heimathsprovinz bezogen. Hierzu gehören in erster Linie die Corps, die die Reste der Tai-Ping-Rebellion in der Provinz Shantung während der sechziger Jahre unterdrückten, ferner die, welche die Provinzen Tze-Chuan und Kuei-Chow bewachten und später im Annamkriege die Insel Formosa gegen die Franzosen vertheidigten, und endlich auch die, welche die Rebellion der Mohammedaner in Centralasien bekämpften, wodurch die dortigen Besitzungen China's consolidirt und unter dem Namen Ching-Hai Anfang der siebziger Jahre dem Reich als neunzehnte Provinz einverleibt wurden.

Diese Corps sind die einzigen disponiblen Truppen China's für all' solche Kriegszwecke gewesen, welche sich über den Charakter gewöhnlicher Unruhen und Krawalle erhoben. Nach ihrem Muster wurden gleiche Irregulärcorps formirt, wenn es die politische Lage erforderte. So entstanden ein Banner-Truppencorps zur Vertheidigung von Peking im Jahre 1860, einige Corps zur Niederwerfung der Unruhen in der Mandschurei Ende der sechziger Jahre und endlich auch die bekannten Schwarzflaggen, welche unter dem General Leu-Yung-Fu im Jahre 1884 den Franzosen in Annam so viel Schwierigkeiten machten.

Allerdings verschaffte die Selbständigkeit dieser Truppencorps und ihrer Commandeure der Regierung in Peking manch' unbequeme Stunde; es wurde daher zu einer häufig angewandten Praxis, die Truppen zu reduciren oder ganz aufzulösen, wenn sie ihren jeweiligen Zweck erfüllt hatten, oder wenn der Tod eines Generals der Regierung einen solchen Schritt erleichterte.

Demgemäß waren nach dem Tode des berühmten Tzeng-kuo-fan seine speciellen Leibtruppen zum größten Theil verschwunden. Die Truppen Tzo-Chung-Tang's hörten nach der Pacificirung der centralasiatischen Erwerbungen China's auf zu existiren. Die Schwarzflaggen wurden sofort nach Beendigung der acuten Feindseligkeiten in Tonking aufgelöst, und die übrigen Corps der meisten anderen Generale wurden auf minimale Stärken von je zwei bis drei Bataillonen reducirt.

Viele dieser aufgelösten Banden sind in ihre Heimathprovinzen zurückgekehrt, wo sie Verbindungen von Unzufriedenen und Unruhestiftern bilden, wie besonders diejenige der Ko-Lau-Hui in Hunan, die zum größten Theil aus entlassenen Officieren und Soldaten Tzeng-kuo-fan's besteht.

Das willkürliche System der irregulären Truppencorps bietet die einzig bekannte und anerkannte Möglichkeit für Neuformirungen. Man kann sich weder Organisation, Verwaltung noch Recrutirung anders denken. — Als der Vicekönig Li-Hung-Chang während der siebziger Jahre einem anderen System das Wort zu reden versuchte und sogar eine Reformirung der veralteten Polizeitruppe plante, scheiterte dieses rationell gedachte Unternehmen an dem Widerstand der kaiserlichen Officiere, die darin eine Verkürzung ihrer Einnahmen sahen und so aus der allgemeinen Tendenz des Festklebens am Althergebrachten ihren praktischen Nutzen zogen.

Das System Tzeng-kuo-fan's war eine Neuerung, die nur durch den äußersten Druck der Verhältnisse, vor Allem aber dadurch möglich wurde, daß sie, ganz unabhängig von allem Bestehenden, keine der alten Einrichtungen in ihrer Existenz bedrohte. Andererseits aber nahm sie den Staatssäckel derartig in Anspruch, daß weder Mittel noch Raum blieben für weitere Abänderungen.

Die irregulären Corps ähneln in vieler Beziehung unserem alten Landknechtsbrauch. Die Truppen gehören dem Commandeur — die Anwerbung findet statt, indem der Commandeur seine Untercommandeure, diese ihre Hauptleute, diese wieder ihre Corporale ernennen. Die Corporale werben ihre Leute, und selbe gehören in erster Instanz dem Corporal, erst dadurch dem Hauptmann und dem Commandeur. Zwischen Mann und Vorgesetzten besteht eine gewisse Gegenseitigkeit, und da Officier, Corporal und Soldat mehr oder weniger aus derselben Gesellschaftsclasse stammen und bei Anwerbung hauptsächlich Familienbeziehungen maßgebend sind, so entsteht zwischen Officier und Soldat ein patriarchalisches Verhältniß, das häufig die einzige Garantie für Aufrechterhaltung der Disciplin ist.

Zur Zeit ihrer Bildung waren alle diese Corps den Verhältnissen entsprechend bewaffnet und ausgerüstet. Ihre Commandeure wollten die Erfolge, welche sie zu erzielen hofften, zur Basis für ihre weitere Carriere machen und waren während der Tai-Ping- und Nien-fei-Rebellion wie der Kämpfe in Centralasien jedenfalls von dem aufrichtigsten und besten Willen beseelt. Ihre militärische Ausbildung und Begabung stand der ihrer Gegner in keiner Weise nach, und der mächtige finanzkräftige Rückhalt, den sie bei der Centralregierung fanden, sicherte ihnen von vornherein die Möglichkeit des Ausharrens und damit den Erfolg.

Allerdings wurde bei keiner der kriegerischen Unternehmungen die vereinte Thätigkeit zweier oder mehrerer Corps gefordert; reichten die Kräfte eines Corps für den vorliegenden Zweck nicht aus, so wurde dem betreffenden souveränen General die Verstärkung seiner Armee bewilligt, und es blieb in seiner Hand, sich mit den bewilligten Mitteln zu recrutiren, zu bewaffnen und zu organisiren, wo und wie er wollte. So verstärkte Tzo-chung-tang seine Kan-chün-Corps von 10000 auf 50000 Mann während der Kämpfe in Central-

asien. Der General Leu-yung-fu begann im Annam-Kriege mit 1000 und endete mit 10000 Mann, und der Vicekönig Li-Hung-Chang schuf zehn neue Bataillone zur eventuellen Vertheidigung von Port Arthur gegen die Franzosen im Jahre 1884.

Auf diese Weise wurde die Selbständigkeit der einzelnen Generale gewahrt, die unabhängig von einander organisirten, bewaffneten, exercirten und in Ermangelung jeder systematischen, militärischen Vorbildung, basirend auf ihren primitiven Erfahrungen, strategische Grundsätze und tactische Ideen entwickelten, die manchmal im directen Gegensatz zu einander standen.

In den letzten zwanzig Jahren war aber von einem ernsten Streben unter den Generalen keine Rede mehr gewesen; die erfahrungsreichen Führer aus dem dreißigjährigen Bürgerkrieg waren meist gestorben, sie hatten die Reste soldatischer Tugend mit ins Grab genommen, und ihre Nachfolger hatten nichts von ihnen geerbt, als den dummstolzen Eigendünkel ihrer Selbständigkeit, verbunden mit dem behäbigen Bewußtsein des Besitzes aller Mittel zur Füllung ihrer Taschen. Es wurde unter ihnen zum ausgesprochenen Princip, die Zeit ihrer Machtstellung aufs Aeußerste zu ihrem persönlichen Vortheil auszunutzen.

Der Vicekönig Li-Hung-Chang, der Mächtigste der überlebenden Generale aus der Tai-Ping-Rebellion, hatte sich gleich nach dem Kriege mit England und Frankreich im Jahre 1860 als das Mundstück und den Arm der Regierung für all' solche Angelegenheiten etablirt, welche das bis dahin abgeschlossene China mit der Außenwelt in Verbindung brachten. Er hatte sich durch die damalige Regelung der zu zahlenden Kriegsentschädigungen, wie auch durch seine Mitwirkung bei Einsetzung der sogenannten fremden Zollverwaltung frühzeitig eine finanzielle Stellung gesichert. Es wurde für die Nachfolger der souveränen Generale zur Existenzbedingung, bei dem mächtigen Vicekönig Anlehnung zu suchen und dadurch gelang es diesem, einen großen Theil der reducirten Corps bis zu einer Gesammtstärke von 50000 Mann unter seiner Controle zu vereinen.

Trotz seiner Allgewalt hat der Vicekönig aber nie wagen können, den einzelnen Generalen die Reste ihrer ehemaligen Selbständigkeit zu nehmen. Er theilte allerdings den Truppen ihre jeweiligen Aufgaben zu, man verließ sich auf ihn, wenn es sich um Beschaffung der finanziellen Mittel handelte, aber er durfte die freie Entschließung der Generale in Bezug auf Organisation, Verwaltung, Uniformirung, Bewaffnung und tactische Ausbildung nie antasten. Alles, was der Vicekönig in den letzten dreißig Jahren in militärischer Richtung zu reformiren strebte, war und blieb eine Versuchsarbeit. Er konnte nur das Beispiel wirken lassen, ohne daß er die Mittel gehabt hätte, die Nachahmung zu erzwingen. Das Bewußtsein seiner Abhängigkeit von diesen Generalen im Falle der Noth und der Recurs an den Thron, den letztere jederzeit hatten und behielten, verhinderten dies.

Das Wirken der europäischen, speciell deutschen Instructeure, die im Laufe der Zeit in des Vicekönigs Diensten waren, der Einfluß der Kriegsschule, die der Vicekönig im Jahre 1885 in Tientsin gründete und unter

deutsches Lehrerpersonal stellte, wurden unter diesen Umständen sporadischer Natur.

Effectiv waren unter den Soldaten Viele, welche theils direct durch deutsche Officiere und Unterofficiere, theils indirect durch deren Schüler ausgebildet worden waren, und welche die Geheimnisse des zerstreuten Gefechts, des Vorposten- und Patrouillendienstes und den Werth der Waffe auf große Distanzen einigermaßen kennen gelernt hatten. Es gab aber keinen einzigen Officier, weder höheren noch niederen Grades, der von alledem nur im Entferntesten eine Ahnung gehabt hätte. — Das klingt unglaublich, und doch ist es so. Keiner der chinesischen Officiere hat es je für nöthig erachtet, selbst zu lernen — im Gegentheil; er betrachtete es unter seiner Würde, durch irgend welche Lernbegier zu erkennen zu geben, daß er seiner Stellung nach heutigen Begriffen nicht gewachsen sei. — Es sind vor Zeiten Versuche gemacht worden, die niederen chinesischen Officiere mit zu den Exercitien, die durch europäische Instructeure geleitet wurden, heranzuziehen. Es existirten darüber einzelne stricte Befehle des Vicekönigs. Ueber diese Versuche hinaus kam es nie; immer wieder scheiterten sie an der latenten Selbstzufriedenheit und Ueberhebungssucht, die den Chinesen in erster Linie charakterisiren und mit Hülfe deren dem Vicekönig nie vergeblich bewiesen wurde, daß der chinesische Officier nichts mehr zu lernen brauche. Aus diesen Gründen konnten die wenigen Schüler der deutschen und europäischen Instructeure niemals in wirkliche Officiersstellen einrücken — sie wurden in den Lagern als Exercirmeister verwandt mit minimalen Gehältern und ohne Autorität; sie kamen eigentlich nur zum Vorschein, wenn es sich darum handelte, ein Paradeexerciren vorzubereiten. Der Zuwachs an Officieren recrutirte sich aus einem Corps von Satteliten, womit sich alle höheren Commandeure umgaben. Dieselben wurden zu Ordonnanz- und Adjutanten-Diensten wie auch zur Bedienung verwandt, bis sich für den Einen oder Anderen eine Hauptmanns- oder Lieutenantsstelle bot.

Sebstverständlich waren und sind diese Officiere vollgepfropft mit den veralteten Ideen aus der Tai-Ping-Rebellion, die einzigen praktischen Kriegserfahrungen, die ihre Commandeure als solche gelten lassen konnten und wollten. Alles, was nachher auf den Kriegstheatern der Welt erfahren und erfunden war, existirte für sie nicht und durfte nicht existiren, denn das hätte ja die Thaten ihrer Chefs oder der Truppe, der sie angehörten, in den Schatten gestellt.

In ähnlicher Weise war es um Bewaffnung und Munitionsersatz bestellt. — Wo die eigenen zuständigen Mittel der Generale nicht ausreichten, mußten sie in Bezug auf Bewaffnung nach der dargebotenen Hand des Vicekönigs greifen; wo aber irgend möglich, folgten sie lieber dem eigenen Geschmack und dem Interesse ihres Geldbeutels. Es entstand eine Mannigfaltigkeit der Ausrüstung, die sich eher für eine Waffensammlung, als für eine kriegsbereite Armee geeignet hätte.

Unter solchen Umständen wurde der Munitionsersatz eine außerordentlich schwierige Aufgabe. Sie fiel den Arsenal- und Militärbeamten in Tientsin zu, bei deren Auswahl der Vicekönig gewohnt und gezwungen war, vielerlei

nepotische Rücksichten walten zu lassen. Bei all' diesen Beamten ging mit der mangelnden technischen und sachlichen Kenntniß eine gewisse Gleichgültigkeit Hand in Hand, und der Vicekönig scheute sich, die Ursache der Leistungsfähigkeit seiner Arsenale in der Unfähigkeit seiner erwählten Beamten zu suchen.

All' die militärischen Einrichtungen, Schulen, Arsenale und Truppen des Vicekönigs sind häufig von europäischen Reisenden besichtigt und beschrieben worden, aber wie selten war ein solcher Berichterstatter — sei er Journalist, Globetrotter, Marineofficier oder diplomatischer Agent — in der Lage, die chinesischen Verhältnisse richtig zu erkennen!

Die sogenannten Beobachter, die nach China kommen, um, wie sie sagen, Land und Leute kennen zu lernen, und die dazu gewöhnlich nur sehr wenig Zeit haben und von diesem Wenig noch den größten Theil zum Berichtschreiben verwenden müssen, beschauen die Verhältnisse mit einer eigens dazu mitgebrachten Brille, deren Gläser häufig noch getrübt sind durch Vorurtheile gegen und Beeinflussung für gewisse Personen. Die Brille paßt aber nur auf die europäische Nase, und dieser Nase nach müssen dann ja auch all' die sonst so unverständlichen chinesischen Verhältnisse gerichtet sein — dann verstehen sie sich leicht, sind leicht zu rubriciren und zu nomenclatiren und — die Berichte werden auch zu Hause gern gelesen, worauf es ja schließlich vor Allem ankommt.

Ein solcher Beobachter und Berichterstatter erhält z. B. die Erlaubniß, eins der Arsenale zu besuchen. Er wird natürlich vom Director empfangen. Der Director ist eine imposante Persönlichkeit, hat einen rothen Knopf und eine Pfauenfeder und unzählige kleine Directoren um sich, die ihm den nöthigen Nimbus verleihen — „ein Mann von solcher Wichtigkeit muß ja natürlich der Mann am richtigen Platz sein, wie hätte er sonst Arsenaldirector werden können? und mit all' den vielen kleinen Mitdirectoren muß ja der ganze verwickelte Apparat herrlich arbeiten." — Da lassen sich dann wichtige Details sammeln für einen Bericht: „So und so viel Centner braunes und so und so viel Centner schwarzes Pulver — so und so viel Tausend Patronen — so und so viel 7, 8, 12, 15, 21, 24, 28 Centimeter-, ja sogar 30,5 Centimeter-Granaten, Shrapnells, Kartätschen und all' die hübschen messingblanken Zünder, wohlverpackt in Papp- und Zinkkästchen — ganz wie bei uns in Spandau oder in Essen." — Ja, ja der Herr Arsenaldirector versteht sein Geschäft, und der nette kleine Mitdirector, der früher mal einer chinesischen Gesandtschaft in Europa attachirt war und ein-, zweimal ein wirkliches Versuchsschießen gesehen hat, ist ja auch seine rechte Hand. — Daß von den Zündern etwa 40 Procent versagen, daß die Patronen, wenn sie nicht versagen, doppelte Visirhöhe erfordern, um auf einfache Distanz zu schießen — daß all' die schönen, schweren Geschosse, falls sie überhaupt ins Rohr gehen, mit Vorliebe darin crepiren, — daß die leichten Geschosse lieber um die Quer- als um die Längenachse rotiren, daß das Pulver, das vielleicht brauchbar wäre, durch irrationelle Aufbewahrung jeder ballistischen Berechnung Hohn spricht, und daß vor allen Dingen von den vielen „So und so viel" nicht die Hälfte, ja vielleicht nicht ein Viertel in einem Monat fertiggestellt wird oder werden kann: das sieht der entzückte Beobachter und Berichterstatter nicht. Wie sollte er sich auch darum noch

bemühen? — Der Herr Director hat ja klar und deutlich über Alles Auskunft gegeben, und „mein Gott", der muß es doch wissen.

Und nun gar eine militärische Parade! Da ist der Obercommandirende, umgeben von seinen Stäben und Generälen. Der Obercommandirende — ein erstaunlich junger Mann mit klugen Augen und einer königlichen Haltung — seine Stäbe und Adjutanten, alles gescheidt dreinschauende Kerlchen, die mit großem Ernst und Ergebenheit an den Augen ihres Führers hängen — und die Generale und Obersten: „Alte wetterbraune Gesellen, die alle noch die ganze Tai-Ping-Rebellion mitgemacht haben und die Ehrenmale aus dieser glorreichen Zeit auf dem Leibe tragen." Wie die Generale, so auch die niederen Commandeure und die Hauptleute, und nun die Soldaten! — ja, die sind natürlich ganz anders, als bei uns, und auch die Bewaffnung und Ausrüstung ist nicht so vollkommen, aber — nun ja, die Verhältnisse und das Klima und überhaupt die ganze Sache erfordern andere Mittel. — Das Ganze macht aber einen vertrauenerweckenden Eindruck, und mit all' den bunten Fahnen und Farben sieht es höchst imposant aus. — Wie schön sich doch die chinesischen Schriftzeichen in den vielfarbigen Fahnentüchern machen! „Wirklich — ich hätte nicht gedacht, daß eine chinesische Truppe so gut aussieht." — Der Herr Obercommandirende lächelt: „Ja, ja, ihr Europäer glaubt immer, daß wir das nicht verstehen; wir verstehen es aber sehr gut, und unsere Truppen sind zuverlässig." Die alten Generale schmunzeln, und der Aelteste streift sich stolz den Aermel auf oder zieht wohl auch die Jacke aus, um seinen narbenvollen Leib zu präsentiren. Und nun das Exercitium; welche Promptheit und Schnelligkeit der Bewegungen, welch' überraschender Wechsel in den Formationen, und was für niegesehene Manöver! — „Ja — aber? —" „Oh" — ich weiß schon, erwidert der Obercommandirende „Sie meinen . . . . nein . . . . . — das machen wir hier nicht — wir exerciren hier nur zur Parade, nur um zu zeigen, wie gut wir unsere Leute in der Hand haben, wie gut die Disciplin und Findigkeit und wie einfach und schnell unsere Befehlertheilung; das wirkliche Schlachtenexerciren — das zeigen wir hier nicht — das ist natürlich ganz anders, das ist . . . . . . nun ja, das wissen wir ja — Sie und ich —, und meine Generale, das sind alte erfahrene Führer — da sehen Sie mal, der da mit dem einen Auge, der allein war in vierundzwanzig Schlachten und immer siegreich." — „So, so, ja — allerdings, die Disciplin und Promptheit in den Bewegungen muß man anerkennen — für ein Paradeexerciren wirklich eine bewunderungswerthe Vielfältigkeit, und schließlich ist es ja ganz gleichgültig, ob man für eine Parade den Parademarsch oder irgend ein Carousselexercitium wählt, aber wie originell, — wirklich hochinteressant — netter Kerl, der Obercommandirende, der wird seinen Mann schon stehen, wenn es darauf ankommt!" — — Nun noch einige Details über Truppenstärken, Geschütze und Munition, überhaupt Bewaffnung und Uniformirung und vor allen Dingen auch über Ersatz der Officiere. Ueber all' dies gibt der Obercommandirende mit einem souveränen Lächeln aber bereitwilligst Auskunft — und wirklich zu größter erstaunlichster Zufriedenheit.

So die Berichte. Was Wunder, daß man sich allgemein über den buntscheckigen Militärapparat, den man die Armee des Vicekönigs Li Hung Chang nannte, die in dem verflossenen Kriege bestimmt war, die Armee Japans zu bekämpfen, ein ganz falsches Bild gemacht hat.

In Wirklichkeit müßte das Urtheil folgendermaßen lauten: „Leidlich ausgebildete, gutwillige Soldaten unter Führern, die nicht nur absolut unfähig waren, mit der heutigen Waffe zu kämpfen, sondern sich sogar vollkommen feindlich jeder neueren Erfahrung entgegenstemmten.“ Und nicht Armeen waren es, sondern Trupps, vereinzelte Trupps, die in verschiedenen Zahlen von 1000 bis zu 5000 Mann unter verschiedenen, von einander unabhängigen Commandeuren standen, deren Bewaffnung verschiedenartig, deren Uniformirung und Ausrüstung willkürlich, je nach dem Gutdünken der Commandeure, deren Verproviantirung und Munitionsersatz systemlos und deren praktisches Gefechtsexercitium einzig durch das mehr oder weniger entwickelte praktische Talent ihrer Commandeure bestimmt war. Daß ein solches Heer einzelner Trupps der wohlgeschulten, musterhaft organisirten und gutgeführten japanischen Armee nicht Stand halten würde, war vorauszusehen. Wenn trotzdem zu Anfang des Krieges unter vielen chinafreundlichen, wohlinformirten Europäern die Idee Platz griff, daß China am letzten Ende siegreich aus der ganzen Calamität hervorgehen würde, so hatte diese Idee ihre Begründung in der Annahme, daß China's Mittel an Menschenmaterial und vor Allem an Geld unerschöpflich seien, daß die ersten Mißerfolge auf dem Schlachtfelde dem hochmüthigen China die absolute Unbrauchbarkeit seiner Officiere und seiner Armeeorganisation klar machen, und ein energisches Eingreifen der Regierung zur sofortigen Abänderung dieser vitalen Schäden zur Folge haben würden.

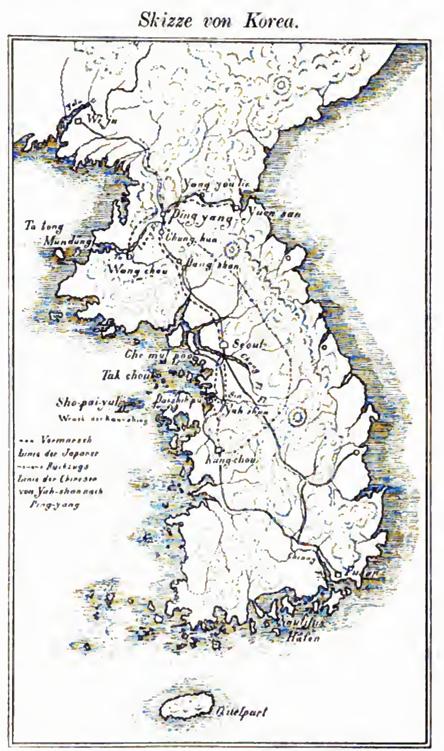
Wir haben gesehen, wie der Vicekönig nach langem Debattiren mit seinen Berathern endlich dazu gelangte, in Bezug auf die Nothlage seiner Truppen in Korea eine zwitterhafte Entscheidung zu treffen.

Anstatt entweder die einmal gewonnene Position bei Yah-shan mit aller Energie zu halten und dazu die ganze Kraft der Flotte und die sämmtlichen mobilisirbaren Truppen zu verwenden, oder ebenso entschieden Yah-shan aufzugeben und seine ganze Macht an der Nordgrenze Korea's zusammenzuziehen, kam ein beklagenswerthes Compromiß zu Stande, welches die berathenden Parteien des Vicekönigs beiderseitig befriedigen sollte. Die Flotte blieb in Wei-Hai-Wei, 7000 Mann gingen nach der Nordgrenze Korea's und 3000 Mann sollten dem exponirten General Yeh bei Yah-shan zu Hülfe gesandt werden. Wie war es aber mit diesen Truppenstärken bestellt?

Der als Soldat angeworbene Chinese betrachtet sich als Beamter und erfordert ein gewisses Personal zu seiner Bedienung. Zu jeder Corporalschaft gehören so und so viel Diener, welche als Köche, Wasserträger, Bagagewärter und Munitionsträger den Troß bilden. Eine Corporalschaft von zehn Mann hat etwa drei Mann Bedienung. Zu einem Bataillon, das gewöhnlich 500 Mann stark sein soll, gehört, einschließlich der Bedienung der Officiere, ein

Personal von etwa 200 Mann Troß. Ein Bataillon würde demgemäß in Wahrheit aus 700 Mann bestehen, von denen 500 Mann Combattanten und 200 Mann Troßknechte wären. Diese Troßknechte bilden gleichzeitig den Stamm für den Mannschaftsersatz des Bataillons, und auf diesen Stamm wird bei Gelegenheit von Musterungen zurückgegriffen, um die Stellen der

Skizze von Korea.



beurlaubten und nicht vorhandenen Mannschaften zu füllen. Daraus hat sich die Praxis ergeben, daß die meisten Commandeure ihre Bataillone im Allgemeinen auf eine Stärke von 3—400 Mann halten, den Sold für die fehlenden 100—200 Mann als eine ihnen gebührende Nebeneinnahme betrachten und dafür die Namen der Troßknechte als Soldaten in den Listen führen. Wenn

daher auch in allen chinesischen Berichten die Truppenzahl nach der Zahl der Bataillone zu 500 Mann angegeben ist, so sind in Wahrheit aber nur 300 bewaffnete Soldaten zu rechnen, da mindestens 150 Mann Troßknechte und 50 Mann Fahnenträger, Ordonnanzen und Leibwächter der Commandeure in die Zahl 500 mit einbegriffen sind. Es ist deshalb für die eingeweihten chinesischen Beamten ein üblicher Gebrauch geworden, für die Liquidation von Waffen und Munition mindestens 40 Procent von der angegebenen Truppenzahl abzurechnen.

Die ursprüngliche Zahl der zuerst unter General Yeh nach Korea entsandten Truppen war in allen Berichten auf 2500 Mann angegeben, in Wahrheit bestand sie aber nur aus etwa 1600 Mann Combattanten. Dem entsprechend ist auch die Verstärkung, welche dem General kurz vor dem 25. Juli zugeschickt werden sollte, nicht auf 3000 Mann, sondern im besten Fall auf 1800 Mann zu berechnen. Nach Ausfall der 1300 Soldaten, die durch den Untergang der Kau-shing größtentheils den Tod fanden, blieben also 500 Mann plus dem gesammten Troß, welche mit den ersten beiden Transportdampfern befördert worden waren.

Yeh hatte bereits während der letzten Wochen des Juni seine ursprüngliche Stellung bei Pai-shih-pu[1]) in der Nähe der Yah-shan-Bucht aufgegeben, als er gesehen hatte, daß die chinesische Flotte nicht beauftragt wurde, diese Bucht zu halten; er nahm etwa 30 Kilometer landeinwärts östlich der Stadt Yah-shan Stellung, wo die Morastbildungen des Sin-Flusses ein günstiges Frontalhinderniß gegen die Annäherungslinie von Seoul boten. Er hatte hier zu der üblichen chinesischen Verschanzungsweise ein verlassenes Feldlager der Tong-hak-Rebellen benutzt und erwartete ungeduldig die versprochenen Verstärkungen.

Die am 23. und 24. Juli bei Pai-shih-pu gelandeten Truppen erhielten den Befehl, dort Stellung zu nehmen, um die linke Flanke gegen eine plötzliche Landung der Japaner zu decken. — Hätte Yeh geahnt, daß die ganze Verstärkung, die nach Korea gelangen sollte, Dank der Zerstörung der Kau-shing, mit diesen ersten 500 Soldaten und etwa 1000—1200 Troßknechten ihr Bewenden haben würde, so hätte er vielleicht anders disponirt. Der japanische General Oshima ließ ihm keine Zeit. — Bereits am 24. Juli hatte dieser sich in den Besitz des Palastes und aller öffentlichen Gebäude in Seoul gesetzt und dann ein Detachement von etwa 3000 Mann nach Pai-shih-pu entsandt, die, an der Küste entlang marschirend und unterstützt von einigen Kanonenbooten, die vermeintliche Stellung des Generals Yeh bei Pai-shih-pu recognosciren sollten.

Die Vorhut dieses Detachements war am Abend des 26. Juli auf die kurz vorher gelandete verstümmelte Verstärkung des Generals Yeh gestoßen; letztere war gerade im Begriff, den Troß landeinwärts zu senden und bei Pai-

---

[1]) Für alle Namen ist die Schreibweise der chinesischen Aussprache gewählt und demgemäß auch auf beigefügter Karte angewandt, da die koreanische Aussprache in Korea selbst vielfach variirt.

shih-pu Stellung zu nehmen. Die Ueberraschung war wohl auf beiden Seiten die gleiche; die Japaner feuerten in die entsetzte Herde der Troßknechte, überzeugten sich von der Sachlage und zogen sich auf ihr Gros zurück. Während der Nacht wurde mit Hülfe der Kanonenboote ein Theil des Detachements im Rücken der Chinesen gelandet, die man am folgenden Morgen mit einem Angriff von beiden Seiten überfiel. Der ganze Troß wurde die erste Kriegsbeute der Japaner, während die beiden chinesischen Bataillone in südöstlicher Richtung abzogen und sich vier Tage später mit dem General Yeh bei Kung-chou vereinigten.

Es soll bei diesem ersten Erfolg der japanischen Waffen gerade nicht sehr civilisirt hergegangen sein. Die Berichte erzählen, daß man einen großen Theil der Troßknechte erschossen habe, nachdem man sie vorher gezwungen, die ganze, aus Proviant und Munition bestehende Beute in kleine Dschunkten zu verladen; ebenso wurden dreizehn koreanische Kaufleute, die an dem Platze ansässig waren, niedergemacht, weil sie einen Theil des Proviants in ihren Gehöften untergebracht und dadurch bei den Japanern den Verdacht erregt hatten, ihnen diesen Theil der Beute vorenthalten zu wollen. — Man hatte offenbar auf japanischer Seite nicht die Absicht, sich lange an der Yah-shan-Bucht aufzuhalten; die Verschiffung der Beute, die unter Begleitung der Kanonenboote nach Chemulpoo gebracht wurde, wie auch der kurze Proceß, den man mit den gefangenen Troßknechten machte, deuten darauf hin, daß das japanische Detachement keine Zeit hatte, sich mit einem größeren Gefangenentransport zu beschäftigen. In Wahrheit mußte es, den Instructionen des Generals Oshima gemäß, am 27. bei Yah-shan sein, um sich hier mit der Hauptmacht zu vereinigen.

Der plötzliche Uebergang vom Frieden zum Krieg veranlaßte den General Yeh, in Erkenntniß seiner Schwäche, den Rückzug auf die feste Stadt Kung-chou zu beschließen. Man hatte ihm bei seinem Abgang nach Korea zwanzig der besten Schüler der Kriegsschule in Tientsin beigegeben. Letztere war bei Beginn der koreanischen Schwierigkeiten aufgelöst, und die Schüler waren den Truppentheilen zugewiesen worden. Da sie keinerlei Connexionen besaßen und von den alten Officieren mehr oder weniger scheel angesehen wurden, so reihte man sie nicht in die Truppen als Fähnrichs oder Lieutenants, sondern als außeretatsmäßige Mannschaften ein, die in besonderen Fällen Verwendung finden sollten.

Als ein solch' besonderer Fall erschien dem General Yeh die Deckung seines Rückzuges nach Kung-chou. Er ließ zu diesem Zweck zwei Compagnien in der Gesammtstärke von 160 Mann mit diesen zwanzig jungen Leuten zurück und ertheilte ihnen Instructionen, welche auf Vertheidigung des Feldlagers bis auf den letzten Mann lautete. Wörtlich haben diese 180 Mann ihren Befehl ausgeführt.

General Oshima, der am 26. von Seoul aufgebrochen war, hatte am Abend des 28. einen Angriff auf das chinesische Feldlager bei Yah-shan versucht und war so empfangen worden, daß er es vorzog, den Angriff bis zum nächsten Morgen aufzuschieben. Dabei soll es in der Dunkelheit vorgekommen

sein, daß die linke Flügelcolonne der Japaner mit dem eigenen Centrum in ein heftiges Feuergefecht gerieth, wodurch die Japaner sich unter einander bedeutende Verluste beibrachten.

Am 29. Morgens hatte Generals Oshima die detachirten Truppen von der Yah-shan-Bucht herangezogen, hatte ein Regiment nach der rechten Flanke der feindlichen Stellung beordert und dann erst seinen Angriff erneuert. Erst nach etwa fünfstündigem heißen Kampf gelang es den mehr als zwanzigfach überlegenen Japanern, die Stellung zu nehmen, nachdem von der Besatzung buchstäblich nichts übrig geblieben war.

So erbärmlich die Disposition des Generals Yeh, so heldenhaft war die Ausführung seines Befehls. Das kleine Häuflein chinesischer Truppen, das sich am selben Tage in Kung-chou einfand, hatte wohl Grund, mit Stolz auf dies erste Gefecht in dem Kriege zu blicken.

China ist eben das Land der krassesten Widersprüche — das zeigte aufs Neue das Gefecht bei Yah-shan. — Auf der einen Seite die bis zur rücksichtslosen Feigheit getriebene Vorsicht der commandirenden Officiere, auf der anderen eine Ergebenheit und Tapferkeit von Subalternen und Soldaten, die an die Tage des Leonidas erinnern.

So verloren die Chinesen ihre vielbesprochene Stellung bei Yah-shan, die bei energischer Haltung der Regierung zu einem Concentrationspunkte für die Streitkräfte der chinesischen Sache hätte werden können. Ein Zweck wurde allerdings doch erreicht. Der General Oshima mußte die kostbare Zeit verlieren, die ihn mit einem Schlage in den Besitz von ganz Korea gesetzt haben würde, wenn er seinen Vormarsch direct nach Norden, anstatt zuerst nach Süden hätte richten können. Daß dies sein Streben war, geht daraus hervor, daß er sofort nach der Eroberung von Yah-shan, also noch vor der Kriegserklärung, eine starke Avantgarde nördlich nach dem Tatong-Fluß entsandte, um sich in den Besitz der Stadt Ping-Yang zu setzen.

Hier war ihm China aber zuvorgekommen. — Die Truppen des Generals Wei, die der Vicekönig Anfangs zur Verstärkung nach Yah-shan bestimmt hatte, waren den abgeänderten Instructionen zu Folge während der Tage des 25., 26. und 27. Juli an der Yalu-mündung ausgeschifft worden und hatten mit unglaublicher Geschwindigkeit den Marsch nach Ping-Yang zurückgelegt. Desgleichen war der General Tzo mit 5000 Mann von Mukden dahin abmarschirt und vereinigte sich dort in der ersten Woche des August mit den 7000 Mann des Generals Wei. Eine weitere Besatzung für die wichtige Stadt führte der Tartarengeneral Wen heran, welcher Anfang August mit 3000 Mann mandschurischer Truppen von Kirin aufgebrochen war.

Die schnelle Besetzung der festen Stadt Ping-Yang durch China war wohl ein unvorhergesehener Fall in der Rechnung Japans. Trotzdem hielt es an der Durchführung des ursprünglichen Planes fest. Zu gleichen Zeiten landete an drei verschiedenen Punkten — „bei Fusan in der Südostspitze Korea's, bei Yuen-san an der Nordostecke der koreanischen Küste und an der Mündung des Tatong-Flusses in der Nähe der Stadt Ping-Yang an der Nordwestecke der koreanischen Küste“ — die bereit stehende Occupations-

armee, welche nachher als die erste japanische Armee bekannt geworden ist. Das Commando derselben übernahm vorläufig der Generallieutenant Nodzu, und unter ihm vollzog sich ohne Schwierigkeiten die Landung, die vorher reiflich überlegt und von langer Hand vorbereitet war. Man gewinnt den Eindruck, daß es Anfangs nur die Absicht Japans gewesen, die Welt durch eine Eroberung oder wenigstens dauernde Occupation Korea's zu überraschen. Die Erfolge bei Yah-shan und später bei der Eroberung von Ping-Yang haben Japan erst über die praktische Unbrauchbarkeit der chinesischen Streitkräfte belehrt und dadurch die Begierde, den Krieg nach China hineinzutragen, erzeugt.

In den Tagen vom 1. bis 10. August landete bei Fu-san die zehnte Brigade der kriegsstarken fünften Division. Sie sollte von dort durch das südliche Korea vormarschiren, dabei eine Etappenstraße nach Seoul festlegen und eventuell die bei Yah-shan abgedrängten chinesischen Truppen abfangen. Die Brigade stieß aber auf so viel Schwierigkeiten, die theils in der feindlichen Gesinnung der Bewohner, theils in der Unwegsamkeit der Straßen ihre Ursache hatten, daß man es schließlich vorzog, dieselbe zum größten Theil in Fusan wieder einzuschiffen, um sie durch Transport auf dem Seewege bei Seoul mit der Brigade des Generals Oshima zu vereinigen.

Eine Abtheilung von 6000 Mann, die fünfte gemischte Brigade unter General Osako, landete bei Yuen-san, um quer durch Korea nach Westen auf Ping-Yang zu marschiren. Eine dritte Abtheilung von 5000 Mann wurde nach der Mündung des Tatong-Flusses transportirt, um von dort aus flußaufwärts zu gehen und sich bei Ping-Yang mit der von Osten kommenden fünften Brigade zu vereinigen. Beide Abtheilungen bildeten die dritte Division, welche in Friedensstärke die Häfen Japans verlassen hatte und später erst durch Nachschub auf ihre Kriegsstärke von 18000 Mann gebracht ward. Ein einheitliches zielbewußtes Vorgehen der in Ping-Yang angesammelten chinesischen Streitkräfte hätte leicht diesen beiden exponirten Truppenabtheilungen verderblich werden können. Aber schon bei diesem ersten Schritt zeigte sich die Uneinigkeit unter den chinesischen Führern.

General Tzo, der ein durchaus schneidiger und jedenfalls sehr williger Führer war, hatte die Sachlage richtig erkannt; seine Absicht war, aus der Stellung bei Ping-Yang herauszugehen, letztere dem heranziehenden Tartaren-General Wen zu überlassen, und vereint mit den Streitkräften des Generals Wei zuerst die von Yuen-san heranmarschirenden 6000 Japaner anzugreifen und dem General Osako bei den Bergpässen des Tung-shan ein ähnliches Schicksal zu bereiten, wie es der General Yeh bei Yah-shan erfahren hatte. Tzo wollte sich dann noch gegen die an der Tatong-Mündung gelandeten 5000 Mann wenden, um auch diesen zum Allermindesten den Uebergang nach dem rechten Ufer des Flusses unmöglich zu machen. Der durch den Zustand der Straße von Seoul nach Ping-Yang bedingte langsame Vormarsch der Hauptarmee würde ihm reichliche Zeit zu diesen Unternehmungen gelassen haben.

General Wei dagegen wollte sich von der Position Ping-Yang nicht trennen. Er argumentirte, daß seine Befehle lauteten, Ping-Yang zu besetzen

und zu halten; da er nach alter chinesischer Weise den Kampf hinter Mauern dem im freien Felde vorzog, so klammerte er sich an den Wortlaut seiner Instructionen unter Hintenansetzung des Sinnes derselben.

Zwischen dem 10. und 15. August war der Tartarengeneral Wen mit seinen 3000 Mann in Ping-Yang eingetroffen, und es fanden nun zwischen den drei selbständigen Generalen Tzo, Wen und Wei verschiedene Berathungen statt, in welchen die ursprüngliche Absicht des Generals Tzo durchsprochen und zum Gegenstand einer eifrigen telegraphischen Correspondenz nach Peking gemacht wurde.

Die Regierung in Peking war gar nicht oder wenigstens sehr übel berathen; sie konnte sich nicht entschließen, den ersten und wichtigsten Schritt zu thun, den die Lage vorschrieb, nämlich einen der Generale zum Obercommandirenden der Streitkräfte in Korea zu ernennen. Der Vicekönig Li Hung Chang war nach den Mißerfolgen seines Generals bei Yan-shan unentschlossener als vorher. Es wäre ihm damals vielleicht gelungen, bestimmend auf die Entschlüsse der Regierung einzuwirken, aber er fürchtete die Verantwortlichkeit. Er rechnete mit einer Intervention der Westmächte, die ihm als die einzige Möglichkeit erschien, aus der schwierigen Lage, die er durch die voreilige Entsendung des Generals Yeh nach Korea herbeigeführt hatte, wieder herauszukommen.

Die drei Generale in Ping-Yang theilten sich schließlich in die Besetzung des Platzes: General Wei übernahm den rechten, General Wen den linken Flügel und General Tzo das Centrum der Stellung. Letzterer war der Einzige, der durch seine Cavallerie eifrige Recognoscirungen nach den drei gefährdeten Seiten unterhielt, während die beiden anderen Führer ruhig in den Tag hineinlebten und nicht einmal daran dachten, ihre Stellungen durch rationelle Verschanzungen zu befestigen. Sie glaubten nicht recht an einen bevorstehenden Angriff und meinten, Japan würde sich auf den Besitz von Seoul beschränken. In echtem chinesischen Eigendünkel meinten sie, daß das bloße Factum ihrer Anwesenheit genügen würde, um Japan von einem Angriff auf Ping-Yang abzuschrecken.

Dem energischen Vorgehen des Generals Tzo war es einzig zu verdanken, daß während der Tage des 13., 14., und 18. August die japanische Vorhut der Hauptarmee bei Chung-hua, die japanische Vorhut der linken Flügelcolonne bei Wang-chou und die rechte Flügelcolonne bei Yang-you-lin zurückgeschlagen wurden. Die beiden letzteren Colonnen müssen darauf bestimmte Befehle des Generals Nodzu erhalten haben, denn sie zogen sich nach diesen kleinen Vorpostengefechten am 13. und 14. hinter die Bergkette, resp. bis zur Mündung des Tatong-Flusses zurück und erwarteten hier das Heranrücken der japanischen Armee von Süden her.

Der Vormarsch der Hauptarmee war durch vielerlei Terrainschwierigkeiten sehr verzögert. Die Jahreszeit, zu welcher die sämmtlichen Flüsse hoch angeschwollen waren und die Feldfrucht in hohen Halmen stand, hatte die an sich primitiven Straßen so unwegsam gemacht, daß man täglich nur etwa zehn Kilometer zurücklegen konnte. Durch die Heranziehung der in Fusan gelandeten 10. Brigade, für deren Ueberführung zur See nach Chemulpoo

ursprünglich keine Transportschiffe bereit gestellt waren, wurde viel Zeit verloren. Offenbar hatte man japanischerseits nicht die Absicht, den Vormarsch zu übereilen, nachdem man sich von der Anwesenheit einer chinesischen Besatzung in Ping-Yang überzeugt hatte. Die wachsame Thätigkeit des Generals Tzo und die Gefechte am 13., 14. und 18. hatten die japanische Heeresleitung veranlaßt, die Stärke der chinesischen Besatzungstruppe und Vertheidigungsmaßregeln zu überschätzen. Man glaubte, einen Angriff auf die Stadt ohne genügende Artillerie nicht unternehmen zu können und hatte sich, bei der Unwegsamkeit der Straßen, für den Transport über See von Chemulpoo nach der Tatong-Mündung entschieden. Erst am 6. September traf die Artillerie sammt der ganzen japanischen Flotte an der Tatong-Mündung ein und zu gleicher Zeit erschien der Obercommandirende Japans in der Person des Feldmarschalls Yamagata in Korea.

Unterdessen hatte General Yeh mit den Resten seiner Truppen einen Marsch vollführt, von welchem die so langsam marschirenden Japaner etwas hätten lernen können. General Yeh war, nachdem er von der Landung der Japaner in Fusan gehört, nach Osten ausgewichen, hatte, durch das Bergland des östlichen Korea nach Norden marschirend, die ganze japanische Stellung bei Seoul im großen Bogen umgangen und sich bei Ping-Yang mit den chinesischen Truppen vereinigt. Wie geschickt der Marsch ausgeführt wurde, beweist die Thatsache, daß die Japaner erst von dieser Bewegung erfuhren, als der General Yeh bereits ihren Rücken passirt hatte und sich in der Höhe der auf den Marsch nach Seoul befindlichen japanischen Vorhut befand. Der Unterführer des Generals Yeh, Namens Nieh, war der Leiter des ganzen Marsches; er benutzte ihn, um die koreanischen Distrikte, durch welche er passirte, gegen die Japaner aufzuwiegeln, setzte ihn ungestört bis Ping-Yang fort und langte dort am 22. August mit 1380 Mann und 8 Berggeschützen an. Ende des Monats traf auch General Yeh mit einer Schar von 3000 Koreanern, theils Soldaten, theils Gesindel ein, aus denen er, in der Annahme, das nöthige Waffenmaterial und Munition vorzufinden, eine gefechtsfähige Truppe zu machen hoffte.

Dieser unerwartete Erfolg erregte in Peking große Freude; man überhäufte die beiden Generale mit Kriegsehren aller Art und feierte sie wie die Helden eines großen Sieges. Für die Regierung wurde dadurch die schwierige Frage des Obercommandos in Ping-Yang leicht gelöst. General Yeh, welcher dem Alter nach den übrigen Generalen weit voranstand, erhielt den Oberbefehl. In ganz China beglückwünschte man die Wahl der Regierung, in Wahrheit aber war sie ein sehr falscher Schritt.

Der General, der bereits bei Yah-shan bewiesen hatte, wie wenig er von militärischen Kenntnissen und Ausbildung nach den heutigen Begriffen hielt, indem er ohne Bedenken die zwanzig tüchtigsten Leute, welche er besaß, als Kanonenfutter preisgab, war am wenigsten geeignet, die schwierige militärische Lage, welche sich, dank der Uneinigkeit der chinesischen Generale in Ping-Yang, entwickelt hatte, richtig zu erkennen.

Seitens der Regierung hatte man die beste Absicht, das kleine Heer des Generals Yeh in gefechtsfähigen Zustand zu setzen. Die Arsenalverwaltung

in Port Arthur erhielt sofort den Befehl, einen größeren Transport von Waffen und Munition nach Ping-Yang abgehen zu lassen. Bei Gelegenheit dieses Transports documentirte sich abermals in krassester Weise die Unentschlossenheit der chinesischen Autoritäten. Es wäre dies einer der günstigsten Momente für das Eingreifen der chinesischen Flotte gewesen, denn in den Befehl der Regierung war es eingeschlossen, daß dieser Munitionstransport, durch die Flotte begleitet, direct nach Ping-Yang übergeführt werden sollte. Zu jener Zeit war die japanische Flotte noch nicht vollkommen concentrirt und größtentheils mit der Begleitung kleinerer Transporte von Fusan nach Chemulpoo resp. von Chemulpoo nach der Tatong-Mündung beschäftigt. Diese Mündung ist der eigentliche Hafen der Stadt Ping-Yang, welche etwa 60 Kilometer oberhalb des Flusses auf dessen rechtem Ufer gelegen ist. Die chinesische Flotte, welche unthätig in Wei-Hai-Wei lag, hätte keinen günstigeren Moment finden können, um aus dieser Unthätigkeit herauszutreten. Durch den Befehl der Regierung war die Verantwortlichkeit, vor welcher sich bis dahin der Vicekönig und der Admiral Ting gescheut hatten, vollkommen gehoben; aber auch jetzt noch fürchtete der Vicekönig durch das plötzliche Eingreifen der Flotte den Angriff der Japaner direct auf die seiner Botmäßigkeit unterstellte Küste der Provinz Chehli abzulenken. Er befahl deshalb in Ausführung des kaiserlichen Befehls, daß die Transporte vermittelst chinesischer Dschunkten stattfinden und sich an der Küste von Port Arthur aus bis zur Mündung des Yalu-Flusses entlang schleichen sollten.

Dem General Nieh, der ein energischer Mann war und mit seinen 1300 Mann zwar gut bewaffnet, aber vollkommen ohne Munition in Ping-Yang auf die Ankunft dieser Transporte harrte, wurde darüber die Zeit zu lang, und anstatt dort die Munitionstransporte zu erwarten, machte er kurzen Proceß und marschirte denselben nach den Ufern des Yalu-Flusses entgegen. Nicht so der General Yeh. — Betraut mit dem Oberbefehl, mußte er wenigstens den Schein wahren, wenn er auch lieber die Leitung den drei Generälen überlassen hätte und effectiv überließ. In Wirklichkeit verbesserte seine Commandoführung nichts in der Lage. Die Schar von schlecht bewaffneten koreanischen Soldaten, welche vereint mit einem großen Zuzug von Flüchtlingen aus der Umgegend bald einen starken Mangel an Proviant in der Stadt verursachte, erhöhte nur noch die Schwierigkeiten, und außerdem war Yeh's energieloses Auftreten nicht geeignet, der Uneinigkeit der Generale ein Ende zu machen.

Für Japan war das plötzliche Wiederauftauchen der bei Yah-shan vollkommen zersprengt geglaubten chinesischen Streitkräfte eine unangenehme Ueberraschung. Wie von China, so wurde auch von japanischer Seite die Tüchtigkeit des Generals Yeh in unverdienter Weise überschätzt, und man glaubte jetzt den Angriff auf Ping-Yang beschleunigen zu müssen, da man eine Verstärkung der chinesischen Besatzung befürchtete.

Beim Eintreffen des Feldmarschalls Yamagata auf dem koreanischen Kriegstheater stand die japanische Hauptarmee bei Ping-shan, einem Platz an der großen Straße, etwa 60 Kilometer südlich von Ping-Yang. Der Feldmarschall beeilte den Vormarsch und traf am 10. September mit der Hauptarmee bei

Chung-hua ein. Durch zwei Seitendetachements hatte er die Verbindung mit den beiden Abtheilungen, welche von der Tatong-Mündung und von Yuan-san heranrückten, hergestellt, so daß er bereits am 12. September den Angriff einleiten konnte. Es geschah dies durch einen demonstrativen Angriff auf das Centrum der Stellung mit dem wahrscheinlichen Zweck, den beiden Flügelabtheilungen den Uebergang über den oberen und unteren Lauf des Tatong-Flusses ohne Behelligung zu ermöglichen. — Dieser Zweck wurde vollkommen erreicht. Beide Abtheilungen gelangten am 14. Morgens bis hinter die Höhenzüge, welche die Stadt im Osten und Westen umgeben, und konnten noch während der Nacht ihre Artilleriepositionen auf den Höhen einnehmen.

Der Angriff selbst war von General Tzo aufs Ernergischste erwidert worden, und nicht mit Unrecht betrachtete er den Rückzug der Japaner als einen Sieg seiner Waffen. Der rastlose General war bis dahin die einzige Seele in dem kopflosen Ping-Yang gewesen; er hatte unablässig die ganze Umgebung mit seinen 500 Reitern durchschwärmt und war stets da mit einer bewunderungswürdigen Raschheit erschienen, wo sich Gelegenheit bot, den verschiedenen Recognoscirungs-Detachements entgegen zu treten. Durch die Ernennung des Generals Yeh zum Oberbefehlshaber wurde jedoch ein großer Theil von Tzo's Autorität, die er sich durch sein thatkräftiges Auftreten gesichert hatte, untergraben. Er sah sich gezwungen, seine bisherige Allgegenwart zu beschränken und seine ganze Aufmerksamkeit wie die seiner Streitkräfte auf das Centrum der Stellung und die Vertheidigung des Frontalhindernisses, welches der Tatong-Fluß bildet, zu richten. Den Außenpostendienst in den Flanken, welchen Tzo bis dahin so erfolgreich gehandhabt hatte, mußte er den Generalen Wei und Wen überlassen.

Offenbar waren beide Generale dieser Aufgabe nicht gewachsen; sie betrachteten dieselbe als eine Nebensache und hatten sich in Erwartung eines Angriffes in ihre befestigten Lager zwischen der Stadt und den Hügeln am Fuße derselben zurückgezogen. In der Nacht vom 14. zum 15. waren beide Generale zu einer Berathung bei dem General Yeh, der im Centrum der Stadt, umgeben von dem zahlreichen Troß und Heergesindel, sein Lager aufgeschlagen hatte.

Man feierte ein Fest, das nach authentischen Berichten den Charakter einer Orgie annahm, in Freuden über den vermeintlichen Sieg am 12. September. Man ahnte nicht, daß zur selben Zeit auf den umliegenden Höhen die Geschütze eingegraben wurden, die am folgenden Morgen Tod und Verderben in die Stadt schleudern sollten. Man glaubte, der Erfolg von vorgestern habe den Feind zum Abzug bewogen, und man gratulirte sich gegenseitig zu den zu erwartenden Ehren und Auszeichnungen, die gewiß auf sie Alle niederregnen würden. Als inmitten dieser Festesfreude plötzlich ein Reiter Tzo's erschien, um dem Obergeneral die überraschende Meldung zu bringen, daß der Feind im Osten und Westen der Stadt die Höhen besetzt habe und dort Artilleriestellungen vorbereite, soll General Yeh dem Manne zugerufen haben: „Du Narr, wie kannst Du mir eine derartige Lüge vorbringen, die Furcht vor den Zwergen hat Dir den Kopf verdreht; mach', daß Du wieder auf Deinen

Posten kommst und melde derartige Thorheiten Deinem eigenen General, aber nicht mir." — Man war so überzeugt von dem zeitweiligen Abzug der Japaner nach dem Siege des Generals Tzo und hielt eine Umgehung der Stellung für ein solches Ding der Unmöglichkeit, daß man in den Festräumen des Oberführers unbekümmert fortfuhr, sich an den mimischen Künsten der koreanischen Sängerinnen und Spieler zu erlustigen, die der marschkundige Yeh bei seinem Zuge von Yah-shan nach Ping-Yang aufgesammelt hatte. Nicht eher wurde dem gewissenlosen Treiben ein Ende gemacht, als bis am frühen Morgen, dem 15. September, die japanischen Batterien auf den Flanken plötzlich ein heftiges Granat- und Shrapnellfeuer eröffneten und mit ihrem auf das Centrum der Stadt gerichteten Morgengruß eine unglaubliche Ueberstürzung und Verwirrung in der aufgeschreckten Stadt hervorriefen.

Nur in der Front fand diese plötzliche Kanonade sofortige Erwiderung. — General Tzo hatte die Meldung seiner Reiter nicht als Narrethei erklärt, sondern war eifrig bemüht gewesen, für einen erneuten Angriff der Japaner gerüstet zu sein. Gerade ihm mangelte es an Geschütz. Seiner leichten Truppe, die bis zum Beginn des Krieges lediglich zur Niederhaltung der zeitweiligen Unruhen chinesischer Ansiedler in der Mandschurei verwandt worden war, standen nur zwei Batterien leichter Berggeschütze zur Verfügung. Die Haupt-Artilleriemacht, vier Batterien Feldgeschütze, war unter dem Commando des Generals Wei theils in den bastionartigen Ecken seiner Lager auf dem rechten Flügel der Stellung, theils im Centrum der Stadt zur Verfügung des Oberführers aufgestellt.

Das Geschützfeuer wurde bis zum späten Mittag eifrig unterhalten, von der Stadt aus aber nur spärlich erwidert. Man hatte dort ganz den Kopf verloren; unter dem Conflux von Gesindel, das den General Yeh umgab, richteten die japanischen Shrapnells ungeheure Verheerungen an, und die Stadt glich bald einem großen Schutthaufen. General Wei wurde es in seinen Lagern außerhalb der Stadt zu heiß, er zog sich mit einem großen Theil seiner Truppen hinter die Stadtmauern zurück und erhöhte dadurch die allgemeine Verwirrung.

Es ist eigentlich nicht recht verständlich, warum die japanische Oberleitung am Nachmittag nicht zum directen Angriff überging; die matte Erwiderung des Feuers mußte sie darüber aufklären, wie es um die Vertheidigung des Platzes bestellt war.

Es sind später die verschiedenartigsten Berichte über die Katastrophe bei Ping-Yang von Augen- und Ohrenzeugen verbreitet worden, und Alle sind einig in der Schilderung des Zustandes der Stadt während der andauernden Kanonade — in Sodom und Gomorrha kann es nicht schlimmer hergegangen sein, als es Pech und Schwefel regnete. Worüber aber alle Berichte verschieden sind, ist die Art, wie Ping-Yang schließlich in die Hände der Japaner überging. — Die einen besagen, daß am Abend desselben Tages der General Tzo durch einen Granatsplitter getödtet wurde, daß darauf die Japaner in der Front zum Angriff übergingen, die Stellungen der Tzo'schen Truppen nahmen, nachdem alle Vertheidiger gefallen waren, und durch das Südthor in die Stadt

eindrangen, während die Generale Yeh und Wei mit ihren Truppen einen geordneten Rückzug durch das Nordthor antraten. — Andere Berichte verlegen den Angriff der Japaner auf den Morgen des 16. September — der General Tzo habe den Generalen Yeh und Wei gerathen, den Rückzug anzutreten und sich anheischig gemacht, seine Stellung so lange zu halten, bis die Stadt geräumt sei. Die Ausführung des Rückzuges sei dann während der Nacht begonnen worden, die Japaner hätten dies bemerkt und wären sofort zum Angriff übergegangen. General Tzo habe sich lange gehalten und sei endlich mit seiner ganzen Mannschaft niedergemacht worden.

Am wahrscheinlichsten sind die Berichte von einigen Kriegsschülern, welche der Truppe des Generals Wei zugetheilt waren und erzählen: General Yeh habe am Nachmittag des 15. September auf der Mittelpagode von Ping-Yang eine weiße Flagge gezeigt und dann sehr gegen den Willen des Generals Tzo einen Parlamentär nach der Front gesandt, um mit der Bedingung des freien Abzuges die Stadt zu übergeben. Die japanische Oberleitung sei auf diesen Vorschlag eingegangen; der Abzug habe während der Nacht durch das Nordthor begonnen. Gegen Morgen sei aber durch Uebereilung eine Stockung eingetreten, man habe auf chinesischer Seite Verrath gefürchtet und auf ein japanisches Detachement der rechten Flügelabtheilung, welche in der Nähe des Nordthores Stellung genommen hatte, Feuer eröffnet. Darüber sei dieses Detachement sofort zum Angriff übergegangen, und dies sei das Signal gewesen für einen allgemeinen Angriff aller japanischen Colonnen auf die Stadt. — Tzo habe als Führer der Arrièregarde die Stadt noch lange zu vertheidigen gesucht und dabei seinen Tod gefunden.

Jedenfalls geht aus allen diesen Angaben hervor, daß der General Tzo seine Schuldigkeit bis zum Aeußersten gethan hat, daß er die Seele der Vertheidigung blieb bis zum letzten Moment, und daß die Vertheidigung ihr natürliches Ende fand, als er seine tapfere Seele aushauchte. — Er war Mohammedaner wie der größte Theil seiner Truppen, er war ein Findelkind aus der Tai-Ping-Rebellenzeit, war im Lager geboren, und dem Beruf, in dem er geboren, bis zum bitteren Ende treu geblieben. In ihm verlor China seinen tapfersten und besten, wenn nicht einzigen General. Seine Leiche wurde von den Japanern mit allen militärischen Ehrenbezeugungen bestattet — seinen Manen wurden später vom Kaiser posthume Ehren verliehen.

Der endgültige Kampf um die Stadt, dessen Vorbereitungen fast anderthalb Monate in Anspruch nahmen, hatte nicht viel länger als eine Stunde gewährt — es zeigte sich, wie ungeheuerlich die Kopfzahl der Vertheidiger überschätzt worden war. Die Angriffsmacht der Japaner war der der Vertheidiger um das Doppelte überlegen. Die große Masse von Heergesindel, das sich im Laufe der sechs Wochen in Ping-Yang angesammelt hatte, war wohl die Veranlassung zur Ueberschätzung der chinesischen Streitmacht, die schließlich nur aus 15 000 Streitern bestand, von denen aber in Wahrheit nur die 5000 Mann des Generals Tzo fechtend aufgetreten sind.

Was von den chinesischen Truppen aus Ping-Yang entkam, flüchtete nach den Ufern des Yalu-Flusses; die, welche ihre Waffen nicht weggeworfen

hatten, wurden von dem General Nieh, der wegen Mangel an Munition eine Woche vor dem Angriff von Ping-Yang abmarschirt war, aufgefangen und in seine Truppe aufgenommen. Derselbe wandte sich nach dem nördlichen Lauf des Yalu-Flusses und hat im späteren Verlauf des Krieges noch eine wichtige Rolle gespielt.

Die Unzahl von Verwundeten und Gefangenen, die sammt einer beträchtlichen Kriegsbeute in die Hände der Japaner fielen, wurden von diesen auf das Beste ver- und gepflegt. Japan hatte hier zum ersten Mal Gelegenheit, zu zeigen, daß es nicht nur dem Namen nach der Genfer Convention beigetreten sei. Es löste diese Aufgabe in einer bewunderungswürdigen Consequenz, die einem jeden christlichen Missionär Ehre gemacht haben würde.

Die deutsche Frauenbewegung.

Von
Gustav Cohn.

I.

Die deutsche Frauenbewegung gleicht in ihren Anfängen den ersten Stadien der deutschen Arbeiterbewegung. Aber sehr bald hört die Aehnlichkeit auf. Die Arbeiterbewegung erlangt Bedeutung dadurch, daß sie den radicalen Zug annimmt; die Frauenbewegung dadurch, daß sie den Charakter der Mäßigung festhält. Die Arbeiterbewegung ist eine Bewegung des Proletariats; die Frauenbewegung ist eine Bewegung der Mittelclassen. Beide berühren sich zwar durch einige Ausläufer; aber diese Erscheinung ist nicht das, was uns beschäftigt, weil es nicht zu dem gehört, was man unter der Frauenbewegung zu verstehen pflegt. Die Frauenbewegung hat zum Gegenstande die fortschreitende Bethätigung weiblicher Kräfte, hierbei zunächst so wenig die Erweiterung ihrer Rechte betonend, daß es vielmehr die Pflichten zu sein scheinen, auf welche der Nachdruck fällt. Ihr Schwerpunkt liegt weit mehr in den Anregungen und Veranstaltungen, durch welche sie die Kräfte des weiblichen Geschlechts entwickeln will, als in den Forderungen, welche sie für deren Wirksamkeit an Staat und Gesellschaft stellt. Diese Forderungen werden erst in den letzten Jahren etwas lebhafter; aber auch jetzt zeigt ihre Vorbereitung, ihr Zusammenhang und ihr Erfolg (selbst für den, der ihnen nicht geneigt ist), daß sie an die gegebenen Zustände und an das Maß des Erreichbaren anknüpfen.

Ein Blick auf den bisherigen Gang der Dinge soll dies verdeutlichen.

In den Aufzeichnungen einer Veteranin der deutschen Frauenbewegung, der Frau Louise Otto-Peters, finden wir die Mittheilung, daß sie, angeregt von dem neuen Hauche der dreißiger Jahre, im Jahre 1844 begonnen habe, in den von Robert Blum in Leipzig herausgegebenen „Vaterlandsblättern" das Recht der Selbständigkeit ihres Geschlechts zu vertreten; daß sie dann im Jahre 1849 eine „Frauenzeitung" gegründet habe, die drei Jahre lang „jedem Frauenfortschritt huldigte". Auch Frauenvereine entstanden in jener Zeit;

doch aus ihren Trümmern blieben nur diejenigen übrig, die dem Wohlthun dienten, und von den Frauenzeitungen nur die Modenzeitungen. Das war die erste Epoche; sie war kurz und unerheblich.

Die zweite Epoche beginnt in den Jahren der Neuen Aera. Sie fängt im Stillen an, ergreift einzelne praktische Aufgaben, die im Bereiche weiblicher Thätigkeit liegen; sie knüpft daran neue Aufgaben ähnlicher Art und erweitert durch ihre eigene Wirksamkeit den Spielraum weiblicher Thätigkeit. Die Vereine zur Beförderung Fröbel'scher Kindergärten eröffnen die Reihe. Friedrich Fröbel war es gewesen, der die Frauen zur freien Vereinsthätigkeit aufgerufen, der mit der Kindererziehung den erhöhten Beruf der Mütter und Frauen verbunden hatte. Der preußische „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen", der seit dem Jahre 1844 für mancherlei gemeinnützige Bestrebungen als Urheber oder Förderer gedient hatte, räumte die (polizeilichen) Schwierigkeiten fort, die dem Berliner Frauenverein für Kindergärten im Wege standen. Bald aber war es derselbe Centralverein, welcher die größere Frage einer Erweiterung der Erwerbsquellen für das weibliche Geschlecht in Behandlung nahm. Der Vorsitzende des Vereins, Präsident Lette, legte im October 1865 dem Vorstande eine Denkschrift vor, welche dieses einleitete. Sie knüpfte an manche Regungen an, die in Deutschland bemerkbar waren; sie verwies aber namentlich auf die Vorgänge in England, Frankreich, Nordamerika. In England habe man, als sich nach der letzten Volkszählung ergeben, daß mehr als zwei Millionen unverheiratheter Frauen auf Selbsterhaltung angewiesen seien, sofort einen Verein von Damen unter der Leitung des Lord Shaftesbury gebildet als „Gesellschaft zur Beförderung der Beschäftigung von Frauen", um der Noth derjenigen Frauen abzuhelfen, welche gezwungen sind, Stellen als Lehrerinnen, Verkäuferinnen u. dgl. zu suchen, um den Frauen neue Erwerbsquellen zu eröffnen und ihnen die vorhandenen Quellen leichter zugänglich zu machen, letzteres insbesondere durch entsprechende Ausbildung zu der erforderlichen Leistungsfähigkeit. Hierzu sei ein Institut eingerichtet, in welchem Stenographie, Malerei, Buchführung gelehrt werden, es sei eine Druckerei als Setzerinnenschule gegründet u. s. w. Auch über zwei Pariser Vereine berichtet die Denkschrift, welche die gewerbliche Vorbildung der Frauen zur Aufgabe haben, und welche von Frauen geleitet würden. Etwas Aehnliches soll für Deutschland geschaffen werden. Die traurige Lage der Näherinnen sei bekannt. Sie sei die Folge des Zudranges, welcher sich chronisch forterzeugt aus Mangel an der Fähigkeit zu anderen weiblichen Berufsarten. Aehnliches zeige sich bei der Menge der Lehrerinnen und Gouvernanten; für eine offene Stelle an einer Berliner Schule hatten sich binnen weniger Tage 114 Bewerberinnen gemeldet. Es käme darauf an, das weibliche Geschlecht für alle solche Arbeiten heranzubilden, für welche dasselbe vorzugsweise beanlagt ist. Hier werden nun fünf Kategorien als besonders geeignet empfohlen; auf dem Gebiete des Handwerkes: Buchdruck, Buchbinderei, Uhrmacherei, Schuhmacherei, Schneiderei; auf dem Gebiete des Handels: Buchhaltung, Kassenführung, Waarenverkauf, Buchhandel, Leihbibliotheken; auf technischem Gebiete: Anfertigung von chemischen und mikroskopischen Präparaten, optischen Instrumenten;

dazu Telegraphie, Postdienst, Eisenbahnbilletdienst; auf dem Gebiete der Kunst: Malerei, Bildhauerei, Kupferstich, Holzschnitzerei, Musterzeichnen u. dgl.; auf dem Gebiete der Wissenschaft: die Medicin und die wundärztlichen Verrichtungen, zumal Hülfsdienst bei Frauenkrankheiten, Krankenpflege.

Die Denkschrift Lette's war die Unterlage der Berathungen im Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen, in dessen Vorstande die Sache im November 1865 behandelt wurde. Hier einigte man sich über folgende Grundsätze: 1. Das Wirken der Frauen in der Familie ist die ursprünglichste und wichtigste Aufgabe des weiblichen Berufes; jedoch dürfen die gewerblichen Berufsthätigkeiten dem weiblichen Geschlecht nicht verschlossen werden. 2. Das weibliche Geschlecht, welches in Deutschland zur Zeit weniger als in anderen Ländern gewerblich beschäftigt ist, eignet sich vollkommen zur erwerbsmäßigen Beschäftigung bei den meisten Verrichtungen des Handels und der Technik. 3. Da sich der Lohn nach den Leistungen zu richten hat, so ist es nicht gerechtfertigt, die Arbeit der Frauen bei gleicher Leistung niedriger als die Arbeit der Männer zu bezahlen. 4. Um diejenigen Mädchen, welche auf Grundlage einer vollständigen Ausbildung sich einem gewerblichen Berufe widmen wollen, dazu geschickter und ihre Leistungen einträglicher zu machen, wird die Errichtung von Fortbildungs-(Fach-)Schulen für dieselben empfohlen. 5. Sehr wünschenswerth ist für diese Zwecke die Gründung von Vereinen, insbesondere von Frauenvereinen, die unter Beistand gewählter Männer die angedeuteten Wege zur Erweiterung und Verbesserung der Erwerbsgebiete der Frauen weiter verfolgen.

Am 13. December 1865 fand eine öffentliche Versammlung statt, worauf am 27. Februar 1866 der neue Verein constituirt wurde. Gleich im ersten Jahre hatte er eine Mitgliederzahl von 332, die dann bald sich vermehrte, im Jahre 1877 bereits über 1000 betrug, in den Jahren 1883—1890 über 1100. Man begann damit, daß man Lehrinstitute, zumal durch Freistellen, unterstützte, die in der Richtung des Vereins wirksam waren. Ferner errichtete man das Bureau für Arbeitsnachweis, welches eine wachsende Zahl von Stellesuchenden im Laufe der Jahre unterbrachte (im Jahre 1869: 1073 Stellesuchende, im Jahre 1890: 4030). Daran schloß sich ein „Bazar“ für Ausstellung und Verkauf weiblicher Handarbeiten und künstlerischer Erzeugnisse; die Zahl der ständig hierfür beschäftigten Damen war zu Ende des Jahres 1867 etwa 40; mehr als 100 waren zeitweilig beschäftigt. Dieser Anfang führte auf den Gedanken, eine Allgemeine Frauen-Industrie-Ausstellung in Berlin zu veranstalten, um eine Uebersicht der bereits vorhandenen, für Frauen besonders geeigneten Erwerbszweige zu gewähren, die Beziehungen zwischen Angebot und Nachfrage zu erweitern, die Absatzgebiete auszudehnen. Die Ausstellung wurde am 2. October 1868 eröffnet und dauerte bis gegen Weihnachten hin; etwa 1200 Gegenstände waren dazu aus allen Theilen Deutschlands, aus Oesterreich-Ungarn, aus England, aus der Schweiz, den russischen Ostseeprovinzen und noch von weiter her eingeliefert. Die dem Comitee angehörenden Damen beaufsichtigten, von jugendlichen Hülfskräften unterstützt, die Ausstellung und den Verkauf. Der Erfolg war der, daß einmal die Leistungen

einer größeren Zahl von Frauen bekannt wurden, daß sie Bestellungen nach sich zogen, daß namentlich aber ein Ueberblick gewonnen wurde über die geeigneten Ziele weiblicher Arbeit.

Aus den loseren Beziehungen des Vereins zu den Unterrichtsinstituten erwuchs allmälig eine Reihe von Schulen, die der Verein selber unterhielt: eine Handelsschule, eine Gewerbeschule, eine Kochschule, eine Telegraphenschule, eine Setzerinnenschule. Die letztere erhielt eine festere Gestalt erst dadurch, daß sie sich als selbständiges Buchdruckerei-Unternehmen financiell auf eigene Füße stellte und nur unter der Aufsicht des Lette-Vereins blieb. Etwa 40 Setzerinnen sind darin beschäftigt und gehen, nachdem ihre Ausbildung vollendet ist, in andere Druckereien über, sofern sie hier nicht verbleiben. Je nach den Leistungen ist der wöchentliche Lohn 18—36 Mark; dabei hat das Unternehmen stets angemessenen Gewinn und einen Theil davon für die Krankenkasse geliefert. Es ist damit gleichsam ein neues Arbeitsgebiet für weibliche Kräfte erobert worden — freilich nach Beispielen, die im Auslande bereits vorangegangen waren.

Neben diesen nüchtern-praktischen Bestrebungen trat allmälig der Wunsch hervor, auch für die höhere wissenschaftliche Ausbildung der Frauen zu sorgen. Es wurde der Plan zu einer Schule entworfen, die als Vorbereitung für Maturitätsprüfung und Universitätsstudium dienen sollte. Das Hinderniß lag in den Staatseinrichtungen. Auch wurden die Petitionen, mit denen man sich an den Unterrichtsminister Falk und an die Berliner Stadtverwaltung wegen Errichtung derartiger Anstalten gewandt hatte, abschlägig beschieden. Erfolgreicher war man mit der Entwicklung des Unterrichts nach der Seite der Kunst. Von der Gewerbeschule löste sich eine besondere Anstalt ab, die den doppelten Zweck verfolgte, für die Ausübung des kunstgewerblichen Berufes vorzubilden und Lehrerinnen für das kunstgewerbliche Zeichnen und Coloriren zu erziehen. Dazu kam Ende des Jahres 1878 eine Modellirschule und bald darauf die Kunsthandarbeitsschule. Die Berliner Gewerbeausstellung vom Jahre 1879 lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Leistungen dieses Instituts.

Bei Begründung des Vereins hatte man in dem ersten Paragraphen des Statuts ausgesprochen: „Die Vereinswirksamkeit erstreckt sich nicht auf die in Fabriken beschäftigten Arbeiterinnen, Dienstboten, Wäscherinnen und dergleichen." Damit war nach unten hin die Grenze gezogen und die Thätigkeit des Vereins von vornherein auf die Mittelclasse beschränkt. Auch so war, wie wir gesehen, Arbeit genug zu thun. Als indessen das schwerste Stück des Weges zurückgelegt war, glaubte man jene Schranken fallen lassen zu dürfen und hob im Jahre 1877 den ursprünglichen Paragraphen auf. Die nächste praktische Folge war, daß jetzt die Stellenvermittlung des Vereins auch auf Dienstmädchen, Wäscherinnen, Plätterinnen u. dgl. ausgedehnt wurde. Dann entstand eine Fortbildungsschule, welche die Töchter des Volkes zu tüchtigen Hausfrauen auszubilden bestimmt war; sie wurde im Frühjahr 1878 mit 150 Schülerinnen eröffnet, woraus bereits zwei Jahre später mehr als 400 wurden. Sie wuchs so schnell an, daß sie (1882) im Interesse ihrer Entfaltung vom Lette-Verein abgelöst werden mußte. Daneben wiederum löste sich eine selbständige

Wasch- und Plättanstalt ab. Ihre Aufgabe ist eine doppelte. Sie dient zugleich der Ausbildung von Schülerinnen und der gewerbmäßigen Wäscherei für das Publicum. Dann entstand eine Kochschule, die für das Damenrestaurant und das Victoriastift die Küche ist; sie kocht für etwa 100 Personen täglich und hat weit mehr als 100 Schülerinnen. Alles dies zusammen führte dann im Jahre 1886 zur Begründung der „Haushaltungsschule", wie sie mit Beiseitesetzung des ursprünglich gewählten Namens „Dienstmädchenschule" genannt wurde. Diese umfaßt alle Arbeiten, die zu dem Haushalt gehören, sammt den Elementarfächern der Volksschule. Die Mehrzahl der Schülerinnen wohnt in dem Hause selber. Keine der Anstalten des Lette-Vereins ist so schnell aufgeblüht, wie diese.

Endlich die jüngste Schule des Vereins ist die im October 1890 eröffnete „Photographische Lehranstalt", welche das Zeichnen nach lebenden Modellen, Proportionslehre, Gewandzeichnen, photographische Uebungen, Retouche, Lithographie, Kupferstich, Radirung umfaßt. Auch sie fand von Anfang an lebhaften Zuspruch.

II.

Hier ist, mit einigen nicht wohl zu vermeidenden Einzelheiten, das Wirken eines Vereins geschildert, der in hervorragender Weise ein Stück der deutschen Frauenbewegung bildet, der in zahlreichen kleineren Vereinen seine Nachahmung und Ergänzung gefunden hat; es ist hier geschildert, um das Wesen der deutschen Frauenbewegung zu charakterisiren. Allerdings würde das Bild nicht erschöpfend sein, wenn wir uns auf diesen einen Verein beschränkten.

Schon der parallel laufende Verein von ähnlichem Alter, der in Leipzig seinen Mittelpunkt hat, wie jener in Berlin, der in ein freundnachbarliches Verhältniß der Zusammenwirkung mit dem andern Verein getreten ist, hat doch einen etwas verschiedenen Charakter. Hier war es nicht eine bewährte Vereinsorganisation von bewährtem Rufe, die der neuen Bewegung zum Dasein verhalf, nicht ein in den gewohnten Bahnen der Gemeinnützigkeit thätiger Verein anerkannter Persönlichkeiten, die jetzt ein neues Stück neben dem alten ergriffen, um daraus ein selbständiges Unternehmen zu machen; es war namentlich nicht eine Anzahl von Männern, die für den Beruf weiblicher Arbeit eintraten, sondern es waren die Frauen selber, die gleich von Anfang sich auf eigene Füße stellten und dadurch der Sache eine Färbung gaben, die etwas mehr von dem Enthusiasmus und etwas weniger von der Nüchternheit hatte, als der Berliner Verein.

In den ersten Monaten des Jahres 1865 gründete man einen Frauenbildungsverein, welcher Abendunterhaltungen für weibliche Personen veranstaltete, eine Fortbildungsschule für confirmirte Mädchen errichtete, Bureaus für Stellenvermittlung, eine Kochschule und Speiseanstalt für Frauen u. dgl. m. Aber in seinen Satzungen war auch die Einberufung einer Frauenconferenz aus allen Städten und Staaten ins Auge gefaßt. Bald darauf erfolgte ein Rundschreiben, welches auf den 16. October desselben Jahres eine Frauenconferenz nach Leipzig einberief. Hierbei präsidirten und sprachen fast aus-

schließlich Damen. Es war zum ersten Male in Deutschland, daß eine große Versammlung nur von Frauen geleitet ward. Es war der Grundgedanke dieses Vereins, dem weiblichen Geschlecht zu helfen durch eigene weibliche Kraft. Man vereinbarte ein Programm, dessen erster Paragraph lautete: „Wir erklären, nach dem Beschlusse der ersten deutschen Frauenconferenz, die Arbeit, welche die Grundlage der ganzen neuen Gesellschaft sein soll, für eine Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts, nehmen dagegen das Recht der Arbeit in Anspruch und halten es für nothwendig, daß alle der weiblichen Arbeit im Wege stehenden Hindernisse entfernt werden." Neben der Agitation durch Frauenbildungsvereine zur Bekämpfung der alten Vorurtheile wurden Productionsassociationen, Industrieausstellungen für Erzeugnisse weiblicher Arbeit, Industrieschulen für Mädchen, Institute für höhere wissenschaftliche Bildung geplant. Der neue Verein erhielt den Namen „Allgemeiner Deutscher Frauenverein". Sein Sitz sollte in Leipzig sein. Im December schon erschien die erste Nummer der neuen Vereinszeitung „Neue Bahnen", die noch heute (halbmonatlich) erscheint.

Bereits im Herbst 1867 richtete der Allgemeine deutsche Frauenverein eine Petition an den Reichstag des Norddeutschen Bundes, es möchte bei der Berathung über die Post- und Telegraphenverwaltung in Erwägung gezogen werden, daß die Frauen zuvor schon im Königreich Sachsen die Berechtigung zum Post- und Telegraphendienst besessen, daß daher dieselbe jetzt auf das Gebiet des Norddeutschen Bundes ausgedehnt werde. Auch an den in Hamburg tagenden Congreß der Volkswirthe richtete der Verein die Erinnerung, wenn der Congreß sich mit den Fortschritten der Volkswirthschaft beschäftige, möge er dabei nicht nur die Interessen der Arbeiter, sondern auch die der Arbeiterinnen im Auge haben. Im Juni 1867 hatte die erste Generalversammlung stattgefunden, im September 1868 folgte die zweite. Es waren Wanderversammlungen, die sich jährlich wiederholten und von Ort zu Ort, von Landschaft zu Landschaft Propaganda machen wollten. Wiederholt wendete man sich mit Petitionen an die sächsische Kammer, um für das weibliche Geschlecht eine vermehrte Anstellung der Lehrerinnen zu erlangen. In der Eisenacher Generalversammlung (Herbst 1872) wurde bereits ein Vortrag gehalten — und dieser von einem Manne —, daß mit dem bloßen Zulassen der Frauen zu den Universitäten in der Eigenschaft außerordentlicher Hörerinnen (wie es an der Universität Leipzig seit kurzem geschehen) der Sache nicht gedient sei; es bedürfe einer durchgreifenden wissenschaftlichen Bildung, damit man weibliche Aerzte, weibliche Anwälte, akademisch gebildete Lehrerinnen für die Töchterschulen erhalte. Diesem Vortrage spendete ein Pfarrer nicht nur Beifall, er sprach auch die Hoffnung aus, daß Frauen einstmals Predigerinnen würden, als die edelsten Trägerinnen der Religion.

Vorsichtiger war der Allgemeine deutsche Frauenverein gegenüber wiederholten Anträgen, die bezeichnender Weise von Männern kamen, „sich gegen die Ausschreitungen und Geschmacklosigkeiten der Mode zu erklären". Die Versammlung erkannte solche Erklärung zwar als wünschenswerth an, traute sich aber auf diesem Gebiete keinen bahnbrechenden Einfluß zu und gab es auf,

Zeit und Kraft an aussichtslose Aufgaben zu verschwenden. Ja, man verhöhnte diesen Antrag als „die Seeschlange aller Frauentage".

Allmälig erhielt der Verein Mittel, um Stipendien für studirende Mädchen zu gewähren, seit dem Jahre 1884 an zwei Studirende der Medicin in Zürich, später an zwei Mädchen, die sich zum Maturitätsexamen vorbereiteten. Auf eine Schenkung von 20 000 Mark für diesen Zweck folgte im Jahre 1886 eine zweite in Höhe von 30 000 Mark; vorher und nachher kleinere Summen; dann im Jahre 1888 eine Schenkung von 80 000 Mark, die für ein später zu errichtendes Mädchengymnasium bestimmt wurde. Im Jahre 1888 richtete der Verein gleichlautende Petitionen an die deutschen Landesregierungen, damit den Frauen das Studium der Medicin an den Universitäten freigegeben und daß sie zu den erforderlichen Prüfungen zugelassen werden, sowie ferner, daß ein Gleiches für die Vorbereitung zum wissenschaftlichen Lehrberuf geschehe.

Hiemit ging aber die Wirksamkeit für nähere Ziele und elementarere Zwecke so sehr Hand in Hand, daß sich der Allgemeine deutsche Frauenverein dem Letteverein durchaus verwandt fühlte und seit dem Jahre 1876 ein Cartell mit diesem schloß, demzufolge die Generalversammlungen beider Vereine jährlich mit einander abwechselten.

III.

Wie nun dieser Leipziger Verein seinen Stolz darein setzte, ein Werk weiblicher Selbsthülfe zu sein, so hat sich neuerdings für den besonderen Zweck einer Einwirkung auf die öffentliche Meinung und auf die parlamentarischen Körperschaften ein eigner Frauenverein unter weiblicher Leitung gebildet, mit dem Namen „Frauenbildungs-Reform"[1]).

Die Sache, deren sich der Allgemeine deutsche Frauenverein bereits zuvor angenommen, hat dieser neue Verein zu seiner ausschließlichen Aufgabe gemacht. Er steht auf dem Standpunkte, daß Handel, Gewerbe, Kunstgewerbe und Kunst als Erwerbsgebiete dem weiblichen Geschlechte bereits offen stehen. Das, was fehle, sei das weite Gebiet der wissenschaftlichen Berufe. Um diesen Mangel zu ergänzen, sei zweierlei nothwendig: erstens die Einrichtung von Unterrichtsanstalten, durch welche das weibliche Geschlecht für wissenschaftliche Berufe herangebildet wird; zweitens die staatliche Zulassung der also ausgebildeten Frauen zu solchen Berufsarten. Für ersteren Zweck seien nach dem Vorgange anderer Nationen Mädchen-Gymnasien und Hochschulunterricht (in einer eigenen Frauenhochschule oder in den bestehenden Universitäten) anzustreben. Als Mittel zur Förderung dieser Ziele betrachtet der Verein: Aufklärung der öffentlichen Meinung durch Wort und Schrift, durch Mittheilungen in der Tagespresse, durch Veröffentlichung von Flugblättern; Petitionen an Regierungen und Volksvertretungen deutscher Staaten; Ansammlung eines Fonds zur Beihülfe für ein Mädchenlyceum.

---

[1]) Am 30. März 1888 gegründet, hatte er seinen Sitz zuerst in Weimar, neuerdings aber in Hannover.

Der neue Verein hält den Zweck, das Studium der Wissenschaften dem weiblichen Geschlechte zu erschließen, für so groß und die Agitation in jenem Dienste für eine so schwierige Aufgabe, daß er die Verbindung desselben mit den anderen Zielen der Frauenfrage (nach dem Beispiele der älteren Vereine) ablehnt und sich ganz auf diesen einen Zweck concentrirt[1]). In den bestehenden „Lyceen für Damen", wie sie seit Jahren oder Jahrzehnten in Berlin, Breslau, Köln, Leipzig, Prag und Wien bestehen, sieht der Verein Institute, die, trotz der Aehnlichkeit des Namens, ein ganz anderes Ziel als das seinige verfolgen; sie sind freie Vortragsinstitute, die für Damen (in erster Linie für Erwachsene) eine treffliche Gelegenheit zur erweiterten wissenschaftlichen Ausbildung nach verschiedenen Richtungen bieten, doch ohne den strengen Lehrplan und ohne den festen Lernzwang des Gymnasiums.

Der Verein begann seine Wirksamkeit alsbald nach seiner Gründung im Jahre 1888 mit einer Petition, welche er den Unterrichtsministerien von Preußen, Bayern, Württemberg vorlegte, behufs Zulassung des weiblichen Geschlechts zum Maturitätsexamen an Gymnasien und Realgymnasien und zum Studium auf Universitäten und Hochschulen. Im Juni 1889 folgte eine Petition, die an die Unterrichtsministerien sämmtlicher übrigen deutschen Staaten gerichtet wurde. Eine dritte Petition wurde am 10. Mai 1890 an den Reichstag abgesandt. In dieser wurde deutlicher als in den voraufgehenden Petitionen betont, daß die in Deutschland bestehenden Verhältnisse sowie die Natur des weiblichen Geschlechts es als thöricht erscheinen lassen würden, die Zulassung der Frauen zur Ausübung aller Berufe zu fordern. Eine ehrliche Reformbewegung werde immer nur das ins Auge fassen, was den gegebenen Umständen entspreche, und was wirklich erreichbar sei. Hierhin gehöre vor Allem die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes.

Eine vierte Petition wurde im Januar 1891 an die Landtage der deutschen Staaten gesandt, um die Errichtung von Mädchengymnasien, Einführung von Maturitätsprüfungen, Zulassung zum Universitätsstudium zu erbitten.

IV.

Im Reichstage wurde über die Petition in den ersten Monaten des Jahres 1891 verhandelt. Im Namen der verbündeten Regierungen wurde am 16. Januar in der Petitionscommission der Standpunkt dargelegt, auf dem die Reichsregierung auch gegenwärtig noch steht. Nach den Vorschriften der Gewerbeordnung stehe der Zulassung weiblicher Personen zur Ausübung der ärztlichen Praxis ein Hinderniß an sich nicht entgegen; thatsächlich werde jedoch den Frauen der Zugang zum ärztlichen Beruf dadurch abgeschnitten, daß es ihnen durch die heutige Organisation der höheren Unterrichtsanstalten unmöglich gemacht sei, diejenigen Bedingungen zu erfüllen, von denen die Zulassung zur ärztlichen Staatsprüfung abhängt. Die Gestaltung des Unter-

[1]) Es gibt an bemerkenswertheren Frauenbildungs- und Frauen-Erwerbsvereinen in einundzwanzig Städten des Deutschen Reiches je einen, in Berlin, Leipzig, Breslau, Frankfurt a. M. zwei und mehrere.

richtswesens aber gehöre nicht zu den Aufgaben des Reiches und sei der unmittelbaren Einwirkung desselben entrückt.

Gleichwohl waren es nur zehn gegen acht Stimmen der Petitionscommission, welche dem Reichstag empfahlen, über die Petition zur Tagesordnung überzugehen. Auch zeigte sich bei der Verhandlung im Plenum des Reichstages am 11. März 1891, daß Seitens der Gönner der Petition mannigfaltige Gesichtspunkte geltend gemacht wurden, die dem Standpunkte der Reichsregierung sich entgegenstellten. So wurde aus der amtlichen Interpretation der Gewerbeordnung zu Gunsten der Zulassung weiblicher Aerzte die positive Folgerung gezogen, es sei die Pflicht der verbündeten Regierungen, solche Bestimmungen für den ärztlichen Befähigungsnachweis zu schaffen, wie sie auch die Frauen erfüllen können; sonst handelten die Regierungen entgegen der gesetzlichen Vorschrift, welche die Gleichberechtigung beider Geschlechter für den ärztlichen Beruf anerkenne. Es wurde ferner als zweifellos bezeichnet, daß das Reich competent sei, wenn auch nicht für die übrigen Staaten des Reiches, so doch für Elsaß-Lothringen Einrichtungen zu treffen, die den Frauen das Universitätsstudium in der Medicin und in anderen Zweigen des Wissens ermöglichen. Drittens wurde dem Bundesrath empfohlen, dem Besuche auswärtiger Universitäten (etwa derjenigen von Zürich) kraft seiner Dispensationsbefugniß für den Zweck der ärztlichen Staatsprüfung von Frauen die gleiche Wirkung beizulegen, wie dem Besuche reichsdeutscher Universitäten, ja, es wurde gesagt, das Reich sei für Alles competent, wofür es mit seiner Gesetzgebung competent sein will. Es komme nur auf einen entsprechenden Act der Gesetzgebung an.

So sehr die Argumente den juristischen Bedenken ausgesetzt sein mochten, so war wohl richtig darin die Empfindung, daß die Hindernisse des Rechts mit den sachlichen Hindernissen zusammenhingen, die wiederum den verschiedenen Ansichten von der erstrebten Reform entsprangen. In dieser Hinsicht wurde namentlich von der äußersten Linken des Reichstages her energisch eingegriffen, und zwar mit folgenden Erwägungen. Es sei eine große Täuschung, wenn man meine, es seien einzelne Agitatoren, die solche Fragen aufs Tapet brächten. Es handle sich vielmehr um eine schwerwiegende sociale Frage. In weiten Frauenkreisen bestehe das Bedürfniß nach socialer Selbständigkeit. Einzig die Thatsache, daß wir nach der letzten Volkszählung im Reiche über eine Million weiblicher Reichsangehöriger mehr haben, als Männer, zwinge eine Menge von Frauen, die nicht in die Lage kommen, ihren sogenannten Naturberuf als Hausfrauen und Mütter zu erfüllen, sich eine selbständige Lebensstellung zu erobern.

Namentlich in den gebildeten Classen treffe das zu; sie können nicht heirathen und wollen doch existiren. Für diese Classen sei die vorliegende Frage besonders wichtig; die eigentlichen Proletarierinnen seien es nicht, die gerade diese Frage anregen. Sie fordern vor Allem, das Studium auf den Universitäten gleich den Männern absolviren zu können; sie wollen ihre Kräfte in höheren Berufen für die Gesammtheit nützlich und für ihre Person vortheilhaft verwenden können. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt werde diese

Forderung dringender; immer größer werde die Zahl der Frauen in den höheren Classen der Gesellschaft, welche diese Zulassung verlangen. Ein erheblicher Theil der jungen Männerwelt, die sich heute dem Studium widmet und nur deshalb widmet, weil es ihr so standesgemäß erscheint, thäte besser, den Universitäten fern zu bleiben, denn das, was sie dort thun, habe wenig mit höherem Streben und dem Verlangen nach höherer Bildung zu schaffen. Schließlich bestehen sie nothdürftig ein Examen, um dann in vielen Fällen als unfähige Leute in den Dienst des Staates und der Commune zu treten. Wenn diesen Herren durch die weibliche Concurrenz ein Stachel gegeben würde, sich etwas mehr ihres Studiums zu befleißigen, so wäre das allein schon ein großer Vortheil, der durch die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium erreicht werden würde.

Gegen die Sittlichkeits- und Anstandsbedenken, die sich namentlich gegen das medicinische Studium der Frauen richten, wurde von derselben Seite bemerkt, wie man doch absolut nichts dagegen einzuwenden habe, daß alljährlich Tausende und Abertausende von Frauen zu Krankenpflegerinnen ausgebildet werden. Eine Krankenpflegerin aber werde ebenso sehr in die Geheimnisse des menschlichen Körpers eingeweiht, wie eine Studirende der Medicin. Ja gerade die katholische Kirche sei es, die sich rühmt, viele Krankenpflegerinnen auszubilden. Dem stünden die strengen Gelübde der Kirche durchaus nicht im Wege. Auch seien in anderen Ländern längst Erfahrungen gemacht; in den Vereinigten Staaten von Amerika gebe es bereits dreitausend weibliche Aerzte, und die Erfahrungen dort, in der Schweiz, in anderen Ländern rechtfertigten die Befürchtungen nicht.

Nachdem nun die Mehrheit des Reichstages die Petition abgewiesen hatte, erfolgte bereits einen Monat später, am 18. April 1891, eine neue Petition. Es war eine Replik auf den an die Petenten gelangten Bescheid der Reichsregierung, und eine nicht ungeschickte Replik. Aus der Behandlung der Petition durch die Regierungen der Einzelstaaten hätte man, wurde darin gesagt, die Ueberzeugung der Regierungen entnommen, der Einzelstaat könne für die vorliegende Reform nicht wohl die Initiative ergreifen. Dem entgegen verweise nun die Motivirung des Reichstagsbescheides wieder auf die Einzelstaaten als die competenten Stellen. Um dieses Dilemma zu durchbrechen, beantragt die neue Petition, die Bekanntmachung des Bundesrathes vom 2. Juni 1883, durch welche die ärztlichen Prüfungen geregelt sind, durch einige Ergänzungsbestimmungen zu vervollständigen, und zwar des Inhalts, daß erstens Seitens aller Bundesstaaten wenigstens ein Gymnasium und Seitens derjenigen Bundesstaaten, die Universitäten besitzen, auch eine Universität zu bezeichnen sei, bei denen Personen weiblichen Geschlechts zur gymnasialen Reifeprüfung bezw. zur ärztlichen Prüfung zugelassen sind; daß zweitens weibliche Studirende vorläufig ohne besonderen Dispens das Studium der Medicin an solchen schweizerischen Universitäten absolviren können, welche Seitens der Reichsregierung für das medicinische Studium den heimathlichen Universitäten gleichgestellt sind; daß drittens weibliche Studirende, die ausschließlich an solchen schweizerischen Universitäten studirt haben, von der ärzt-

lichen Vorprüfung befreit werden. Durch diese Vorschläge wollte man den Bedenken der Reichsregierung hinsichtlich ihrer Competenz gegenüber den Landesregierungen aus dem Wege gehen, indem man das Verlangen nach Einrichtung von Mädchengymnasien und nach der Zulassung weiblicher Studirender zu den deutschen Universitäten zurückstellte.

Ein Erfolg ist durch diese und wiederholte Petitionen bei der Reichsregierung bisher nicht herbeigeführt worden. Als am 6. Februar 1894 im Reichstag der Abgeordnete Prinz Schönaich-Carolath bei der Etatsberathung den Bundesrath darüber interpellirte, als er darauf hinwies, wie das Interesse für diese Frage seit den letzten zwei Jahren zugenommen habe, daß in Berlin inzwischen ein Mädchengymnasium gegründet sei, daß es keine Parteifrage mehr sei, daß vielmehr Männer von rechts und links für die Sache sich ausgesprochen haben, da gab der Vertreter des Reichskanzlers die Antwort, die das wiederholte, was von dieser Stelle her schon im Jahre 1891 gesagt worden war, daß nämlich von Reichswegen dafür nichts gethan werden könne, daß die erforderlichen Maßregeln Sache der Landesgesetzgebung und Landesverwaltung wären.

V.

Unterdessen waren aber mehrere Landtage deutscher Staaten aus Anlaß der Petitionen dem Gegenstande näher getreten — die Landtage von Sachsen-Weimar, von Württemberg, Baden und Preußen. In Sachsen-Weimar beschäftigte sich am 19. März 1891 der Landtag mit der Petition und verwarf den Antrag seines Petitionsausschusses, das Gesuch an die Großherzogliche Staatsregierung zur Kenntnißnahme abzugeben. Der eine Redner meinte, die Männer reize an den Frauen die Gefühlswärme, die Naivetät und Frische, die sie vor den frühzeitig überarbeiteten und frühgereiften Männern voraus haben, und der Reiz, den sie durch diese Eigenschaften auf die Männer üben, würde unwiederbringlich verloren gehen, wenn dieses Anmuthendste an ihnen durch die Erziehung vernichtet werden würde. Die Folge dessen, was die Frauen erstreben, würde nur eine Zunahme der Heirathsunlust der Männer sein und daher eine Zunahme der Ehelosigkeit der Frauen. Was heute die Frauen erstreben, könne erst in einem künftigen socialistischen Staate verwirklicht werden, der auch die Ehe abschaffen wolle, u. dergl. m. Der Chef des Cultusministeriums sagte, diese Frage werde nicht im Großherzogthum Weimar entschieden, sondern — wenn sie einmal zur Entscheidung kommt — wird sie von der Gemeinschaft der deutschen Regierungen und von der gemeinschaftlichen Volksvertretung geregelt werden. Er, der Minister, würde der Letzte sein, der aus dem Schulwesen des Großherzogthums und aus der Landesuniversität Jena eine Versuchsstation für die deutsche Frauenbewegung machen möchte.

Die Behandlung der Petition in der württembergischen Kammer war etwas freundlicher. Zunächst war in der Commission ein höheres Maß von Geneigtheit vorhanden, den Wünschen der Petenten entgegenzukommen. Sie beantragte einstimmig, die Bitte um Freigebung des Studiums der Medicin

an Frauen der Staatsregierung zur Kenntnißnahme zu übergeben, derselben zugleich die Frage zur Erwägung zu empfehlen, wie etwa die Zulassung der im Auslande geprüften Aerztinnen im Deutschen Reich sich ermöglichen lasse, dagegen über die Bitte um das weibliche Universitätsstudium für höhere Lehrzwecke zur Tagesordnung überzugehen. Aus den Verhandlungen der Kammer ist die Rede des Kanzlers der Universität Tübingen hervorzuheben, welcher über das bisherige Verhalten seiner Universität zu dem Frauenstudium berichtete. Die Frage sei zuerst im Jahre 1873 an sie herangekommen, nachdem die Verordnung der russischen Regierung dem Studium von Russinnen an der Universität Zürich entgegengetreten war. Als sich damals einzelne Russinnen nach Tübingen wendeten, habe man sie einfach abgewiesen. Als später einmal eine deutsche junge Dame, die Philologie studiren wollte, ihr Gesuch einreichte, „haben wir mit Bedauern die Consequenz gezogen, daß, wenn das Eine nicht gehe, das Andere auch nicht zu gewähren sei". Es sei auch die Hauptfrage, die Frage des medicinischen Frauenstudiums, wieder angeregt worden; indessen sei sie mit der Erwägung abgethan, theils daß kein Platz dafür in den Instituten von Tübingen übrig sei, theils daß eben dasselbe Zartgefühl, um dessentwillen weibliche Aerzte verlangt werden, ein gemeinsames Studium der Medicin für beide Geschlechter verbiete; man müßte also Parallelinstitute für weibliche Studirende der Medicin schaffen, die wiederum unverhältnißmäßige Kosten verursachen würden Der Unterrichtsminister knüpfte an diese Darlegungen an und trat noch bestimmter den Wünschen der Commission entgegen, die das medicinische Frauenstudium begünstigten. Dagegen traten mehrere Abgeordnete warm für die Sache ein.

In der badischen Kammer war der Erfolg der Petition abermals ein größerer. Hier schlug die Petitionscommission folgende Resolutionen vor, die auch im Plenum zur Annahme gelangten: Das in der vorliegenden Petition hervortretende Streben der Frauen nach Erweiterung ihrer Erwerbsfähigkeit, insbesondere durch Erschließung einzelner auf wissenschaftlicher Vorbildung beruhender Berufe, sei gerechtfertigt und erfüllbar; keinenfalls dürfe aber der Frau ein Beruf unter leichteren Bedingungen zugänglich gemacht werden, als dem Manne; daher müsse für alle gelehrten Berufe das Maturitätsexamen gefordert werden. Zur Ablegung dieser Prüfung können Inländerinnen dem Examen an einem der bestehenden Gymnasien zugewiesen werden. Dagegen sei die Schaffung von Mädchengymnasien zur Zeit ebenso unthunlich, wie die Zuweisung von Mädchen zum Unterricht an den bestehenden Knabengymnasien. Der Besuch von Vorlesungen an der Universität könne auch fernerhin ausnahmsweise und widerruflich solchen Frauen gestattet werden, bezüglich deren die Facultät es für zulässig erklärt. Der Besuch der Vorlesungen sei denjenigen Inländerinnen zu gestatten, welche das Abiturientenexamen abgelegt haben und im Uebrigen den für die Studirenden geltenden Erfordernissen genügen.

In der Debatte über diesen Gegenstand sprach sich ein Mitglied des badischen Centrums (der jetzige Präsident des Reichstages) dafür aus, daß der Frau ein Wirkungskreis in dem ärztlichen Berufe eingeräumt werde. Der

Vertreter des Ministeriums erinnerte daran, daß er schon zwei Jahre zuvor in der Kammer erklärt habe, wie die Regierung den Bestrebungen nach Erweiterung der Erwerbsfähigkeit der Frau auch in der Richtung wissenschaftlicher Ausbildung und Wirksamkeit ihr volles Wohlwollen entgegenbringe, da sie die sociale Bedeutung dieser Frage wohl zu würdigen wisse; wie sie dem Studium der Frauen bisher im Einzelfalle jede Förderung habe angedeihen lassen, soweit dies ohne principielle Regelung (für welche die Frage noch nicht reif schien) möglich sei. Der Standpunkt der Regierung weiche nicht wesentlich von dem Standpunkte der Commission ab. Allerdings stünde eine Reihe erheblicher Schwierigkeiten im Wege. — Besonders warm trat für die Petition der langjährige Führer der liberalen Partei in Baden, Präsident Kiefer, ein, der die von der Regierung betonten Schwierigkeiten nicht anerkennen wollte.

VI.

An das preußische Abgeordnetenhaus gelangte die Petition am 18. Juni 1891 mit dem Antrage der Petitionscommission, das Begehren nach Zulassung zum Maturitätsexamen der Erwägung der Staatsregierung zu überweisen. Der Antrag wurde darnach aber von der Tagesordnung abgesetzt und an die Commission zurückverwiesen. Darauf beschäftigte sich im März 1892 das Abgeordnetenhaus mit demselben Gegenstande. Inzwischen war auch eine Petition des Berliner Vereins „Frauenwohl“ eingegangen. Die Commission stellte dieses Mal (gegen eine einzige Stimme) den Antrag: über die Petitionen, soweit sie die Errichtung eines Mädchengymnasiums und die Zulassung zum philosophischen Studium betreffen, zur Tagesordnung überzugehen, dagegen soweit sie die Zulassung zum medicinischen Studium und die Erlaubniß zur Ablegung des Maturitätsexamens an einem Gymnasium beantragen, dieselben der königlichen Staatsregierung zur Erwägung zu überweisen.

Diesen Antrag nahm die Mehrheit des Abgeordnetenhauses in der Sitzung vom 30. März 1892 an. Der Berichterstatter betonte das Bedürfniß nach weiblichen Frauenärzten, wies aber ein weitergehendes Verlangen nach wissenschaftlichen Berufsarten und Studien zurück. Der Vertreter der Regierung sagte, daß in den Bestrebungen der Bittstellerinnen Manches anerkannt werden müsse. Das Verlangen nach Erweiterung der Erwerbsfähigkeit der Frau sei bei den gegenwärtigen Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft durchaus berechtigt; er könne aber auch versichern, daß der Unterrichtsminister sie eifrig fördere und desgleichen seine zuständigen Räthe. Auch das könne eingeräumt werden, daß in weiten Kreisen Frauen und Mädchen ärztliche Hülfe in manchen Fällen lieber von einer Frau als von einem Manne begehrten, und daß daher eine Erweiterung der dazu nöthigen Fähigkeiten der Frauen erwünscht wäre. Falsch aber sei der Gedanke, daß die Mädchen ihren Bildungsgang auf ganz demselben Wege zu nehmen haben, wie die heranwachsende männliche Jugend. Dazu befinde sich der bestehende Knabenunterricht heutzutage selber viel zu sehr in einem Uebergangszustande, als daß man ihn zur Norm für neue Mädchenschulen machen dürfe. Es sei also Pflicht der Unter-

richtsverwaltung, entsprechende eigenthümliche Wege für die Mädchen zu suchen; dazu aber gehöre eine besonnene Prüfung. In der Debatte war es ein namhaftes Mitglied der conservativen Partei (Stöcker), welches erklärte, man müsse der deutschen Frauenbewegung für Erweiterung des weiblichen Berufes das Zeugniß geben, daß sie unter allen Völkern die maßvollste, besonnenste und ruhigste ist. Es sei gewiß richtig, wenn man den Grundsatz aufstellte, die Frau gehöre ins Haus; aber obwohl diesem Grundsatz willfahrt werde, bleiben doch Tausende und Abertausende von gebildeten Frauen zurück, welche einen Beruf suchen und keinen finden. Man stehe vor einem Nothstand, den man durch bloßes Abweisen nicht beseitigen könne. Für diese Tausende von Frauen müssen die Schranken des weiblichen Erwerbs erweitert werden; und da bieten sich zweierlei Thätigkeiten dar — die höhere Schule und der ärztliche Beruf. Lehrerinnen bis in die obersten Classen unterrichten zu lassen, habe sich vollkommen bewährt. Das zweite Feld ist die ärztliche Praxis an Frauen und Kindern. Daß die Schwierigkeiten des ärztlichen Berufes die Kraft der Frau übersteigen, sei unrichtig. Was Diakonissen, barmherzige Schwestern, Hebammen leisten, zeige, was auf diesen Gebieten eine Frau zu leisten vermag. Die Schwierigkeiten liegen in der Ausbildung zu den studirten Berufsarten. Ein gemeinsames medicinisches Studium von Studentinnen und Studenten sei etwas Unmögliches nach den deutschen Begriffen von der Scheidung der Geschlechter. Vielleicht könnte man an Krankenhäuser Akademien anschließen, wo Frauen für den ärztlichen Beruf ausgebildet werden.

Welchen Fortschritt seit jenen Debatten die Angelegenheit gemacht hat, zeigte sich in den Verhandlungen der Unterrichtscommission des preußischen Abgeordnetenhauses zu Anfang Juli 1895. Hier lagen zwei neue Petitionen vor, deren eine die Ablegung der Reifeprüfung für die Universität, sowie den Besuch der preußischen Universitäten und die Zulassung zu den Staatsprüfungen wünschte; deren andere Zulassung zum Studium der Medicin, zur Staatsprüfung, sowie zur Ausübung der ärztlichen Praxis an Frauen und Kindern verlangte. Der Berichterstatter (ein Mitglied des Centrums) erwähnte mit Anerkennung die Verordnung des Unterrichtsministeriums vom 31. Mai 1894, welche die Beschäftigung von Lehrerinnen in den oberen Classen der höheren Mädchenschulen zu fördern sucht, den Lehrerinnen auch die Befugniß zur Ablegung einer Oberlehrerinnenprüfung verleiht. Für den weitergehenden Wunsch nach Ausübung des ärztlichen Berufes an Frauen und Kindern spreche Vieles; die Voraussetzungen dafür aber seien immer noch verwickelte. Aehnlich stehe es mit dem Verlangen nach anderen Studien und Prüfungen. Referent beantragt, die Petitionen der Staatsregierung zu weiterer Erwägung zu überweisen. Der Vertreter der Regierung führte darauf aus: Die hier erörterten Fragen seien innerhalb der Staatsregierung Gegenstand fortgesetzter Erwägung. Neben dem erwähnten Rescript vom 31. Mai 1894 sei in einzelnen Fällen die Zulassung von Mädchen zur Gymnasialreifeprüfung gewährt worden. In der philosophischen Facultät der Universitäten, vorzugsweise in Göttingen und in Berlin, seien Frauen zum Anhören von Vorlesungen Seitens

der Universitätsrectoren mit Genehmigung des Ministeriums und der betreffenden Docenten zugelassen, ohne daß sich irgend welche Mißstände daraus ergeben hätten. Bezüglich der medicinischen Facultät sei die Zulassung zu einzelnen Vorlesungen nicht zu empfehlen. Dagegen komme hier die Zulassung zum ordnungsmäßigen Studium in Frage, da die Bestimmungen der Gewerbeordnung nach Auffassung der maßgebenden Reichsbehörden der Zulassung von Frauen zur ärztlichen Approbation nicht entgegenständen. Etwas Abschließendes lasse sich weder in dieser noch in anderen Beziehungen sagen, da die Schwierigkeit der Frage besondere Vorsicht erfordere. — Die Unterrichtscommission des Abgeordnetenhauses schloß sich dem Antrage ihres Berichterstatters an.

VII.

Mittlerweile sind aus privaten Kräften in Carlsruhe, Leipzig und Berlin Mädchengymnasien ins Leben gerufen worden.

Der uns bekannte Verein „Frauenbildungs-Reform" hat am 16. September 1893 zu Carlsruhe ein von ihm begründetes Mädchengymnasium eröffnet und damit die zweite, positive Hälfte seines Programms, neben seiner agitatorischen Thätigkeit, verwirklicht.

Die Wahl traf auf Carlsruhe, weil die badischen Staatsbehörden und der badische Landtag in hervorragender Weise ihr Wohlwollen für die Reform bekundet hatten. Die Carlsruher Stadtbehörde bewies ihrerseits ein freundliches Entgegenkommen auch durch die That, indem sie ein geeignetes Schullocal gewährte. Mitglieder des badischen Oberschulrathes wohnten neben den Vertretern der Stadt und der Carlsruher Unterrichtsanstalten dem Einweihungsacte bei.

Das Mädchengymnasium verfolgt den Zweck, Mädchen dieselbe Schulbildung zugänglich zu machen, die den Knaben auf den humanistischen Gymnasien geboten wird. Der Lehrplan nähert sich dem Lehrplan des Knabengymnasiums, aber seine Verschiedenheit ist darin begründet, daß man den Eltern nicht zumuthen kann, die Entscheidung über den Bildungsgang ihrer Töchter zu früh zu treffen. Daher nimmt das Mädchengymnasium Schülerinnen nicht vor vollendetem zwölften Lebensjahre auf und setzt voraus, daß die Aufzunehmenden einen sechsjährigen Schulbesuch auf einer höheren Töchterschule hinter sich haben. Das Schulgeld ist auf zweihundert Mark für das Jahr festgesetzt. Das neue Institut beginnt mit einer Uebergangsclasse, in welcher die vorhandenen Kenntnisse, die dem normalen Erfolge des mehrjährigen Besuches einer höheren Töchterschule entsprechen, so weit vertieft und ergänzt werden, daß die Schülerinnen die Kenntnisse erwerben, welche auf den Knabengymnasien beim Eintritt in die Obertertia vorausgesetzt werden. Eine Ausnahme macht das Griechische. Dieses Fach bleibt, weil in der Uebergangsclasse mit dem Lateinischen begonnen wird, der folgenden Classe vorbehalten, um die Ueberbürdung mit zwei neu zu beginnenden Sprachen zu vermeiden. Der Stundenplan ist so geordnet, daß der wissenschaftliche Unterricht nur die Vormittagsstunden von 9—12 oder 9—1 in Anspruch nimmt. Gegenüber den Einwendungen, daß den jungen Mädchen Anstrengungen zugemuthet werden, die ihren Jahren und

ihrem Geschlechte unerträglich sein müssen, wird betont, daß, soweit die Erwachsenen in Betracht kommen, die üblichen Beschäftigungen der Töchter der „besseren Stände", sei es, daß sie — die Mehrzahl — an dem geselligen Leben sich betheiligen, oder daß sie etwa Lehrerinnenseminare besuchen, weit anstrengendere sind. Von den Töchtern der unteren Stände gar nicht zu reden. Soweit es aber die Jahre von 12—16 sind, so treffen die Bedenken die jetzige höhere Töchterschule noch weit mehr. Was schwächliche Mädchen, aber auch Knaben, in diesem Alter nicht ertragen können, ist die Schulluft, nicht die Schularbeit. Die Schulluft aber ist in Töchterschulen wegen der größeren Ueberfüllung, schlechter, als sie in einem Mädchengymnasium sein kann, zumal so lange dieses auf eine Ausnahmestellung beschränkt ist wie auf absehbare Zeit erwartet werden muß. Im Uebrigen sollen schwächliche Wesen, welche den Anforderungen physisch oder psychisch nicht gewachsen sind, nicht zu Anstrengungen gezwungen werden, denen sie unterliegen würden.

Das gleichfalls in den letzten Jahren entstandene Mädchengymnasium zu Berlin unterscheidet sich von dem Carlsruher dadurch, daß seine Schülerinnen die höhere Töchterschule absolvirt haben, daß hier also erwachsene Mädchen im Laufe von drei bis vier Jahren das ganze Pensum an Gymnasialbildung nachholen, welches neben dem in der höhern Töchterschule Gelernten erforderlich ist, um der Maturitätsprüfung zu genügen. Auch diese Schule ist aus den Kräften freier Gemeinnützigkeit entstanden, jedoch in diesem Falle durch Verbindung mannigfaltiger Kräfte. Der (Leipziger) Allgemeine deutsche Frauenverein hat eine Freistelle gestiftet; für eine fernere Freistelle hat eine begüterte Dame siebentausend Mark gespendet, für ein Universitätsstipendium eine andere Dame zwanzigtausend Mark. Es hat sich unter dem Vorsitz des Prinzen von Schönaich-Carolath eine „Vereinigung zur Veranstaltung von Gymnasialcursen für Frauen" gebildet. Der erste Cötus begann im October 1893 mit 15 Schülerinnen (in den Räumen der Charlottenschule). Der Stundenplan des ersten Semesters enthielt sieben Fächer mit 20 wöchentlichen Stunden (2 Deutsch, 6 Latein, 4 Griechisch, je 2 Englisch und Französisch, Geographie und Naturbeschreibung). Der Unterricht im Englischen und Französischen wird durch Damen, der übrige Unterricht durch Gymnasiallehrer gegeben, wie auch an der Spitze ein früherer Gymnasialdirector steht. Mit Mathematik wird erst im zweiten Semester (3 Stunden) begonnen, desgleichen mit Geschichte. Sämmtliche Lectionen sind auf die Nachmittagstunden gelegt. Nach Beendigung des ersten Jahrescurses sind einige der besten Schülerinnen ausgeschieden, um sich die in Zürich gewährten leichteren Vorbereitungsbedingungen zu Nutze zu machen. Als Zeitdauer des Curses bis zur Erreichung der Maturität ist eine Frist von sieben Semestern in Aussicht genommen. Nicht die Zahl, wohl aber die Qualität der Schülerinnen ist bemerkenswerth. Wir hörten vorhin schon, daß in der Unterrichtscommission des preußischen Abgeordnetenhauses der Vertreter des Ministeriums im letzten Sommer mittheilte, das Ministerium habe in mehreren Fällen die Erlaubniß zur Ablegung der Maturitätsprüfung an Mädchen ertheilt.

Eine nicht gleichartige, aber doch nahe damit zusammenhängende Erscheinung der letzten Jahre auf diesem Gebiete ist die Einrichtung von Fortbildungscursen für Lehrerinnen in Göttingen seit Ostern 1893. Aehnliches ist auch an andern Orten (namentlich in Berlin durch das Victoria-Lyceum) geschehen, aber kaum an einem anderen Orte in so naher Verbindung (obwohl ohne jeden amtlichen Zusammenhang) mit der Universität, wie in Göttingen. Entsprungen, wie die Mädchengymnasien, aus freier Initiative gemeinnütziger Kräfte, dieses Mal durch den Verein für das höhere Mädchenschulwesen, knüpft die Veranstaltung der Fortbildungscurse für Lehrerinnen an das Vorhandene insofern enger an und tritt auf festeren Boden, als ihr Zweck durch die Verordnung des preußischen Unterrichtsministeriums vom 31. Mai 1894 sichergestellt ist. Um für jene höheren Leistungen im weiblichen Lehrfache tauglich zu machen, welche durch diese Verordnung in Anspruch genommen werden, sind die Curse eingerichtet. Sie erstrecken sich auf Geschichte der Philosophie, Psychologie, Kirchengeschichte, alte Geschichte, mittelalterliche und neue Geschichte, Geographie, deutsche, französische, englische Grammatik und Literatur. Sie werden (nach freiem Uebereinkommen) ausnahmslos von den Professoren der Göttinger Universität gehalten. Die Zuhörerschaft bilden in erster Reihe Lehrerinnen, die bereits an höheren Töchterschulen Jahre lang gewirkt haben; sie sind eine Auslese der Strebsamsten und Tüchtigsten in diesem Kreise. In zweiter Reihe sind es Damen, die aus allgemeinem Bildungsinteresse an einzelnen Cursen Theil nehmen.

Der bisherige Gang dieser Fortbildungscurse, die jetzt dreijährige Dauer derselben, zumal der Erfolg der Staatsprüfungen, die im Juni 1895 zu Berlin abgehalten wurden, scheinen eine gute Aussicht für ihre Zukunft zu eröffnen.

VIII.

Empfängt man nun schon aus den geschilderten Erscheinungen der letzten Jahre den Eindruck, als trete die deutsche Frauenbewegung in ein Stadium von entschiedeneren Erfolgen und überzeugenderer Kraft, so ist namentlich ihr Triumph in der Versammlung des evangelisch-socialen Congresses zu Erfurt (1895) ein bedeutsames Ereigniß, da sie wie mit einem Schlage dort ein erhebliches Stück des vorherrschenden Widerstandes überwunden zu haben scheint. Wenn man, wie ich in diesem Augenblick, sich durch eine beträchtliche Masse dieser Agitationsliteratur hindurchgelesen und neben dem geringen Genuß, den eine derartige Lectüre dem Leser immer bereitet, vielfach gerade die negativen Eigenthümlichkeiten einer weiblichen Literatur dieser Gattung empfunden hat, so besitzt man ein Gefühl desto lebhafterer Anerkennung, freilich auch einen dankbaren Hintergrund für eine Leistung wie jenen Vortrag, durch den eine deutsche Dame auf dem evangelisch-socialen Congreß den stürmischen Beifall einer zahlreichen, überwiegend aus Pastoren bestehenden Versammlung gewonnen hat. Es ist das Eigenartige solcher neuer Bewegungen, daß abstracte Erörterungen mühsam zum Ziele gelangen, daß sie immer nur einen kleinen Kreis überzeugen, ja daß sie selbst Diejenigen zunächst nicht gewinnen, deren berufsmäßige Pflicht ein unbefangenes Urtheil sein sollte. Bis dann eine Thatsache

kommt und mit ihrer zwingenden Gewalt die Ueberzeugungskraft entfaltet, die allen vernünftigen Gründen so lange gefehlt hat. Die Thatsache in diesem Falle war das Auftreten einer deutschen Frau mit so viel Sachkenntniß, Scharfsinn, Begeisterung und doch zugleich mit so viel Geschmack, Feinheit und Anmuth der Rede, daß dieses Ereigniß für sich allein überzeugte. Das in Deutschland weithin noch allmächtige Gespenst der russischen Nihilistin oder der amerikanischen Emancipationsdame war in jenem Augenblicke auf einmal zerstoben. Hier stand dasjenige leibhaftig, wovon die Leute erzählt hatten, die jenseit der Berge gelebt und gelernt, und wozu die Anderen daheim so lange ungläubig die Köpfe geschüttelt hatten. Unter den nahezu tausend Zuhörern schwieg der Widerspruch, oder das Wenige, was sich davon hervorwagte, kleidete sich in eine Umschreibung dessen, was die Rednerin selber besser gesagt, oder trat in Gestalt von allerhand Bedenken auf, deren Begründung weit hinter dem hellen Geiste der Rednerin zurückblieb[1]).

Es war auch vergeblich, einen etwaigen Unterschied zwischen den wesentlichen Zielen der seit einem Menschenalter in Deutschland thätigen Frauenbewegung und den Zielen der Rednerin zu behaupten[2]). Der sachliche Unterschied, wenn davon überhaupt geredet werden konnte, war gering; der in der That etwa vorhandene Unterschied lag in der Form, lag in der Anordnung des Gegenstandes, in der Klarheit der Gründe und der Forderungen. Auch das ästhetisch-romantische Element, welches etwas stärker hervortrat, war doch nur ein berechtigtes Mittel rednerischen Schmuckes und wirksamer Zuspitzung für den gegebenen Zweck und für die anwesenden Hörer. Weil nun aber mit diesem Referate die beste Darstellung von dem Inhalte der deutschen Frauenbewegung gegeben ist, die ich habe finden können, so mag sie hier in Kürze wiedergegeben sein.

Die Frauen der unteren Classen gelangen in relativ größerer Zahl zur Eheschließung, als die Frauen der höheren (mittleren) Classen, und damit zur Erfüllung ihres Berufes in der Familie. Sie sind aber daneben vielfach in der Industrie und sonst in Lohnarbeit beschäftigt. Daher leiden sie durch

---

[1]) „Es ist für die Männer beschämend, daß fraglos die bedeutendste und zwar formell wie inhaltlich bedeutendste Leistung, das, was dem ganzen heurigen Congreß das Colorit, die entscheidende Stimmung gab, von einer Frau dargeboten worden ist; beschämend zumal für Diejenigen, welche . . . . schwerste Bedenken gegen das Auftreten einer Frau ausgesprochen haben." So lauten die Worte eines Theilnehmers am Congresse, der eine treffliche Kritik desselben in der Zeitschrift „Die Wahrheit" (Nr. 43, 1895) geliefert hat.

[2]) In den Tageszeitungen entstand ein Streit darüber, ob hier etwas Neues gesagt sei gegenüber der so viel älteren Bewegung, welche wesentlich von liberaler Seite unterstützt worden war. In der That löst sich dieser Gegensatz in das Zugeständniß auf, daß hier eine so lange als fortschrittlich oder radical angesehene Reformbewegung Beifall fand in einer Versammlung von Männern (und Frauen), die sich ihrer Mehrzahl nach conservativ nennen und es zum großen Theil auch sind. Daß hierbei freilich jene Kreuzung von kirchlich-conservativen und social-radicalen Elementen mitbetheiligt war, welche neuerdings in Deutschland eine immer größere Rolle zu spielen beginnt, wird sich nicht leugnen lassen. Aber das Eine ist nur ein relativer Widerspruch zum Anderen, und die hauptsächliche Thatsache bleibt eben die, welche wir hervorgehoben haben. Es kann einer Reformbewegung nichts willkommener sein, als wenn Links und Rechts sich um ihre Autorschaft streiten — dann pflegt der Augenblick gekommen zu sein, da die Ecclesia pressa sich in eine Ecclesia triumphans verwandelt.

Ueberlastung mit Arbeit. Im Gegensatz zu ihnen leiden die Frauen der höheren Classen durch Mangel an Arbeit und Pflichten. Denn die Schwierigkeit des Lebensunterhaltes hält den gebildeten Mann häufiger und länger von der Eheschließung zurück, als den Proletarier, dem die Frau den Lebensunterhalt erwerben hilft. Und die Frauen der gebildeten Classen bleiben in so viel größerer Zahl ledig, ohne daß sie für ihre Kräfte in fremden Haushaltungen oder in anderen Berufsarten Beschäftigung finden. Die Frauenbewegung will dieser Noth abhelfen. Zu einem gerechten Urtheil über die Frauenbewegung gelangen wir erst, wenn wir die Ursache der Nothlage verstehen. Sie liegt vornehmlich in der Umwälzung der häuslichen Wirthschaft. Die Familienwirthschaft alten Stils war eine kleine Welt, die in der Frau ihren festen Punkt hatte. Die Frau schuf diese Welt und erhielt sie und drückte ihr den Stempel ihrer Persönlichkeit auf. Auf Frauenarbeit war der Haushalt angewiesen, Frauen waren die unentbehrlichen Producentinnen. Jede Jahreszeit brachte ihre eigene Aufgabe mit sich. Neben der hauswirthschaftlichen Thätigkeit kam auch die Handarbeit im engeren Sinne (das Spinnen, Nähen, Sticken) zu ihrem Rechte. Die feine Handarbeit war damals noch kein liebenswürdiger Selbstbetrug und Zeitluxus, denn keine Maschine nahm der Frauenhand die Arbeit ab, um sie schneller und billiger zu besorgen. Heute kauft die Frau an einem Vormittage ihre ganze Aussteuer. Vor der Maschinenära hatte jedes Stück Leinzeug seine intime Geschichte. „Dauerhafte Erbstücke bildeten den eisernen Bestand; dann kam das Selbstgeschaffene. Viel war schon in der Mädchenzeit geschaffen worden, das Meiste in der Brautzeit; dies Tischtuch hatte die Hochzeitstafel geschmückt, das Garn zu jenem Gedeck war an der Wiege des Erstgeborenen gesponnen; diese Tücher waren in einer Zeit schweren Kummers gesäumt worden ... So war der Leinenschrank eine Art Familienarchiv, das aber nicht nach Staub und Moder, sondern nach Lavendel roch." Die alte Familienwirthschaft war eine Wirthschaftsform, welche reiches Glück für die Frau ermöglichte, sie war das goldene Zeitalter des weiblichen Geschlechts.

Wie anders heute! Ein Stück Frauenarbeit nach dem andern reißt die Maschine an sich und entwerthet die häusliche Arbeit der weiblichen Hände. Aus Producenten werden die Frauen bloße Consumenten. Das Hauswesen bietet nicht genug zweckmäßige Arbeit. An deren Stelle treten dilettantische Kunstübungen, Putz, Tändelei, Jagd nach Zerstreuung. Die Eltern begünstigen oft die Sucht nach geselligen Freuden, weil sie darin den Weg zu ehelicher Versorgung der Töchter sehen, der so häufig versagt. Nicht minder bedauerlich als die untüchtigen mittellosen Mädchen sind jene bemittelten Frauen, welche der Würze des Lebens, der pflichtmäßigen Arbeit, entbehren, ja ihrer scheinbar überhoben werden. Der Mangel an Lebensinhalt und Lebenszweck ist das Kreuz gerade der bemittelten Frauen. Die Hülfe liegt darin, daß die Frau neue Arbeit, neue Pflichten erhält. Denn nur dasjenige Leben ist ein sittliches, welches auf pflichtmäßiger Arbeit beruht.

Welches sollen nun die neuen Pflichten sein? Die Grenzen für die Scheidung der Berufsarten zwischen den Geschlechtern liegen in der objectiven Norm, welche die Natur selber angibt. Die Natur sagt: Mann und Weib

sind differenzirt, um zu verschiedenen — gleichwerthigen, aber andersartigen — Aufgaben geschickt zu sein. In der Naturanlage des Weibes haben wir einen Fingerzeig für die Arbeitstheilung der Geschlechter und für das Arbeitsgebiet der Frau. Von Natur wegen ist die Mütterlichkeit der Kernpunkt aller Weiblichkeit und dadurch das Haus, das Kind mit aller dazu gehörigen Pflege. Hieraus ergeben sich alle jene Berufsarten, die an das Haus anknüpfen, ergibt sich der Hauptantheil an der Erziehung und dem Unterricht in den untersten Classen aller Schulen, ein wesentlicher Antheil an den Hauptfächern auch der obersten Classen der Mädchenschulen. Es ergibt sich ferner das Recht auf medicinische Ausbildung zur Frauen- und Kinderärztin. Aus der fürsorgenden Familienarbeit der Frau wird endlich die Pflicht abgeleitet, in der Gemeinde zu wirken, nicht nur in stiller Liebesthätigkeit, sondern auch berufsmäßig, in der Armen- und Waisenpflege, in der Wittwenversorgung, im Armenwesen u. s. w.

Für diese Lebensaufgabe lernt heute das junge Mädchen der gebildeten Stände obligatorisch — nichts; seine Ausbildung ist dem Zufall überlassen. Ob es später heirathet oder nicht, diese Ausbildung ist für jedes weibliche Wesen nothwendig. Ein Unterricht für den Hausberuf sollte einige Jahre lang allen Mädchen zu Theil werden; erst danach hätte eine Gabelung einzutreten, sei es, indem die erwachsenen Mädchen in die wirthschaftliche Fachschule übergehen, um sich für den wirthschaftlichen Beruf speciell auszubilden (hier wiederum in der einen oder anderen Fertigkeit vorzugsweise), sei es, indem sie, bei entsprechender Begabung, höherer geistiger Bildung sich zuwenden, indem sie das Studium ergreifen, um Oberlehrerin oder Aerztin zu werden. Was die Arbeit des Hauses durch Umgestaltung der Wirthschaftsordnung an Breite verloren hat, das soll sie an Tiefe gewinnen. Man fürchtet, Bildung werde der Frau die häusliche Arbeit verleiden; diese Furcht beruht auf einer culturfeindlichen Unterschätzung des geistigen Moments in der Arbeitsleistung der Frau als Hauswirthin, Gattin und Mutter. Die gebildetste Frau ist zu diesem Posten gerade gut genug. „Es ist eine ausgleichende Gerechtigkeit, daß auch die Männer unter der Denkfaulheit, die sie großziehen und als reizende Weiblichkeit preisen, leiden müssen; sie werden gestraft, womit sie sündigen."

Diese geistige Vertiefung der Frau führt sie aber auch zu socialem Denken und Empfinden; in dem Dienste für die verbesserten Lebensbedingungen des weiblichen Geschlechts der unteren Classen findet sie einen großen Beruf für ihre eigene Thätigkeit. Und damit ist die Brücke geschlagen zwischen den beiden Gebieten der Frauenarbeit oben und unten. Die von Arbeit entlasteten Frauen finden Arbeit in der Hülfe für die durch Arbeit überlasteten Frauen. In diesem Gedankengange entwickelt sich der Inhalt der Frauenbewegung zu der Einheit aller weiblichen Arbeit, nicht bloß dessen, was man gemeinhin darunter verstanden, der Frauenarbeit der Mittelclassen. In der hauswirthschaftlichen Schule soll in dem Sinne jener Einheit ein gemeinsamer Unterbau für alle weibliche Erziehung liegen, für die unteren Classen eine bessere Ausbildung für das eigene Haus, für den Gesindedienst, für die möglichste Ablenkung von

der Arbeit der Fabrik. Neben viel weiter gehender Entwicklung der Gewerbeinspection zum Schutze der weiblichen Arbeiterinnen (insbesondere durch das unentbehrliche Institut weiblicher Gewerbeinspectoren) sollen die gebildeten Frauen den Arbeiterinnen in den Formen der freien Selbsthülfe entgegenkommen. Um aber zur Mitarbeit an der wirthschaftlichen Hebung der Arbeiterinnen geeignet zu sein, muß die gebildete Frau einmal ihre Aesthetik an den Nagel hängen und sich mit dem realen Leben beschäftigen.

Wie ernst diese letztere Forderung bereits verstanden wird, hat die Rednerin des Congresses damit bewiesen, daß sie, um das Leben und Denken der Arbeiterinnen kennen zu lernen, als Arbeiterin in eine Cartonnagefabrik eingetreten ist — worüber die Dame Bericht erstattet hat (in der Wochenschrift „Die Hülfe", herausgegeben von Pastor Friedrich Naumann. Jahrgang 1895. Nr. 6 und 7).

Sie selber hat auch bereits auf ein neues Project hingewiesen, das von einer gleichgesinnten Dame ausgeht, auf die Errichtung einer „wirthschaftlichen Frauenhochschule" [1]), für welche man in weiblichen Kreisen die financiellen Mittel aufzubringen sich anschickt. Das Wesen dieses Projects soll auf einer Art weiblicher Dienstpflicht beruhen zur Erlernung der häuslichen Fertigkeiten und Tugenden, für welche oft gerade in den Häusern der gebildeten Familien die Bedingungen fehlen. Es soll eine sittliche und körperliche Abhärtung neben der technischen Ausbildung für den hauswirthschaftlichen Beruf und seine verschiedenen Arten bedeuten. Das Institut soll auf genossenschaftliche Arbeit gegründet, auf dem Lande gelegen, so weit wie möglich sich selbst genügend sein durch die Arbeitszweige, die hier geübt und gelehrt werden. Bis auf die Arbeiten, zu denen männliche Muskelkraft unentbehrlich, sollen durchaus weibliche Kräfte thätig sein; die Gesindedienste sollen fortfallen, weil die zu erziehenden Mädchen Alles selbst zu verrichten haben. Der Cursus hat eine normale Dauer von zwei Jahren. Das erste Jahr soll zur tüchtigen Hausfrau ausbilden, das zweite Jahr für specielle weibliche Fertigkeiten. Studirte Damen sollen den wissenschaftlichen Unterricht ertheilen, der zur Vertiefung dieser Kenntnisse gehört. Vor Allem aber soll das Ganze in die Luft einer ländlichen und landwirthschaftlichen Umgebung gepflanzt werden, damit der Zusammenhang mit der Natur, die Anschauung der ländlichen Arbeiten und des Naturlebens wiedergewonnen werde, welche den städtischen Bevölkerungen, zumal den Gebildeten, meist ganz verloren gegangen ist. Bei den unverkennbaren Fähigkeiten, die das Weib so oft schon gerade im landwirthschaftlichen Beruf bewiesen, wo der Gatte, der Vater eine Lücke gelassen, wird an eine planmäßigere Erziehung für diesen Beruf gedacht.

Der Hauptzweck in allem Einzelnen aber ist: das weibliche Leben ausfüllen mit einem Beruf, mit einer Pflicht, ernste Aufgaben setzen an die Stelle von Tändelei, von Nichtsthun, an die Stelle der Alles absorbirenden Aufgabe des neuesten Kleiderschnitts und der neuesten Art, die Haare zu kräuseln.

---

[1]) „Der freiwillige Dienst in der wirthschaftlichen Frauenhochschule". Von Ida von Kortzfleisch. Hannover 1895.

IX.

So weit haben wir den Blick auf die bisherige Entwicklung der deutschen Frauenbewegung gerichtet und sie verfolgt bis zu dem Augenblick, da sie die Gegenwart erreicht. Wir haben jetzt einige kritische Erörterungen daran zu knüpfen.

Dieselben müssen mit einer bevölkerungsstatistischen Betrachtung beginnen. In der That ist dieses der regelmäßige Ausgangspunkt der Schriften und Reden für die Reform der weiblichen Berufsarten; und wenn das richtig ist, was darüber behauptet wird, so liegt darin der stärkste Grund, auf den ihre Anwälte sich stützen können. Er ist gewiß nicht der einzige Grund; ja, es gibt andere Gründe, die in ihrer Weise eine ganz andere und mächtigere Sprache reden. Aber dieses Argument ist gemacht für taube Ohren; die Zahlen schreien um Abhülfe; es ist das gröbste Geschütz, das aufgefahren werden kann.

Nach der Volkszählung im Deutschen Reiche vom 1. December 1890 ist fast genau ein Drittel der weiblichen Bevölkerung verheirathet; zwei Drittel sind ledig (14,6 Millionen) oder verwittwet (2,2 Millionen). Von ersterer Zahl ist freilich abzuziehen die Masse Derer, welche wegen jugendlichen Alters außer Betracht kommen, wenn von der Verehelichung die Rede ist. Wir scheiden daher, etwas weit ausgreifend, alle diejenigen weiblichen Personen aus, die jünger als zwanzig Jahre sind, das heißt 11,3 Millionen. Dann bleibt eine Anzahl von 5½ Millionen übrig. Diese große Zahl, von welcher wiederum der größte Theil jünger als fünfzig Jahre ist, nämlich 3 Millionen, bildet den Stoff zu der Frauenfrage in ihrem weiteren, unbestimmteren Sinne.

Woher kommt dieser Ueberschuß? Fragen wir die Statistik um Antwort darauf, so begegnet uns, was uns öfter begegnet, wenn wir verbreitete Meinungen an den Zahlen der Statistik prüfen. Die übliche Vorstellung nämlich, daß die Zahl der Eheschließungen in starker Abnahme begriffen sei, und daß diese Thatsache jenen Ueberschuß erkläre, ist nicht zutreffend. In der Bevölkerung, welche das gegenwärtige Reichsgebiet bewohnte, war die Zahl der jährlichen Eheschließungen in dem Jahrzehnt von 1841—1850 durchschnittlich 8,1 auf tausend Einwohner. Diese Zahl hat während des verflossenen halben Jahrhunderts manche Schwankungen durchgemacht, sie ist aber in den letzten Jahren ungefähr dieselbe gewesen, wie am Anfange. In dem Jahrzehnt 1851—60 findet ein kleiner Rückgang statt (auf 7,8); dann hebt sich die Zahl wieder im folgenden Jahrzehnt (auf 8,5), behauptet sich auf dieser Höhe im nächsten Jahrzehnt (8,6); dann sinkt sie wieder von 1881—90 (auf 7,8) und hebt sich etwas in den letzten Jahren (auf 8). Eine lebhaftere Bewegung bekunden die Ziffern der einzelnen Jahre, in denen namentlich die Kriegsjahre ein deutliches Herabgehen, die Jahre nach dem Kriege eine Steigerung zeigen (1870: 7,2; 1872: 10,3; 1873: 10). Aber nicht diese Schwankungen sind das, was für unsere Frage in Betracht kommt, sondern die dauernde Entwicklung der Zahl der Eheschließungen, und eben diese zeigt die behauptete Abnahme keineswegs.

Mehr beweist es, wenn wir feststellen, was keine neue Erscheinung ist, daß die Lebensbedingungen, und zwar zunächst die von der Natur mitgegebenen, für das weibliche Geschlecht so viel günstiger sind, als für das männliche, daß es der Sterblichkeit einen stärkeren Widerstand entgegensetzt, als dieses. In

jedem europäischen Lande werden mehr Knaben geboren als Mädchen; im Deutschen Reiche sechs vom Hundert mehr[1]). Aber die Sterblichkeit der Knaben ist so viel größer, als die der Mädchen, daß bereits unter den Zehn- bis Zwanzigjährigen die Zahl der weiblichen Personen um etwas größer ist, als die der männlichen, und dieser Ueberschuß im Laufe der Lebensjahre derart zunimmt, daß für die Bevölkerung des Deutschen Reiches eine Million mehr an weiblicher Bevölkerung vorhanden ist, als an männlicher. Dieses Verhältniß ist in manchen anderen Ländern, so in Großbritannien[2]), noch stärker als in Deutschland. Da, wo es wesentlich anders ist, da, wo das männliche Geschlecht überwiegt, hat es seinen Grund nicht in verschiedenen natürlichen Lebensbedingungen der beiden Geschlechter, sondern in Zuwanderungen, bei denen immer das männliche Geschlecht überwiegt. Wie nämlich die Auswanderung in Ländern gleich Deutschland und England den Einfluß hat, die Zahl der männlichen Personen zu vermindern, weil überwiegend männliche Personen sich an der Auswanderung betheiligen, so sind es die Einwanderungsländer, welche diesen Zufluß an zugewanderten Männern und dadurch einen Ueberschuß an Männern erhalten. Daher haben die Vereinigten Staaten von Amerika herkömmlich und auch heute noch einen starken Ueberschuß an männlicher Bevölkerung (auf 30½ Millionen weiblicher Einwohner hatten sie 32 Millionen männlicher im Jahre 1890). Bezeichnender Weise haben aber bereits die alten Staaten der Union einen Ueberschuß an weiblicher Bevölkerung (so die Staaten New-York, New-Jersey, New-Hampshire, Massachusetts, Maryland, beide Carolina, Virginia).

Beide Regelmäßigkeiten, die wir bisher festgestellt, die Constanz in der Anzahl der Eheschließungen durch lange Zeiträume und der Ueberschuß an

---

[1])
106,1 Procent für das Jahr 1893,
106,2 " " " " 1891,
106,1 " " " " 1883,
106,2 " " " " 1882.

Diese Constanz zeigt sich aber nur bei so großen Zahlen wie denen des Reiches (1893: geboren 992 466 Knaben gegen 935 758 Mädchen). In kleineren Theilgebieten des Reiches zeigen sich große Verschiedenheiten von Jahr zu Jahr; z. B. im Fürstenthum Reuß ältere Linie
109,9 Procent für das Jahr 1893,
101,8 " " " " 1891,
117,3 " " " " 1883,
104,1 " " " " 1882.

(Vergl. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1895.)

Nach der Zählung vom 1. December 1890 standen im Alter von 20—50 Jahren:
9 509 115 männliche Personen,
9 931 634 weibliche "

Im Alter über fünfzig Jahre:
3 623 285 männliche Personen,
4 189 685 weibliche "

[2]) In England und Wales kamen im Jahre 1891 auf 14,05 Mill. männlicher Bevölkerung 14,95 Mill. weiblicher Personen; genauer ist der Ueberschuß an letzteren 896 723, d. h. auf 1000 männliche Personen kamen 1064 weibliche Personen. Im Deutschen Reich ist das Verhältniß nur wie 1000 zu 1040. Laut der Berufszählung vom 14. Juni 1895 hat es sich hier noch etwas verbessert: auf 25,406 Mill. männlicher kamen 26,352 Mill. weiblicher Personen, d. h. wie 1000 : 1037.

weiblicher Bevölkerung aus vorwiegend natürlichen Ursachen, würden zunächst die negative Bedeutung haben, zu zeigen, daß die vermeintlichen neuen Ursachen der beobachteten Erscheinung eines Ueberschusses der 4 bis 5½ Millionen lediger weiblicher Personen im Deutschen Reiche nicht vorhanden sind, und die zweite derselben, der natürliche Ueberschuß an weiblichen Personen, würde zeigen, daß aus ihr, also aus der Natur selbst, zu einem Theile jener Ueberschuß entspringt.

Aber nur zu einem Theile! Im Uebrigen dient zur Erklärung desselben die Beobachtung, daß durch die verschiedensten Länder hindurch bei der größten Mannigfaltigkeit der wirthschaftlichen Zustände, zum Theil gerade in solchen, die am wenigsten von der neuen Zeit berührt sind, die Erscheinung sich wiederholt, daß ein großer Theil der Bevölkerung im heirathsfähigen Alter nicht verheirathet ist. Wenn man diejenigen Lebensjahre aussondert, in welchen die Mehrzahl der Ehen geschlossen ist und der Tod noch nicht eine große Zahl derselben gelöst hat, das heißt die Altersclassen von vierzig bis fünfzig Jahren, so zeigt sich, daß im Deutschen Reiche ein Fünftel in diesem Lebensalter unverheirathet lebt, dagegen in der Schweiz und in Portugal nahezu ein Drittel. In den bayrischen Alpen (so z. B. in den Bezirken Tölz und Berchtesgaden) fast die Hälfte[1]). — Bereits im Jahre 1741 schrieb Johann Peter Süßmilch[2]): „Jetzt wird selten vor dem dreißigsten Jahre vom männlichen Geschlecht daran gedacht, zu heirathen, sowohl in Städten als auf den Dörfern, wo alle Haushaltungen besetzt sind, und also Unterhalt und Verdienst fehlt. Jedermann frägt erst vorsichtig: woher Brot für Frau und Kinder? Je weniger nun dazu Gelegenheit ist, je länger muß gewartet werden. Das Verhältniß der Heirathenden zu den Lebenden wird also durch das spätere Heirathen verringert."

Ja, ein Blick in die archivalisch erschlossene Statistik der mittelalterlichen Stadt zeigt uns, neben der Thatsache eines großen Ueberschusses der erwachsenen weiblichen über die gleichaltrige männliche Bevölkerung, eine so mannigfaltige Thätigkeit der Frauen im Erwerbsleben, daß vollends die Frauenfrage der Gegenwart für uns die Züge einer jugendlichen Erscheinung verliert.

Was sagt uns aber die Statistik über die Erwerbsthätigen im Deutschen Reiche? Wir müssen uns noch mit den Ergebnissen der Berufszählung vom 5. Juni 1882 begnügen, bis die Resultate der neuesten Aufnahme vom Juni 1895 veröffentlicht sein werden. Hiernach gab es reichlich fünf und ein halb Millionen weiblicher Erwerbsthätiger im Alter von fünfzehn Jahren und darüber, von denen nicht ganz 700000 verheirathet waren. Weitaus der größte Theil kam auf die landwirthschaftliche Arbeit (dritthalb Millionen), ein anderer großer Theil auf Gesindedienste (1¼ Millionen). Ihnen hinzugerechnet muß werden die große Zahl Derer, die nicht in der Berufszählung als Erwerbsthätige erscheinen, weil sie als Familienglieder, zumal durch ländliche Arbeit und durch Gesindedienste, in naturaler Form zum Erwerbe bei-

---

[1]) Georg Mayr, Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben. 1877. S. 176.

[2]) Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen. Dritte Auflage 1765. Cap. IV.

tragen — eine Zahl, für welche eine sichere Größe kaum anzugeben, weil die Grenze dessen, was bei der Zählung unter „Erwerbsthätigen“ verstanden worden, eine flüssige ist. Abgezogen dagegen muß werden die bestimmtere Zahl Derer, welche sich im Alter von 15—20 Jahren befinden, nämlich 1½ Millionen, damit ein Vergleich mit der oben vorangestellten Zahl von 5½ Millionen vorgenommen werden kann.

Gewiß ist nun in den Arbeits- und Erwerbsverhältnissen dieser Millionen weiblicher Wesen vielerlei, was der Besserung bedarf. Aber für einen großen Theil der verheiratheten Frauen und der Kinder trifft diese Wahrheit auch zu. Sie gilt ebenso für die Masse der männlichen Arbeiter. Ja, was wir für jene Millionen anzustreben haben, ist in erster Reihe ein Gemeinsames mit der Gesammtheit der arbeitenden Classen, und es ist keine eigenartige Frauenfrage, die für sie zu lösen ist. Jene Rednerin des evangelisch-socialen Congresses hat das treffende Wort gesprochen: Die Frauen der unteren Classen sind überlastet mit Arbeit, die Frauen der gebildeten Classen sind entlastet, sie stehen zum Theil mit leeren Händen da. Und diese letztere Erscheinung ist das, was den Gegenstand der Frauenfrage im engeren Sinne, im Sinne der herrschenden Frauenbewegung ausmacht.

Statistisch zeigt sich also ein Bild, welches wesentlich verschieden ist von den Zahlen jenes großen Alarmrufes. Es sind in der That die Schwierigkeiten einer Minderzahl, die mit einer beliebten Verallgemeinerung der Thatsachen, die man der nächsten Umgebung entnommen, auf die Gesammtheit übertragen werden. Es fehlt eine amtliche und jede zuverlässige private Statistik über das, was behauptet wird; wir können nicht einmal sagen, wie weit oder wie eng der Kreis ist, auf den sich die Probleme der Frauenfrage beziehen. Nur eine ungefähre Abgrenzung, keineswegs eine sichere Scheidelinie erhalten wir, wenn wir aus der Statistik der preußischen Einkommensteuerpflichtigen entnehmen, daß diejenige Schicht der Einkommensgrößen, die etwa sich mit den hier erörterten Beschwerden am meisten deckt, nämlich die Schicht der Familien, die ein Einkommen zwischen 3000 und 6000 Mark jährlich haben, kaum den dreißigsten Theil der ganzen preußischen Bevölkerung beträgt. Ja, alle Einkommensteuerpflichtigen mit einander, d. h. alle diejenigen Haushaltungen, die ein Einkommen von 900 Mark und darüber haben, bilden nur den dritten Theil der preußischen Bevölkerung[1]).

---

[1]) Ein Beispiel, wie dieses numerische Moment in der Literatur der Frauenbewegung verdunkelt wird, zeigt statt vieler anderen die treffliche Schrift von Frau Gnauck-Kühne über „Das Universitätsstudium der Frauen. Ein Beitrag zur Frauenfrage“ (1891). Hier heißt es (S. 17) als Antwort an die Gegner, welche behaupten, die Frau sei nicht zu Universitätsstudien, sondern für die Ehe bestimmt, dieser Einwand würde erst dann ernsthaft zu nehmen sein, wenn die Gegner eine Million heirathsfähiger und heirathswilliger Männer aus dem Boden stampften. Wenn wir nun bemerken, daß auf sämmtlichen Universitäten des Deutschen Reiches zusammengenommen gegenwärtig eine Anzahl von etwa 28 000 Studirenden sich befindet, so schrumpft die Million gar sehr zusammen, selbst wenn man über die künftige Anzahl weiblicher Studirender die weitestgehenden Vorstellungen hat. Die Million ist (ihrerseits willkürlich) daraus entnommen, daß es um so viel mehr weibliche Personen als männliche im Deutschen Reiche gibt. Thatsächlich gelangt heute von der gesammten männlichen Bevölkerung des Reiches kaum mehr als Einer unter Hundert zum Universitätsstudium (es gab 1882 im Reiche: 579 322 Beamte,

Führt also die statistische Kritik zu einer Einschränkung der Beschwerden hinsichtlich des Herrschaftsgebietes der eigentlichen Frauenfrage, so sind wir auch hinsichtlich des ersten Beschwerdepunktes derselben von der Statistik verlassen — nämlich hinsichtlich der Hinausschiebung oder Unterlassung der Eheschließung Seitens der Männer von heirathsfähigem Alter. Die irrthümliche Meinung, daß es sich hierbei um eine neue Erscheinung handele, könnte die zutreffende Ansicht bergen, das beklagte Uebel habe in der neuesten Zeit zugenommen. Wenn uns die Statistik des Deutschen Reiches (ebenso die Statistik von England u. s. w.) belehrt, daß die Zahl der Eheschließungen nicht abgenommen hat, so braucht diese für die Gesammtheit der Bevölkerung festgestellte Thatsache nicht auszuschließen, daß in einer Minderzahl der Bevölkerung die behauptete Abnahme dennoch stattgefunden hat, nur daß sie sich in dem großen Durchschnitte der Gesammtheit verstecken und hier etwa durch die Vermehrung der Eheschließungen in den unteren Schichten ausgeglichen werden mag.

Indessen, ob wir nun dieser Vermuthung Raum geben oder nicht, die wesentlichen Erwägungen bleiben ungefähr dieselben, und zu denen gehen wir jetzt über.

X.

Als im alten Rom die Bürgerkriege die Zahl der Bürgerschaft gelichtet hatten, wurde es die Sorge der ersten Caesaren, die Lücken der Bevölkerung zu ergänzen. August beschäftigte sich damit gleich im Anfange seiner Regierung, und das Ergebniß langjähriger Bemühungen war die lex Julia et Papia Poppaea. Sie verhängte gesetzliche Nachtheile für den Cölibat, sie gewährte Belohnungen für die Ehe, sowie für die Erzeugung und Aufziehung von Kindern; sie enthielt Vorschriften über das Erbrecht, die das Testament des unverheiratheten oder kinderlosen Mannes im Sinne einer Strafe beeinflußten, theils zu Gunsten der kinderreichen Leute, theils zu Gunsten des Fiscus. Unter den folgenden Imperatoren kam die Gesetzgebung oft auf diese Vorschriften zurück, um sie genauer zu bestimmen oder um ihre Umgehung zu verhüten. Der Zweck des Gesetzes wurde gleichwohl nicht erreicht, und — wie Puchta[1]) sagt — mit Recht: sei nicht bei den Belohnungen der Kinderzahl dem Römer der Brauch eingefallen, wonach eine Sclavin, wenn sie das Vermögen ihres Herrn durch drei Kinder vermehrt hatte, von Sclavendiensten befreit und bei noch größerer Kinderzahl sogar mit der Freiheit belohnt zu werden pflegte?

Man hat neuerdings dieses Gesetz im Zusammenhange der deutschen Frauenbewegung als ein Mittel empfohlen, um den unverheiratheten Ueberschuß von Mädchen zu vermindern. Man hat dabei, von dem Mißerfolge dieses Gesetzes ganz abgesehen, verkannt, daß sein Zweck ein durchaus verschiedener war von dem, welchen man heute im Deutschen Reiche dabei im Auge hat. Es würde aber nicht der Mühe werth sein, auf jenen curiosen Einfall zurückzukommen, wenn diese Verschiedenheit nicht von so grundlegender Bedeutung wäre, daß daran alle ähnlichen Velleitäten scheitern müssen, auch

Geistliche, Aerzte, Lehrer u. s. w.; hiervon ist abzuziehen die große Zahl der Nicht-Studirten, welche in diese Kategorien fallen, zumal unter den Beamten die Subalternen und Unterbeamten).

[1]) Cursus der Institutionen, Bd. I. § 107.

wenn sie von Männern gehegt werden, die über das alte römische Gesetz Bescheid wissen. Wenn etwa empfohlen wird, daß erst die Gattin dem Manne das politische Stimmrecht mitbringen soll; wenn die Besteuerung die kinderlosen und unverheiratheten Männer viel stärker treffen soll, als die kinderreichen, wohlgemerkt, nicht wegen ihrer verschiedenen Steuerkraft, sondern behufs Lösung der Frauenfrage.

Man übersieht hier Folgendes. Es ist üblich geworden, diesen oder jenen hippokratischen Zug in unserem Zeitalter zu entdecken, der die Aehnlichkeit mit den Zeiten des niedergehenden römischen Reiches beweisen soll. Es ist aber e i n Zug, der sich beim besten Willen nicht entdecken läßt — der Rückgang der Bevölkerung. Die Bevölkerung des gegenwärtigen deutschen Reichsgebietes hat sich in den Jahren 1816—1890 verdoppelt [1]); sie hat namentlich in den letzten Jahrzehnten zugenommen; die nach fünf Jahren wiederkehrende Volkszählung vom 1. December 1890 ergab eine Vermehrung um mehr als 2½ Millionen Seelen gegen 1885 [2]). Niemand ist im Zweifel, daß diese starke Zunahme der Bevölkerung in sich selber die schwierigsten Fragen birgt und unsere socialen Aufgaben verwickelt. Könnte überhaupt von dergleichen mechanischen Mitteln der Gesetzgebung die Rede sein, so müßte man weit eher Gesetze machen, welche den Erfolg haben, die Volksvermehrung zu hemmen, als solche, welche darauf ausgehen, sie zu vergrößern [3]). Es liegt nun aber auf der Hand, daß jede Maßregel, die das Heirathen befördert, auch die Volksvermehrung befördert, ob man diesen letzteren Zweck dabei im Auge hat oder nicht.

Indessen, es ist noch etwas Anderes dabei im Spiel. Jener Mangel an Unterscheidung der socialen Schichten, den wir vorhin schon bemerkten, jene Verwechselung gewisser engerer Mittelschichten mit der Gesammtheit der Gesellschaft und zugleich die Unmöglichkeit, durch eine zuverlässige Statistik diese Scheidung festzustellen — das ist es, was auch hier die Unklarheit verschuldet. Es mögen wer weiß wie gute Gründe vorhanden sein, die Wahlrechte des Reiches einzuschränken; aber wahrlich kein Grund ist vorhanden, die Menge der frühzeitigen und leichtsinnigen Eheschließungen in den Millionen der

---

[1]) Anfang December 1816: 24,83 Millionen,
 " " 1890: 49,43 "

[2]) Auch die Berufszählung vom 14. Juni 1895 bestätigt den Fortgang dieser Zunahme. Es wurden an diesem Tage im Deutschen Reiche 51,76 Millionen ortsanwesender Bevölkerung gezählt; das bedeutet eine jährliche Vermehrung um reichlich Eins vom Hundert.

[3]) Es sei hier, statt so vieler anderen Zeugnisse, vornehmlich dasjenige erwähnt, was G u s t a v R ü m e l i n „Zur Uebervölkerungsfrage" (Reden und Aufsätze. Neue Folge. 1881) im Hinblick auf die Bevölkerungszunahme im Deutschen Reiche gesagt hat. Er berechnet, daß bei dem damaligen (und gegenwärtigen) Tempo der Zunahme die Bevölkerung des Deutschen Reiches bis zum Jahre 1980 etwa 130 Millionen, hundert Jahre später etwa 420 Millionen betragen müsse. Von der Zahl der Eheschließungen, die im Laufe der siebziger Jahre zurückgingen, bemerkt er: „Es hat also ein stetiges Sinken der Trauungen stattgefunden, was die Einen unwissend genug waren als ein ungünstiges Symptom zu deuten, die Anderen wenigstens als ein Zeichen der natürlichen und spontanen Selbstcorrectur des früheren Uebermaßes auffaßten. Die Wahrheit ist, daß auch die jetzige Zahl noch eine zu hohe ist, die frühere eine alles Maß überschreitende war." R ü m e l i n warnt, man „möge aufhören, auf das französische Beispiel einer langsamen Volksvermehrung verächtlich herabzublicken" und auf das, was damit zusammenhängt.

deutschen Bevölkerung zu vermehren. In der That denkt man auch nicht daran; man hat andere Leute im Auge, die man durch politische Entmündigung und durch Steuererhöhung treffen will. Es ist abermals die subjective Beobachtung gewisser Erscheinungen der Umgebung, die, statistisch nicht umschrieben, in ihrer nebelhaften Größe über ihre wirklich sociale Tragweite täuschen. Man sieht den wohlsituirten Junggesellen vor sich, der aus Egoismus (wie es schon Wappäus in seiner „Allgemeinen Bevölkerungsstatistik" genannt hat), nicht heirathet, um ein desto behaglicheres Leben zu führen, statt daß er die Sorgen einer Familie und die Lasten der Kindererziehung auf sich nimmt. Man sieht diese Kategorie von Fällen, je nach der Stärke der Phantasie, in einer beliebigen Zahl vor sich und fragt, wie vielen braven Mädchen geholfen werden könnte, wenn diese Hagestolzen zu bekehren wären.

Nun mag es Aenderungen unserer Gesetze geben, die an sich vortrefflich wären — so etwa eine weitere Ausbildung unserer Einkommens- und Vermögenssteuern im Sinne der Leistungsfähigkeit — aber zu jener Bekehrung wird man auf dem Wege der Gesetzgebung niemals gelangen. In den individuellen Fällen, da in Wahrheit „Egoismus" die Ehelosigkeit des Mannes veranlaßt, wird dieser Egoismus auch die Lasten des neuen Gesetzes auf sich nehmen, um sich selber treu zu bleiben. Diese Junggesellen sind einmal der Aufopferung nicht fähig, welche die Mehrzahl der Männer dazu bewegt, sich zu verehelichen, welche den handfesten Würdenträger in Staat und Kirche bestimmt, zum dritten, zum vierten Male ein Weib zu nehmen. Es gibt sonst allerdings noch andere Gründe für die Ehelosigkeit jener Junggesellen, Gründe, die sich vielleicht mit der Aufopferung der verheiratheten Männer auf der Wage der Moral messen könnten — Gründe der verschiedensten Art, Gründe des inneren und des äußeren Lebens, die anscheinend zu hoch liegen, um dem üblichen Maße an sittlichem Gefühl in unserer öffentlichen Meinung zugänglich zu sein.

Jedoch die Hauptsache. Was macht denn den Unterschied in der Lebenshaltung der höheren und der niederen Classen aus? Was predigt denn die ganze Wissenschaft der Bevölkerungslehre seit hundert Jahren? Es gibt nichts, was die Culturhöhe der verschiedenen Schichten innerhalb desselben Volkes so sehr kennzeichnet, wie die Rücksichtslosigkeit der Eheschließung in den unteren Classen, die daher von Alters den Namen der Proletarier tragen, dagegen die Vorsicht in den mittleren und höheren Classen. Je weiter jene Rücksichtslosigkeit geht, je mehr sie der Empfindung entspringt, daß in der untersten Schicht das Leben so niedrig sei, um nicht tiefer herabgehen zu können, desto verzweifelter ist die Lage der unteren Classen. Eine Besserung kann erst dadurch eintreten, ja, der Unterschied der niedrigsten Schicht von den cultivirteren Schichten innerhalb der arbeitenden Classen selber besteht darin, daß diese letzteren eine gewisse Stufe der Lebenshaltung innezuhalten trachten, von der sie durch eine leichtsinnige Eheschließung nicht herabsinken wollen. Derselbe Unterschied ist es, welcher verstärkt die höheren Schichten von den niederen trennt, bis auf jene Gipfel der menschlichen Gesellschaft, wo der ererbte Reichthum dieselbe Rücksichtslosigkeit frühzeitiger Eheschließung zur Tugend macht, die in den unteren Classen das proletarische Unglück ist.

Nun ist es — zumal in Deutschland — gerade in den mittleren Schichten, welche für die Frauenfrage vorzugsweise in Betracht kommen, so bestellt, daß eine wünschenswerthe, ja unvermeidliche Erhöhung der Lebenshaltung auf unzureichende Unterhaltsmittel stößt, daß die freien Berufsarten, daß der Staatsdienst spät und dürftig fließende Quellen gewähren für den Mann, der eine Familie gründen will. Am härtesten, gleichsam in concentrirter Gestalt zeigt sich dieser Widerspruch in den Verhältnissen des Officierstandes. Neben der allgemeinen Tendenz nach einer Erhöhung der Lebenshaltung werden ihm von Amts wegen Verpflichtungen auferlegt, denen nur in den höheren und höchsten Chargen, niemals in den subalternen, die Pflicht des Staates gegenübersteht, für standesgemäßen Unterhalt ausreichend zu sorgen. Die Obrigkeit drückt dies mit unverrückbarer Deutlichkeit aus, indem sie zur Bedingung des Eintritts in die Officierslaufbahn einen Zuschuß zum Gehalt aus privaten Mitteln, indem sie vollends zur Verehelichung des subalternen Officiers den Nachweis eines Vermögens von bestimmter Größe macht. Der Wohlstand ist nun etwa groß genug im heutigen Deutschland, um der ersteren Anforderung leidlich zu genügen; er ist keineswegs schon groß genug für die andere Anforderung. Weil die Mehrzahl der Officiere das für die Familiengründung vorgeschriebene Vermögen nicht mitbringt, muß sie es bei dem zu wählenden Mädchen suchen. Finden sie es, so lösen sie an ihrem Theile die Frauenfrage, nicht gerade an der Stelle, wo diese am lautesten nach Hülfe ruft. Sagt es aber ihrem Zartgefühl besser zu, das Vermögen nicht zu suchen, so thun sie wahrlich etwas, was ihnen kein Mensch von anständiger Gesinnung vorzuwerfen den Muth haben wird; ja, man erhält öfters den Eindruck, daß es zum Theil die geistig und sittlich begabtesten unter den Officieren sind, welche unvermählt bleiben, während die durchschnittsmäßige Mehrzahl tapfer auf das Ziel lostanzt, das ihnen gesetzt ist.

Was uns hier die Gewohnheiten eines einzelnen Berufsstandes zeigen, ist keineswegs eine Ausnahmeerscheinung; es ist mit etwas härteren Zügen eine allgemeine Erscheinung. In anderen Berufsarten des Mittelstandes fehlen die dienstlichen Vorschriften, welche zu der inneren Nothwendigkeit den äußeren Zwang hinzufügen; aber jene Nothwendigkeit bleibt dieselbe. Auch ohne die amtliche Schranke steht die wirthschaftliche Schranke im Wege, welche die Eheschließung verbietet, da, wo das zureichende Vermögen fehlt. Man wird nicht den Leichtsinn empfehlen wollen, der dieses Verbot mißachtet. Ja, jede Herabdrückung der einmal errungenen Lebenshaltung, die eine so starke Bezeichnung nicht verdienen würde, müßte sich doch alsbald in einer Vermehrung eben derselben Bevölkerungsschichten rächen, die den Stoff für unser Problem bilden. Mit jedem Jahrzehnte würde die Ausdehnung des Gebietes zunehmen, welches von diesen Schwierigkeiten heimgesucht ist. Die Schar jener weiblichen Wesen würde immer größer werden, und das Problem bliebe das alte.

Man wird daher die Sache wohl an einem anderen Ende anfassen müssen und womöglich an einem solchen, welches der Frage etwas tiefer an die Wurzel geht.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Nautische Märchen und Sagen.

Von

Otto Krümmel.

[Nachdruck untersagt.]

Die zauberhafte Anziehungskraft der Märchen scheint psychologisch begründet in der Freude der Menschen am „Wunder“, d. h. an Ereignissen, die entgegen den allgemein als gültig anerkannten Naturgesetzen sich vollziehen, und deren ursächlicher Zusammenhang jenseits menschlicher Fassungskraft liegt. Es „geht nicht mit rechten Dingen zu“, wenn durch eine geheimnißvoll gesprochene Formel oder durch Berührung mit einem Zauberstab die Gefährten des Odysseus von der Circe in Thiere verwandelt werden oder, wie im orientalischen Märchenkreis, unendliche Reichthümer an Gold und Edelsteinen aus dem Nichts zum Vorschein kommen. Es wäre nun ein Irrthum, zu meinen, daß der Inhalt der Märchen durchweg auf freier dichterischer Erfindung oder vagen Traumgebilden einer schreckhaft aufgeregten Phantasie, oder gar auf schnöden Aufschneidereien beruhe. Auch solches kommt gewiß vor, aber gerade unter den reizvollsten Märchen sind viele, die einen Kern richtiger Beobachtung in sich bergen, und welche Naturerscheinungen betreffen, die freilich dem naiven und beschränkten Verständniß unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen. Gewisse Berufskreise sind besonders reich an solchen Ueberlieferungen, deren Sinn für den geschulten Naturforscher oft leicht zu durchschauen ist, weil gerade die Schärfe der Beobachtung alsbald auf den richtigen Weg zur Erklärung hinleitet. Der stundenweit von menschlichen Wohnsitzen getrennte Hirte auf entlegener Gebirgswiese, der in dunklem Schacht arbeitende Bergmann, der lauschend durch den Forst schreitende Jäger, vor Allem aber der auf die engen Planken seines Schiffs angewiesene Seemann: sie alle sind ausgezeichnete Beobachter, die mit geschärften Sinnen jedes auffällige Geschehniß in ihrer Umgebung erstaunlich rasch und sicher erfassen. Die Ueberlieferung putzt diese Thatsachen bald mit allerhand flitterhaftem Beiwerk aus: nicht Jeder ist so glücklich, der Fee selbst zu begegnen, Jeder freut sich aber doch, gläubigen Ohren ihre Zauberthaten verkünden zu helfen. Der ernste, von Ge-

fahren stetig bedrohte Beruf des Seemanns bringt es mit sich, daß er in seinem Sagenschatz nicht gerade viel anmuthige Gebilde besitzt; in den Ueberlieferungen besonders der nordischen Seeleute überwiegen die unglückbringenden, tragische Zukunft verkündenden Gestalten. Wenn wir nun daran gehen, einige dieser Typen alter und neuer Zeit gewissermaßen physikalisch zu analysiren, so muß gewiß zugegeben werden, daß das nicht ohne Gefahren ist: gefährdet ist nicht nur die Illusion, wenn diesen duftigen Kindern der Phantasie mit täppischem Griff der bunte Farbenschmelz von den Flügeln gestreift wird, gefährdet ist auch der Autor selbst, der in seinen Combinationen gar leicht vorbeischießt, wo das Märchen in mannigfaltigen Nüancen auftritt und nicht auf jede Abart dieselbe Erklärung paßt. Der reiche Märchenschatz des Seemanns wird aber auch noch genug des Reizvoll-Unerklärlichen behalten, wenn wir versuchen, einigen seiner Gestalten auf den Grund zu sehen. Wir wollen uns dabei nicht beschränken auf die Märchen und Sagen des modernen Seemanns, wie sie z. B. der frühere Marinepfarrer Heims in seinem lesenswerthen Buche „Seespuk" gesammelt hat; die mittelalterlich-orientalischen und antiken Märchen, deren Schauplatz das allzeit wunderbare Meer ist, vor Allem das Schiffermärchen par excellence, die Odyssee, sind vielfach noch reizvoller und auch dem Binnenlandbewohner meist geläufiger, als die neueren.

I.

So kennt wohl jeder Leser die aufregende Episode der Argonautensage von den Symplegaden oder den „zusammenschlagenden" Felsen, zwischen denen hindurch die „Argo" ihren Weg zu nehmen hatte. Die Alten sahen den Schauplatz dieser wunderbaren Gefahr im nördlichen Ausgange des Bosporus, wo jetzt ganz unbedeutende Klippen die Reste dieser Symplegaden (Plankten, Cyaneen) vorstellen. Der Leser erinnert sich, daß Athene die Felsen zurückhält und das Schiff hindurchschiebt, oder nach einer andern Version, daß Orpheus mit seinem unwiderstehlichen Gesange die beweglichen Felsen festbannt, so daß die Helden ungefährdet passiren. Sobald aber ein Schiff zwischen den Felsen hindurch gekommen ist, heißt es in der Sage, müssen die Felsen stehen bleiben, ist also ihre Gefährlichkeit für immer gebrochen. Hier greift man kaum fehl, wenn man die Erklärung in einer dem naiven Verstande nicht gleich einleuchtenden Wirkung der Perspective sucht, wie sie in gewundener Fahrstraße zwischen hohen Felswänden gar leicht eintritt. Wer auf dem Rhein von Bingen nach Koblenz fährt, glaubt sich an verschiedenen Stellen in einen Binnensee versetzt, vor und hinter ihm schließen die Felsen alle Aussicht ab. Diese Illusion wird noch vollständiger für den Passagier des Postdampfers, der durch die Schären und Fjorde der norwegischen Küste fährt: wie oft sieht er da rückwärts hinter dem Dampfer die Felswände sich zusammenschließen und vor sich eine scheinbar undurchdringliche Mauer, auf die der Dampfer, ängstlich genug für den Neuling, mit voller Kraft zuläuft, um dann mit schneller Wendung den Durchpaß zu finden. Vor und hinter ihm „schlagen die Felsen zusammen": das sind die „Symplegaden"; hat man sie einmal passirt, so sind sie Keinem mehr gefährlich.

Wie reizvoll schildert uns Homer den Wohnsitz des Hüters der Winde, des Aeolos: der wohnt auf einer schwimmenden Insel, rings herum geht eine Mauer von Erz und ein glattes Felsengestade. Zwölf Kinder hat er, sechs Söhne und sechs Töchter, die gepaart neben einander des Nachts der Ruhe pflegen, während bei Tage das Haus von den Tönen der Flöte und des Saitenspiels erschallt. Arthur Breusing, der unlängst verstorbene Director der Seefahrtschule in Bremen, hat den Kern dieser Sage in, wie mir scheint, sehr glücklicher Weise analysirt. Schwimmende Inseln kennt der antike Mythenschatz nur zwei: die Insel des Aeolus, und Delos, die Geburtsstätte des Apollo und der Artemis. Man hat wohl den Urtypus dieser Inseln sehen wollen in schwimmenden Bimssteinfeldern, wie sie in Meeresgebieten voll vulkanischer Ausbruchstellen recht wohl vorkommen könnten. Aber im Mittelmeer sind sie in historischer Zeit nirgends beobachtet, es fehlt dort auch an kräftigen Meeresströmen, die solche Schollen verschleppen könnten; überdies sind es immer niedrige Bildungen, wenig geeignet, Paläste zu tragen. Auch andere schwimmende Inseln vegetabilischer Abkunft kennt das Mittelmeer nicht, solche wie der Congo oder Amazonenstrom beim Hochwasser der Regenzeit von den bewaldeten Ufern abreißen und in die See hinausstoßen, oder — ein viel seltenerer Fall — wie eine kräftige Springfluth sie von den Sumpfgestaden der Küste von Georgia oder Carolina abgelöst und der Golfstrom im Sommer 1892 von dort bis mitten in den Atlantischen Ocean entführt hat, wo ihr Gewebe von Waldbäumen und Bambus dann vom Sturm zerschlagen worden ist. Nur aus dem Nildelta erwähnt Herodot eine angeblich schwimmende Insel, Chemmis, bei der man an eine ähnliche Abkunft denken könnte, wie ja auch vom obern Nil schwimmende Papyrusinseln oft beschrieben sind. Dem Mittelmeer aber fehlt Alles das, und so kommt Breusing zu der Deutung, daß das Schwimmen der Insel des Aeolus so zu verstehen sei, wie ein alter Erklärer es zu der betreffenden Stelle schon ausgesprochen habe: „Die Insel sei in die Höhe, in die Luft gehoben," wie das durch Kimmung oder Luftspiegelung leicht zu Stande kommt. Jedem Anwohner einer größeren Wasserfläche ist diese Erscheinung geläufig; man kennt sie von der Seeküste aller Zonen, der kalten wie der warmen, sie fehlt auch beispielsweise nicht dem Bodensee. Eine solche durch spiegelnden Luftstreif von dem Wasser getrennte Insel ist so recht geschaffen zum Sitz für den Windgott, wie nicht minder Delos zur Geburtsstätte des Sonnengottes: wie es auch von Delos sehr bezeichnend weiter heißt, daß endlich Poseidon ihr vier Säulen untergesetzt habe, um sie mit dem Meeresboden in feste Verbindung zu bringen. Es gehört kaum eine besonders stark ausgebildete Phantasie dazu, eine solche durch Kimmung übers Meer hinausgehobene Insel dann wirklich wandern zu lassen. — Die zwölf Kinder des Aeolus sind die zwölf Hauptwindrichtungen der babylonisch-phönicischen Geographie: sie kommen bekanntlich dadurch zu Stande, daß man die Kreisfläche durch zwei senkrecht aufeinander stehende Durchmesser (Ost-West, Nord-Süd) in vier Quadranten theilt, dann aber diese nicht weiter halbirt, wie unsere germanische Strichrose es zeigt, sondern mit derselben Zirkelöffnung, die den Kreis geschlagen, zuerst vom Ostpunkte aus die Peripherie abtheilt, was sechs

gleiche Theile (Sehnen) gibt und dasselbe vom Nordpunkte aus wiederholt, so daß man dann zwölf gleiche Abschnitte am Kreisumfang erhält, die ihrem verschiedenen Ursprung nach recht wohl als „männlich" oder „weiblich" bezeichnet werden können, und deren „Geschlechter" ganz regelmäßig abwechseln. So lagern dann die Söhne und die Töchter neben einander. Diese semitische Kreistheilung, die ja auch dem Zodiacus mit den zwölf Thierbildern zum Grunde liegt, ist den Griechen unzweifelhaft durch die Phönicier überliefert worden; wir hören aus der bekannten Erzählung des göttlichen Sauhirten Eumäus, wie rege der Verkehr zwischen diesem monatelang im Hafen ankernden und schachernden Schiffervolk und den Küstenbewohnern war, und werden gerade bei den homerischen Griechen noch auf Kenntnisse treffen, die sie nur von den Phöniciern erhalten haben können. Wenn der Palast des Aeolus bei Tage erfüllt ist von Flöten- und Saitenspiel, während des Nachts völlige Ruhe herrscht, so will Breusing darin einen Hinweis auf die von der modernen Meteorologie sogenannte „tägliche Periode des Windes" erkennen, die wie Plinius (II, 127) beweise, auch den Alten nicht fremd geblieben sei. Auch an unsern Ostseeküsten ist das Einschlummern des Windes gegen Abend schon manchem Segler recht fatal gekommen, nachdem er bei Tage sich mit flotter Brise weit vom Land entfernt hatte. Das ist am Mittelmeer besonders auch beim Seewind der Fall, der des Nachts oft von Stille statt vom Landwind abgelöst wird.

Daß man in der Scylla mit ihren zwölf abscheulichen Fangarmen und sechs Hundsköpfen an langen Hälsen, mit denen sie je einen Matrosen aus dem Schiff des Odysseus herausholt, das Urbild des nordischen Kraken oder Riesentintenfisches erkennen soll, ist oft mit Recht behauptet worden. Diese Kraken, von denen aus dem Alterthum uns Strabo und Plinius berichten, und die in den mittelalterlichen Schiffersagen eine Rolle spielen, beleben auch die heutigen Meere; im Jahre 1873 hat man zwei Exemplare kurz nach einander in den Gewässern von Neufundland gefangen, deren Gesammtlänge über 12 bis 15 Meter betrug. Seitdem sind sie noch öfter im Atlantischen Ocean gesehen worden, und wahrscheinlich auch als das körperliche Substrat der ewig unsterblichen Seeschlange zu betrachten. Sehr zutreffend ist die Charybdis von Breusing auf die Wirbel der Gezeitenströme bezogen worden. Die Griechen hatten in ihrer Heimath nur an einer Stelle Gelegenheit, eine kräftige Ebbe und Fluth zu beobachten, nämlich im flachen Malischen Golf (nördlich von den Thermopylen); aber mit starken Gezeitenströmen konnten sie höchstens in der kleinen Syrte Bekanntschaft machen, wohin sie aber kaum durch irgend welche Handelsbeziehungen gelockt wurden. Ganz andere Wirkungen dieser Gezeitenströme haben aber die Phönicier bei ihren Fahrten nach den Zinnländern, also im britischen Kanal kennen lernen müssen, wo zwischen den Scilly-Inseln oder in den Eingängen zu den Hafenbuchten der Bretagne der Strom mit der Geschwindigkeit eines Mühlengerennes sechs Stunden hinein und sechs Stunden wieder hinaus fluthet und dabei über allen Unebenheiten des Bodens, hinter allen vorspringenden Klippen und Felsnasen die gefährlichsten Wirbel schafft. Aus den Erzählungen der Phönicier hat dann der

Dichter sich die Charybdis construirt und sie mit der Scylla zusammen an eine Meerenge versetzt, in der auch die „zusammenschlagenden Felsen" (die Plankten) nicht fehlen. Der Dichter hat seinen Berichterstatter nur in sofern mißverstanden, als er seine Charybdis dreimal täglich das Wasser aus- und dreimal wieder einschlürfen läßt. Wenn Breusing, wie Viele vor ihm, als Schauplatz dieser Seegefahren die Meerenge von Messina verwirft, so wird man ihm darin vollkommen Recht geben, denn die Strömungen in dieser Straße waren auch im Alterthum nur kleinen Booten gefährlich; wenn er aber die Straße von Gibraltar dafür einsetzen will, so ist das vielleicht schon etwas gewagt. Denn obwohl manche Züge bei Homer darauf passen mögen, wie z. B. die beiden einander gegenüberstehenden hohen Felsberge und vielleicht auch die bisweilen hier recht merklich auftretenden Gezeitenströme, so fehlt doch ein anderes Hauptmerkmal: die gewundene und entsprechend lange Meeresstraße, in deren Biegungen hinter dem Schiffer die Felsen „zusammenschlagen". Dazu ist die Gibraltarstraße zu breit und zu kurz. Der Dichter hat eben drei verschiedene Erscheinungen, die ihm einzeln aus den Erzählungen der Seeleute bekannt waren, räumlich vereinigt, um in solcher Weise seinen Helden einem wahren Uebermaß von Gefahren auszusetzen.

II.

Recht durchsichtig sind oft die Schiffermärchen des orientalischen Sagenkreises, wie sie uns namentlich in „Tausend und einer Nacht" überliefert vorliegen. So zunächst der große Walfisch der Tropenmeere, der bis 20 Meter lange Potwal (Physeter macrocephalus), der da schlafend umhertreibt, so daß ihn Sindbad's Gefährten für eine Insel halten und auf seinem Rücken Feuer anmachen, worauf er verschwindet. Hier sind nur die Dimensionen des Wales ebenso phantastisch übertrieben, wie beim riesigen Vogel Roch, dessen Urbild in den ungeschlachten Aepyorniden Madagaskars oder der Maskarenen unschwer zu erkennen ist; nur konnte dieser Aepyornis nicht fliegen. Unter den Wundern des Meeres in den Erzählungen der Scheherazade sollen uns hier besonders zwei ausführlicher beschäftigen.

Die rührende Geschichte von der schönen Meeresprinzessin Gülnare, die der König von Persien einem Sklavenhändler abkauft und dann in beharrlicher Liebeswerbung zu seiner Frau macht, führt uns die wunderbaren Königreiche des Meeres vor: volkreiche Staaten, voll der prächtigsten Bauten, bewohnt von einer vielsprachigen und vielgestaltigen Bevölkerung, denen bei Tage die Sonne, des Nachts der Mond leuchtet, wie uns das Trockne bewohnenden Sterblichen. Wer die wunderbaren Korallenbauten in der unglaublich klaren Tropensee selbst gesehen, und ihre bunte Thierwelt, die zwischen den Säulen, Pilzthürmen, Schirmen und Domen dahin huscht oder kriecht, beim Sonnenschein belauscht hat, wird es wohl verstehen, wie für ein poetisches Auge alles Das sich in fürstliche Paläste und blühende Königreiche verwandeln kann. Perlenfischer tauchen an den Küsten des Persischen Golfs oder bei Ceylon oder im Rothen Meer inmitten solcher Wunderbauten der Thierwelt; und wie des Nachts der Schein des Vollmonds auch die lautlosen Tiefen klar durchleuchtet.

so daß der Beobachter die Grenzen zwischen Wasser und Luft scheinbar verschwinden sieht und in seinem Boot darüber hinschwebt, wie in einem Luftballon, ist oft geschildert worden. Man weiß dann weiter, daß zwar nicht in diesem klaren Wasser der Korallenküsten, sondern in der Nähe der Flußmündungen auch Säugethiere leben, deren Bezeichnung als „Meerjungfrau" (Halicore indica) auf gewisse menschenähnliche Kennzeichen hinweist. So ist es ein nicht ganz unbedeutsamer Zug an der Prinzessin Gülnare, daß sie ein ganzes Jahr stumm ist wie ein Fisch. Meerjungfern und Meermänner sind im Sagenbereich auch des germanischen Nordens ja reichlich zu Hause und ihre Ehen mit Menschenkindern den mittelalterlichen Dichtern nicht fremd. Wer kennt nicht die Sage von der schönen Melusine, die den Grafen von Toulouse heirathet und deren Nachkommen Grafen von Lusignan und Könige von Jerusalem und Cypern geworden sind. Als das physische Substrat dieser nordischen Meermenschen hat eine kritische Forschung unsere biederen Seehunde nachgewiesen.

Schwieriger zu erklären ist das Hauptwunder der orientalischen Schiffermärchen, der phantastische Magnetberg. Wer erinnert sich nicht des Schauers auf den Gesichtern der kleinen Zuhörer, denen wir die Abenteuer des Prinzen Agib vorlesen und die nun den Capitän melden hören, daß die Schiffe der Flotte unaufhaltsam und unrettbar dem schwarz am Horizont auftauchenden Magnetberg zutreiben, wo der Untergang Aller gewiß wäre? Wie man dann näher kommt, und der Abhang des Berges gespickt ist mit eisernen Bolzen und Nägeln, und das Meer bedeckt mit Trümmern und Leichen!

Diese Fabel vom Magnetberg ist übrigens älter als die arabische Literatur. Ein griechischer Schriftsteller des vierten Jahrhunderts, Salladius, der über die Sitten der Brahmanen geschrieben hat, kennt bereits einen Magnetberg und versetzt ihn auf die „tausend Inseln" des Indischen Oceans. Das weist sehr bedeutsam hin auf das nicht nur an großen Inseln, sondern auch an vielen Inselschwärmen reiche und damit der Schiffahrt gefährliche Indonesien oder Inselindien. Noch heute heißt eine Inselgruppe nahe an der Rheede von Batavia „die tausend Inseln". Aber noch früher hat Ptolomäus (circa 175 n. Chr.) Kunde von einem Magnetberg, der auch im fernsten Südosten der ihm bekannten Welt bei den Maniolen sich findet und die Indienfahrer angeblich veranlaßt habe, an ihren Schiffen keine eisernen Nägel, sondern nur hölzerne zu leiden. Auch diese letzte Thatsache mag richtig sein: werden doch noch heutigen Tags die aus Einbäumen construirten und durch ihren Ausleger sehr seetüchtigen Fahrzeuge der östlichen Malaien sogar nur mit aufgebundener, nicht aufgenagelter Schanzung versehen. Auch die Chinesen kennen eine Art Magnetberg, und zwar in ihrem „Südmeer", unserer China-See. Der Schriftsteller So-sung, der circa 1050 n. Chr. schrieb, und sich dafür auf ältere Bücher beruft, spricht übrigens nicht von Bergen, sondern Untiefen mit unterseeischen Magneten, welche die mit Eisenplatten beschlagenen Schiffe anzögen und zum Scheitern brächten, übrigens an zahlreichen Stellen in jenem „Südmeer" vorkämen. Nach diesen chinesischen Gewässern hin ging aber eine sehr rege Schiffahrt von den Häfen Arabiens und des persischen Golfs gerade zu

der Zeit, in welcher diese Erzählungen der Scheherazade hauptsächlich spielen, der Zeit Harun-al-Raschid's; erst nach dem Sturze der fremdenfreundlichen Thangdynastie (circa 920 n. Chr.) schlossen sich die Häfen China's den Fremden, und der Seeverkehr mit dem Westen wurde für einige Jahrhunderte abgebrochen. Das ist ein Weg, auf dem die Kunde vom schauerlichen Magnetberg unter die arabischen Schiffer gekommen sein mag. Andererseits darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß der arabische Geograph Edrisi (circa 1150 n. Chr.) einen Magnetberg von der Ostküste Afrika's, südlich vom Bab el Mandeb erwähnt, den er Murukeïn nennt und als eine große Gefahr für eisengenagelte Schiffe bezeichnet, die aus seiner Nähe nicht wieder fortkommen könnten. Von der äthiopischen Küste kennt auch Plinius einen Magnetberg, er weiß aber noch nichts von einer Gefährdung der Schiffahrt durch ihn, ebenso wenig wie das bei seinem „in der Nähe des Indus" vorhandenen zweiten Magnetberg der Fall ist, der nur die eisernen Nägel aus dem Schuhwerk der ihn Betretenden herauszieht.

Auch hier hat Breusing den rechten Weg zur Erklärung gewiesen, indem er die geheimnißvolle Kraft, der die Schiffe unwiderstehlich folgen, in den Meeresströmungen sieht. Wie mancher Segler vermag nicht, trotz aller Geschicklichkeit der Mannschaft und Vortrefflichkeit des Schiffes selbst, gegen einen starken, ihm entgegenlaufenden Meeresstrom aufzukreuzen oder, bei günstigem Winde, den Strom „auszusegeln" oder „todt zu segeln", wie der Kunstausdruck lautet; froh muß er sein, wenn er dann guten Ankergrund findet, sonst treibt er weit zurück. Ganz schlimm sieht aber die Sache aus, wenn auch noch der Gezeitenstrom dazu kommt, was auf flachem Wasser an Küsten mit hohem Fluthwechsel nicht ausbleibt. Der Fluthstrom setzt dann vom tiefen Wasser aufs Land zu, über die flachen Watten oder Korallenriffe dahin, der Ebbestrom wieder entgegengesetzt davon ab. Nun ist, wie jede Uebersichtskarte in unseren Atlanten zeigt, die Mitte der China-See, bedeckt mit einer unübersehbaren Schar von wenig bekannten und unvermittelt aus tiefem Wasser auffsteigenden Korallenriffen und flachen Inselchen, deren Nähe zu meiden jedem Schiffer gerathen wird. Die Segelhandbücher aber wissen uns von überaus starken Strömungen entlang den Küsten der China-See zu melden, und von den Paracel- und Pratas-Riffen in der Nordhälfte derselben See sagen noch heute unsere deutschen Capitäne, sie zögen die Schiffe an, was also bedeutet, daß die Strömung darauf hinführe. Wehe dem Segler, der bei Fluthstrom zu dicht an diese nur auf wenige Seemeilen sichtbaren flachen Inseln und Untiefen heran geht: sein Schiff stößt auf Grund, bis die Planken sich lösen und Alles in Trümmer geht.

Von einem anderen Wunder aus der chinesischen See weiß der arabische Geograph Masudi in seinen berühmten „goldenen Wiesen und Edelsteingruben" zu berichten. Im „siebenten Meer", wie bei ihm die China-See heißt, wird der Schiffer oft von unbeschreiblich heftigen Stürmen überfallen; dann wird er bisweilen erschreckt durch einen Vogel von solch' strahlender Helligkeit des Gefieders, daß man, geblendet vom Glanze, seine Gestalt nicht zu erkennen vermöge. Dieser leuchtende Vogel lasse sich auf die Spitzen der Masten nieder,

und nicht lange nach seinem Erscheinen pflege sich die Kraft des Sturmes zu brechen und das Meer zu beruhigen. Nun hat zwar der berühmte Mann in einer absonderlichen Vorrede Jeden mit allen schweren irdischen und himmlischen Strafen bedroht, der an seinen Berichten irgendwie zu deuten und zu mäkeln wagen sollte; doch gehört zum Ungehorsam in diesem Falle wohl nicht viel Muth. Wir können es also darauf ankommen lassen und in dem glänzenden Vogel, der im Taifun sich auf die Toppen der Masten setzt, das Elmsfeuer erkennen, dessen Auftreten in der That noch heute die Höhe des Orkans bedeuten soll.

III.

Schon während der Kreuzzüge ist der orientalisch-indische Märchenschatz auch nach dem Westen gelangt. In der abenteuerlichen Odyssee, die der Herzog Ernst von Schwaben und Oesterreich im fernen Ocean zu bestehen hat, kehren alle die phantastischen Gebilde aus „Tausend und einer Nacht" wieder: die schwimmende Insel, der Magnetberg, der Vogel Roch und so weiter. Eine noch merkwürdigere Verquickung von Schiffermärchen aus dem Orient und Alterthum mit allerlei mönchischen Vorstellungen bringt die Legende des heiligen Brandan, die im späteren Mittelalter inner- und außerhalb der Klöster recht populär gewesen sein muß, da uns ihr Text in zahlreichen lateinischen und auch deutschen Versionen überliefert ist. Sanctus Brandanus ist eine historische Person; er lebte in der Mitte des sechsten Jahrhunderts in Irland und starb als Abt des Klosters Clonfert in Galway im Jahre 577. Nach der Legende hat er von einem Engel ein Buch geschenkt erhalten, worin er ganz wunderbarliche Dinge las: außer von drei Himmeln, zwei Paradiesen und neun Fegefeuern war darin die Rede von allerhand Meerungeheuern, deren Rücken ganze Wälder trage und dergl. mehr, so daß er im Zorn über solch' unsinniges Gefabel das Buch ins Feuer geworfen habe. Darauf aber sei der Engel erschienen und habe ihn zur Rede gestellt, nach der deutschen Version also: „Brandon, warumb hastu die Wahrheit verprennt? Weißt Du nit, daß Got größer Ding gethün möcht dann Du in dem Buch gelesen hast?" Er erhält nun den Befehl, zur Strafe für seinen ungläubigen Zweifel ein Schiff zu einer siebenjährigen Fahrt zu rüsten, um alle die Wunder und Gefahren selbst zu erproben. Da der mächtige Abt über dreitausend Mönche gesetzt war, suchte er sich die Besten aus und begann dann seine Irrfahrt. Wir wollen darauf verzichten, diesen „Odysseus in der Kapuze" die ganzen sieben Jahre hindurch zu begleiten; es geht hier Alles fein fromm und ehrbar zu, die klösterlichen Uebungen werden auch an Bord fortgesetzt, und die schauerlichsten Kämpfe mit den Teufeln verschiedenster Gestalt und mit andern Meerungeheuern durch die Kraft des Gebets allemal glücklich überstanden; denn, wenn scheinbar Alles verloren ist, greift ein Erzengel oder ein von Gott gesandtes freundliches Meeresgeschöpf rettend ein. Viele Inseln werden gesehen und besucht, fast alle sind mit Klöstern versorgt, deren fromme Insassen die Seefahrer erquicken. Fast alle Seegefahren der Odyssee kommen vor, nur sind alle verführerischen weiblichen Gestalten vergessen, selbst die Sirenen verlieren den Typus der

lockenden, schön singenden Jungfrauen und werden zu einem simplen Meerwunder: „Wer des Stimme erkennet, der muß vor Freuden slafen durch Noth, von dem kumt mancher in den Tod“ ꝛc. Der Walfisch als schwimmende Insel verwandelt sich hier in eine riesige Seeschlange: auch St. Brandan's Mönche landen auf der weit hingestreckten, mit Buschwerk bewachsenen Insel, machen sich Feuer an und sind eifrig dabei, Fische zu braten, als die „Insel“ anfängt, Wellen zu schlagen (movere sicut unda). Die Leute retten sich mit Mühe, und in einem nächtlichen Gesicht wird dem frommen Capitän das Gebilde als ein riesiger Fisch erklärt: der größte und vornehmste aller Fische, die im Weltmeer schwimmen, der trotz stetigen Bemühens, den Schwanz an seinen Kopf zu bringen, dies nicht vollbringen könne, weil er zu lang dazu wäre; der Fisch, heißt es in der lateinischen Version weiter, aber habe den Namen „Jasconius“. Die Erklärer haben in diesem Wort das altirische iasc = Fisch wieder erkannt.

Eine noch eigenartigere Schöpfung ist das Leber- oder Klebermeer des Brandan. Es ist das „geronnene“ Meer, denn im Worte Leber steckt derselbe Stamm wie in Lab-kraut (womit man die Milch zum Gerinnen bringt). Dieses Lebermeer findet sich schon im altdeutschen Text des Merigarto: „Ein Meer ist geronnen, im Wendelmeer (= Ringmeer, Ocean) westlich. Wenn der starke Wind die Schiffe nach dieser Richtung treibt, so können die wackeren Färgen sich dessen nicht erwehren, fortgetrieben zu werden bis in des Meeres Schoß. Ach, dann kommen sie nicht mehr davon; wenn Gott sie nicht losmachen will, so müssen sie dort verfaulen.“ Ebenso erscheint's in der Brandan-Legende. Die Beschreibung erinnert an die Umgebung des Magnetbergs: weithin ist das Meer bedeckt mit den Trümmern der untergegangenen Schiffe, deren Masten und Raaen umherliegen, „wie wenn ein ungeheurer Wald abgeholzt wäre.“ Dieses „Lebermeer“ hat den Erklärern nicht geringe Mühe verursacht. Einige haben es in der Sargasso-See wiederfinden wollen: hat ja doch Columbus, der sie zuerst durchfuhr, das Meer in der That dort „wie geronnen“ gefunden. Aber der Nachweis ist leicht zu erbringen, daß vor Columbus kein europäischer Schiffer die Sargasso-See mit ihren (übrigens ganz harmlosen) Feldern treibenden Seetangs durchfurcht hat. Das „geronnene Meer“ ist auch in den romanischen Dichtungen beschrieben (als mar betée, provencalisch: mar betada) und wird dort deutlicher mit der untergegangenen Atlantis des Plato in Beziehung gebracht, deren früheren Platz es jetzt als seichtes unpassirbares Meer einnehme. Damit vermengt sind dann bekannte Angaben aus des Tacitus Germania und Biographie des Agricola, die sich auf das Gefrieren des Seewassers an den Küsten im hohen Norden Europa's beziehen. Hierbei bildet sich in der That nicht selten eine Erscheinung, die wie das Lebermeer wirkt: das merkwürdige Schaum- oder Schneeeis, dessen zähe Massen im März 1881 das mit dem Aufeisen des Kieler Hafens beauftragte Panzerschiff „Arminius“ nicht zu durchfahren vermochte, so daß es eine Zeit lang stecken blieb und sich nur mit Mühe rückwärts wieder herausarbeitete. — Der in seinen Wirkungen hiermit verwandte Magnetberg findet sich auch sonst in nordischen Sagen und zwar als eine unterseeische Gefahr: mitten in der flottesten Fahrt wird das Schiff des Norwegers Magnus Magnussen zum

Stillstand gezwungen, als der ausfuhr, um Grönland wieder zu entdecken. Wem fällt da nicht der lügnerische Sataspes des Herodot ein, der ausgesandt, mit einem Schiffe Afrika westwärts zu umsegeln, ebenfalls mit derselben Mär nach Hause kam, aber von Xerxes vollkommen durchschaut ward. Noch auf Karten zu des Ptolomäus Geographie, die in der Renaissancezeit gedruckt sind, findet sich der Magnetberg verzeichnet, und zwar unmittelbar am Nordpol im sogenannten „Bernsteinmeer".

Unser Mönchsschiff, um auf dieses wieder zurückzukommen, beendet dann seine siebenjährige Irrfahrt, indem es endlich auf die „Insel der Verheißung" trifft. Ein dichter Nebel hatte das Schiff schon vorher Tage lang eingehüllt, so dicht, daß die Leute an Bord einander kaum erkennen konnten. Dann endlich wird es hell, die gesuchte Insel liegt vor ihnen, ewiger Tag herrscht über diesem Lande voll höchster Lieblichkeit, das als ein wahres Paradies geschildert wird. Auch hier sind antike Nachrichten von den „Glücklichen Inseln" (gemeint waren damals die Canarien), vermengt mit heidnischen Vorstellungen vom Lande der abgeschiedenen Seelen im fernen Westen (wie auch in der Odyssee). Die Schilderung dieses atlantischen Inselparadieses ist aber so anschaulich, daß nicht nur auf den späteren mittelalterlichen Karten eine Insula Sancti Brandani in den tropischen Breiten des Nordatlantischen Oceans eingetragen ist, sondern sogar noch im Jahre 1720 der spanische Gouverneur der Canarischen Inseln, durch Angaben im Regierungsarchiv verleitet, ein Schiff danach aussandte, das natürlich ohne Erfolg wieder zurückkehrte.

IV.

Unter den modernen Schiffersagen ist wohl die verbreitetste und unzweifelhaft schönste die vom „Fliegenden Holländer". Die Sage ist wahrscheinlich nicht viel über dreihundert Jahre alt. Wir haben mehrfache Untersuchungen darüber: Marinepfarrer Heims hat sie ausführlich zusammengestellt und meint, in der ältesten Lesart als Helden keinen Holländer, sondern einen deutschen Edelmann zu finden, dessen Name, von Falkenberg, ebenfalls überliefert ist. Dieser hat im Jähzorn der Eifersucht seine Braut und seinen Bruder erschlagen, ist dann, vom bösen Gewissen gescheucht, davon gegangen, immer nach Norden, bis er an die Nordsee gelangt. Dort erblickt er am Strande ein Boot, dessen Insasse ihm zuruft: Expectamus te (wir erwarten Dich!). Das Boot bringt ihn zu einem gespenstigen Schiff, auf dem er mit seinem guten und seinem bösen Geist allein gelassen wird, die beide in der Kajüte sitzen und um sein Seelenheil würfeln. Und nun beginnen einige fast allen Varianten gemeinsamen Züge: das Schiff jagt, von geheimnißvoller Kraft getrieben, stetig durch die Nordsee, trotz Sturm und Wogenschwall immer mit Nordcurs, auch in Stille mit geblähten Segeln, Nachts leuchten höllische Flammen von seinen Toppen, unbeschädigt huscht es über Riffe und Bänke hinweg, ruhelos, durch die Jahrhunderte hin. Wehe dem Schiffer, der es sieht: aller Wein wird sauer, aller Proviant verwandelt sich in — Bohnen, zumeist gibt's aber schwereres Unglück an Bord, wenn Schiff und Mannschaft überhaupt den Hafen erreichen.

Eine zweite und zwar die populärste Version verlegt den Schauplatz in die südlichen Meere, wohl auch in die Gegend bei Neufundland. Da ist's wirklich ein holländischer Capitän, er heißt Bernhard Focke oder von der Decken oder van Straaten oder van Diemen, allemal ist's ein Leuteschinder schlimmster Sorte. Von Bernhard Focke heißt es, er habe seine Masten mit Eisen beschlagen lassen, um mehr Segel führen zu können, und Keiner habe schnellere Reisen nach Ostindien gemacht, als er. Dieser Capitän also kommt von Osten und will ums Cap Horn (nach anderer Version ums Kap der Guten Hoffnung), er muß gegen widrigen Wind aufkreuzen, aber Weststürme schleudern ihn immer wieder zurück: ein Schicksal, das noch heutigen Tags auf den genannten Segelrouten manchen braven Schiffer trifft. Die Leute quälen sich in Kälte und Nässe ab, während der Capitän vergnügt in der Cajüte sitzt, raucht und Bier trinkt. Als die ermüdete Mannschaft ihn bitten läßt, einen nahen Nothhafen aufzusuchen, daß sie sich erholen und ihr Schiff wieder in Stand setzen könnten, läßt der rohe Mensch die Rädelsführer über Bord werfen. Zuletzt macht der Heilige Geist den Versuch, den Leuten beizuspringen und läßt die glückverheißenden Flämmchen auf den Mastspitzen erscheinen (diese Erinnerung an die Pfingstflämmchen über den Häuptern der Apostel ist sehr verbreitet), der Frevler aber gönnt seinen Leuten noch keine Erleichterung, er zieht seine Pistole und schießt nach dem Elmsfeuer, trifft aber nur seine eigene Hand. Da thut er einen fürchterlichen Fluch und verschwört sich, trotz Allem die Fahrt fortzusetzen, und wenn er bis zum jüngsten Tage hier weiter kreuzen müßte. Dazu ist er nun verurtheilt. Seine Mannschaft besteht allmählich aus allerlei verlorenem Volk, das er auffammelt, aus Seeräubern, Meuterern, Mördern, die ununterbrochen arbeiten müssen, ohne Rast und Ruh. So wird das Schiff in den südlichen Meeren gesehen, mit schwarzem Rumpf, schwarzen Segeln, gleichviel ob bei Stille oder Sturm in flotter Fahrt durchs Wasser pflügend; flüchtig ist die unheilvolle Begegnung, man hört die schrille Pfeife des Bootsmanns, Commandorufe, und fort ist die Erscheinung im Nebel. Nachts zeigt das Schiff ein unheimliches rothes Licht.

Die dritte Variante läßt das Fahrzeug durchaus als Todtenschiff auftreten; die Mannschaft besteht nur aus Gerippen, grün glänzen die Schädel, ihre Augenhöhlen leuchten, doch tragen sie den spitzen Hut, Rock und Pluderhosen des 17. Jahrhunderts; einsam, mit finsterem Gesicht, steht der Capitän vor dem Großmast, und wehe dem Schiffer, der das Weiße in seinem Auge sieht. Vorn unterm Bugspriet sitzt der Klabautermann, dieser Schiffskobold, und raucht sein Pfeifchen. Jedes Schiff, das diesem Todtenkahn begegnet, ist verloren. — Das sind die ursprünglichen und unter den Seeleuten lebendigen Formen der Sage; erst die romantische Dichtung wußte den Stoff in der Weise auszustatten, wie Richard Wagner ihn populär gemacht hat.

Es ist auch in diesem Falle keine Frage, daß es sich nicht um ein luftiges Gebild der Phantasie handelt, sondern um eine ganz richtige Beobachtung einer allerdings schwer verständlichen Thatsache. Drei Erklärungen sind hier gegeben worden; auf jeden beobachteten Fall wird die eine oder andere zutreffen.

Zunächst kann man sich denken, daß der „Fliegende Holländer" eine überaus willkommene Maske für die in den verflossenen Jahrhunderten in allen Meeren nicht so seltenen Seeräuber, Flibustier, Meuterer und für ähnliche fragwürdige Gesellen gewesen sein muß. Schiff und Segel sind bald schwarz zu malen, eine gelbe Flagge für den Tag und rothe Laternen für die Nacht rasch beschafft, und damit wird jede Annäherung eines unliebsamen, d. h. stärkeren Fahrzeuges leicht verhindert, wo man ihm nicht ganz aus dem Wege gehen konnte. Heute dürfte diese Maske wohl kaum mehr in Frage kommen.

Eine zweite Deutung sieht im „Fliegenden Holländer" nichts als abnorme Aeußerungen der Kimmung und Lichtbrechung oder Luftspiegelung, die wir schon anfangs erwähnt haben. Bassett in seinem Essay über diese Sage erwähnt aus englischen Seeberichten einige außerordentliche Fälle der Art. Als Capitän Owen anfangs der dreißiger Jahre die Küste des Kaplands aufnahm und sich bei Port Danger aufhielt, sah er ganz nahebei die ihm wohlbekannte Fregatte „Barracouta" erscheinen, seine Leute vermochten genau zu erkennen, was dort an Bord vorging, wie ein Boot zu Wasser gelassen wurde, und sogar einzelne Persönlichkeiten wären zu erkennen gewesen. Gleich darauf ging Owen nach Simons Bai und erwartete, die „Barracouta" unmittelbar darauf einlaufen zu sehen; die kam aber erst mehrere Tage später. Ein Vergleich der Schiffstagebücher ergab, daß am Tage jener merkwürdigen Beobachtung die beiden Schiffe nicht weniger als 300 Seemeilen (oder 500 Kilometer, gleich dem Abstand von Danzig bis Kiel) von einander entfernt gewesen waren. Wo die Luftschichten auf solche Strecken hin Bilder um die Krümmung der Erde herum in wiederholter Spiegelung fortpflanzen können, wird es wohl begreiflich, wenn ein in Stille liegendes Schiff in scheinbarer Nähe ein anderes mit vollen Segeln durchs Wasser fahren, oder Nachts dessen beim weiten Weg durch die Luft roth gefärbtes unheimliches Licht sehen kann. In dieser letzten Form hat der kürzlich verstorbene älteste Sohn des Prinzen von Wales, als er als Seecadett bei seiner Weltumseglung an Bord der „Bacchante" im Juli 1881 vor Sydney kreuzte, den „Fliegenden Holländer" gesehen und die Thatsache im Tagebuch ausführlich vermerkt. Die Erscheinung war nur vom Achterdeck und der Commandobrücke, nicht auf dem Vorderschiff zu sehen; der Mann, der das Licht zuerst gemeldet, fiel anderen Tages von der Vorbramstange und schlug sich todt, und im Hafen von Sydney hatte auch der an Bord befindliche Admiral des Geschwaders noch ein besonderes Unglück. Auch zwei andere Schiffe des Geschwaders hatten das rothe Licht bemerkt. — In allen Klimaten sind diese Kimm- und Spiegelbilder ferner Schiffe reichlich beobachtet, und daß ein so luftiges Gebild über Klippen, Riffe und Vorgebirge hinweg zu segeln und flüchtig im Nebel zu verschwinden scheint, macht diese Erklärung für den „Fliegenden" recht annehmbar.

Den Versuch einer dritten Erklärung hat wiederum A. Breusing gemacht. Er geht davon aus, daß sich im Meeresstrich südlich vom Cap der Guten Hoffnung (und wie man hinzufügen kann, ganz ähnlich ostwärts von der La Plata-Mündung und südlich von den Neufundlandbänken, den beiden anderen Schauplätzen des „Fliegenden") durch das Aufeinandertreffen zweier physikalisch

durchaus verschiedener Meeresströmungen, einer tropisch warmen und polar kalten, auch ganz abnorme Windverhältnisse herausbilden könnten. Die warmen und kalten Gebiete durchdringen sich hier in unregelmäßigem Wechsel, und wenn nicht gerade ein stürmischer Wind über die ganze Fläche dahin weht, muß auch die Temperatur der Luftsäule über dem kalten Wasser merklich niedriger sein, als über dem warmen. Das bewirkt dann Ausgleichsströmungen in der Luft nach Art der Land- und Seebrisen: in die warmen Gebiete wird die Luft von allen Seiten hineinwehen, aus den kalten umgekehrt nach allen Seiten hinaus. In der Mitte eines jeden warmen Fleckes kommt dann eine aufsteigende Bewegung zu Stande, mit schwachem Wind oder völliger Stille; mitten in dem kalten Gebiet ist ebenfalls ruhige Luft mit dem absteigenden Luftstrom. Ein Segelschiff, das nun in einem solchen ruhigen Gebiet liegt, wird keine Fahrt machen, seine Segel klappen und scheuern am Mast, so daß man sie zur Schonung fest macht, und dabei sehen die Matrosen ein anderes Schiff querab in der Ferne mit flotter Fahrt, sogar mit gerefften Segeln gegen offenbar recht starken Wind aufkreuzen. Das kann dann „unmöglich mit rechten Dingen zugehen", und ein neuer Fall vom „Fliegenden Holländer" ist beobachtet und wird allen Gläubigen erzählt. Schauder und Schrecken machen die Leute unaufmerksam bei der Arbeit, und wer in der Takelung einen Augenblick nicht aufpaßt, kommt gar leicht zu Schaden.

So ist es wohl keine Frage, daß der „Fliegende Holländer" auch in Zukunft noch oft gesehen und dem unaufgeklärten Seemann Entsetzen einjagen wird. Denn daß die Tage der Segelschiffahrt gezählt seien, ist ein zwar sehr verbreiteter, aber doch ganz unbegründeter Glaube unter den dem Seeverkehr fernstehenden Binnenlandbewohnern. Auf den Dampfern mag die dort souveräne Physik mit Hülfe von Mechanik und Wärmelehre auch die Sagen und Märchen aus den Erzählungen der Mannschaft verscheuchen. Dann werden diese Gestalten der Phantasie sich aber um so sicherer auf den Segelschiffen erhalten. Auf diesen, sowohl auf den modernsten, riesigen Viermastern, wie auf den kleinen Küstenfahrern, die beide auf ihrem Gebiet alle Dampfer aus dem Feld schlagen, hat der Matrose zwar gewiß einen harten Dienst, aber dafür geht ihm auch hier allein die wahre Poesie des Seelebens auf, wenn in der Feierstunde „ein Garn gesponnen" und vor gläubigen Ohren aus gläubigem Munde die altüberlieferte Mär vom „Fliegenden Holländer" oder den Meerweibern erzählt wird.

Die Gründung der Boerenstaaten.

Vom
Grafen **von Pfeil**.

Wiederum ereignet es sich, daß ein Häuflein entschlossener Männer, denen militärischer Drill im europäischen Sinne etwas Unbekanntes ist, erfolgreich einen mit allen modernen Kriegsausrüstungen versehenen Feind zurückschlägt. Dr. Jameson, der geistige Leiter einer von activen Officieren der englischen Armee geführten Truppe, ist einem Commando von Boeren im Gefecht unterlegen.

Wir wollen hier davon absehen, zu erörtern, wie es kommen mußte, daß dieses Boerenvolk sich zu solcher Kriegsgewaltigkeit entwickeln konnte. Schreiber dieses, der die Boeren in langjährigem Umgang kennen gelernt hat, will nur versuchen, in kurzen Zügen den Lesern die Geschichte dieses merkwürdigen Volkes zu erzählen, deren nachweisbare Einzelheiten unglaublicher klingen, als irgend etwas, was die Phantasie eines Romandichters ersinnen könnte, und die zum Theil aus dem Munde von Solchen stammen, die, jetzt alt, einst in der Kraft der Jugend rüstig mitgekämpft. Die Ereignisse, um die es sich hier handelt, sind wenig bekannt über den Kreis der davon Betroffenen hinaus, und nur die englische Politik wurde durch sie in Mitleidenschaft gezogen. Die Leute aber, welche in der Bewegung standen, erlebten eine große Zeit, voll von Gefahr, Zweifel, Erwartung, Hoffnung und Heldenthum, und es ließe sich schwerlich eine Parallele in der neueren Geschichte finden zu der Thatsache, daß ein paar hundert Familien ihr Haus, Hof und Eigenthum verließen, um eines Principes wegen, in wilde Gegenden zu wandern, sich ihren Weg durch Horden ebenso grausamer als mächtiger und wilder Kriegerstämme zu bahnen, Jahre lang mit bewaffneter Hand die systematischen Nachstellungen eines der mächtigsten Völker dieser Erde zurückzuweisen, um endlich, nach dem Ringen während eines ganzen Menschenalters, als Sieger aus dem Streite hervorzugehen.

Man weiß, wie das Cap der Guten Hoffnung von der Holländisch-Ostindischen Compagnie im Jahre 1602 in Besitz genommen wurde. Fünfzig Jahre mußten vergehen, ehe die Gesellschaft es der Mühe werth erachtete, einen mit

Autorität ausgerüsteten Beamten hinauszusenden, und noch vierzig Jahre länger dauerte es, ehe dessen Nachfolger, im Jahre 1691, den Rang und Titel eines Gouverneurs erhielt. Die nächsten hundert Jahre dürfen wir überspringen. Sie bilden eine Zeit des Fortschrittes insoweit', als die kleine Niederlassung am Cap der Stürme die bedeutende räumliche Ausdehnung der Colonie vom Cap der guten Hoffnung gewann. Die Eingeborenen wurden landeinwärts gedrängt, doch verdient bemerkt zu werden, daß dies ohne Blutvergießen und unter Zustimmung aller Betheiligten geschah. Das bemerkenswertheste Ereigniß während dieses Zeitabschnittes war die Einwanderung einer nicht unerheblichen Anzahl von Hugenotten, welche die Kunst der Weincultur und Setzlinge der edlen Traube von Burgund und dem Rhein mit sich brachten. Auch Angehörige anderer Nationalitäten fanden sich in allerdings geringerer Anzahl allmälig am Cap ein. Wir finden Dänen, Skandinavier, Portugiesen und Deutsche. Obwohl Blut und Sprache dieser Zuwanderer schnell von dem überwiegenden Originalstock der Bataver aufgesogen wurde, blieben doch deren Namen bestehen, und wir begegnen ihnen heute in allen Theilen Südafrika's. Namen wie Du Plessis, Marais, Villiers, Celliers, Erikson, de Lange sind gar nicht selten.

Viele der französischen Einwanderer waren hoher Herkunft und besaßen den höchsten Grad damaliger Bildung, was wohl den Umstand erklärt, daß deren Abkömmlinge länger als die anderer Nationalitäten ihre Rasseneigenthümlichkeit bewahrten. Im Jahre 1790 starb der letzte Mensch, der, obwohl am Cap geboren, Französisch als seine Muttersprache redete.

So lange das Capland unter Verwaltung der Ostindischen Compagnie sich befand, ging im Ganzen Alles seinen ziemlich gleichmäßigen Gang. Natürlich kamen hin und wieder Dinge vor, die Grund zur Klage boten. Die Beamten zeigten sich habgierig und unterdrückten die Colonisten zwecks eigener Bereicherung. Diese suchten und fanden Recht und Abhülfe bei den Generalstaaten in Europa, und die Verhältnisse glätteten sich.

Im Jahre 1795 eroberte England das Cap. Zwar wurde es den Niederlanden zurückgegeben, schon in wenigen Jahren indessen, 1815, fiel es wieder an England, dem es bis heute verblieb. Unter der englischen Herrschaft stellten sich die Mißstände ein, welche zu dem großen gemeinsamen Exodus einer beträchtlichen Anzahl von Colonisten führten: sie brachen auf und zogen in Gegenden, welche bisher im ungestörten Besitz wilder Thiere und fast ebenso wilder schwarzer Stämme gelassen worden waren. Diese Wanderung war der Anfang eines Siedelungsprocesses, durch welchen in den folgenden fünfzig bis sechzig Jahren mehr Land von der weißen Rasse in Südafrika in Besitz genommen und damit der Cultur zugeführt wurde, als in der ganzen Zeit seit der ersten Besiedelung des Caps durch die Holländer, vor zweihundert Jahren.

Es ist unmöglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes ausführlich all die Gründe darzulegen, welche die Katastrophe herbeiführten. Für unsern Zweck genügt es, zu wissen, daß die Einführung minderwerthiger Papierscheine an Stelle baaren Geldes, die Befreiung der Sclaven und besonders die verwunderliche Parteilichkeit, welche die Regierung den farbigen Eingeborenen gegenüber den weißen Landeskindern bewies, die wichtigsten Gründe waren, welche einen

großen Theil der letzteren bestimmten, sich jenseits der Grenzen der Colonie als unabhängiges Volk unter eigener Oberleitung in herrenlosen Gebieten niederzulassen. Diese Motive haben vielfach eine falsche Beleuchtung erfahren.

Es wurde in jener Zeit allgemein behauptet, daß die Boeren — das ist der Sammelname südafrikanischer Colonisten holländischen Ursprungs — zu grundlosen Mißhandlungen der gutmüthigen und harmlosen Eingeborenen neigten und sie gewohnheitsmäßig in einen Zustand der Dienstbarkeit versetzten, der sich von Sclaverei nur durch den Namen unterschied. Wir wissen heute, daß diese Angaben nicht auf Thatsachen beruhten und in England nur Glauben fanden wegen der dort herrschenden Unwissenheit über die Boeren und deren Charakter. Es hieß, die Boeren seien Feinde aller staatlichen Ordnung und Gesetzlichkeit, und dies habe den hauptsächlichsten Anlaß zu ihrer Entfernung aus der Colonie gegeben. Lesen wir indessen den Brief, welchen der Anführer der Boeren an den Gouverneur des Caplandes richtete, so erkennen wir unschwer, daß im Gegentheil die Boeren es waren, welche über grobe Ungesetzlichkeiten in der Behandlung durch die Regierung zu klagen hatten, und daß ihre Beschwerden, trotz ihrer dauernden und dringenden Bitten, kein Gehör fanden. In der That waren sie fast an den Rand des Ruins getrieben worden. Durch die Papiervaluta verloren sie allen Verdienst an den Producten ihrer Farmen und wieder an den Waaren europäischen Ursprunges, die sie mit unerhörten Preisen bezahlen mußten, gleichwohl aber nicht gut entbehren konnten. Als die Sclaven von der Regierung freigekauft wurden, bewerthete man sie so niedrig, daß viele Eigenthümer sich weigerten, die angebotenen Summen an Stelle der ihnen rechtmäßig zustehenden Beträge anzunehmen, und noch heutigen Tages liegen in der Capbank große Summen deponirt, die unfehlbar dem Verfall an den Staat entgegengehen, weil sich die Nachfolger der ursprünglich Berechtigten nicht mehr ermitteln lassen.

Man muß die Verhältnisse mit dem Auge der damaligen Zeit ansehen. Sclaverei war damals eine Nothwendigkeit, und man fand nichts Unerlaubtes in ihrem Bestehen. Die Regierung billigte sie, ja trat selbst oft als Verkäuferin von Sclaven auf und garantirte deren Besitz in einem besonderen Erlaß nach Uebergabe des Landes durch die Holländer. Zahlreich noch vorhandene Documente lassen uns klar erkennen, daß die Boeren selbst Gegner einer harten Form der Sclaverei waren, und die gegen sie im Allgemeinen erhobenen Anschuldigungen wegen roher Behandlung der in ihrem Dienst stehenden Eingeborenen bezogen sich auf Einzelfälle, welche von den Boeren ebenso streng verurtheilt wurden, als von dem sentimental-humanen großen Publicum in England.

Man kann sich daher wohl die Entrüstung des Farmers vorstellen, der zuerst den Besitz seines Eigenthums durch die Regierung garantirt erhielt, sich dessen aber plötzlich durch einen Act derselben Regierung fast ohne oder doch nur gegen eine kaum nennenswerthe Entschädigung beraubt und obendrein den früher gebilligten und zugesicherten Besitz zu einem mit schwerer Strafe belegten Verbrechen gestempelt sah. An die Enteignung der Sclaven knüpften sich Verhältnisse, die zu weiteren und noch bittreren Klagen führten. Zwar wurden die Sclaven der Gewalt ihrer Eigenthümer entzogen, allein keinerlei Vor-

kehrung ward für ihren Unterhalt oder ihre Controle getroffen. Banden fauler, nichtsnutziger Schwarzer trieben sich daher sofort nach dem Entlassungsact in der Colonie umher und gefährdeten in hohem Maße Leben und Sicherheit der Bewohner. Selbsthülfe war aufs Strengste untersagt und wurde fast ausnahmslos auf das Conto der angeblichen Roheit der Boeren gegenüber den armen Schwarzen geschrieben, Hülfe Seitens der Regierung indessen nirgends geleistet, weil letztere überhaupt nicht die Mittel und die Kraft besaß, energisch in dieser Richtung durchzugreifen. Es stellt den Boeren ein gutes Zeugniß aus, daß nicht wenige der befreiten Sclaven freiwillig zu ihnen zurückkehrten und in ihrem Dienstverhältniß bis an ihr Lebensende verblieben. Viele von ihnen begleiteten ihre alten Herren auf den späteren Wanderungen nordwärts, fielen an deren Seite in den furchtbaren Kämpfen gegen die Kriegsscharen der Zulukönige oder erreichten als Familienzugehörige ein hohes und friedliches Alter. Schreiber dieses hat selbst noch einige grauköpfige damalige Sclaven gekannt und die Ueberzeugung gewonnen, daß diese Art der Dienstbarkeit keineswegs als ein verwerflicher Zustand bezeichnet werden darf.

Die Boeren glaubten, daß ein Leben unter ungezügelten Wilden und in der ungezähmten Natur nicht aufreibender sein könne, als die andauernde Duldung arger Ungerechtigkeit und materieller Benachtheiligung in der Colonie. Anfangs in geringer Zahl, später in größeren Abtheilungen zogen sie nordwärts, ihr letztes Hab und Gut in Gestalt von Vieh, Schafen und Pferden mit sich nehmend. Nach langer, vielmonatlicher Reise machten die Wanderer zum ersten Male am Vaalfluße länger Halt und sahen sich hier nach einem zu dauernder Niederlassung geeignet scheinenden Districte um. Das von ihnen bisher durchzogene Land besaß viele Vorzüge. Bergige Gegenden wechselten mit weitem, reichen Weidegang und vollauf Wasser bietender Prairie. Zahllose Herden stattlichen Wildes erfreuten das Auge und lieferten mehr als genügende Fleischnahrung. Bis zum Vaal hatten die Wanderer keine Eingeborenen angetroffen, so daß nichts sie hinderte, sich niederzulassen oder weiter zu marschiren, wie der Wille sie führte, oder Nothwendigkeit es ihnen vorschrieb. Hier aber, am Vaalfluß, fand ihr erster Waffengang mit den Eingeborenen statt; doch blutig und fürchterlich, wie er verlief, war er nur das schwache Vorspiel zu den Ereignissen, die schreckhafter und grausiger, als blasse Furcht hätte voraussagen können, nun Schlag auf Schlag sich an einander reihten.

Zur Zeit, als der Boerenauszug stattfand, regierte eine äußerst mächtige Persönlichkeit, der König „Tyaka“, den Bantastamm der Zulu, deren Wohnsitz zwischen der Ostküste und dem dieser auf eine Entfernung von etwa hundert englischen Meilen landeinwärts parallel laufenden Gebirgszuge lag, Kattlamba (holl. Drakensberg) genannt. Dieser König hatte sich von einem einfachen Hordenführer zum Herrscher emporgeschwungen und war ohne Ausnahme der bedeutendste Regent, der jemals über die hier in Betracht kommenden Völker das Scepter führte. Aus dem anfangs nur kleinen Stamme der Zulus hatte er durch Niederwerfung und Einverleibung benachbarter Stämme eine gewaltige,

zahlreiche Nation geschaffen und ihr eine so straffe militärische Organisation gegeben, daß er mit Hülfe seiner zahlreichen Armeen auch entfernter wohnende Völkerschaften seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen vermochte.

Einer seiner vertrautesten Generäle, „Mosilikatze", sandte Tyaka einst, um einen ihm mißliebig gewordenen Stamm aufzureiben. Mosilikatze führte seines Herrn Befehle aus, unterließ aber, diesem all die gemachte Kriegsbeute zuzustellen. Sofort sandte Tyaka ein anderes Kriegsheer, um den ungetreuen General mit all seinen Anhängern zu vertilgen. Mosilikatze jedoch, über die Stimmung des Königs wohl unterrichtet, vereitelte dessen schlimme Absicht, indem er über die Berge entfloh. Unzweifelhaft würde Tyaka's Armee ihm auch hier gefolgt sein, hätte jener nicht die Vorsicht gebraucht, nicht allein alle Güter, Felder und Dörfer auf seinem Wege zu zerstören, sondern auch jedes menschliche Wesen umzubringen, welches seine Krieger auf ihrem Marsche gen Westen antrafen. Es war sein eben so wohldurchdachter als correct ausgeführter Plan, zwischen sich und seinen Verfolger eine völlige Einöde zu legen, die kein Heer durchziehen konnte, ohne sich selbst zu vernichten. Auf den Ebenen jenseits des Vaalflusses erbaute er endlich einen Wohnsitz nach Art der Militärkraale der Zulus und herrschte hier über alle Stämme im Norden und Süden, die, indem sie ihre völlige Unterwerfung kundgaben, das ihnen sonst unfehlbar drohende Geschick gänzlicher Ausrottung von sich abwendeten.

Einer der marodirenden Horden Mosilikatze's begegneten einige Boeren, die auf einem Jagdzuge nach den damals noch häufigen Elephanten so weit nach Norden vorgedrungen waren. Mit Ausnahme von zweien waren die ohne Schutzmittel im freien Felde befindlichen Jäger sofort umgebracht; die beiden Geretteten ritten so eilig wie möglich zu ihrem Wagenlager am Vaal zur Warnung der Ihrigen zurück. Doch folgte ihnen der Feind auf dem Fuße, so daß nur die nothdürftigsten Vorkehrungen zur Befestigung des Lagers getroffen werden konnten. Die langen, schweren Wagen wurden im Viereck zusammengezogen und die Zwischenräume unter den Rädern mit Strauchwerk, Dornen und eiligst gestochenen Rasenstücken ausgefüllt. Bei aller Eile der Vorbereitungen wurde noch so viel Zeit erübrigt, um, dem frommen Sinne der Boeren gemäß, eine Gebetsversammlung zu halten; dann erwartete man, gottergeben und muthig, den in seiner Schrecklichkeit noch unbekannten Feind.

Von zehn Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags währte der Ansturm der schwarzen Scharen auf das Wagenlager der Boeren. Sie kamen in Abtheilungen herangelaufen und schleuderten ihre Wurfspeere über die Wagen in den Innenraum des Lagers, doch gelang es ihnen nicht, dessen Vertheidiger mit der Hauptwaffe, den gefährlichen kurzen Stoßspeeren, zu erreichen. Immer und immer wieder zurückgetrieben durch den Hagel von Geschossen aus den Feuergewehren, denen sie zum ersten Male gegenüberstanden, ruhten sie dennoch nicht, bis fast ein Drittel ihrer Zahl ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlt hatte. Von den fünfunddreißig Boeren, den Insassen des Lagers, war keiner verletzt, wohl aber waren einige der farbigen Diener und ein die Herden hütender weißer Knabe getödtet und das Vieh hinweggeführt worden. Angespornt durch diese Beute und die Hoffnung auf noch größeren Raub, eilten

die Matabele — so nennt sich der Volksstamm — zum Angriff auf eine andere Boerenabtheilung, welche sie völlig aufrieben. Nur zwei Mädchen und einen Knaben nahmen sie als Geschenk für ihren Häuptling mit sich in die Gefangenschaft.

Dies waren die ersten und unbedeutendsten Zusammenstöße mit Mosilikatze's Heeren. Die Boeren thaten sich jetzt in größeren Abtheilungen zusammen, überschritten den Vaal nach Süden und bezogen bei einem Berge, der später den Namen „Vechtkop" erhielt, ein aus fünfzig Wagen errichtetes Lager. Seit dem ersten Treffen waren nur wenige Monate verflossen, aber schon wieder lief eines Morgens die Meldung ein, daß der Feind in Stärke von etwa 5000 Mann heranrücke. Diesmal warteten die Boeren den Angriff nicht ab, sondern zogen dem Heere der Schwarzen entgegen. Zu Pferde näherten sie sich kühn der daherbrausenden Fluthwelle schwarzer Menschheit. Auf kurze Entfernung stiegen sie ab, feuerten eine Salve groben Hagels und gehackten Bleies aus ihren alten, weitschlündigen Gewehren auf die dicht gedrängten Reihen ihrer Feinde und galloppirten dann, ihre Gewehre ladend, hinter eine Abtheilung der Ihrigen zurück, welche schon im Anschlage lag, um auf gleiche Weise den Feind zu empfangen und die Gefährten zu decken. Dieses Manöver setzten sie fort, bis nach Tödtung einer großen Feindesmenge die Entfernung zum Lager zu kurz wurde, um es mit Erfolg zu wiederholen. Als die Kaffern sahen, daß die Weißen sich ins Lager zurückzogen, glaubten sie jene sicher in einer Falle gefangen zu haben, setzten sich nieder, um zu ruhen und zu berathschlagen. Plötzlich drangen sie unter lautem, zischendem Geräusch, dem Zeichen des Angriffs, gegen das Lager vor, es von allen Seiten umzingelnd. Nur vierzig Männer befanden sich unter den, etwa hundert Personen zählenden Belagerten, alle aber waren beseelt von Gottvertrauen, Mannesmuth und Zuversicht auf ihre Bewaffnung mit Feuergewehren, welche damals noch für die Schwarzen äußerst schreckhaft waren. Sie hörten wohl den Knall, sahen den Rauch und das Fallen der Ihrigen, vermochten sich aber nicht zu erklären, wie auf solche Entfernung der Tod hergesandt werden konnte. Sie hielten die Weißen im Besitz fürchterlicher Kriegsmedicin, und man muß ihrer Tapferkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen und den Muth bewundern, mit welchem sie trotz der zahlreichen Verluste dem geheimnißvollen Tode immer und immer wieder in dunklen Haufen entgegenstürmten. Aber nicht minder heldenhaft wehrten sich die Boeren gegen den hundertfach überlegenen Feind. Die Männer feuerten, die Frauen luden die abgeschossenen Gewehre, und wo es einem der gewandten Angreifer gelang, seinen schlanken Leib zwischen den Wagen oder den Dornenhecken hindurchzuzwängen, da standen die Knaben der Boeren mit kräftig geschwungenem Beil oder die Mädchen mit der Schöpfkelle bereit, aus welcher sie dem unwillkommenen Eindringling siedenden Gruß entgegenschleuderten. Wiederholt mußten die Angreifer vor den auf kurze Entfernung abgegebenen, todverbreitenden Salven der Boeren zurückweichen; vergeblich versuchten sie die schweren, mit einander verketteten Wagen aus ihrer Stellung zu bewegen. Durch massenhaften Einwurf ihrer Speere, deren später 1113 aufgehoben wurden, suchten sie ihre Gegner zu erlegen. Nach vier Angriffen, in denen Hunderte

von Kaffern erschossen, aber nur zwei Boeren getödtet und zwölf verwundet wurden, zogen sie ab, alles Vieh der letzteren mit sich führend. Die Boeren folgten auf dem Fuß, tödteten noch viele ihrer Angreifer, konnten aber nur wenige Rinder zurückerobern.

Daß die Boeren nach langen Kämpfen sich Mosilikatze's endlich erwehrten und ihn zwangen, nach Norden zu ziehen, von wo er nie wieder zurückkehrte, dankten sie einem Verbündeten, den sie plötzlich in dem großen Zulukönig Dingaan fanden. Dieser leistete, ohne es zu ahnen oder zu beabsichtigen, eine Zeitlang den Boeren wesentlichen Beistand, aber nur um später ihr erbitterter, weitaus mächtigerer Feind zu werden.

Dingaan war Tyaka's jüngerer Bruder. Gegen Ende seines Lebens beging Tyaka solche Grausamkeiten, daß sein Volk, obwohl selbst blutdürstig und nicht verwöhnt durch Milde, sich von seinem Herrscher abwandte. Dingaan fand ein williges Ohr unter einer Anzahl kleinerer „Indunas", mit denen er sich verband, um seinen Bruder zu stürzen. Tyaka war erzürnt, daß sein Volk den Tod seiner Mutter nicht genügend betrauere, und um zur Trauer Anlaß zu geben, tödtete er Hunderte von Frauen seiner Unterthanen, deren Leichen er über dem Grabe seiner Mutter aufthürmte. Man weiß nicht, was mehr Anlaß zur Verwunderung gibt, daß ein so blutdürstiger Tyrann doch von einer aufrichtigen Neigung für seine Mutter beseelt oder daß ein Mann, der solch' weichen Gemüthsregungen zugänglich, zugleich solch' unerhörtester Grausamkeiten fähig war. Nicht lange nach der Hinrichtung trank Tyaka in dem Hause einer seiner Frauen Bier. Als er den Topf zu den Lippen führte, traf ihn von hinten einer der Verbündeten mit einem Keulenstock auf den Kopf, und wenige Minuten später war Tyaka eine Leiche. Dingaan wurde zum König der Zulus ausgerufen. Er sandte sogleich eine Armee gegen Mosilikatze, den er immer noch als abtrünnigen Unterthan betrachtete und zur Unterwerfung bringen wollte. Dies geschah bald, nachdem die vorher geschilderten Zusammenstöße zwischen Mosilikatze und den Boeren stattgefunden hatten, und diese wurden durch den ausgebrochenen Streit nicht wenig entlastet. Die beiden Häuptlinge kämpften unter wechselndem Schlachtenglück mit einander, bis endlich, obwohl auch er eine Niederlage erlitt, Dingaan obsiegte und dem geschlagenen Feinde das eigene Vieh nebst den den Boeren geraubten Herden abnahm. Kaum war er in sein Land zurückgekehrt, als die Boeren ihrerseits einen heftigen Angriff auf den nun in seiner Machtfülle gebrochenen Mosilikatze machten, im Verein mit einigen zur Hülfe gerufenen Scharen Farbiger, den Ueberbleibseln jener Stämme, welche Mosilikatze auf seiner Flucht vor Tyaka ausgerottet hatte. In einer Campagne von neun Tagen zerstörten sie den Militärkraal der Matabele und fügten diesem Volke solche Verluste an Menschenleben zu, daß Mosilikatze nach Norden floh, aus dem Gesichtskreise der Boeren verschwand und damit aus dem Rahmen dieser Darlegung ausscheidet. Die Boeren eroberten viele tausend Stück des ihnen geraubten Viehes und eine Anzahl der ihren gemordeten Gefährten gehörigen Wagen zurück, nicht aber gelang es ihnen, der beiden entführten Mädchen wieder habhaft zu werden.

Die Boeren hatten jetzt fünf Gefechte mit den Matabele bestanden; sie hatten zwanzig Mann der Ihrigen, sechsundzwanzig ihrer farbigen Dienstboten und außerdem den größten Theil ihrer lebenden Habe verloren. Aber sie hatten ihren mächtigen Feind mit seinen Tausenden von Kriegern in die Flucht geschlagen und dadurch ein Land fast von der Ausdehnung Frankreichs erobert, in welchem sie absolute Herren waren. Inzwischen war die Kunde von den großartigen Erfolgen der „Voortrekkers“ bis ins Capland zurück gedrungen und hatte eine Menge noch schwankender Gemüther so weit gefestigt, daß auch sie sich entschlossen, den Pfaden ihrer Freunde zu folgen. Allmälig fanden sich an tausend Wagen auf dem Hochlande ein, welches wir jetzt mit dem Namen Oranjefreistaat bezeichnen. Allein trotz ihrer Siege fühlten sich die Boeren nicht völlig sicher in dem neu eroberten Gebiete, und sie beschlossen, ein Land zu suchen, welches womöglich mit den günstigen physikalischen Verhältnissen ihres gegenwärtigen Wohnsitzes mehr Sicherheit für Leben und Eigenthum gewährte. Nun war, etwa drei Jahre bevor obenerzählte Ereignisse stattgefunden hatten, eine kleine Schar Boeren, an der Küste entlang ziehend, in ein Land gekommen, welches von ihnen als ein wahres Paradies geschildert wurde. Es war das heutige Natal. Seit 1829 lebten daselbst einige Engländer, und im Jahre 1855 waren die ersten Missionare (Amerikaner) dahin gekommen. Anfänglich waren diesen Ansiedlern nicht unwesentliche Schwierigkeiten von den Eingeborenen bereitet worden, allein jetzt, nachdem diese beigelegt, herrschte Ruhe und Frieden. Nach diesem Lande richteten die Boeren ihre Schritte. Piet Retief, ein Mann, der seiner Fähigkeiten, seiner Ehrenhaftigkeit und seines Muths halber zum Führer gewählt worden war, begab sich mit wenigen Begleitern zu Dingaan, dessen Zustimmung als Eigenthümer des Landes nachgesucht werden mußte, ehe man dort einziehen konnte. Dingaan empfing die Abgesandten aufs Freundlichste und schien sehr wohl den Vortheil zu erkennen, der sich ihm aus der Anwesenheit weißer Ansiedler in seinem Lande ergeben mußte. Auf die Mittheilung, daß unter den, Mosilikatze abgenommenen Herden sich Vieh der Boeren befinde, gab er dieses sofort heraus und ersetzte inzwischen gestorbene Stücke. Das Verlangen der Boeren, ihnen einen Landstrich südlich des Tuglaflusses als Wohnsitz anzuweisen, gewährte er nach einiger Ueberlegung unter der Bedingung, daß ihm gewisse Rinder, welche in den Besitz eines kleinen, jetzt mit den Boeren verbündeten Häuptlings gerathen seien, herausgegeben würden. Während ihres Aufenthaltes in Dingaan's Kraal wurden die Boeren als geehrte Gäste behandelt. Kriegstänze wurden ihnen vorgeführt, und wenn auch die große Anzahl der Krieger und deren strenge Disciplin schon die Bewunderung der Gäste erregten, so stieg diese doch aufs Höchste, als plötzlich zweihundert Ochsen von fast gleicher Größe und Farbe sich unter die tanzenden Krieger mengten und mit staunenswerther Dressur an dem Tanze sich betheiligten. Mit dem Versprechen Dingaan's hinsichtlich der Landabtretung kehrte Retief zu seinen Freunden zurück, die mit etwa tausend Wagen den steilen Drakensberg, den östlichen Abhang des Plateaus, herabgestiegen waren. Trotz des Ausdruckes freundlicher Gesinnung von Seiten Dingaan's zeigten doch die Eingeborenen im Lande

eine Haltung, welche den Boeren begründete Besorgniß einflößte. Als daher Retief sich anschickte, mit den versprochenen Rindern zu Dingaan zurückzukehren, wurde ihm nicht nur von allen Seiten abgeredet, sondern Andere erboten sich, an seiner Stelle zu gehen, damit, im Falle Dingaan Verrath sinne, die Boeren nicht mit Retief's Tode ihres fähigen Führers beraubt würden. Retief indessen vertraute den Freundschaftsbetheuerungen Dingaan's und zog mit sechszig Begleitern, darunter sechsunddreißig Farbige, zu dessen Hauptkraal Umkunqunghlovu. Der Empfang glich dem früheren; eine Urkunde, durch welche er ihnen das ganze heutige Natal abtrat, unterzeichnete Dingaan bereitwilligst und ließ seine Gäste aufs Neue durch Tänze unterhalten. Diese finden stets in dem Viehkraal statt, welcher hier Raum für 10 000 Stück Vieh bot. Hier pflegte Dingaan auch seine Audienzen zu ertheilen, und hierher hatte man die Weißen geführt, sie jedoch veranlaßt, ihre Waffen abzulegen. Heute war der Kraal mit tanzenden Kriegern gefüllt; während einer Pause wurde den Dingaan gegenüber sitzenden Boeren Bier in Töpfen gereicht, als sie aber die Gefäße hoben, rief Dingaan plötzlich „bulalani abatakati“ — tödtet die Zauberer. Ein englischer Händler, der sich als Dolmetscher unter den Boeren befand, rief aus: „Wir sind verloren! — Ngikulume enkosini, laßt mich mit dem König reden.“ Allein es war zu spät. Die Zulus fielen über die Ahnungslosen her; zwei derselben mußten den Anfall mit dem Leben bezahlen, allein in wenigen Augenblicken war die kleine Schar überwältigt. Man brachte sie gebunden auf einen kleinen Hügel in der Nähe des Kraals, wo man sie zwang, in gebückter Stellung den den Schädel zerschmetternden Todesstreich auf den Hinterkopf zu empfangen. Retief starb als Letzter und mußte die Hinrichtung seiner sechzig Gefährten mit ansehen. Ein englischer Missionar, Mr. Owen, der jeden Augenblick den eigenen Tod erwartete, war Zeuge des später von ihm geschilderten Vorganges. Diese Tragödie spielte sich am 6. Februar 1838 ab. Ich möchte gleich hinzufügen, daß mehrere Monate später die Boeren Dingaan's Kraal zerstörten, die Leichen ihrer Freunde fanden und diejenige Retief's an einer umgehängten Ledertasche erkannten, welche das von Dingaan unterzeichnete, unversehrte Abtretungsdocument enthielt. Dieses bildet zur Zeit das sorgfältig bewahrte Hauptstück der an colonialgeschichtlichen Erinnerungszeichen reichen Bibliothek zu Capstadt.

Niemals hatten Weiße in größerer Anzahl sich in Dingaan's Kraal eingefunden, ehe Retief mit seinen Gefährten hier anlangte. Man kann sich vorstellen, daß ihr Erscheinen auf die Zulus einen tiefen Eindruck machte, und unvergeßlich bleibt dem Verfasser dieses die Beschreibung, welche ein uralter Zulu, der als Jüngling an den kriegerischen Actionen jener Zeit Theil genommen hatte, davon gab. Es hieß damals: die Mahlozi, d. i. die Geister der Verstorbenen, sind angekommen; ihre Gesichter sind weiß, sie haben Krähenschnäbel und statt Augen glühende Kohlen. In ihren Händen tragen sie Stäbe, und wenn auch ein Bock eine Tagereise weit entfernt ist, tödten sie ihn dennoch, indem sie nur mit dem Stab hindeuten: diesem entquillt dann Feuer und Rauch, und der Bock liegt am Boden. Sie gehen nicht zu Fuß, sondern werden

getragen von Kühen, die so geschwind laufen, daß kein lebendes Wesen ihnen entrinnen kann, es sind aber keine Kühe, sondern Ziegen.

An demselben Tage, an welchem der Mord in Dingaan's Kraal stattfand, marschirten zehntausend Zulus in die Gegend, in welcher die Boeren sich versammelt hatten. Letztere wurden rechtzeitig benachrichtigt und errichteten, ihrer Gewohnheit gemäß, Lager, doch blieb ihnen bei dem einen nicht Zeit, alle ihre Wagen, sondern nur so viele zusammenzubringen, um ein Viereck herzustellen, geräumig genug, alle Weißen und auch das werthvollste Vieh aufzunehmen. Um diese Lager wurden nun die blutigsten Schlachten geschlagen; zu Tausenden stürmten die Zulus heran, und obwohl ihrer Hunderte den Feuergewehren der Boeren erlagen, traten Neue an Stelle der Gefallenen. Was wäre das Häuflein der Weißen gegenüber einer solchen Heeresmacht gewesen, hätten nicht ihr eiserner Muth, ihr unerschütterlicher Wille und die felsenfeste Zuversicht, daß Gott die für ihre Penaten kämpfende Schar nicht untergehen lassen würde, ihnen die Kraft gegeben, dem wilden Feindesanprall zu widerstehen. Wie immer luden die Frauen die Gewehre, und Knaben und Mädchen nahmen am Kampfe Theil. Reich an tapfern Thaten war der Tag, und wenn auch Denen, die sie vollbracht, kein Ordenskreuz verliehen wurde, Niemand ihnen einen Denkstein in der Geschichte setzte, so lebt doch die Kunde ihres Heldenthums noch unter den Nachkommen jener charakterstarken Pioniere. In einem der Lager hatte man sich verschossen und beklagte bitter die Eile, mit welcher die Wagen zusammengeschoben worden waren. Es waren dadurch in einiger Entfernung mehrere Wagen zurückgeblieben, in denen die Eigenthümer große Vorräthe von Pulver und Blei mit sich führten. Schon glaubte man sich des kostbaren Kriegsmaterials beraubt, als plötzlich einer der Boeren, Namens Hans de Lange, sich bereit erklärte, die Wagen zu besuchen und Pulver zu holen, wenn seine Kameraden ihm den Weg frei schießen wollten. Er sattelte ein im Lager befindliches Pferd und stürmte hinaus. Die Boeren sind alle gute Schützen, doch deren besten fiel heute schwere Arbeit zu. Brüllend stürzten sich viele baumlange Zulukrieger geschwungenen Speeres auf den kühnen Reiter, allein keinem gelang es, nahe genug zu kommen, um den Stoßspeer anwenden zu können. Mit tödtlicher Sicherheit trafen die Büchsen der ihren Cameraden beschirmenden Boeren. De Lange selbst erlegte einige seiner Gegner mit einem aufgegriffenen Speer, und bald faßte ein schreckhafter Aberglaube seine Bedränger, die, von grauser Furcht erfaßt, dem vermeintlichen unverwundbaren Zauberer nicht mehr zu Leibe zu gehen wagten. Viermal wiederholte de Lange den gefährlichen Ritt, bis er sämmtlichen Kriegsvorrath aus den Wagen ins Lager geschafft hatte, wodurch es den Belagerten möglich wurde, sich mit Erfolg ihrer Feinde zu erwehren. Als diese endlich ihrer ungeheueren Verluste wegen abzogen, patrouillirten die Boeren im Lande umher, um sich nach dem Schicksal einiger anderen, kleineren Lager zu erkundigen. Schreckliche Nachricht brachten sie heim. Mehrere der Lager waren erstürmt, die Besatzung hingemetzelt, die Wagen verbrannt, das Vieh hinweggetrieben worden. Unter einem Leichenhaufen entdeckte man zwei Mädchen von zehn

bis zwölf Jahren, die, obwohl das eine von 21, das andere von 19 Assagaistichen durchbohrt, doch noch Leben zeigten. Sie wurden gepflegt und genasen von ihren Wunden. Deren eine, Joana van der Merwe, lebte noch Ende der siebziger Jahre, und ihren Erzählungen verdankt Verfasser dieses die Kenntniß eines Theiles der Vorgänge jener Zeit. In einem anderen Lager schuldeten die Boeren ihre Errettung einem wunderbaren Ereigniß. Sie hatten innerhalb des Lagers ihre Zugochsen und mehrere Milchkühe untergebracht. Die Zulus griffen früh Morgens an und warfen, wie wir schon wissen, große Mengen ihrer Assagaien im Bogen unter die Belagerten. Viele dieser Geschosse verwundeten die Rinder, die so unruhig wurden, daß ein besonderer Wächter ihnen zugetheilt werden mußte, um sie am Ausbruch und Gefährdung der Lagerinsassen zu hindern. Der Kampf tobte weiter. Ob heute die Boeren an Munition Mangel litten, oder die Angreifer besonders muthig und ungestüm waren, wer will es sagen; jedenfalls gelang es den Zulus, die Kette zu lösen, welche den Verband der Wagen bildete. Hundert Hände griffen sofort zu, der Wagen bewegte sich, eine Bresche entstand, und die Angreifer strömten siegesheulend in dichtgedrängter Schar auf die in der gegenüber liegenden Ecke des Lagers versammelten todesgewärtigen Weißen. Da sahen sich die Eindringlinge plötzlich einem Feinde gegenübergestellt, dessen wüthendem Ansturm und körperlicher Ueberlegenheit auch ihre mächtigen Heerhaufen nicht gewachsen waren.

Der mit der Bewachung des Viehes beauftragte Farbige, Alles verloren glaubend, öffnete aus Verwirrung oder einer glücklichen Eingebung folgend, die Viehschranken. Das Zugvieh, rasend gemacht durch Verwundungen, Lärm, Getümmel und Blutgeruch, stürzte mit gesenkten Köpfen und erhobenen Schweifen geschlossen vorwärts, mit einer Kraft, die genügt hätte, ein Dutzend schwarzer Regimenter zu durchbrechen. Zum Glück richtete sich der Angriff auf die Feinde, deren unzählige zu formlosen Massen zertreten oder zerbrochenen Leibes umhergeschleudert wurden. Die Boeren hatten zwei Todte zu beklagen, während der Feind sich mit großem Verlust zurückzog und nicht mehr wagte, Leute anzugreifen, deren „Kriegsmedicin“ stark genug war, um selbst das unvernünftige Vieh zum Bundesgenossen zu machen. Die fortdauernden Gefechte, das aufreibende Gefühl der Todesgefahr verfehlen ihre Wirkung nicht; die Verluste an Menschenleben beliefen sich jetzt bereits auf 41 Männer, 56 Frauen, 158 Kinder und 250 Farbige, der an Vieh auf Tausende. Man beschloß in einer Zusammenkunft, das Beharren auf den alten Plänen aufzugeben und zur Colonie, wo doch kein Todfeind lauere, zurückzukehren. Hier wurden die Männer durch die Frauen beschämt, denn diese verlangten einstimmig, weiter geführt zu werden und Besitz zu ergreifen von dem Lande, welches ihnen jetzt schon so viel Blut gekostet hatte und so viel Leichen der Ihrigen barg. Sie sprachen ihr festes Vertrauen aus, daß Gott sie von ihren Feinden erlösen werde, und gelobten, daß, wenn ihnen ruhigere Zeiten beschert würden, sie jedes Jahr einen bestimmten Tag zum Gedächtniß dieser Ereignisse und der Gefallenen feiern wollten. Auch der Bau einer Kirche wurde gelobt, und der Verfasser kann Zeugniß dafür ablegen, daß das Gelübde gehalten worden ist, denn er

hat selbst der Todtenfeier in der Gedächtnißkirche in Maritzburg mit beigewohnt. Der Ort aber, wo das große Lager der Boeren gestanden hatte, und wo man später in Trauer um die Gefallenen die Zusammenkunft abhielt, wurde „Weenen“, das heißt Weinen, genannt und ist heute eine der lieblichsten, dem Verfasser wohlbekannten Ortschaften in dem gesegneten Stück Erde, welches den Namen Natal trägt.

Dem durch das Eingreifen der Frauen zu Wege gebrachten Beschluß wurde energische Folge gegeben. Es wurde schon früher erwähnt, daß an der Küste Natals einige Engländer lebten; diese verbanden sich mit den Boeren und griffen, unterstützt von farbigen Hülfsvölkern, Dingaan auf einer Seite an, während die Boeren auf der anderen herankamen. Letztere, die nun von dem Lagergefecht zur offenen Feldschlacht übergingen, fielen in einen ihnen von Dingaan bereiteten Hinterhalt und wurden nur durch die Tapferkeit und Besonnenheit ihres Führers gerettet. Dieser, Uys mit Namen, deckte den Rückzug in eigener Person, fiel aber, als er einen verwundeten Cameraden auf sein Pferd nahm. Sein Sohn sah den Vater fallen, ritt zurück, erschoß den Mörder und fiel gleich darauf von den Speeren der Kaffern. Die Uys-Familie war immer bekannt für ihre Tapferkeit, und es sei gestattet, zu erwähnen, daß auch im Jahre 1879 ein ähnlicher Vorfall, wie der hier erzählte, in dieser Familie sich zutrug. Zum letzten Male indessen hatte die Siegesgöttin den Scharen Dingaan's gelächelt. Bei Blut-Revier (Fluß) fiel die Entscheidung zu Gunsten der Boeren. Hier blieben so viele von Dingaan's Kriegern, daß Tage lang das Wasser des Flusses roth gefärbt lief; daher der Name. Dingaan legte selbst Feuer an seinen Kraal und floh nach Norden. Es war jetzt, daß die Boeren die Leiche Retief's hier auffanden. Diese gründliche Niederlage Dingaan's führte zu Friedensverhandlungen zwischen ihm und den Boeren, als deren obersten Grundsatz letztere die Erfüllung der dem Retief urkundlich gegebenen Zusicherungen aufstellten. Während der langen Zeit, durch welche Dingaan die Verhandlungen hinzog, begann sich ein friedlicheres Gefühl von größerer Sicherheit der Boeren zu bemächtigen; sie breiteten sich im Lande aus und gründeten Ortschaften, deren erste Pieter-Maritzburg war, die nach zwei hervorragenden Führern der Boeren benannte heutige Hauptstadt von Natal. Inzwischen trat eine Wendung ein, welche die ganze Sachlage mit einem Schlage änderte. Dingaan ließ sich zu ähnlichen Grausamkeiten hinreißen, wie sie den Anlaß zu Tyaka's Ermordung gegeben hatten; große Unzufriedenheit erhob sich, und unter Umpanda, einem viel jüngeren Halbbruder Tyaka's und Dingaan's, bildete sich gegen letzteren eine starke Partei, die, um mit Erfolg zu arbeiten, Anlehnung an die streitkräftigen Boeren nahm. Während der Dauer obenerwähnter Verhandlungen kam es zum offenen Ausbruch zwischen den Parteien, der mit Desertion mehrerer Regimenter Dingaan's auf die feindliche Seite und mit einer tiefen Niederlage dieses Herrschers endete. Bald darauf wurde er durch einen im Solde Umpanda's stehenden Kaffer ermordet. Jetzt hatten die Boeren freie Hand, denn ihr neuer Bundesgenosse wurde von ihnen zwar zum König, doch nur als Vasall eingesetzt und das Land, welches die Boeren bewohnten, zu einem selbständigen, unabhängigen

Staate erklärt. Die Kriegsbeute der letzten Züge war ungeheuer. Tausende von Rindern fielen in die Hände der Boeren, so daß sie auch in materieller Richtung für die Noth und Sorge der schweren Zeit entschädigt wurden. Die Hauptsache aber war, daß sie nach fünfjährigen Wanderungen, nach verzweifelten Kämpfen gegen einen numerisch tausendfach überlegenen Feind ihr Ziel erreicht und sich ein Land erworben hatten, in welchem sie frei von politischer Bedrückung nach ihren eigenen Gesetzen leben konnten. Die Schöpfung einer staatlichen Ordnung war die erste Aufgabe, die sie sich stellten. Ein repräsentativer Körper wurde gewählt und der Versuch gemacht, eine Staatsrevenue durch Steuern aufzubringen. Mit welch' kleinen Mitteln die Leute gezwungen waren anfänglich zu wirthschaften, ergibt sich aus der Thatsache, daß die ganze Civilliste sich nur auf £ 500 belief.

England hatte die Vorgänge in Südafrika mit besorgter Miene betrachtet. Es hatte jener Zeit keinen Wunsch, seine colonialen Besitzungen auszudehnen; allein ebensowenig wünschte es die Herrschaft über die nach Norden gewanderten früheren Unterthanen zu verlieren. Es wurde daher ein Gesetz, das „Cape punishing bill" erlassen, welches jeden Auswanderer aus der Colonie verantwortlich machte für alle Handlungen, die er auch außerhalb der colonialen Grenzen in gesetzwidrigem Sinne beging, während keinerlei Anstalten getroffen wurden, den einer Strafe zwar unterliegenden Auswanderern nun auch irgend welche Wohlthat der Gesetze zuzusichern. Zugleich sandte England, um die anwachsende Selbständigkeit des neu gebildeten Gemeinwesens nicht zur gedeihlichen Entwicklung kommen zu lassen, ein Regiment Soldaten nach D'Urban, dem kleinen Ort, wo die früher erwähnten Engländer sich angesiedelt hatten, und zugleich einzigen Hafen an dieser Küste. Eine Menge hier lagernder Munition, Eigenthum der Boeren, wurde staatlich confiscirt und den Boeren mitgetheilt, daß man sie als der englischen Staatsgewalt noch unterstehend und in Auflehnung gegen diese begriffen betrachte. Gegen diese Auffassung protestirten die Boeren aufs Lebhafteste. Sie entgegneten, daß sie ihren jetzigen Besitz dem Recht der Eroberung verdankten, daß sie die englische Unterthanenschaft abgestreift hätten, als sie die Colonie verließen, daß sie indessen gewillt seien, mit England in ein Vertragsverhältniß zu treten, in welchem sie als eine „unabhängige politische Gemeinschaft mit dem Recht britischer Unterthanen" angesehen würden.

Wir haben erzählt, mit welch' unbeugsamem Muth die Boeren sich den Angriffen roher physischer Gewalt zu widersetzen verstanden, und wie sie einmüthig ihre Feinde auf dem blutigen Felde der Ehre zurückwiesen. All' ihre guten Eigenschaften waren da glänzend in die Erscheinung getreten. Von jetzt ab war die Zeit ihrer hauptsächlichsten Kämpfe mit den Waffen vorüber; der nun ihnen drohende Feind war die geschulte Diplomatie. Im Kampfe mit dieser mußten sie unterliegen, besonders weil in der nun bald folgenden Zeit des Friedens ihre üblen Eigenschaften, Unverträglichkeit, Dünkel und Verachtung jedes Wissens, zum Vorschein kamen und von den Gegnern wohl benutzt wurden. Obige Formel zeigt schon zur Genüge die unklare Auffassung der Boeren von politischen Verhältnissen. England ver-

warf jeden solchen Vertrag; als aber im Süden ihres Gebietes die Boeren in Zwistigkeiten mit den Eingeborenen geriethen, glaubte England leichtes Spiel zu haben und das neue Land mühelos annectiren zu können. Neue Truppen wurden nach D'Urban gesandt und die Boeren aufgefordert, ihre englische Unterthanenschaft anzuerkennen. Die Verhandlungen scheiterten, und das englische Militär plante einen doppelten Anfall auf die Boeren, die von der See und vom Lande aus unter Feuer genommen werden sollten. Die Boeren blieben indessen nicht allein hier Sieger, sondern ohne einen Mann Verlust trieben sie die Truppen nach dem inzwischen befestigten D'Urban zurück und belagerten es sechsundzwanzig Tage. Mit einer den Engländern abgenommenen Kanone feuerten sie 651 Kugelschüsse in das Fort, welches zu nehmen ihnen jedoch nicht gelang. Hunger that indessen die Arbeit der Boeren, und die Besatzung war auf dem Punkte, sich gegen den Willen des Commandirenden zu ergeben, da kam Hülfe. Ein englischer Ansiedler, Mr. S. King, hatte, die Wachtposten der Boeren umgehend, den ungeheuren Ritt über Land nach der Capcolonie gemacht und dort die Nothlage der Besatzung geschildert, worauf sofort ein Kriegsschiff mit Entsatztruppen gerade noch zur rechten Zeit eintraf, um die Uebergabe von D'Urban zu verhindern. Dennoch hätten die Boeren diese erzwingen können, denn sie waren in der Mehrzahl und hatten die Eingeborenen auf ihrer Seite. Allein ihre Kraft, die hingereicht hatte, in offenem Felde Heerscharen von 100000 Kriegern zu vernichten, scheiterte an der Disciplin der wenigen hundert Soldaten, weil der alte Fehler der Boeren, Uneinigkeit, sie verhinderte, ihr Augenmerk auf große Gesichtspunkte gerichtet zu halten. Anstatt ausdauernd das langsame Werk der Belagerung fortzusetzen, verbrachten sie ihre Zeit mit nutzlosen Debatten über Führerschaft und mit Vorwürfen gegen die zeitweiligen Leiter ihrer kriegerischen Unternehmungen. In Maritzburg bildeten sich zwei Parteien; die eine war für Unterwerfung unter England, die andere für Fortführung des Krieges; keine der beiden Ideen kam indessen zur Ausführung, weil man an dem trügerischen Glauben festhielt, Holland werde zu Gunsten der Boeren einschreiten. Den durch Uneinigkeit und Zaudern der Boeren verursachten Zeitverlust benutzten die Engländer mit Vortheil. Das Fort wurde ausgebessert, Verträge mit Eingeborenen geschlossen, inzwischen aber der Selbstregierung der Boeren kein Hinderniß in den Weg gelegt. Unter diesen vergrößerte sich die Spaltung so, daß nach Verlauf von weiteren zwei Jahren alle die an ihren alten Grundsätzen festhaltenden Boeren das Land verlassen hatten und über die Drakensberge zurückgewandert waren; die hier bleibenden unterwarfen sich, und im Jahre 1844 wurde Natal als englischer Besitz erklärt und der Regierung der Capcolonie unterstellt.

Das große Ziel der Emigranten, auf selbsteroberten Gebiet eine politisch selbständige Gemeinschaft zu gründen, war somit vereitelt und ihr kriegerischer Erfolg von ihrem politisch schärfsten Gegner geerntet werden. Wenn nun die englische Regierung, der doch an der Unterthanenschaft dieser Handvoll Leute im Grunde wenig gelegen sein konnte, diese dennoch in der geschilderten Weise verfolgte, so darf nicht verkannt werden, daß sie durch die öffentliche

Meinung dazu gedrängt ward, und daß diese sich auf die damals im Zenith ihres Einflusses stehende sogenannte „Exter Hall Party“ oder „Aborigines Protection Society“ gründete, welche unter dem Deckmantel humaner Fürsorge für unterdrückte farbige Menschenrassen eine mächtige Politik trieb. Sie konnte sich auf die Angaben und Anschauungen solcher Männer wie Livingstone und Philips berufen, deren Mittheilungen in jener Zeit mit einer Andacht aufgenommen wurden, welche man sich heute, ohne unter diesem Einfluß gestanden zu haben, kaum mehr erklären kann. So außerordentlich hoch Livingstone als Entdeckungsreisender zu stellen ist, so wenig verdienen seine Ansichten über Erziehung und Behandlung der Eingeborenen Beachtung, und hauptsächlich auf die uns durch jene beiden Männer vererbten sogenannten humanen Tendenzen begründen sich noch heutigen Tages die von colonisirenden Nationen begangenen Fehler, die vorzugsweise durch das Schwanken zwischen unnöthiger Härte im Einzelfall und ebenso unnöthiger Schwäche im Allgemeinen gekennzeichnet werden. Dem auf die öffentliche Meinung ausgeübten Druck dieser Partei gab England in seiner Stellungnahme gegenüber den Boeren in zu weitem Maße nach, beging dadurch eine grobe Verletzung der Gewohnheiten des Völkerverkehrs, zog sich die Mißbilligung aller Nachbarnationen zu und schuf eine Frage, mit deren Lösung es zu seinem eigenen Schaden seither dauernd vergeblich beschäftigt gewesen ist. Die Anwendung dieser Betrachtungen auf die geschilderten Ereignisse zu machen, soll dem Leser selbst anheimgestellt bleiben. Nachdem wir indessen Englands Fehler offen dargelegt haben, dürfen wir als unparteiische Zuschauer nicht unterlassen, zu bemerken, daß auch die Boeren Schuld trugen, wenn ihre Hoffnung sich nicht verwirklichte. So lange sichtbare Gefahr von außen drohte, war festes Zusammenhalten geboten, und die ganze natürliche Beschaffenheit der Boeren eignete sich zur Ueberwindung selbst der unglaublichsten physischen Hindernisse. Sobald Frieden eintrat, brach Uneinigkeit unter ihnen aus, weil jede Unterordnung unter eine straffe Führung fehlte. Jeder Boer hielt sich für gleichberechtigt mit jedem anderen und fügte sich einem Gebot nur, so lange die Noth ihn zwang, oder das Eigeninteresse, auch kleinlichster Art, ihn nicht hinderte. Die beiden Parteien ordneten eine Gesandtschaft an den Gouverneur der Capcolonie ab, um sich gewisse Vergünstigungen zu erwirken, allein diese wurde nicht einmal eines Empfanges gewürdigt, kehrte enttäuscht nach Natal zurück, und die anti-englische Partei begab sich abermals auf die Wanderung, indem sie, nach Nordwesten ziehend, die Drakensberge überschritt. Inzwischen war das Geschick zu Gunsten der Boeren thätig. Um einen Ausgleich mit ihnen herbeizuführen, wurde der in früheren Kämpfen der Engländer mit Eingeborenen rühmlichst bekannt gewordene General Sir Harry Smith, ein unter den Boeren hochgeschätzter Freund ihres Volkes, hinausgesandt. Man hoffte, daß es seiner Persönlichkeit gelingen werde, die Boeren auf friedlichem Wege zur Unterwerfung zurückzuführen. Allein sein Einfluß war dahin. Er hatte mit einer jüngeren Generation zu thun, die im Haß gegen England und im Mißtrauen gegen dessen Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit aufgewachsen war und seinen Freundschaftsversicherungen mit kühlster Zurückhaltung begegnete. Ihre Reserve war

völlig berechtigt; England, einmal auf den verkehrten Weg getrieben, mußte auf diesem beharren, und Sir Harry Smith erhielt Auftrag, das Land zwischen dem Oranje- und Vaalfluß, welches seit zehn Jahren von den Boeren als unabhängiges Land bewohnt und verwaltet worden war, als unter englische Oberhoheit gestellt zu reclamiren. Dieser Regierungsact vereinigte die Boeren noch einmal; tausend Mann stark zogen sie nach Bloemfontein und nöthigten den dort stationirten Major Warden mit seinen Truppen, 48 Mann Farbiger, sich in die Capcolonie zurückzuziehen. Der energische Gouverneur, Sir Harry Smith, sandte sofort genügende Streitkräfte zurück, und bei Boomplaats kam es zum Gefecht, welches die Boeren mit einem Verlust von 49 Mann nur deshalb verloren, weil sie den Anordnungen ihres Führers nicht Folge leisteten und gegen ausdrücklichen Befehl zu früh angriffen. Das Eigenthum der Führer wurde confiscirt und allen Betheiligten eine Strafe auferlegt, so daß die Regierung eine Einnahme von 10 000 £ erzielte. Diese Niederlage, von den Boeren als tief schmerzende und noch heute unvergessene Demüthigung empfunden, war das Sandkorn, welches die Wagschale zu ihren Gunsten senkte. Da England die Oberhoheit über das Land ausgesprochen hatte, war ihm die Aufgabe erwachsen, dessen Verwaltung und Erhaltung des Friedens und der Ordnung zu übernehmen. Auf den Drakensbergen, in einem wild zerklüfteten, noch heute sehr unzugänglichen Gebiete, lebte der Stamm der Bassutos unter dem höchst intelligenten und energischen Häuptling Moschesch. Es ist nicht unsere Aufgabe, hier auszuführen, in welcher Weise die Geschichte dieses Volkes in die der Boeren eingreift. Für unseren Zweck genügt es, mitzutheilen, daß dieser Stamm den Engländern nach der Annexion des Boerenstaates viel Mühe machte, ohne daß England die Fähigkeit der Boeren besaß, Eingeborenenhäuptlinge rasch und dauernd zur Vernunft zu bringen. Eine bewaffnete Expedition gegen Moschesch wurde nöthig, da aber die Boeren sich von jeder Unterstützung der ihnen aufgedrungenen Regierung fern hielten, scheiterte das Unternehmen in jeder Richtung. Nicht nur mit dem Ansehen, sondern auch mit der Macht Englands war es jetzt in diesen Gegenden wirklich zu Ende; namentlich hatten die kleinen Stämme der Eingeborenen alles Vertrauen verloren und erwarteten größeren Vortheil und mehr Sicherheit von Moschesch, auf dessen Seite sie sich zu schlagen begannen. Die Boeren verstanden es, aus der Nothlage Englands Vortheil zu ziehen. Sie boten durch eine an den britischen Residenten geschickte Gesandtschaft ihre Hülfe in Beilegung der Angelegenheit an, unter der Bedingung, daß sie in keinerlei Weise mehr gehindert würden in ihren Bestrebungen, sich als unabhängige politische Gemeinschaft zu organisiren. Nach langen Verhandlungen kam endlich ein Vertrag zu Stande, der nach dem Orte, an welchem die Delegirten der Boeren zusammentrafen, „Sandriver-Convention“, genannt wurde und vom 17. Januar 1852 datirt ist. England erkannte das Gebiet nördlich vom Vaalfluß als unabhängig, unter der selbständigen Verwaltung der Boeren, an und wünschte mit denselben „in freundschaftlichen Beziehungen zu stehen, um gemeinsam Frieden, Handel und gutes Einvernehmen mit den Eingeborenen zu fördern“. Aber noch größere Gaben hatte das Geschick für

die Boeren im Vorrath. Moschesch war noch nicht beruhigt, und neue kriegerische Unternehmungen von Seiten Englands wurden erforderlich. Die hierzu aufzuwendenden Mittel standen in keinem Verhältniß zu den möglicher Weise zu erreichenden Vortheilen, und England gab den Bitten der Boeren nach, auch die anderen, von diesen als ihr Land bezeichneten Gebiete als unabhängig und unter Boerenverwaltung stehend anzuerkennen. Dies geschah in demselben Jahre, in welchem die Sandriver-Convention gezeichnet wurde.

Das Ziel der Boeren war erreicht. Im Jahre 1837 hatte der große Exodus aus der Capcolonie stattgefunden; sechzehn Jahre waren seitdem verflossen, Jahre der härtesten Kämpfe, schwersten Entbehrungen, bittersten Enttäuschungen. Viele der kühnen, umsichtigen Führer hatten ihr Leben gelassen für das, was sie erstrebt, und manche materielle Existenz war dafür geopfert worden. Aber in der nachwachsenden Generation war der Geist der „Voortrekkers“ und ihrer Väter, der alten Holländer, lebendig geblieben, die einst lieber den heimathlichen Boden den herbeigerufenen Meereswellen preisgeben, als ihn durch den Herzog Alba unterjochen lassen wollten. Groß waren die Erfolge ihrer zähen Beharrlichkeit gewesen. Die geschulten Riesenarmeen der kriegslustigen Könige der Eingeborenen waren geschlagen, deren Macht gebrochen, drei Staaten waren gegründet worden, und nur dem auf diplomatischem Gebiete überlegenen bitteren europäischen Feinde war es möglich geworden, mit der Feder zu vernichten, was das Schwert auf manchem blutigen Gange gewonnen hatte. Trotz aller Schicksalsschläge jedoch war das Vertrauen der Boeren zu sich selbst und zur Gerechtigkeit ihrer Sache niemals erschüttert worden, und glänzend wurde ihre Ausdauer belohnt. Zwei Staaten, den heutigen Transvaal und den Oranje-Freistaat, nannten die Tapferen jetzt ihr eigen, deren einer fast die Größe Frankreichs, deren anderer die von Schottland besitzt, und unter eigenen Gesetzen lebten die Boeren dort — ein freies Volk auf seinem freien Boden. Mag man diese halb vergessene Episode moderner Geschichte betrachten wie man will, mag man sich selbst principiell als Gegner der Boeren auf Seite der Engländer oder der farbigen Stämme schlagen, immer wird das Häuflein dieser entschlossenen und besonnenen Pioniere unsere höchste Bewunderung erwecken, und wir, die wir an diesem kernigen Boerenstamm mitunter Holz von unserem Holze zu erkennen vermögen, können nicht umhin, neben der Bewunderung auch unsere volle Sympathie jenem Volke zu schenken, welches nach dem Ausspruche unseres größten Dichters sein Leben und seine Freiheit in vollem Maße verdient, weil es sie täglich erobern mußte.

Schattenleben.

[Nachdruck untersagt.]

Bist du dir schon einmal vorgekommen wie dein eigener Schatten? Ich mir wohl. Es ist ein seltsames, über allen Ausdruck friedliches Gefühl. Ich kann es in mir erwecken, wenn ich am Abend, besonders im Spätherbst, auf- und abgehe im geschlossenen Gang des ersten Stockwerks unseres Hauses. Er ist lang und ziemlich schmal und verbindet das hochgewölbte Treppenhaus mit einer Brücke, die in den Garten führt. An seinen Wänden hängen Teppiche und Bilder, die Fenster sehen auf eine vierfache Reihe uralter Linden. Einst bildeten sie eine undurchsichtige Wand, und ihre Wipfel überragten das Dach. Jetzt sind sie dürr und gestutzt, große Lücken haben sich im Laube gebildet, das morsche Geäst stöhnt im Winde, der Boden ist mit schwarzen, dürren Zweiglein bedeckt, Greisenkindern, die spät geboren, früh schon abfallen. Sie führen einen kleinen Todtentanz mit welken, raschelnden Blättern im Sande auf. Manchmal auch nimmt der Wind einige von ihnen auf seine Flügel, trägt sie durch die Lüfte und wirft sie an die Scheiben, und das gibt einen leisen, dumpfen Ton, wie wenn Nachtfalter ans Fenster stoßen.

Sonst Alles ruhig, das große Licht am Himmel untergegangen, die kleinen Lichter im Hause noch nicht angefacht. Die Leute gönnen sich eine kurze Rast vor der langen, die die Nacht bringen wird.

Ich bin allein mit den Geistern der Einsamkeit. Mein Gehen wird sehr bald ein Gleiten, ich brauche die Füße kaum mehr zu heben, ich bin federleicht, bewege mich vorwärts fast ohne mein Zuthun. Allerlei Gestalten tauchen dicht vor mir auf, aus dem Boden, aus den Wänden, oder kommen mir entgegen von weit, weit her. Und wenn ich an einem Ende des Ganges bin, weichen sie aus, scheinen verschwunden — sind wieder da, schweben mir nach . . .

Da taucht eine Erinnerung aus der Kinderzeit auf — und ich sehe mich rasch um, instinctmäßig. Ja, das war einst, das war eigen. Ich weiß, daß ich Jahre lang den Zweifel in mir trug, ob denn außer mir noch etwas wirklich sei, ob ich nicht allein lebe, fühle, athme in einem ungeheuren Nichts. Wohin du nicht siehst, da ist nichts, dachte ich. Der Blick deines Auges erschafft die Welt, die du siehst. Ich war im Kampf mit diesem Nichts, das sich vor mir für ein Etwas ausgab; ich suchte es zu überlisten, es gleichsam auf der That zu ertappen. Ich rannte zuweilen im Garten vorwärts, so rasch

ich konnte, und wendete mich dann plötzlich um und meinte: einmal wirst du's erwischen, das Weiße, das Leere. Aber ich erwischte es nie, es war immer schneller als ich; eh' ich mich umsehen konnte, hatte die Decoration sich wieder aufgestellt. Das fortwährende Mißlingen dieser Versuche betrübte mich übrigens nicht sehr, wie mich denn auch merkwürdiger Weise der Gedanke nicht traurig machte, daß alle Menschen, die ich liebte, an denen mein Herz hing, nichts Anderes waren als Gebilde meiner Phantasie, die zerrannen, sobald ich sie nicht mehr ansah.

Und daß sich unter diesen Phantasiegebilden einige befanden, die mich mit großer Strenge behandelten, die ich fürchtete, denen ich gehorchen mußte, auch das beirrte mich nicht im Glauben an ihre Wesenlosigkeit. Dummes Kind, das ich war, und immer fröhlich, ohne Grund zur Fröhlichkeit . . . Arme, mutterlose Kindheit!

Ist der reich, der nicht weiß, wie arm er ist, oder doppelt arm? Arm oder reich, geliebt oder ungeliebt — ich war. O Glück zu sein, unausrottbare Lust am Dasein! Jetzt noch, in einem schwachen Nachhall, in einem Schein des Lebens regst du dich. — Wie gut zu sein, wie gut auch, zu vergehen. Ins Nichts? O nein. Das hab' ich gelernt: Alles ist, nur nicht das Nichts. Kein banges Sterben, ein Scheiden in tiefster Seelenruh. Wie der Weg auch sei, Allweisheit hat ihn vorgezeichnet, Allwissenheit kennt sein Ziel. In seliger Zuversicht betret' ich ihn, kein Bangen vor dir, Allwissenheit!

Da schwebt er vorbei der Schatten der Kindertage, und welche lange Reihe von Schatten ihm nach. Viele sind dunkel, düster und kalt, manche sind hold und duftig, wie die Schatten rosiger Wolken, die hinfliegen über das Gefild. Mir bangt nicht vor den dunkeln, ich freue mich nicht der holden, ich weiß nichts von Angst und von Freude, mir thut nichts weh und nichts wohl.

Nun tauchen Bilder auf. Wollt ihr mich Lügen strafen? Weckt ihr noch Freud und Leid? Ihr seid Erinnerungen. Wer hat euch gerufen? Geht dahin, wo eure Heimath ist — ins große Reich des Vergessens. In Scharen ziehen sie. Was doch ein langes Leben bringt und — nimmt. Vorbei, vorbei — nicht alle. Da sind einige, die wurzeln fest. Sie dräuen, sie möchten noch im Tode verwunden. Nun denn, beharrt; thut so weh, wie man einem kühlen, dahin gleitenden Schatten thun kann. Kindheit, Jugend, reifes Alter, Alles vergangen, Alles wie gehüllt in die Nebelschleier des Traums. Vergangene Freuden, überstandene Leiden, sind wie geträumte Freuden und Leiden.

Nun wieder an der Glasthür und einen Blick hinaus ins Dunkel; ein Wagen rollt. Die Hunde schlagen an. Jauchzendes Gebell. So begrüßen sie nur Einen. Große, wuchtige Schritte kommen rasch über die Brücke. Ist er's? Ja, das ist die geliebte Wirklichkeit. Eine hohe Gestalt tritt in die Thür:

„Aber Marie," sagt der beste aller Brüder, „so spät noch auf dem Gange, Du mußt Dich ja erkälten."

Marie von Ebner-Eschenbach.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Februar.

Aus den bekannten Vorgängen in Ostasien, in der Türkei und in Südafrika hat die englische Regierung die Consequenz gezogen, daß die britische Flotte einer beträchtlichen Verstärkung bedürfe. In wesentlich bescheidenerem Rahmen sind die Forderungen gehalten, die im Marinebudget dem deutschen Reichstage vorgelegt worden sind. Im Hinblick auf die Gerüchte, die von einem umfassenden, in der gegenwärtigen Session bereits vorzulegenden Flottenplane wissen wollten, hat nun der Staatssecretär des Auswärtigen Amtes, Freiherr von Marschall, in der Sitzung der Budgetcommission vom 7. Februar ausdrücklich erklärt, daß in dieser Session eine solche Vorlage nicht eingebracht werden würde. Vom Standpunkte des auswärtigen Dienstes wurde aber zugleich betont, daß das Bedürfniß einer Vermehrung der deutschen Flotte, insbesondere an Kreuzern, sich seit dem vorigen Jahre nicht nur nicht vermindert, sondern im Gegentheil erheblich vermehrt habe. Als Ursache dieser Nothwendigkeit bezeichnete Freiherr von Marschall nicht etwa eine Aenderung der überseeischen oder überhaupt der auswärtigen Politik Deutschlands, da eine solche Aenderung weder erfolgt noch beabsichtigt sei. Vielmehr handelt es sich, wie hervorgehoben wurde, um die Sicherung der deutschen Colonien, um die Erhaltung und Befestigung der deutschen Autorität daselbst und ferner darum, die Deutschen im Auslande, sowie die überseeischen Interessen, insbesondere Deutschlands Handel und Schiffahrt nach Maßgabe der Verträge und des Völkerrechts wirksam zu schützen. Thatsächlich hat sich bei verschiedenen Anläßen gezeigt, daß die Marineverwaltung nicht in der Lage war, sobald deutsche Interessen auf dem Spiele standen, unverzüglich Kreuzer direct nach den in Betracht kommenden Gewässern zu entsenden; vielmehr mußten dann zu wiederholten Malen deutsche Schiffe, die sich auf wichtigen Stationen befanden, abberufen werden, so daß sie erst auf Umwegen an das Ziel gelangten. Es braucht nur auf die Vorgänge in Marokko hingewiesen zu werden, als es galt, für die Ermordung des Deutschen Rockstroh von dem Sultan Genugthuung zu erlangen.

Die deutsche Regierung hat aber zugleich die parlamentarische Lage richtig erkannt, wenn sie „uferlosen" Plänen unverantwortlicher Rathgeber gegenüber, die sich bei solchen Gelegenheiten regelmäßig vordrängen, dem Kaiser den Beweis erbrachte, daß es einen umfassenderen Organisationsplan nur gefährden hieße, falls bereits in dieser Session weitgehende Forderungen an den Reichstag gestellt würden. Zu den gegenwärtig unüberwindlichen Schwierigkeiten im Parlamente kommt auch, daß die deutsche Stahlindustrie und die deutschen Werften gar nicht im Stande wären, für die Herstellung neuer Panzer und Kreuzer noch mehr zu leisten, als ohnehin von ihnen verlangt werden muß. Sollte aber die fremde Industrie, wohl gar die englische, in Anspruch genommen werden, so wären sicherlich Diejenigen, die jetzt am lautesten die unverzügliche Flottenvermehrung im großen Stile verlangen,

auch die heftigsten Tadler eines solchen Vorgehens. Ueberdies drängt die Lage der auswärtigen Politik keineswegs zu übereilten Entschließungen. Wie besonnen die deutsche Regierung verfährt, erhellt aus dem jüngst veröffentlichten Weißbuche sowie aus der vom Freiherrn von Marschall am 13. Februar über die südafrikanische Angelegenheit gehaltenen Reichstagsrede. Der wiederholte lebhafte Beifall, mit dem diese Rede auf allen Seiten des Hauses aufgenommen wurde, legte vollgültiges Zeugniß für die Einhelligkeit ab, mit der im Principe Deutschlands des Zieles klar bewußtes Verhalten gebilligt wurde.

Inmitten der Wandlungen, die sich in jüngster Zeit auf dem Gebiete der hohen Politik vollzogen, hat sich das europäische Friedensbündniß, die Tripelallianz, als der feste Pol erwiesen. Allerdings sind hie und da Stimmen laut geworden, die sich in dem Sinne vernehmen ließen, daß der Dreibund eine Abschwächung erfahren habe. Als Deutschland in Uebereinstimmung mit Rußland und Frankreich diplomatische Schritte in Tokio unternahm, durch die verhütet werden sollte, daß Japan die im Kriege gegen China erzielten Erfolge im Uebermaße ausbeute, tauchten die ersten Nachrichten von einer neuen Orientirung der europäischen Großmächte auf. In Wirklichkeit mußte jedoch von Anfang an daran festgehalten werden, daß durch die Bündnißverträge Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn und Italien keineswegs das Zusammengehen der einen oder der anderen dieser Mächte, sei es mit England, sei es mit Rußland oder Frankreich, verhindert werden sollte. Bezweckte der Dreibund vor Allem die Aufrechterhaltung des Friedens, so konnte dieses Ziel nur um so sicherer erreicht werden, wenn die anderen Staaten sich von denselben Bestrebungen leiten ließen. Als sich die Annäherung zwischen Frankreich und Rußland vollzog, machte sich gleichfalls die Auffassung geltend, daß ein Gegengewicht gegenüber der Tripelallianz gefunden wäre, durch das diese wesentliche Einbuße erfahren müßte. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, daß der Dreibund mit seinem bestimmten Zwecke, die Großmachtstellung der betheiligten Factoren nicht beeinträchtigen zu lassen, nicht berührt werden könnte, wenn andere Staaten unter einander in nähere Beziehungen treten.

Eine besondere Stellung nahm Großbritannien von Anfang an ein. Konnte mit Fug darauf hingewiesen werden, daß die englischen Interessen im Mittelländischen Meere sich mit denjenigen Italiens zum Theil deckten, so wurde doch zugleich betont, daß weder ein Whig- noch ein Tory-Cabinet in der Weise bindende Verpflichtungen übernehmen könnte, daß gewissermaßen ein Anschluß Englands an den Dreibund erfolgte. Als aber England seine Machtsphäre in Ostasien nach dem japanisch-chinesischen Kriege gefährdet glaubte, empfand es zuerst die Nachtheile, die sich bis zu einem gewissen Grade aus einer durch die constitutionellen Verhältnisse hervorgerufenen Isolirung ergeben. Anstatt nun durch Zugeständnisse auf dem Gebiete der Colonialpolitik, insbesondere in Afrika, wo die Abgrenzungen des Besitzstandes noch der endgültigen Feststellungen bedürfen, berechtigte Empfindlichkeiten zu versöhnen, trug gerade die englische Regierung zur Verschärfung der Gegensätze bei. In der Transvaal-Angelegenheit hat zwar das Cabinet Salisbury die Friedensstörer desavouirt, die vom Caplande aus einen Einbruch in die Südafrikanische Republik unternahmen, die deutsche Regierung hat aber nur den in allen Culturländern anerkannten Rechtsstandpunkt betont, als sie den Boeren ihre Sympathien nicht vorenthielt.

Daher erscheint es unverständlich, weshalb aus dem mit dem officiellen Verhalten der englischen Regierung durchaus im Einklange stehenden Vorgehen Deutschlands der Schluß gezogen werden soll, daß der Dreibund in diesem Falle versagt habe. Als ob Deutschlands Actionsfreiheit, abgesehen von dem durch die Bündnißverträge bestimmten Zwecke, eine Beschränkung erfahren hätte. Die Schlußfolgerungen italienischer Oppositionsorgane lauteten jedoch dahin, daß durch das einseitige Handeln der deutschen Regierung eine Entfremdung zwischen England und Italien veranlaßt worden sei. Diese Beweisführung ist durchaus unzu-

treffend. In England ist sehr wohl bekannt, daß das vom Kaiser Wilhelm II. an den Präsidenten der Südafrikanischen Republik, Krüger, gerichtete Glückwunsch-Telegramm in gar keinem Zusammenhange mit der Tripelallianz steht, so daß sich auch nicht absehen läßt, inwiefern diese bei einem den Entschließungen der deutschen Regierung in Verbindung mit der Initiative des Kaisers Wilhelm II. entspringenden, ebenso hochherzigen wie erfolgreichen Schritte in Betracht kommen kann. Nicht minder verfehlt erscheint die Auffassung Derjenigen, die darauf hinweisen, daß die anderen Mächte des Dreibundes in weitgehender Weise verpflichtet werden könnten, wofern es einer einzelnen zustände, eine selbständige große politische Action zu insceniren.

In Wirklichkeit muß daran festgehalten werden, daß Deutschland sowohl als auch Oesterreich-Ungarn und Italien, jedes für sich, berechtigt ist, ohne jede Beschränkung eine Frage der hohen Politik aufzuwerfen und zu lösen, sobald dadurch Zweck und Ziel des Dreibundes nicht berührt werden. Geschah es aber insbesondere in englischem Interesse, wenn an dem völlig einwandfreien Verhalten der deutschen Regierung in der ostasiatischen Frage, sowie später in der Angelegenheit der Südafrikanischen Republik Kritik geübt wurde, so boten die jüngsten Vorgänge auf der Balkan-Halbinsel, namentlich in Bulgarien, den Anlaß zu Ausstreuungen, nach denen die Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn nicht gemäß der Tendenz des Dreibundes gepflegt worden wären. Die deutsche Regierung ist wie durch diesen auch durch den Berliner Vertrag gebunden, in dem ausdrücklich festgesetzt worden ist, daß Rußland, nachdem es in dem letzten orientalischen Kriege schwere Opfer an Blut und Gut gebracht, auch maßgebenden Einfluß in Bulgarien beanspruchen darf. Es kann daher nur mit Genugthuung aufgenommen werden, wenn es gelingt, ein gutes Verhältniß zwischen der bulgarischen Regierung und Rußland herzustellen. Auch entspricht es gerade dem europäischen Friedensbündnisse, wenn eine Ursache der Beunruhigung, wie sie in dem Gegensatze zwischen dem Zaren und dem Prinzen Ferdinand vorhanden war, beseitigt wird. Da in der bulgarischen Verfassung angeordnet ist, daß das Fürstenhaus der „orthodoxen" Kirche angehören muß, wurde gegen den Prinzen Ferdinand insbesondere dessen römisch-katholische Confession als Einwand geltend gemacht. Durch die Entschließung, den erstgeborenen Sohn des Prinzen, Boris, zur orthodoxen Kirche übertreten zu lassen, ist nun ein wesentliches Hinderniß für die Anbahnung besserer Beziehungen zwischen Rußland und Bulgarien aus dem Wege geräumt worden.

In einem officiösen Communiqué der russischen Regirung wird daran erinnert, daß diese, als sie im Jahre 1886 ihre Agenten aus Bulgarien abberief, mit einer solchen Maßnahme keineswegs die Bande zerreißen wollte, die das Fürstenhaus mit Rußland verknüpften. In Petersburg wurde aber Gewicht darauf gelegt, daß die Bulgaren selbst den Anfang machten zur Wiederherstellung besserer Beziehungen. Als erster Schritt in diesem Sinne wird nun das vom Prinzen Ferdinand an den Zaren gerichtete schriftliche Ersuchen bezeichnet, nach Sofia einen besonderen russischen Vertreter zu senden, der der Ceremonie der Vereinigung des jungen Prinzen Boris mit der orthodoxen Kirche beiwohnen soll. In dem Communiqué der russischen Regierung wird hervorgehoben, daß, als vor einigen Jahren die in Betracht kommende Bestimmung der Verfassung über die Zugehörigkeit des Fürstenhauses zur orthodoxen Kirche abgeändert werden sollte, alle Bulgaren ohne Unterschied der Partei vor der Gefahr gewarnt worden seien, die dem Volke drohe, falls es bereit wäre, den Weg der Abweichung von seinen hundertjährigen und heiligsten Ueberlieferungen zu betreten. Hinzugefügt wird, daß das bulgarische Volk die Nothwendigkeit erkannt habe, die Herrschaft des orthodoxen Glaubens im Lande zu schützen und zu befestigen, eines Glaubens, der ein Unterpfand für die unzertrennlichen geistigen Bande sei, die Rußland mit dem von ihm befreiten Bulgarien verbinden. Der Zar hat denn auch in Folge des von dem Prinzen

Ferdinand an ihn gerichteten Ersuchens einen Vertreter nach Sofia mit dem Auftrage gesendet, als Zeuge und Pathe in seinem Namen der Vollziehung des Sacramentes der Salbung an dem minderjährigen Sohne des Prinzen Ferdinand beizuwohnen.

Paris vaut bien une messe! Dieser dem Könige Heinrich IV. von Frankreich zugeschriebene Ausspruch läßt sich nunmehr dahin abändern: Sofia vaut bien une messe orthodoxe! Mögen immerhin Diejenigen, die ein unabhängiges, selbständiges Fürstenthum Bulgarien für möglich erachteten, Betrachtungen darüber anstellen, daß der Prinz Ferdinand, wenn er den inzwischen jäh hingerafften Stambulow als Premierminister behalten hätte, nicht in die Nothlage versetzt worden wäre, nunmehr das sacrifizio dell' intelletto zu bringen, so bleibt doch für die realpolitische Auffassung die Thatsache bestehen, daß nunmehr ein gangbarer Weg gefunden worden ist, auf dem die bulgarische Frage ihre nicht gewaltsame Lösung finden kann. Die russische Regierung wird auch jedenfalls die Ueberzeugung gewonnen haben, daß in den officiellen Kreisen Deutschlands das Verschwinden dieser schwarzen Punkte am politischen Horizonte nur Genugthuung hervorruft. Daß Rußland seinen Einfluß in Bulgarien befestigt, entspricht aber nur den Bestimmungen des Berliner Vertrages, an dem die deutsche Regierung stets festgehalten hat. Daß diese sich bei einer solchen Stellungnahme auch nur um einen Schritt von den mit Oesterreich-Ungarn und Italien abgeschlossenen Bündnißverträgen entfernt haben sollte, ist vollständig ausgeschlossen. Vermochten doch diese beiden Mächte selbst bisher nicht den Prinzen Ferdinand als Fürsten von Bulgarien anzuerkennen, da die Thronbesteigung nicht den im Berliner Vertrage festgesetzten Bedingungen entsprach.

Von den moralischen Bedenken, die das Verhalten des Prinzen Ferdinand hervorruft, wird bei der lediglich die unmittelbaren politischen Folgen ins Auge fassenden Beurtheilung seines, nicht ohne heftige innere Kämpfe gefaßten Entschlusses, abgesehen. Ueberraschen kann nicht, daß der Papst und die orléanistischen Verwandten des Prinzen Ferdinand dessen Charakterschwäche aufs Entschiedenste mißbilligen. Vor die Wahl gestellt, in absehbarer Zukunft Bulgarien unfreiwillig zu verlassen oder die Situation zu retten und sich, allerdings um schweren Preis, mit dem Zaren zu versöhnen, hat Prinz Ferdinand dem eigenen Märtyrerthume die Confessionsänderung seines Sohnes vorgezogen — ein Ausweg, der minder ehrenvoll als bequem erscheint. Ueberdies darf nicht ohne Weiteres angenommen werden, daß nunmehr alle Schwierigkeiten, die sich der Anerkennung des Prinzen als Fürsten von Bulgarien entgegenstellen, aus dem Wege geräumt sind. Vielmehr wird Rußland noch andere Bedingungen stellen, bis der endgültige Ausgleich erfolgt. Immerhin kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Lage auf der Balkan-Halbinsel eine Klärung erfahren hat.

Sind aber die Aussichten für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens nach der Versöhnung zwischen dem Zaren und dem Prinzen Ferdinand noch günstiger geworden, so haben Italien und Spanien nach wie vor mit Schwierigkeiten in den Colonien zu kämpfen. Der Heldenmuth, den die italienischen Expeditionstruppen bei Amba Aladschi und in Makalle an den Tag gelegt haben, verbürgt, wie gehofft werden darf, den Sieg der italienischen Waffen, sobald erst der Oberbefehlshaber General Baratieri in der Lage ist, mit den ihm zur Verfügung gestellten ausreichenden Streitkräften die militärischen Operationen in großem Stile durchzuführen. Allgemeine Ueberraschung erregte das Verhalten der Schoaner gegenüber den Besatzungstruppen von Makalle, die, von der einzigen Wasser-Quelle abgeschnitten, sich bis zuletzt auf das Muthigste vertheidigten und den vom Negus von Abessinien, Menelik selbst geführten Gegnern schwere Verluste zufügten, bis sie mit allen militärischen Ehren und unter Bewahrung der Waffen und Geschütze das Fort räumten.

Hatten die Italiener lebhafte Besorgnisse gehegt, daß die von dem Oberstlieutenant Galliano commandirten „Tausend von Makalle“ von den Schoanern

aufgerieben werden könnten, so regten sich auch bei allen civilisirten Nationen Sympathien für die tapferen Italiener. Kaiser Wilhelm II. war es dann, der seine Kenntniß der italienischen Volksseele bekundete, als er durch die Verleihung des Rothen Adlerordens mit Schwertern an den Oberstlieutenant Galliano, sowie durch den Ausdruck der die Italiener beseelenden Gefühle die festen Bande, die Deutschland mit Italien verknüpfen, noch inniger gestaltete. In Italien wurde die Symbolik sehr wohl verstanden, die darin lag, daß der deutsche Kaiser einen italienischen Officier in derselben Weise ehrte, als handelte es sich um einen Erfolg der deutschen Waffen. Von demselben Gesichtspunkte aus müssen die Glückwünsche beurtheilt werden, die Kaiser Wilhelm dem italienischen Botschafter in Berlin, Grafen Lanza, nach der Wiedervereinigung der Tausend von Makalle mit dem Hauptcorps der Expeditionstruppen übermittelte. Durch die von deutscher Seite bewährte unablässige Theilnahme wurden zugleich am sichersten die falschen Gerüchte widerlegt, die von einer Erkaltung der Beziehungen zwischen Deutschland und Italien wissen wollten.

Ein in der Kriegsgeschichte seltener Vorgang wurde durch die Nebenumstände dargestellt, unter denen sich die Befreiung der Tausend von Makalle vollzog. Konnte im Hinblick auf die heldenmüthige Vertheidigung des Oberstlieutenants Galliano keinem Zweifel unterliegen, daß die in dem Fort eingeschlossenen Streitkräfte dieses eher in die Luft sprengen, als sich den Schoanern unter schimpflichen Bedingungen ergeben haben würden, so mußte Ras Makonnen zugleich für den Negus von Abessinien, Menelik, die bedingungslose Bürgschaft für den ehrenvollen Abzug der Italiener übernehmen, bevor diese Makalle räumten. Der Rückmarsch erfolgte dann in der Weise, daß die italienischen Truppen mit allen Waffen und Geschützen in Begleitung des Ras Makonnen marschirten, während Menelik in einer gewissen Entfernung folgte. Neue Besorgnisse regten sich wegen des Schicksals einer Anzahl Officiere, die nicht mit ihren Kameraden und den Mannschaften in das Hauptquartier des Oberbefehlshabers der italienischen Expeditionstruppen, Generals Baratieri, zurückkehrten, sondern als Geiseln zurückbehalten werden sollten. Nach einigen Tagen wurden aber auch diese Officiere freigegeben, so daß die gesammte Besatzung von Makalle bis auf die geringen Verluste, die sie bei der Vertheidigung des Forts selbst erlitten, unversehrt geblieben ist.

Da der Negus von Abessinien mit dem „Geleit“ der Italiener zugleich den Zweck verfolgte, seine eigenen Scharen gegen einen Flankenangriff von Seiten des Hauptcorps des Generals Baratieri zu decken, durfte von Anfang an nicht etwa angenommen werden, daß der italienische Oberbefehlshaber auch nur im Geringsten auf seine volle Actionsfreiheit verzichten müßte. Wie es sicherlich nicht sentimentale Anwandlungen waren, durch die Menelik sich leiten ließ, als er eine in seinem Namen von Ras Makonnen übernommene Verpflichtung erfüllte, so hätten die Italiener durchaus ihre Lebensinteressen in der Colonie Eritrea, sowie die militärische Nothwendigkeit verkannt, wenn sie auf die energische Durchführung der zur vollständigen Sicherung ihrer Besitzungen erforderlichen Operationen verzichten wollten.

Da die Verstärkungen der Expeditonstruppen aus dem Mutterlande eingetroffen sind, durfte die Hoffnung auf einen entscheidenden Schlag gehegt werden. Ließe sich dagegen General Baratieri auf Friedensverhandlungen ein, die von dem Negus von Abessinien nur mit dem geheimen Vorbehalte geführt wären, nach dem Abzuge der italienischen Streitkräfte neue Treulosigkeiten zu verüben, so würden dem italienischen Volke in absehbarer Zukunft größere Opfer auferlegt, als jetzt erforderlich sind. Hierzu kommt noch, daß die dem Oberbefehlshaber nunmehr zur Verfügung stehenden Truppen durchaus genügend erscheinen, den König Menelik zur Anerkennung des im Friedensvertrage von Ucciali seiner Zeit festgesetzten italienischen Protectorates zu zwingen, während ohne einen solchen entscheidenden Sieg später die Ränke von der französischen Besitzung Obok aus von Neuem gesponnen werden würden. Auch ist festgestellt worden, daß über diese französische Besitzung Waffen

eingeführt wurden. Nur durch entschlossenes Vorgehen kann das italienische Protectorat über Abessinien dauernd begründet werden. Die Gegner einer solchen Betonung der Colonialpolitik müßten durch die Vorgänge in Tunesien belehrt worden sein, welchen Schaden nicht bloß das Ansehen Italiens, sondern auch dessen Handel und Industrie durch die Verdrängung von Seiten des französischen Einflusses erlitten haben. Allerdings hält der Conseilpräsident Crispi mit Fug dafür, daß durch die Kündigung des italienisch-tunesischen Handelsvertrags die früheren Verträge mit der Regentschaft über das Niederlassungsrecht der Italiener nicht aufgehoben worden seien. Trotzdem erscheint es durchaus geboten, daß die italienische Regierung mit Rücksicht auf die in Tunesien gemachten Erfahrungen in der Colonie Eritrea eine entschlossene, jede Zweideutigkeit zurückweisende Politik verfolgt.

In Cuba hat sich jüngst gezeigt, wohin das Gegentheil einer solchen Politik führen muß. Denn es darf nicht geleugnet werden, daß der frühere spanische Oberbefehlshaber und Generalgouverneur, Marschall Martinez Campos, durch die zahlreichen Rücksichten, die er bei der Unterdrückung des Aufstandes walten ließ, dessen Fortdauer und Wachsen verschuldet hat. Anstatt seine Streitkräfte zu zersplittern, hätte der Marschall einen festen Operationsplan durchführen müssen; wie denn auch in Folge des Mangels an einem solchen die Insurgenten aus den östlichen Provinzen der großen Antille bis in die unmittelbare Nähe der Hauptstadt Havanna und in die westlichste Provinz vorgedrungen sind. Ein großer Fehler war auch, daß es den Expeditionstruppen an Cavallerie fehlte, während die Aufständischen damit aufs Reichlichste versehen waren und, ohne aufgehalten zu werden, rasch operiren konnten. Der Nachfolger des Marschalls Martinez Campos, General Weyler, dessen deutsche Abstammung hervorgehoben wird, gilt als eine Persönlichkeit von großer Energie, so daß in Spanien die Hoffnung gehegt wird, es werde ihm gelingen, des Aufstandes Herr zu werden. In Barcelona als Generalcapitän der Provinz Catalonien hat General Weyler zuletzt durch die Entschiedenheit, mit der er die anarchistische Bewegung bekämpfte, sich den Dank aller Freunde einer gesicherten Staatsordnung verdient.

Auch verhehlt sich der neue Oberbefehlshaber auf Cuba sicherlich nicht, welche Tragweite der Verlust der großen Antille für das Mutterland haben müßte. Die öffentliche Meinung in Spanien spiegelt diese Besorgnisse deutlich wider, und daraus erklären sich die Kundgebungen, die aus Anlaß der Rückkehr des Marschalls Martinez Campos in Madrid und anderen spanischen Städten stattfanden. Hatte sich die Abreise nach Cuba zu einem Triumphzuge des Wiederherstellers der Monarchie in Spanien gestaltet, so wurde er nunmehr, nachdem seine Mission sich als verunglückt erwiesen hatte, wie ein schlechter Schauspieler von einem Theile der Bevölkerung ausgezischt. Die Rolle des Marschalls Martinez Campos ist jedoch keineswegs beendet, vielmehr ist nicht ausgeschlossen, daß er für sein Mißgeschick auf Cuba in der inneren Politik Revanche zu nehmen versuchen könnte. Für Spanien haben sich aber die Einmischungen der Generale in die innere Politik sehr häufig als verhängnißvoll erwiesen, und das Mißtrauen gegen alle solche Versuche erscheint in vollem Maße berechtigt.



Literarische Rundschau.

Unsere Kriegsflotte.

[Nachdruck untersagt.]

Unsere Kriegsflotte. Dem deutschen Volke in Wort und Bild dargestellt von Georg Wislicenus, Capitänlieutenant a. D., unter Mitwirkung der Marinemaler Carl Saltzmann, Friedrich Schwinge und Willy Stömer. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1895.

Als einen Gewinn können Flottenfreunde dieses Werk begrüßen, dessen vortrefflicher Text und dessen ausgezeichnete, an die Seestücke eines Gudin und Melbye erinnernde Bilder ihm das Anrecht auf einen ausgedehnten Leser- und Interessentenkreis geben, so weit ein solcher im Reiche und außerhalb desselben sich findet[1]).

Daß dieser Kreis nicht gerade wächst, ist kaum zu leugnen. In einer Zeit, wo die Landmacht fortdauernd neue Mittel heischt, muß die Seemacht — so meint man — sich bescheiden. Wo der Monarch beiden das gleiche Interesse entgegenbringt, tritt für die heute in Betracht kommenden Volkswirthe diejenige zurück, die jüngsten Datums ist. Ein Jeder, der den Entwicklungsgang unserer Flotte mit nüchternem Auge betrachtete, mußte erkennen, daß es sich für weitaus die meisten unserer Landsleute nur um jenes „Achtung gebietende" Phantom handelte, von dem um 1848 so viel die Rede war, wo unter Anderem Georg Herwegh „deutschen Töchtern" zurief: „zu spinnen deutsches Linnen für deutsches Segeltuch".

Selbst in der Zeit der hölzernen Schiffe haben wir es nie zu einem Linienschiff gebracht; ein Programm zum Bau von fünf dergleichen ist noch unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. in ernster Verhandlung gewesen. Es hat nicht sein sollen; und als England den „Conqueror", ein stolzes Hundert-Kanonenschiff, zum Besitz anbot für unsere Betheiligung an der Occupation Syriens, da gingen wir lieber nicht nach Syrien, als uns das vermeintliche Danaergeschenk aufzubürden. Und doch sind wir zuletzt noch zu einem Linienschiff, dem „Renown", gekommen, aber erst da, wo man sich dem weiteren Bau solcher Schiffe längst entfremdet hatte.

Seitdem spielt die Vereinigung maritimer Streitkraft in Stahl und Eisen, in Dampf und Elektricität, in der Darstellung der Schiffsgefäße wie der Kanonen und Geschosse finanziell eine wesentlich andere Rolle, und es ist wohl erklärlich, wenn immer noch ängstliche Erwägungen sich geltend machen. Und doch wird Niemand leugnen, daß an der ganzen 48er Bewegung der Flottengedanke sicher das Gesündeste war, und hätte man eine kraftvolle Bethätigung folgen lassen, so würden die wirklich erwünschten Fortschritte auf vielen anderen Gebieten sich daran geschlossen haben.

---

[1]) Es ist inzwischen bereits eine zweite Auflage des Werkes erschienen. Die Redaction.

Dies auszuführen, ist hier nicht der Ort; aber das vorliegende Werk ist wohl geeignet, die Gedanken der Nation darauf hinzulenken, und das Bewußtsein von der Bedeutung der Flotte immer neuen Boden gewinnen zu lassen.

Man braucht nicht weit Umschau zu halten, um von deutschen Staatsmännern zu hören, daß für eine wirklich kräftige Marinepolitik „im Reiche nicht genug Matrosen wachsen". Solcher Behauptung kann man doch wohl entgegen halten, daß das Eine das Andere ergänzt, und die Forderung auf Gegenseitigkeit beruht. An Material hat es nie gefehlt, und noch heute ist die Bevölkerung unserer Küstenbezirke die männlichste; wer genau nachsieht, findet in Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern und Hannover ein Ueberwiegen der männlichen Bevölkerung über die weibliche, was dem Wachsthum der Matrosen zu Gunsten kommt; volksthümlich ist der Seeberuf in den Küstenländern deutscher Zunge schon längst; man mache ihn nur heimisch für die eigene Schiffahrt und nutzbringend genug, um nicht andere Flaggen mit unseren Seeleuten zu bedienen.

In dieser und in manch' anderer Beziehung ist der Text des Werkes „Unsere Kriegsflotte" nicht nur des Lesens, sondern auch der Beherzigung werth. Mit Recht meint der Verfasser, es fehle unserem Volke nicht sowohl die Liebe zur Flotte als die Bekanntschaft mit ihrem Wesen; es sei ihm noch nicht zum Bewußtsein gekommen, welchen Einfluß die „Seegeltung" oder die „Seegewalt" auf das Gedeihen des Vaterlandes habe.

In der Schilderung der Fahrzeuge aller Art ist der Text gerade ausführlich genug, um jedem Laien verständlich zu sein; auch bemüht er sich, den Leser aufzuklären in Dingen, die, wegen der Neuheit der Technik, selbst unter Fachmännern streitig sind. Schlingerbewegungen der Schiffe werden, wie hier zu bemerken ist, nicht von der hohen, sondern von der tiefen Schwerpunktslage bedingt; ranke Schiffe neigen zum Kentern, steife zum Schlingern; die letzteren haben die tiefe, die ersteren eine hohe Schwerpunktslage. Einer der strittigsten Punkte ist die Frage, ob Schlachtschiffe nothwendig oder nicht. Es gibt eine ganz neue Schule, die sie verwirft, der Geschwaderkämpfe überhaupt verwerflich sind. Die Mittelpartei der Fachmänner hält sie nach wie vor für unerläßlich und hat bei fast allen Seemächten bis dahin Recht behalten. Merkwürdig genug, daß ganz besonders diejenigen Politiker den sogenannten Kreuzerkrieg als Hauptsache empfehlen, die der „Freiheit des Privateigenthums zur See" das Wort reden. Kreuzerkrieg ist gewiß ein wirksames Mittel für den Seekrieg, aber die Hauptsache bleibt das Ringen der aufs Aeußerste angespannten Gewalt, und sie kann sich nur verkörpern in Schiffen, die zum Schutz und Trutz den höchsten Anforderungen genügen. Daß man solchen Schiffen den Spielraum ihres Wirkens nicht beengen darf, liegt in den allgemeinen Voraussetzungen des Seekrieges. Wer seinen Feind nur vor den eigenen Thoren erwarten möchte, gibt, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, die See und alle überseeischen eigenen Interessen von vornherein preis.

Das Bild des „Brandenburg"-Geschwaders zeigt dieses als eine respectable Macht, die es in der That auch ist; nur genügt es, wie der Verfasser durchblicken läßt, namentlich im Punkte der Schnelligkeit nicht ganz der Forderung der Zeit. Auch die Wendigkeit der Schiffe wird gerühmt, nicht ganz mit Recht, denn darin sind ihnen ältere Schiffe überlegen: 400 Meter Drehkreis der „Brandenburg" gegen 350 Meter des „Kaiser".

In Betreff des „Sachsen"-Geschwaders hätte der Verfasser wohl den geringen Tiefgang betonen können, ein Umstand, der diesem Geschwader die Ostseehäfen zugänglich macht, was wohl zu beachten. Ueberhaupt verdienen diese Schiffe nicht ganz den unterwerthigen Ruf, der ihnen anhaftet. Der Fehler ihrer Langsamkeit wird durch Umänderung ihrer Maschinen verbessert, und ihre ganze Entstehungsgeschichte steht in Verbindung mit der auch heute im Reichstage wieder auftauchenden Anschauung, wonach unsere künftigen Gefechte nur in heimischen Gewässern stattfinden dürften, eine Anschauung, der die Natur des Seekrieges aber völlig wider-

spricht. Wer im Seekrieg Seide spinnen will, hat seinen Feind aufzusuchen und nicht ihn zu sich kommen zu lassen. Das ist nicht allein taktisch und strategisch, sondern auch politisch und volkswirthschaftlich das Richtige, und mit finanziellen Rücksichten kommt man nicht darüber hinweg.

Bei seiner Entwicklungsgeschichte des Panzerschiffbaues hätte der Verfasser hinzufügen können, daß in Frankreich das seiner Zeit vortrefflichste Schrauben-Linienschiff, der „Napoléon", in das erste Panzerschiff, die „Gloire", umgewandelt wurde, und somit den Reigen des Panzerschiffbaues in Europa eröffnete. Und mit dieser neuen Aera hat denn eine solche auch in der Marinemalerei begonnen; die Kunst der Darstellung maritimer Gegenstände und Vorgänge war uns fast fremd, aber in dem vorliegenden Werke sieht man mit Genugthuung, wie auch der deutsche Künstler heute der Sache gerecht wird.

Von den hier gebotenen Bildern gebühren dem „vor Brüsterort spähenden Greif und Meteor" als Marinestück, und in maritim-landschaftlicher Beziehung dem Bilde mit der „Hohenzollern" im norwegischen Fjord der Preis; das erstgenannte Bild von W. Stöver, das andere von C. Saltzmann. Aber auch alle anderen sind des Lobes werth und verdienen weite Verbreitung. Denn wenn es äußerliche Mittel gibt, den Patriotismus zu heben, so sind die Bilder der Flotte eins der geeignetsten; und sicherlich nicht eines der letzten, um die Geister ausländischer Deutschen dem Vaterlande zu bewahren, ist der Einfluß der Flotte, ihrer Machtentfaltung, und der von ihr geschützten Interessen.

Vice-Admiral Batsch.

Briefe von David Friedrich Strauß.

Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller. Mit einem Porträt in Lichtdruck. Bonn, Emil Strauß. 1895.

In das Gemüthsleben von Friedrich — denn dies war der Rufname — Strauß ward uns ein tieferer Einblick erstmals vergönnt, als wir zu Ende des Jahres 1877 das „Poetische Gedenkbuch" erhielten, das bis zu diesem Zeitpunkte nur dem vertrauten Freundeskreise bekannt gewesen war. Damals sahen wir staunend, daß der Mann, den man so oft den Lessing des neunzehnten Jahrhunderts, unter Beschränkung auf das Gebiet theologischer und literarischer Kritik und mit eben demjenigen relativen Recht, das allen Vergleichungen inne wohnt, hatte nennen hören, von seinem Doppelgänger auch das warme Herz und das zarte Empfinden geerbt hatte, das man bei solchen Naturen am wenigsten zu vermuthen pflegt.

Nun hat derselbe Mann, der das „Poetische Gedenkbuch" in die Welt hinaus sandte, der mit Strauß im Leben so innig verbundene Eduard Zeller, uns auch eine 608 Stück umfassende Auswahl von Strauß' Briefen geschenkt, wodurch jene erste Gabe in wunderbarer Weise ergänzt, vertieft, erweitert wird. Es hat etwas Ergreifendes, zu sehen, wie der große Geschichtschreiber der griechischen Philosophie, der eben, am 22. Januar 1896, sein zweiundachtzigstes Lebensjahr vollendet hat, mit einer bis heute ungebrochenen Kraft dem längst vorangegangenen Freunde das letzte Denk- und Ehrenmal aufrichtet.

Denn darum handelt es sich: aus diesen Briefen tritt uns Strauß in einer solchen Gestalt entgegen, daß wir ihn den großen Zügen seines Wesens nach hochachten und verehren, daß wir mit ihm fühlen, mit ihm uns freuen und mit ihm trauern müssen; nichts, was ihm nahe trat, was ihm ans Herz griff, kann uns fremd bleiben. Vor Allem natürlich erfaßt uns im Innersten jene erschütternde

Tragödie seines Lebens, die heiße Liebe zu Agnes Schebest, der gottbegnadeten Sängerin, die kurze Ehe mit ihr — dann die furchtbar bittere Enttäuschung, hierauf die unter herben Kämpfen und Schmerzen durchgeführte Trennung, endlich das nachwirkende Weh, die bleibende Wunde des innersten Herzens. Schlägt man das „Poetische Gedenkbuch“ auf, so wird man an das Wort erinnert: „Am lautesten entquillet Gesang dem wunden Schwan.“ Die Briefe — obwohl gerade hier die Auswahl naturgemäß gar manches hat unterdrücken müssen — geben nunmehr die vollen Erläuterungen zu den Gedichten. Der geistreiche, Alles mit schneidend klarem Verstand beurtheilende Kritiker wird ganz hingenommen von der Macht des Gesanges und dem bestrickenden Reiz des Weibes, in der nach den Berichten Aller, die sie sahen, Juno Gestalt angenommen zu haben schien. Er, der schon seit Jahren, von der Aussicht auf ein Amt und anregende amtliche Thätigkeit fast ausgeschlossen, seine Verödung und Vereinsamung schmerzlich empfunden hatte (Brief vom Osterdienstag 1838), glaubte in der Verbindung mit dieser Frau das Glück seines Lebens, den Ersatz für so manches Bittere zu finden; er sprach mit den Nächsten, mit Bruder und Freunden Alles durch, was gegen eine solche Ehe sich irgend sagen ließ: „Ich habe nun, da ich mich auf alle möglichen Bedenklichkeiten eingelassen und sie überwunden habe, eine stille, ruhige Freudigkeit gewonnen. Die Verbindung, durch Leidenschaft geschlossen, durch den Verstand erschüttert, hat sich nun auf dem Boden der Vernunft wieder hergestellt und fest begründet“ (20. Juni 1842). Er glaubte damals, daß trotz Allem und Allem „dieser über Büchern verkommene Dr. Faust die Liebe eines zu dauerhafter Jugend angelegten Wesens sich werde erhalten können“ (ebenda). Im September 1842 ward die Ehe durch Strauß' Freund Rapp eingesegnet; einige Zeit hindurch ist Alles Glück und Seligkeit: aber bald — gerade hiervon sind freilich die Spuren nur spärlich vorhanden — klingen Laute des Zweifels, des Vermissens wahrer Weiblichkeit bei dem dämonischen Weibe hindurch, und im Sommer 1846 ist die Trennung entschieden. Noch oft sind wir von da ab Zeugen der Seelenstürme, die den starken Mann in den Tiefen seines Wesens aufwühlen, wenn „Armida oder Medea“ sich ihm wieder naht, oder die zwei Kinder, die sie ihm geboren hat, die Eltern wieder von selbst daran mahnen, daß das Band nicht hätte reißen sollen. Aber es bleibt schließlich doch bei der Scheidung für immer. Am 6. August 1842, wenige Wochen vor der Hochzeit, hat Strauß an Rapp geschrieben: „Es muß, es wird gut gehen; wo nicht, so müßte die Schuld mehr an mir als an ihr liegen.“ Wir wollen die Frage, ob diese Wahrsagung sich bewahrheitet hat, zu entscheiden uns nicht anmaßen; nur so viel mag gesagt sein, daß der tiefste Grund der tragischen Verkettung in einem Gegensatz der Charaktere lag, den beide, im innersten Kern edle und ungewöhnliche Naturen, zu heben nicht vermochten.

Neben den Aufschlüssen über diese tragische Herzensgeschichte, deren Folgen Strauß, wie gesagt, niemals verwunden hat, bietet der Briefwechsel natürlich sonst noch des Interessanten übergenug. Wir rechnen dahin namentlich die zahlreichen Stellen, durch die auf das Entstehen der Strauß'schen Schriften Licht fällt. So lese man in dem an Märklin gerichteten Briefe vom 6. Februar 1832 die gedankenschwere Skizze einer Vorlesung über das Leben Jesu, aus der dann das berühmte Werk erwuchs, das eine wahre Revolution in der theologischen Wissenschaft hervorbrachte. Weiter erwähnen wir die Beiträge, die uns zur plastischeren Erfassung so manches berühmten Mannes jener Zeiten verhelfen: eine begeistertere, lebensvollere Schilderung Hegel's, eine ergreifendere seiner Bestattung, als Strauß sie aus Berlin (15. November 1831) entwirft, kann man nicht schaffen. „Der Gottesacker war mit Schnee bedeckt; rechts stand die Abendröthe, links der aufgehende Mond. Neben Fichte, wie er gewünscht hatte, wurde Hegel beigesetzt . . . Man trat näher ans Grab, und eine von Thränen gedämpfte, aber hochfeierliche Stimme sprach: Der Herr segne Dich u. s. w. Es war Marheineke.“ Vor Allem aber gewinnen wir über Strauß' eigene Art und die Phasen, die sein innerer Mensch durchlief, die

reichsten Aufschlüsse. In erste Linie stellen wir hier den mächtigen Eindruck, den man von der Tiefe seines Gemüthslebens empfängt. „Was meinst Du," schreibt er am 1. April 1849 aus München an Rapp, „daß ich jetzt bei jedem Spaziergang empfinden muß, wenn ich, wo Sonne und Grün ist, Kinder sich tummeln sehe? (In dem Vertrage mit seiner Frau war ausgemacht, daß Agnes Sohn und Tochter bis zum sechsten Lebensjahre bei sich haben sollte.) An meinem Fenster steht ein kleiner Epheustock; der treibt nun frisch, und aus jedem Blatt quillt ein Büschel kleiner Würzelchen hervor, die bestimmt sind, in eine Mauer oder einen kleinen Baumstamm sich einzuschlagen; da ihnen diese hier fehlen, so müssen sie verdorren. Wie ich das zum ersten Male sah, traf mich schmerzlich der Gedanke an meine Kinder, deren Trieb zum Vater auch so an der Luft verdorren muß." „Vor einiger Zeit," schreibt er am 9. Juni 1849, „erhielt ich aus Anlaß der Krankheit meines kleinen Fritz einen Brief von meiner Frau, den ersten seit unvordenklicher Zeit, der mich nicht krank machte, sondern mir eher wohl that. Dieser war, wenn man bei einigen Stellen die Augen zudrückte, freundlich und mild geschrieben. Wenn es doch gelingen wollte, das Verhältniß als freundschaftliches Getrenntsein zu constituiren." Ganz besonders rührend ist das warme Freundschaftsbedürfniß, das Strauß beseelt, das verständniß- und liebevolle Eingehen auf jede Besonderheit, das uns überall entgegentritt. Im October 1849 hoffte er auf einen Besuch Märklin's, der von Heilbronn, wo er Professor am Gymnasium war, zu Strauß nach München kommen wollte. Statt des Freundes kam die Nachricht von seinem jähen Tode. „Du kannst Dir denken," schreibt Strauß am 28. October an Rapp, „wie die Botschaft auf mich wirkte, da ich Märklin's Ankunft jeden Tag erwartete; sein Bett stand aufgeschlagen, dem er jedoch das Grab vorzog. Er hatte so Unrecht nicht! Doch hätte er noch ein wenig auf uns warten sollen. Wir sind gar zu sehr verarmt durch seinen Tod, insbesondere ich, der ich nur von meinen Freunden lebe."

Ein weiterer Zug an Strauß, der uns aus vielen Stellen des Briefwechsels in wunderbarer Weise entgegentritt, ist seine feine künstlerische Besaitung. Im August 1848 besucht er die Glyptothek in München so oft, daß er Alles ohne Katalog so ziemlich weiß. Der Anblick des Junokopfes im zweiten Saale „durchschauerte mich mit Andacht . . . ich gebrauche ihn jedesmal beim Eintritt wie einen Weihkessel. Er ist die Grenzlinie zwischen dem Schönen und Erhabenen oder, wenn Du willst, Schrecklichen, der strengste altgriechische Stil, wo ich mit meinem Schönheitssinn wurzle und ewig wurzeln werde."

Von ganz besonderem Interesse sind ferner die Beiträge zur Erkenntniß von Strauß' politischen Ansichten; das Capitel, das er im „alten und neuen Glauben" der Monarchie widmet, empfängt hier neues Licht. Er ist ehrlicher Constitutioneller; aber innerhalb dieser Richtung steht er rechts. Wiederholt äußert er, daß ihm im alten Polizeistaat wohler war als jetzt, wo ein Ausguß des Geistes auf Knechte und Mägde erfolgt ist und die Weisheit auf allen Gassen sich hören läßt (13. April 1848); unter russischem Absolutismus könnte er, zwar mit beschnittenen Flügeln, doch noch existiren, aber Massenherrschaft würde ihn vernichten (24. Februar und 30. Mai 1849). „Ich bin," heißt es im ersten Briefe, „ein Epigone jener Periode der Individualbildung, deren Typus Goethe bezeichnet und aus deren Schranken ich weder heraus kann noch will . . . Nur wenn und wo mir wohl ist, wo ich mir genüge, kann ich der Welt genügen und wohl thun." Diese Grundrichtung machte ihn zum politischen Parteimann — der sich muß anschließen und unterordnen können — schlechthin unfähig; trotzdem hat er sich 1848 um einen Sitz im Frankfurter Parlament beworben und einen im württembergischen Landtage für Ludwigsburg erlangt; es ist aber in vielfacher Hinsicht bezeichnend, daß er dieses Eintreten in eine ihm innerlich gründlich unsympathische Laufbahn, der er bald freiwillig entsagte, damit erklärt: „Die Ludwigsburger packten mich an der schwächsten Seite,

an der gemüthlichen" (24. Februar 1849). Das war gewiß wahr, so wenig man es auch vielleicht erwartet, und ebenso wahr sind die Zeilen auf S. 223:

„Ungläubig, hör' ich, nennen mich die Leute;
Ob ich nicht eher fromm bin, weiß ich nicht;"

und das ganze Weh, das seine Seele, von keinem Fremden gesehen, mit Geiersklauen zerriß, tönt uns aus den gleich darauf folgenden Zeilen entgegen:

„Nie hab' ich vor dem Tode mich gefürchtet;
Ob ich nicht längst gestorben, weiß ich nicht."

Ein paar der glänzendsten Briefe, die Strauß geschrieben hat, die 1870 an Ernst Renan gerichteten Schreiben, hat Zeller dieser Sammlung nicht eingereiht, weil sie schon anderweit gedruckt waren; man kann aber auch aus der Sammlung selbst das warme deutsche Herz erkennen, das in Strauß' Brust schlug. Vor Allem war er national; daß Vischer einmal meinte, wenn er gleichzeitig nach Karlsruhe und Stuttgart berufen werde, so habe er die Pflicht, sich für Stuttgart zu entscheiden, versteht Strauß nicht recht; „mir," schreibt er am 9. April 1869, „bedeutet der provinziale Unterschied deutscher Lande wenig." „Oesterreich," heißt es am 12. Juli 1866, „hasse ich, die Mittelstaaten und ihre Politik verachte ich, vor Preußen habe ich Respect, zur Liebe langt's noch nicht; aber meine Hoffnung für Deutschland ruht auf Preußen. Entweder durch Preußen oder gar nicht ist Deutschland zu helfen." Im Jahre 1870 freut er sich (1. August), „daß der Feind uns zu einer vortheilhaften Fragestellung verholfen hat, so daß, während 1866 selbst die Weisesten und Besten zweifeln konnten, auf welche Seite sie sich stellen sollten, dies heute selbst die Dümmsten wissen; und selbst die Schlechtesten wagen nicht zu thun, als wüßten sie's nicht." Die Errichtung des Reiches war auch ihm langer Sehnsucht herrliche Erfüllung; auf dem Todtenbette schrieb er am 4. Februar 1874: „Glück auf für morgen zur Reichstagseröffnung! Das sind Hauptsachen, wogegen unsere kleinen Schmerzen verschwinden." Es sollten diese Worte das Letzte sein, was er überhaupt schrieb; sie ziehen die Summe seines politischen Empfindens.

Es gibt ohne Zweifel manche Briefwechsel, die einen sonnigeren Eindruck hinterlassen, als der von Strauß; wenn ein Motto für ihn paßt, so ist es das Wort von Goethe: „Ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein." Aber es tritt uns aus ihm ein durchaus auf sich selbst ruhender, selbständiger, unbestechlicher und trotz menschlicher Schwächen lauterer Geist entgegen, der immerdar mannhaft mit den schweren Fragen des Daseins ringt. Tiefe und Klarheit der Gedanken vereinigen sich mit einer Sprache von classischem Ebenmaß und plastischer Anschaulichkeit; um ihrer Form und ihres Gehaltes willen darf man diese Sammlung als eine Zierde der Literatur und als eines jener „Besitzthümer für immer" bezeichnen, von denen Thukydides redet.

Stuttgart. Dr. G. Egelhaaf.

Eine deutsche Volksdichterin.

Katharina Koch, eine deutsche Naturdichterin. Von Karl Schrattenthal. Dritte, um den poetischen Nachlaß und die „Erinnerungen" der Dichterin vermehrte Auflage. Preßburg und Leipzig, Gustav Heckenast's Nachf. (Rudolf Drodtleff). 1895.

Die Schönheit, Tiefe und technische Vollendung der Gedichte der Johanna Ambrosius haben die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße den Dichtungen zugelenkt, die von Frauen herrühren. Es scheint, daß hier eine Zunahme poetischer Production stattfindet, welche bei uns, in der Schweiz, in Italien, Spanien, Frankreich, Eng-

land und Amerika gleichmäßig zu beobachten ist. Professor Schrattenthal, der ein der Frauendichtung gewidmetes Blatt herausgibt und ohne dessen Fürsorge Johanna Ambrosius' Gedichte vielleicht niemals gesammelt und gedruckt worden wären, sagt, daß diejenigen dichtenden Frauen die talentvollsten seien, denen niedrige Geburt und ungünstige Verhältnisse am entschiedensten die Gelegenheit, sich literarisch auszubilden, abgeschnitten hätten.

So sind von Schrattenthal auch die Gedichte einer armen Dienstmagd herausgegeben worden, die in hohem Alter in Ortenburg (Niederbayern) vor kurzer Zeit erst gestorben ist. Der kleine Band enthält Schrattenthal's Bericht, wie er sie kennen lernte, dann die eigene Lebensgeschichte der „Jungfer Bas", unter welchem Namen die gute Katharina Koch in Stadt und Umgegend bekannt war, darauf eine beschränkte Auswahl ihrer Verse und zuletzt eine von ihr geschriebene Geschichte. Ein volles, rundes Menschenschicksal spricht daraus uns an. Wir gewinnen die Anschauung eines klaren Geistes, der nie aus der Niedrigkeit, in die er gestellt war, äußerlich sich erheben wollte, in Gedanken und Gefühl aber sich erhob. Ihre Verse dienen dem Bedürfnisse des Tages, sie sind meist auf Bestellung entstanden. Sie bekam 40 Pfennige für ein Gedicht, von ihr selbst auf die Atlasschleifen eines Todtenkranzes geschrieben, hat sich in vielen Richtungen sonst aber versucht, und eins ihrer besten Gedichte zeigt, wie tief der Sieg von Sedan in das Herz des Volkes eingedrungen ist.

Während Johanna Ambrosius den Namen der „Volksdichterin" mit Unrecht trägt, muß er der Ortenburger Dichterin, die Schrattenthal „Naturdichterin" nennt, entschieden beigelegt werden. Zwar ist der Gegensatz von „Volk" und „Gebildeten" im Aussterben begriffen, doch er existirt immerhin noch, zumal in Süddeutschland, wo der „Unstudirte" selbst lebhafter empfindet, was ihn vom „Studirten" trenne. Bei Johanna Ambrosius' Gedichten denkt Niemand daran, daß sie von einer armen Bäuerin ausgingen, man erinnert sich nur nebenbei dieses seltsamen Umstandes; bei Katharina Koch's Versen dagegen tritt das Volksmäßige recht hervor. Sie sind für Leute verfaßt worden, denen die übrige deutsche Dichtung unbekannt bleibt. Sie bekunden das poetische Bedürfniß des Volkes. Wo sein tiefstes Gefühl Befriedigung sucht, verlangt es, das Unzulängliche der Sprache des Tages empfindend, idealen Schwung der Diction. Deutschland ist erfüllt von Versen, welche diesem Zwecke dienen und in Nord- und Süddeutschland bei Trauungen, Taufen und Todesfällen meist von den Geistlichen gefordert und geliefert werden. Die Inschriften auf Leichensteinen zeigen in den abgelegneren katholischen Gegenden nicht selten individuelle Eigenthümlichkeit. Katharina Koch's Verse enthalten Erhabenes an vielen Stellen. Ihre eigene Beschreibung ihres Lebens, dessen Traurigkeit und Entbehrungen — ihre Mutter war eine arme Magd und ihr Vater ein Soldat, den der Tod fortnahm, ehe er sie heirathen konnte — sie still erträgt, zeigt diese von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode völlig einsame Natur erfüllt von einer nie erlöschenden Zufriedenheit, die Glück genannt werden kann. Geht man vom bloßen Durchblättern des kleinen Buches zum wiederholten Lesen über, so tritt das Inhaltvolle ihrer Worte immer mehr hervor. Sie empfängt mit reinster Dankbarkeit jede Wohlthat. Ein einziges Mal war ihr Etwas wie Liebe geboten worden, eine ferne, flüchtige Morgenröthe aber nur, der nie ein Sonnenaufgang folgte. Sie widmet dieser Erinnerung ein kurzes Gedicht, das durch seine Einfachheit ergreift. Ein Dasein entfaltet sich vor unseren Blicken — eine Persönlichkeit, deren geringfügige Schicksale den Schimmer von Schönheit tragen, und die als Abbild deutschen Lebens uns erfreut und erquickt. Mehr kann eigentlich nicht gesagt werden.

Gr.

αβ. **Karl Müllenhoff.** Ein Lebensbild von Wilhelm Scherer. Mit einem Bilde. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1896.

Vor zehn Jahren, als Scherer starb, hätte dies Buch schon ebenso erscheinen können. Vielleicht ist es aber günstig, daß es uns die beiden Männer gerade jetzt, wo die schärfsten Stürme über ihr Andenken schon hinweg gebraust sind, in freundlicher Lebensfülle wieder vorführt. An Wärme der Empfindung, an Frische und vielsagender Knappheit der Darstellung übertrifft es sogar noch die schöne Biographie von Jakob Grimm, in der einst der jugendliche Scherer dem angehenden Germanisten ein Vademecum bot. Begreiflich; hatte er doch Müllenhoff auch persönlich als Schüler, Freund und College nahe gestanden, und an sich selbst inzwischen erfahren, was von Leid und Freud mit einer Berliner Lehrkanzel der Germanistik verknüpft sein kann. Wie Müllenhoff an seiner Heimath hing, an der baumlosen, grünschimmernden Marsch, vor der sich „gegen das Meer zu in endloser, einförmiger Linie der Deich hinzieht"; wie der Sinn für die Märchen und Sagen seines Gaues ihn von der classischen zur deutschen Philologie führte, zu Haupt und Lachmann; wie er von Kiel, wo er ein glücklicher, aber schülerarmer Professor war, nach Berlin kam und sich gegen die Umarmung der Großstadt verzweifelt wehrte, bis er merkte, daß er da erst seinen eigentlichen großen Wirkungskreis gewonnen hatte; und wie sich auch durch seine Berliner Arbeiten und häuslichen Erlebnisse immer noch der Nachhall des heimathlichen „Quickborn" hinzog: das ist hier mit einem seelischen Einblick entfaltet, der die Gelehrtengeschichte zugleich in eine Herzensgeschichte verwandelt. Der Schlußstein ist Scherer's Akademierede auf Müllenhoff, worin er zeigt, daß der hohe Rang auch dieses scheinbar so thatsächlichen Gelehrten auf der Phantasie beruhte, mit der er seine Resultate als Ganzes voraus ahnte. Diese Rede ist ein glücklicher Ersatz für das im Manuscript fehlende letzte Capitel, in welchem Scherer, kurz bevor ihn selbst der Tod abrief, die wissenschaftliche Bedeutung von Müllenhoff's Alterthumskunde auseinandersetzen wollte.

εσ. **Friedrich Ludwig Schröder.** Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte von Berthold Litzmann. Erster Theil 1890, zweiter Theil 1894. Hamburg und Leipzig, Voß.

Dem großen Darsteller und Dramaturgen, der Deutschlands Schauspielkunst aus dem achtzehnten ins neunzehnte Jahrhundert neuschöpferisch hinüber leitet, hat Prof. Litzmann in Bonn als Forscher und Darsteller das beste Buch unserer Theatergeschichte gewidmet, ein wohlfundirtes, stattliches, fein ausgearbeitetes Denkmal mit vielen charakteristischen Nebenfiguren. Was Meyer's dürre, gebundene Biographie einst nicht vermochte, wird hier geleistet: die volle, freie Vergegenwärtigung. Allerdings, die „transitorischen" Bildungen des Mimen lassen sich nach einem Jahrhundert nur durch mittelbare Behelfe für die Nachfahren andeuten, die in Lessing's Dramaturgie leider keine Schilderung des damals feiernden Schröder finden, aber noch heute, im Gegensatze zur Weimarischen Schule der schönen Declamation und Haltung, diesem weithin wirkenden Vertreter eines natürlicheren Stils verpflichtet sind. Er schob vollends den Wanderkarren der unsteten Principalschaft in ein festes Haus. Er erschien von seinem Hamburg aus in Wien und weihte das neue Burgtheater; ihn begrüßte Schiller im Wallenstein-Prolog als Sendboten der höheren Kunst. Der Knabe sah das moderne bürgerliche Drama auf die Bretter dringen, der junge Mann erschloß, nicht ohne Besorgnisse, dem Sturm und Drang die Bühne und vollzog das Größte, was einem Theatermeister oblag, die Belebung Shakespeare's. In welcher Reihe, mit welchen Mitteln, welchen Verrenkungen auch, welchen Erfolgen, lehrt Litzmann's zweiter Theil. Da erfahren wir z. B., daß, wie dem Hamlet, so dem Othello ein „guter" Schluß aufgekleckst werden mußte, weil das unmündige Publicum die volle Ladung der Tragik am ersten Abend nicht ausgehalten hatte. Schröder's Aufsteigen zu seinen großen Hamburgischen Campagnen aus den Wirren der abenteuerlichsten Jugend wird Jeder hier mit reger Theilnahme verfolgen. Dieser überaus wechselvolle, von Nöthen und Leidenschaften hin und her, ja bis ans Verbrechen gerissene Lebenslauf thut es dem spannendsten Roman gleich, und Litzmann weiß nach der wunderlichen Vorgeschichte das Verhältniß Schröder's zur Mutter, zum Stiefvater Ackermann, zu Ekhof, zur rasch erblühenden und noch rascher schwindenden Charlotte u. s. w. uns sehr anschaulich zu machen. Im dritten Theil wird auch der Schauspieldichter und der Freimaurer hervortreten. Manches ist unnöthig breit behandelt, z. B. das ältere Geistesleben Hamburgs; was hat denn ein Triolet Hagedorn's mit Schröder zu thun? Aber die Frage, ob Litzmann sein Werk nicht hätte für weitere Kreise beherzt zusammenfassen können, wollen wir gar nicht aufwerfen, da das Ganze allen Theaterfreunden mundgerecht erscheint. Der zweite Band bringt vier Porträts.

εσ. **E. T. A. Hoffmann.** Sein Leben und seine Werke. Von Georg Ellinger. Hamburg und Leipzig, Voß. 1894.

Wer in demselben Jahre von einem dem Schuldienst verpflichteten jungen Literarhistoriker außer zahlreichen, stets förderlichen Aufsätzen diesen gehaltvollen Beitrag zur Geschichte der Romantik und eine mit schwergelehrten Quellenstudien versehene Ausgabe des „Cherubinischen Wandersmannes" empfängt, muß über solche Vielseitigkeit und Arbeitskraft staunen. Besonders erwünscht ist es in unserem Falle, daß Ellinger nicht bloß von Scherer, sondern auch von Spitta kommend dem Musiker gerecht zu werden weiß. Der ist lange vergessen und dem Publicum nie vertraut gewesen, außer wo er in Worten seinen Don Juan spielt, seinen Ritter Gluck aufruft, krause

Kreisleriana zum Besten gibt und wie auf Schumann so auf R. Wagner nach mehr als einer Seite hin wirkt. Der Schriftsteller drang rasch weit über Deutschlands Grenzen und blieb besonders den Franzosen reizvoll. Bei uns ist bis heute sein Einfluß auf die Poesie der Nachtseiten zu spüren. Seine Virtuosität des Absonderlichen, Schiefen, Verkratzten, Gruseligen, Schaudervollen, seine Gegensätze des Romantischen und des Philisterhaften, der wirklichen und der jenseitigen Welt, aber auch seine ruhige Umschau aus „des Vetters Eckfenster" hält uns noch im Bann. Ellinger hat die Art und Kunst des Dichters sorgsam geprüft und gefällig dargestellt. Von Hoffmann's Persönlichkeit ein grinsendes, unheimliches Zerrbild zu geben, wie das etwa Kurz im „Deutschen Novellenschatz" gethan, liegt Ellinger so fern, daß bei ihm vielmehr der berühmte Gast von Lutter und Wegener in seinen Civilverhältnissen als Jurist und als Gatte beinahe einen Stich ins Spießbürgerliche bekommt. Für die zweite Auflage wünschen wir ein Porträt und die Reproduction einiger Zeichnungen.

ϱ. **Platen's Werke.** Herausgegeben von G. A. Wolff und V. Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Das Wort, mit dem es ehemals Sitte war, den Inhalt Platen'scher Dichtung auf Kosten ihrer Form herabzusetzen, hat längst seinen Sinn verloren und ist, im Gegentheil, zum Worte des höchsten Lobes geworden. Wenn die Vollendung und makellose Reinheit seiner Verse die Vorstellung des Marmors weckt, so wird man doch nicht länger an dessen Glätte, dessen Kälte, sondern nur noch daran denken, welcher Künstlergeist ihn gestaltet und welches Schönheitsgefühl in ihm seinen unvergänglichen Ausdruck gefunden hat. Platen ist Einer von Denen, die mit dem Ablauf der Zeit immer größer werden; jung gestorben, wird er leben, so lange die deutsche Literatur lebt, während Mancher, den sein Aristophanischer Pfeil getroffen, dem Gedächtniß der Gegenwart fast schon entschwunden scheint. Seine Literaturkomödien nicht am wenigsten mit ihren prachtvollen Parabasen werden nachfolgende Geschlechter entzücken, aber hier auch, wenn irgendwo, Texterläuterungen immer nöthiger werden. In dieser wie in jeder anderen Hinsicht können wir die vorliegende Ausgabe nicht genug empfehlen: die Darstellung von Platen's Leben und Werken, die den Gedichten und jedem folgenden Werk vorangehenden Einleitungen und sie begleitenden Anmerkungen machen den Herausgebern nicht minder Ehre, als Druck und Ausstattung der Verlagsbuchhandlung. Wir begrüßen mit besonderer Freude diese Ausgabe im Jubiläumsjahre Platen's, das uns hoffentlich auch den lang ersehnten Schluß seines Tagebuches bringen wird.

ν. **Euphorion.** Zeitschrift für Literaturgeschichte. Herausgegeben von August Sauer. Bamberg, Buchner. 1894 ff.

Professor Sauer in Prag bringt als vorzüglich bewährter Herausgeber und Darsteller alle Rechtstitel zur Leitung eines solchen, für die Forscher unentbehrlichen, für die Liebhaber unterrichtenden und anregenden Organs mit. Möge der melodische, sinnvolle Name, der, auf unser größtes Dichtwerk weisend, Deutsches und Antikes, Romantisches und Classisches umfängt, dem Unternehmen mehr Glück bringen, als die „Archive", „Vierteljahrschriften" u. s. w. gefunden haben. Die Zünftigen allein können derlei Zeitschriften nicht lange über Wasser halten, die Bibliotheken der Mittelschulen sind arm, die Unterrichtsverwaltungen spröde: „Bald löst, ich fürchte, sich der Verein," wenn keine Abhülfe aus gebildeten Laienkreisen kommt. Gewiß ist hier nicht Allen Alles genießbar, und auch der Fachgenosse wird fragen, ob z. B. an Bürger's hundertstem Todestag ein solcher Schwall von Briefen ausgeschüttet werden mußte. Im Ganzen aber ist der Neigung, Studentenarbeiten zu veröffentlichen und den Quark zu peitschen, Einhalt geboten worden. Ueber Methoden und Ziele sprechen berufene Männer. Aus den Recensionen ragen Meisterstücke wie die von Haym über ein Reisejournal W. von Humboldt's hervor. Eine überreiche Bibliographie wird beigegeben. Das Ergänzungsheft des zweiten Bandes ist ganz dem neunzehnten Jahrhundert gewidmet: Brentano, Körner, Grillparzer, Mörike und G. Keller, dessen Capriccio „Der Apotheker von Chamounix" hier in der ursprünglichen Fassung erscheint.

εσ. **Das Urtheil des Zeus und andere Novellen.** Von Henryk Sienkiewicz. Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Helena Majdanska. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1895.

Wir möchten, wenn einmal die heute fast unvermeidliche Betitelung stattfinden soll, lieber sagen: „Der Leuchtthurmwächter und Anderes", denn dieser auf eine amerikanische Insel verschlagene, zuletzt durch Heimathsklänge seiner Pflicht entrissene Lynceus Skawinski ist eine Meistergestalt, und „das Andere" fällt nicht durchaus ins Gebiet der Novelle als moderner Kunstform. „Das Urtheil des Zeus" bemüht einen zu schwerfälligen Götterapparat zum Beweis, daß eine schöne Bäckerin Athens aus bloßer Dummheit gegen Apoll spröd ist. „Sei gesegnet!" heißt eine zarte, tiefsinnige indische Legende. „Ein Traum" gibt eine von fern an Poe erinnernde Vision und deren seltsame Umsetzung in die Wirklichkeit. „An der Quelle" bringt, vielleicht zu sehr auf den Effect der Lösung hin berechnet, die seligen dissolving views eines abgewiesenen und dem Wahnsinn verfallenen Freiers. Weitere Gaben werden sehr willkommen sein. Die Uebersetzung ist keine landläufige Schleuderarbeit, sondern sauber und künstlerisch. Daß der Sprachgebrauch der Hellenen dem Fräulein Majdanska nicht ganz so vertraut erscheint wie das Polnische und das Deutsche — man geht „nach Stoa" oder „in Piräus" — soll ihrer internationalen Bildung keinen Abbruch thun.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bain. — Charles XII. and the collapse of the swedish empire 1682—1719. By R. Nisbet Bain. G. P. Putnam's sons. 1895.

Bamberger. — Politische Schriften von 1868—1878. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1896.

Beaume. — Les Vendanges. Par Georges Beaume. Paris, Librairie Plon.

Bellermann. — Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Vierter und achter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Beyschlag. — Bischof Dr. Reinkens und der deutsche Altkatholicismus. Von Dr. Willibald Beyschlag. Berlin, Hermann Walther. 1896.

Borcke. — Auf dem Kriegspfade. Von Heros von Borcke. Herausgegeben von Hermann Müller-Bohn. Berlin. Paul Kittel. 1895.

Brandes. — William Shakespeare. Von Georg Brandes. Siebente und achte Lieferung. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Bulle-Rigutini. — Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch von Giuseppe Rigutini und Oskar Bulle. Sechste und siebente Lieferung. Leipzig, Tauchnitz. 1896.

Collignon. — Geschichte der griechischen Plastik von Maxime Collignon. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thraemer. Erster Band. Dritte Lieferung. Strassburg, Karl J. Trübner. 1896.

Conrad. — Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Von Professor Dr. Hermann Conrad. Berlin, Hermann Walther. 1896.

Cordes. — Die Reform der Schwurgerichte, eine brennende Frage unserer gegenwärtigen Gesetzgebung. Zweite, veränderte Auflage der Schrift: Schwurgericht oder Schöffengericht? Von A. Cordes. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1896.

Cyon. — Histoire de l'entente franco-russe 1886—1894. Documents et souvenirs par Elie de Cyon. Deuxième édition. Lausanne, B. Benda. 1895.

Cyon. — La guerre ou la paix? Par E. de Cyon. Lausanne, B. Benda. 1891.

Dayot. — Napoleon I. in Bild und Wort. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern von Armand Dayot, übertragen von O. Marschall von Bieberstein. 10. bis 13. Lieferung. Leipzig, Schmidt & Günther. 1895.

Dilloo. — Handschriften-Deutung. Kurze Anleitung zum Selbstunterricht. Mit 208 Schriftproben zur Erklärung des Textes. Von Frau Professor J. Dilloo. Friedenau-Berlin, Wilhelm Wohlthat. 1896.

Elénew. — Les prétentions des séparatistes finlandais. Par Théodore Elénew. Paris, Charles Lavauzelle. 1895.

Falke. — Buddha, Mohammed, Christus. Ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Von Robert Falke. Erster darstellender Theil: Vergleich der drei Persönlichkeiten. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1896.

Friedmann. — Der Hemmschuh. Roman von Fritz Friedmann. Breslau, S. Schottlaender. 1896.

Friedrich. — Die Erwerbung des Herzogthums Preußen und deren Consequenzen. Historische Studie von Siegmar Friedrich. Berlin, Alexander Duncker. 1896.

Gizycki. — Zur Beurtheilung der Frauenbewegung in England und Deutschland. Von Lily von Gizycki. Berlin, Carl Heymann. 1896.

Guidotti. — Ebe. Romanzo politico. Palermo, Libreria Carlo Clausen. 1895.

Guidotti. — Selika di Kartum. Romanzo politico. Palermo, Libreria Carlo Clausen. 1896.

Halbe. — Lebenswende. Eine Komödie von Max Halbe. Dresden, Georg Bondi. 1896.

Hartmann. — Tagesfragen, von Eduard von Hartmann. Leipzig, Hermann Haacke. 1896.

Herold. — Le livre de la naissance, de la vie et de la mort de la bienheureuse Vierge Marie. Légende de A.-Ferdinand Herold. Paris. Edition de Mercure de France.

Jacks. — Robert Burns in other tongues. A critical review of the songs and poems of Robert Burns. By William Jacks. Glasgow, James Mac Lehose and Sons. 1896.

Kuenberg-Stolberg. — Moni und Mirzl. Eine Geschichte vom Hochkönig von Bertha Gräfin von Kuenberg-Stolberg. Innsbruck, A. Edlinger. 1896.

Kupffer. — Leben und Lieben. Gedichte von Elisar von Kupffer. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson. 1896.

Lang. — Die Bildung des Harzgebirges. Von Otto Lang. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1896.

Langmann. — Realistische Erzählungen von Philipp Langmann. Leipzig, Robert Friese. Sep.-Cto.

Leimbach. — Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Characteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Sechster Band. Zweite Lieferung. Leipzig, Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Lemcke. — Illustrirter Ocean-Führer. Von Heinrich Lemcke. Leipzig, Gustav Weigel.

Liermann. — Graf Albrecht von Roon, Kriegsminister und Feldmarschall. Ein Bild seines Lebens und Wirkens von Otto Liermann. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Linde. — Aus dem Sachsenwalde. Von Richard Linde. Mit Lichtdruckbildern nach Aufnahmen des Verfassers von J. Löwy in Wien. Hamburg, Otto Meißner. 1896.

Mémoires du duc de Persigny publiés avec des documents inédits, un avant-propos et un épilogue par M. H. de Laire, cte. d'Espagny. Paris, Librairie Plon. 1896.

Michel. — L'idée de l'état. Essai critique sur l'histoire des théories sociales et politiques en France depuis la révolution. Par Henry Michel. Deuxième édition. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1896.

Mosca. — Elementi di scienza politica. Roma. Fratelli Bocca. 1896.

Naudé. — Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Siebenjährigen Krieges. Von Albert Naudé. Erster Theil. Leipzig, Duncker & Humblot. 1895.

Olberg. — Das Elend in der Hausindustrie der Confection. Von Oda Olberg. Leipzig, Fr. Wilh Grunow. 1896.

Osborn. — Die Frauen in der Literatur und der Presse. Von Dr. Max Osborn. Drittes Tausend. Berlin, Richard Taendler. 1896.

Osterloh. — Das Ende. Erzählung von Osterloh. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Pages choisies des grands écrivains. Théophile Gautier. Par Paul Sirven. Paris, Armand Collin & Cie.

Peez. — Zur neuesten Handelspolitik. Sieben Abhandlungen von Dr. Alexander Peez. Wien, Commissions-Verlag von Georg Czelinski.

Pirazzi. — Deutschland. Zehn vaterländische Gesänge von Emil Pirazzi. Jubiläums-Ausgabe zur Viertel-Säcularfeier der Gründung des Reichs. Offenbach a. M., Theodor Steinmetz. 1896.

Renner. — Gedichte. Von Gustav Renner. Zweite Auflage. Rixdorf-Berlin. Selbstverlag.

Roesch. — Demosthenes als Redner und Staatsmann. Von W. Roesch. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1896.

Salomon. — Deutschlands Leben und Streben im neunzehnten Jahrhundert. Geschildert von Ludwig Salomon. Stuttgart, Levy & Müller.

Schwetschke. — Aus Bismarck's Zeit (1879—1895). Vaterländische Gedichte von Eugen Schwetschke. Heidelberg, Otto Peters. 1896.

Seidel. — Die Musik der armen Leute und andere Vorträge von Heinrich Seidel. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1896.

Semmig. — Friede! Der deutsch-französische Conflict in unparteiischer Beleuchtung. Ein Nachwort zur 25jährigen Gedenkfeier des Tages von Sedan. Von Prof. Dr. Hermann Semmig. Leipzig-Reustadt, Opitz & Böhme. 1896.

Slatin-Pascha. — Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht. 1879—1895. Von Rudolf Slatin-Pascha. Deutsche Originalausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1896.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

